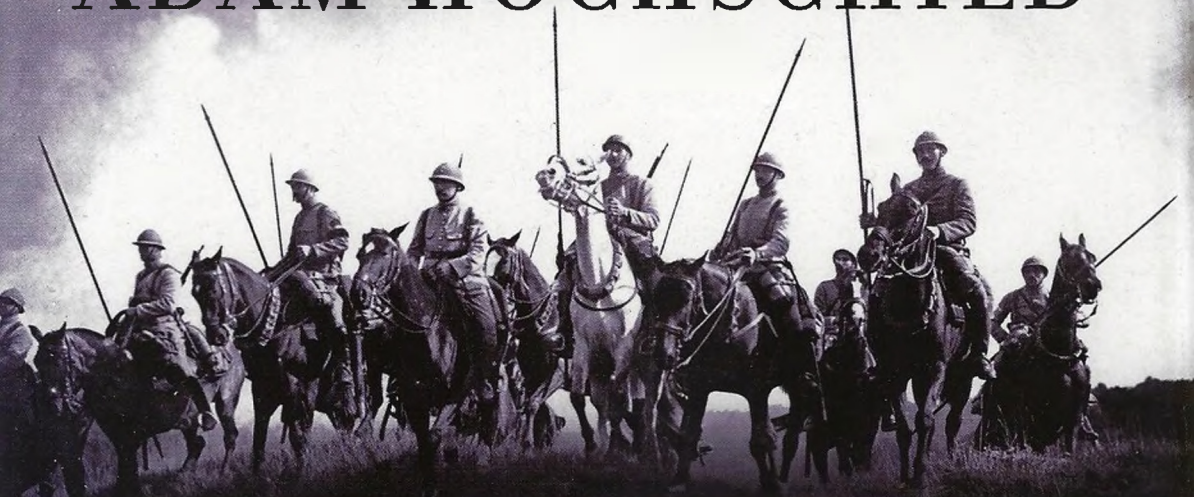


ADAM HOCHSCHILD



DER

# GROSSE KRIEG

Der Untergang des alten Europa  
im Ersten Weltkrieg



ADAM HOCHSCHILD  
DER GROSSE KRIEG

»Tief und schmerzlich ruft dieses Buch Gefühle  
hervor, die sich kaum ermessen lassen.«

*Christopher Hitchens, New York Times Book Review*

Der Erste Weltkrieg bleibt die Chiffre für den ewigen Wahnsinn von Kriegen. Warum gerieten so viele Nationen in einen Rausch der Gewalt? Warum über vier Jahre sinnloses Massensterben? Warum setzten sich kühlere Köpfe nicht durch? Ein fesselndes Buch, das Ereignisgeschichte und große Porträtkunst meisterhaft verbindet.

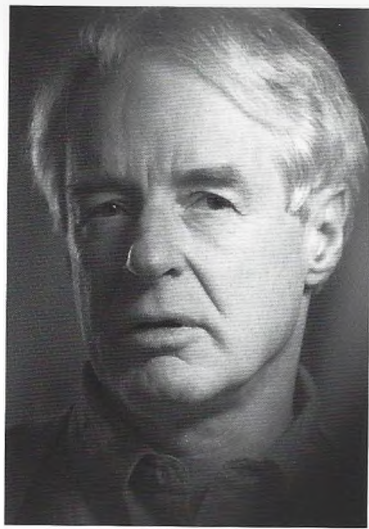
WWW.KLETT-COTTA.DE

ISBN 978-3-608-94695-6



9 783608 946956

In einem spannenden Epos lässt Hochschild diesen Krieg, dessen Echo bis in unsere Zeit nachhallt, anschaulich, lebensnah und erschütternd wie nie zuvor lebendig werden. Er richtet seinen Blick auf das Kriegsgeschehen und die diplomatischen Verwicklungen der großen Mächte. Im Zentrum der Darstellung stehen nicht nur die prominenten Befürworter des Krieges (u. a. Rudyard Kipling, H. G. Wells, Conan Doyle und John Galsworthy); viele, wenig beachtete Kritiker und Gegner aus allen Schichten kommen zu Wort. Zahlreiche meisterhafte Porträts von Kaiser Wilhelm II., Kaiser Franz Joseph, den Romanows und der Generäle wie von Hindenburg, von Moltke, Ludendorff, French, Haig, Milner und des jungen Churchill runden das Panorama ab. Hunderte von Soldatenfriedhöfen säumen die Felder in Belgien und Frankreich; dort kamen Millionen Soldaten in dem Krieg ums Leben, der allen Kriegen ein Ende machen sollte. Gelingt es uns, die Wiederholung dieser Geschichte zu vermeiden?



#### **ADAM HOCHSCHILD**

geboren 1942 in New York City, lehrte an der Graduate School of Journalism der University of California, Berkeley. Er lebt als Autor und Journalist in San Francisco und schreibt u. a. im »New Yorker«, in »Harper's Magazine«, »The New York Review of Books«, »The New York Times Magazine«. Seine Bücher gewannen zahlreiche Preise.

ADAM HOCHSCHILD

DER  
**GROSSE**  
**KRIEG**

**Der Untergang des alten Europa  
im Ersten Weltkrieg  
1914-1918**

Aus dem Amerikanischen  
von Hainer Kober

Klett-Cotta

*Für Tom Engelhardt*

*Kenner des Britischen Weltreichs  
Koryphäe im Buchgeschäft*

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

«*To End all Wars. A Story of Loyalty and Rebellion, 1914-1918*»

im Verlag Houghton Mifflin Harcourt, New York, 2011

© 2011 by Adam Hochschild

© 2013 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Fotomechanische Wiedergabe nur mit

Genehmigung des Verlags

Printed in Germany

Redaktion: Renate Wartmann, Beuren; Antje Peter, Berlin;

Marion Winter, Esslingen

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Fotos: © gettyimages (Kavallerie) / © CORBIS (Friedensfrauen)

ISBN 978-3-608-94695-6

Eingelesen mit **ABBYY Fine Reader**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

# INHALT

Einleitung: Der Zusammenbruch aller Träume .....	7
<b>TEIL I DRAMATIS PERSONAE .....</b>	<b>19</b>
1. KAPITEL Bruder und Schwester .....	21
2. KAPITEL Ein Mann ohne Illusionen .....	37
3. KAPITEL Die Pfarrerstochter .....	51
4. KAPITEL Heilige Krieger .....	67
5. KAPITEL Boy Miner .....	85
6. KAPITEL Am Vorabend .....	99
<b>TEIL II 1914 .....</b>	<b>115</b>
7. KAPITEL Ein sonderbares Licht .....	117
8. KAPITEL Wie Schwimmer auf dem Sprung ins reinigende Bad .....	141
9. KAPITEL ... wo der gerechte Gott die Kämpfe überwacht .....	161
<b>TEIL III 1915 .....</b>	<b>183</b>
10. KAPITEL Das ist kein Krieg.....	185
11. KAPITEL Mittendrin.....	199
12. KAPITEL Not This Tide .....	217
<b>TEIL IV 1916 .....</b>	<b>235</b>
13. KAPITEL Wir bedauern nichts .....	237
14. KAPITEL Allmächtiger, wo ist der Rest der Jungs? .....	265
15. KAPITEL Die Waffen wegwerfen .....	283

<b>TEIL V 1917</b> .....	<b>311</b>
16. KAPITEL In den Pranken des Löwen .....	313
17. KAPITEL Die Welt ist mein Vaterland .....	333
18. KAPITEL Auf dem Festland ertrinken.....	355
19. KAPITEL Bitte stirb nicht.....	371
<b>TEIL VI 1918</b> .....	<b>391</b>
20. KAPITEL Mit dem Rücken zur Wand.....	393
21. KAPITEL Mehr Tote als Lebende .....	419
<b>TEIL VII EXEUNT OMNES</b> .....	<b>431</b>
22. KAPITEL Des Teufels eigene Hand.....	439
23. KAPITEL Ein imaginärer Friedhof.....	457
Anmerkungen.....	479
Literatur .....	499
Bildnachweis.....	512
Dank .....	513
Register.....	517

# EINLEITUNG

## *Der Zusammenbruch aller Träume*

Eine frühe Herbstkühle liegt in der Luft, während sich der Spätnachmittag des Augusttags golden auf die hügelige Landschaft Nordfrankreichs senkt. In den Mulden zwischen den sanften Anhöhen sammeln sich schon Schatten. Die Felder sind von den mannshohen, maschinengepressten Ballen der letzten Heuernte übersät. Bullige Traktoren ziehen Anhänger – gross wie Güterwaggons – voller Kartoffeln oder gehäckseltem Futtermais hinter sich her. Auf einer niedrigen Anhöhe beschirmt ein Wäldchen die Zeugen einer anderen, am selben Ort fast 100 Jahre zuvor eingebrachten Ernte. Jeder Grabstein auf dem kleinen Friedhof trägt einen Namen, einen Dienstgrad und eine laufende Nummer; auf 162 Steinen sind Kreuze angebracht, auf einem der Davidstern. Falls bekannt, ist auch das Alter des Mannes in den Stein gemeisselt: 19, 22, 23, 26, 34, 21, 20 Jahre. Auf zehn Gräbern heisst es einfach: *A Soldier of the Great War, Known unto God* («Unbekannter Soldat des Ersten Weltkriegs»). Fast alle Gefallenen sind Angehörige des britischen Devonshire-Regiments. Das Datum auf ihren Grabsteinen ist der 1. Juli 1916, der erste Tag der Schlacht an der Somme. Die meisten fielen einem einzelnen deutschen Maschinengewehr, mehrere hundert Meter von dieser Stelle entfernt, zum Opfer und wurden in einem Abschnitt des Schützengrabens beerdigt, aus dem sie am Morgen dieses Tages geklettert waren. Hauptmann Duncan Martin, 30, Kompaniechef und im Zivilleben Kunstmaler, hatte ein Tonmodell des Schlachtfelds angefertigt, auf dem die Briten ihren Angriff planten. So konnte er den anderen Offizieren exakt vorhersagen, wo seine Männer und er selbst unter das Feuer des nahen deutschen Maschinengewehrs geraten würden, sobald sie auf den ungeschützten Abhang des Hügels gelangten. Auch er ist hier begraben, einer von rund



britischen Soldaten, die an diesem Tag fielen oder tödliche Verwundungen erlitten – dem blutigsten Tag der britischen Militärgeschichte, davor und danach.

Auf einer Steintafel neben den Gräbern stehen die Worte, die Überlebende des Regiments in ein Holzschild schnitzten, als sie ihre Toten begruben:

*Die Devonshires hielten diesen Graben*

*Die Devonshires halten ihn noch immer*

Die Kommentare im Gästebuch des Friedhofs stammen fast alle aus England: Bournemouth, London, Hampshire, Devon. «Haben Dreien aus unserer Stadt die letzte Ehre erwiesen.» «Lasst euch nicht stören in eurem Schlaf.» «Auf dass wir nie vergessen.» «Danke, Jungs.» «Danke, Grossonkel, ruhe in Frieden.» Warum bekomme ich einen Kloss im Hals, wenn ich Wörter wie *Schlaf, Ruhe, Opfer* lese, obwohl mich doch die Überzeugung hierhergeführt hat, dieser Krieg sei überflüssig und töricht, ja wahnwitzig gewesen? Ein einziger Besucher schlägt einen anderen Ton an: «Nie wieder.» Auf einigen Seiten wurde die Tinte, mit denen die Namen und Bemerkungen der Besucher geschrieben sind, von Regentropfen verwischt – oder waren es Tränen?

Allein im Bereich der Somme-Schlacht, einem sichelförmigen Gebiet von gut 30 Kilometer Durchmesser, liegen die Gefallenen des Britischen Weltreichs auf 400 Friedhöfen. Doch der Krieg hat das Land nicht nur mit seinen Gräbern gezeichnet. An manchen Stellen hat man ein Stück Land, das von Tausenden Granattrichtern aufgerissen ist, sich selbst überlassen; jahrzehntelange Erosion hat die Narben zwar rund geschliffen, doch was einst ein flaches Feld war, gleicht heute einer Landschaft aus kleinen, grasüberwucherten Sanddünen. Auf den Feldern und Äckern, die wieder geglättet wurden, wie rund um den Friedhof der Devonshires, sind unter den Sitzen einiger Traktoren Panzerplatten angebracht, weil Erntemaschinen nicht zwischen Kartoffeln, Zuckerrüben und scharfen Granaten unterscheiden können. Mehr als 700 Millionen Artillerie- und Mörsergranaten wurden zwischen 1914 und 1918 an der Westfront abgefeuert, von denen geschätzte 15 Prozent nicht explodierten. Jahr für Jahr töteten diese Blindgänger Menschen – so

36 allein im Jahr 1991, als Frankreich das Gleisbett für eine neue Hochgeschwindigkeitsstrecke aushob. Die ganze Region ist übersät von ungeräumten Wald- und Buschflächen, umgeben von gelben Warnschildern, die Wanderern in französischer und englischer Sprache den Zutritt verbieten. Der französische Staat setzt Mannschaften von *démineurs* ein, mobile Entschärfungsteams, die anrücken, wenn Landwirte Granaten entdecken; 900 Tonnen nicht explodierte Munitionskörper werden jedes Jahr eingesammelt und vernichtet. Mindestens 630 französische *démineurs* sind seit 1946 bei Ausübung ihrer Tätigkeit ums Leben gekommen. Wie diese Granaten ragt auch der Erste Weltkrieg noch in unser Leben hinein, und das dicht unter der Oberfläche, denn wir leben heute in einer Welt, die in hohem Masse von diesem Krieg und der durch ihn geschaffenen industrialisierten und totalen Kriegsführung geprägt ist.

Obwohl ich lange nach Kriegsende geboren wurde, schien der Krieg in unserer Familie stets gegenwärtig zu sein. Meine Mutter erzählte mir, wie schrankenlos die Begeisterung der Massen bei den Militärparaden war, als die Vereinigten Staaten sich – endlich – den Alliierten anschlossen. Ein Vetter ersten Grades, den sie sehr liebte, marschierte unter dem Jubel der Menge ins Feld, wo er in den letzten Kriegswochen fiel; nie verwand sie den Schock und die Ernüchterung. Kein Familienmitglied fand es absurd, dass zwei Verwandte meines Vaters im Ersten Weltkrieg auf gegnerischen Seiten gekämpft hatten, der eine in der französischen Armee, der andere in der deutschen. Wenn das Vaterland rief, marschierte man.

Die Schwester meines Vaters heiratete einen Mann, der in diesem Krieg auf russischer Seite gekämpft hatte,<sup>1</sup> und wir verdankten die Tatsache, dass er ein Teil unseres Lebens war, kriegsbedingten Ereignissen: der russischen Oktoberrevolution und dem erbitterten Bürgerkrieg, der folgte – an dessen Ende er, weil er sich auf der Verliererseite befand, nach Amerika floh. Im Sommer teilten wir uns ein Ferienhaus mit der Tante und dem Onkel, der regelmässig von seinen Freunden besucht wurde, viele ebenfalls Teilnehmer des Kriegs 1914/18. Noch weiss ich genau, wie ich als kleiner Junge neben einem von ihnen stand – wir hatten alle Badezeug an und wollten gerade ins Wasser; ich schaute hinunter und erblickte den Fuss dieses Mannes: Irgendwo an der Ostfront waren ihm von einer deutschen Maschinengewehrpatrone alle Zehen abrasiert worden.

Der Krieg lebte auch fort in den bebilderten Abenteuergeschichten, die mir meine britischen Vettern zu Weihnachten schickten. Tapfer trotzte Jung Tim oder Tom oder Trevor, obwohl fast noch halbwüchsig und vom Obersten als nicht alt genug für den Kampf erklärt, den umherfliegenden Granatsplittern, um eben jenen Obersten, nunmehr verwundet, in Sicherheit zu bringen, nachdem das Regiment unter dem Klang der Dudelsäcke *over the top* gegangen, das heisst, aus den Schützengräben geklettert und ins Niemandsland vorgestossen war. In späteren Episoden fand er immer eine Möglichkeit – als Spion, Flieger oder auch nur kraft seiner Kühnheit –, sich dem Stillstand des Grabenkriegs zu entziehen.

Als ich älter wurde und erste Geschichtskennntnisse erwarb, begriff ich, dass eben dieser Stillstand seine eigene Faszination hatte. Mehr als drei Jahre lang waren die Armeen an der Westfront praktisch zur Bewegungsunfähigkeit verurteilt, bis zu 12 Meter tief verschanzt in Schützengräben und Unterständen, aus denen sie in regelmässigen Intervallen zu schrecklichen Kämpfen auftauchten, um bestenfalls einige wenige Kilometer schlammiges, von Granattrichtern übersätes Gelände zu gewinnen. Die Zerstörungsgewalt dieser Schlachten übersteigt noch heute unser Vorstellungsvermögen. Neben den Gefallenen gab es am ersten Tag der Somme-Offensive 36'000 verwundete britische Soldaten. Das Ausmass dieses Blutbads übertraf alles, was Europa bis dahin erlebt hatte: So fielen im Verlauf der nächsten viereinhalb Jahre mehr als 35 Prozent aller deutschen Männer, die bei Ausbruch des Kriegs zwischen 19 und 22 Jahre alt waren, und viele weitere wurden schwer verwundet.<sup>2</sup> Frankreich zahlte anteilig einen noch höheren Preis: Die  *Hälfte*  aller männlichen Franzosen, die bei Kriegsausbruch zwischen 20 und 32 waren, erlebte das Kriegsende nicht. «Der Grosse Krieg von 1914 bis 1918 hat sich wie ein breiter Streifen verbrannter Erde zwischen uns und die Zeit davorgesob», schreibt die Historikerin Barbara Tuchman.<sup>3</sup> Britische Steinmetze waren in Belgien noch damit beschäftigt, die Namen der im Krieg vermissten Soldaten in Ehrenmale zu meisseln, als die Deutschen, kaum 25 Jahre später, im Zuge des nächsten Kriegs in das Land einmarschierten. Städte und Dörfer auf dem Weg der Armeen lagen zerklüftet in Trümmern, Wälder und Bauernhöfe waren in verkohlte Gerippe verwandelt. «Das ist kein Krieg», schrieb ein Soldat der britisch-indischen Truppen aus Europa nach Hause, «das ist der Untergang der Welt.»<sup>4</sup>

In den heutigen Konflikten sind wir daran gewöhnt, dass die Armen einen überproportionalen Anteil des Sterbens übernehmen – ganz gleich, ob es sich bei den Gefallenen um Kindersoldaten in Afrika oder wie im Irak oder in Afghanistan um Kleinstadtamerikaner aus der Arbeiterklasse handelt. Zwischen 1914 und 1918 dagegen erwies sich der Krieg in allen beteiligten Staaten als ungeheuer tödlich für ihre herrschenden Klassen. Auf beiden Seiten wurden Offiziere – nicht selten aus den höchsten Schichten – weit häufiger getötet als die Männer, die sie über die Brustwehren der Schützengräben ins MG-Feuer führten. So fielen rund 12 Prozent aller an dem Krieg beteiligten britischen Soldaten, während es bei Peers oder den Söhnen von Peers 19 Prozent waren. Von den Männern, die 1913 ihr Studium in Oxford abschlossen, fielen 31 Prozent. Der deutsche Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg verlor seinen ältesten Sohn; ebenso erging es dem britischen Premierminister Herbert Asquith. Bei Andrew Bonar Law, einem künftigen britischen Premier, waren es zwei Söhne, desgleichen beim Viscount Rothermere, Zeitungsmagnat und während des Kriegs Luftfahrtminister. General Erich Ludendorff, in diesem Krieg der wichtigste Kommandeur auf deutscher Seite, verlor zwei Stiefsöhne – den verwesenden Leichnam des einen, der aus einem Kriegsgrab exhumiert worden war, musste er persönlich identifizieren. Herbert Lawrence, britischer Generalstabschef an der Westfront, verlor zwei Söhne; Noël de Castelnau, auf demselben Posten in der französischen Armee, verlor drei. Der Enkel eines der reichsten Männer Englands, des Duke of Westminster, erhielt einen tödlichen Kopfschuss, drei Tage nachdem er an seine Mutter geschrieben hatte: «Schick mir Socken und Schokolade, die beiden absolut lebensnotwendigen Dinge hier.»<sup>5</sup>

Dass uns gerade dieser Krieg so fasziniert, liegt zum Teil an der Art, wie er diese selbstsichere, strahlende Welt zerschmetterte – das Europa der Husaren und Dragoner mit ihren federgeschmückten Helmen und der huldvoll winkenden Kaiser in ihren offenen Kutschen. Bei dem Dichter und Kriegsteilnehmer Edmund Blunden heisst es in der Beschreibung des ersten, tödlichen Tags der Schlacht an der Somme: Keine Seite «hatte den Krieg gewonnen noch konnte ihn gewinnen. Der Krieg hat gewonnen.»<sup>6</sup> Unter dem Druck des nicht enden wollenden Blutvergiessens zerfielen zwei Reiche, die Donaumonarchie und das Osmanische Reich,

verlor der deutsche Kaiser seinen Thron und der russische Zar einschliesslich seiner fotogenen Familie – der Sohn im Matrosenanzug, die Töchter in weissen Kleidchen – das Leben. Sogar die Sieger waren Verlierer: Grossbritannien und Frankreich hatten zusammen mehr als 2 Millionen Tote zu beklagen und waren am Ende des Kriegs hochverschuldet; Proteste heimkehrender Kolonialsoldaten lösten den langen Zusammenbruch des Britischen Weltreichs aus, und ein grosser Teil Nordfrankreichs wurde in Schutt und Asche gelegt. Der viereinhalb Jahre währende Sturm der Zerstörung verdüsterte unsere Weitsicht auf immer. «Menschheit? Kann irgendjemand an die Vernunft der Menschheit glauben nach dem letzten Krieg», fragte der russische Dichter Alexander Blök ein paar Jahre später, «angesichts neuer, unvermeidlicher und noch schrecklicherer Kriege, die uns bevorstehen?»<sup>7</sup>

Und die standen bevor. «Es kann nicht sein, dass zwei Millionen Deutsche umsonst gefallen sind», schäumte Hitler keine vier Jahre nach Ende des Kriegs, «...Nein, wir verzeihen nicht, sondern fordern – Vergeltung!»<sup>8</sup> Deutschlands Niederlage und die Rachsucht der siegreichen Alliierten bei den anschliessenden Friedensregelungen stellten unwiderruflich die Weichen für den Nationalsozialismus und einen noch verheerenderen Krieg 20 Jahre später – sogar den Holocaust. Natürlich löste der Erste Weltkrieg auch die russische Revolution aus und brachte ein Regime an die Macht, das mit seinen Erschiessungskommandos und dem Gulag, einem Netz arktischer und sibirischer Straflager, die Menschen in Friedenszeiten mit Tod und Terror in einem kaum je dagewesenen Ausmass heimsuchte.

Wie der Freund meines Onkels mit dem Fuss ohne Zehen lebten viele Kriegsversehrte noch viele Jahre. In den sechziger Jahren besuchte ich einmal in Nordfrankreich eine staatliche psychiatrische Anstalt – einen festungsartigen Natursteinbau –, wo einige ältere Männer mit leeren Gesichtern wie Statuen auf Bänken im Hof sassen – Opfer des «Schützengrabenschocks», der Kriegsneurose. Jahrzehntelang füllten Kriegsveteranen solche Einrichtungen, weil sie an Leib und Seele verkrüppelt waren. Die Schatten des Kriegs erreichten auch Menschen, die erst nach seinem Ende geboren wurden – die Kinder der Überlebenden. Ich habe einmal den 1926 in London geborenen britischen Schriftsteller John Berger interviewt, der mir berichtete, er habe manchmal das Gefühl, «als wäre ich 1917 bei Ypern an der Westfront geboren worden. Die erste echte Erinnerung an meinen

Vater ist, dass er mitten in der Nacht schreiend aufwacht, weil er einen seiner ständig wiederkehrenden Kriegs-Alpträume hat.»

Warum fesselt uns dieser längst vergangene Krieg noch immer? Ein Grund ist sicherlich der starke Kontrast zwischen dem, wofür die Menschen zu kämpfen glaubten, und der zertrümmerten, verbitterten Welt, die sie tatsächlich schufen. Auf beiden Seiten meinten die Teilnehmer, sie hätten gute Gründe, in den Krieg zu ziehen, und auf alliierter Seite *waren* die Gründe auch gut. Schliesslich war Deutschland ohne jede Rechtfertigung in Frankreich einmarschiert und auch in Belgien eingefallen – trotz eines Vertrags, der Belgiens Neutralität garantierte. Die Menschen in anderen Ländern, wie etwa Grossbritannien, hielten es verständlicherweise für eine ehrenwerte Sache, den Opfern dieser Invasion zu Hilfe zu kommen. Hatten im Übrigen Frankreich und Belgien nicht das Recht, sich zu verteidigen? Selbst wer heute den amerikanischen Kriegen in Vietnam oder im Irak ablehnend gegenübersteht, beeilt sich häufig hinzuzufügen, dass er sein Land im Falle eines Angriffs verteidigen würde. Trotzdem fragt sich, ob die Regierenden einer der europäischen Grossmächte, hätten sie in die Zukunft schauen und die Folgen des Konflikts in ihrer ganzen Tragweite überblicken können, ihre Soldaten 1914 so bereitwillig in die Schlacht geschickt hätten?

Was Kaiser, Könige und Ministerpräsidenten offenbar nicht ahnten, war vielen unauffälligen Bürgern klar. Von Anfang an erkannten Zehntausende Menschen den Krieg als das, was er war: eine Katastrophe. Sie glaubten nicht, dass er den unvermeidlichen Blutzoll lohne; mit tragischer Klarheit sahen sie voraus, dass dieser Alptraum Europa verschlingen werde, und sie erhoben ihre Stimme. Mehr noch, sie taten es zu einer Zeit, als dazu grosser Mut erforderlich war, denn glühender Nationalismus und eine häufig in Gewalt umschlagende Verachtung beherrschten die Gemüter. Eine Handvoll deutscher Parlamentarier sprach sich tapfer gegen die Kriegsanleihen aus, und später kamen Radikale wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ins Gefängnis – genauso wie der amerikanische Sozialistenführer Eugene V. Debs. Doch vor allem in Grossbritannien – mehr als in anderen Ländern – gab es eine grosse Zahl von unerschrockenen Kriegsgegnern, die ihre Überzeugungen kundtaten, nach ihnen handelten und einen hohen Preis dafür zahlten. Bei Kriegsende hatten mehr als 20'000 britische Männer im wehrfähigen Alter den Kriegsdienst verweigert.<sup>9</sup> Viele lehnten auch einen zivilen Er-

satzdienst ab. Mehr als 6'000 wurden zu Haftstrafen unter härtesten Bedingungen verurteilt: Schwerstarbeit, karge Kost und ein strenges «Schweigegebot», das ihnen sogar Gespräche unter Mitgefangenen untersagte.

Bevor offenkundig wurde, wie viele Briten sich weigerten, in den Krieg zu ziehen, wurden 50 frühe Verweigerer zwangsweise eingezogen und in Handschellen über den Ärmelkanal nach Frankreich geschafft. Wenige Wochen vor dem berüchtigten Tag an der Somme kam es in einem Lager der britischen Armee knapp 100 Kilometer von dort entfernt, in Hörweite des Kanonendonners der Front, zu einem wenig bekannten Zwischenfall. Man teilte diesen Kriegsgegnern mit, sie würden, wenn sie bei ihrer Befehlsverweigerung blieben, zum Tode verurteilt. In einem Akt grossen kollektiven Mutes, der es verdient hätte, im Gedächtnis der Nachwelt fortzuleben, wurde keiner der Männer in seinem Entschluss wankend. Erst in letzter Minute wurde ihr Leben durch verzweifelte Appelle in London gerettet. Obwohl diese Verweigerer und ihre Kameraden nicht die geringste Chance hatten, dem Krieg Einhalt zu gebieten, und obwohl sie in den vielbändigen Standardwerken über den Konflikt keine Erwähnung fanden, bleibt die Unerschütterlichkeit, mit der sie ihrer Überzeugung treu blieben, eine der Ruhmestaten in dunkler Zeit.

Nicht nur Kriegsdienstverweigerer wurden wegen ihres Protestes gegen den Krieg zu Haftstrafen verurteilt, sondern auch ältere Männer – und einige Frauen. Könnten wir eine Zeitreise in britische Gefängnisse zwischen Ende 1917 und Anfang 1918 unternehmen, würden wir dort einigen aussergewöhnlichen Menschen begegnen: unter anderem dem bekanntesten investigativen Journalisten des Landes, einem künftigen Nobelpreisträger, mehr als einem halben Dutzend künftigen Parlamentsmitgliedern, einem künftigen Minister und einem ehemaligen Zeitungsredakteur, der für seine Mithäftlinge ein heimliches Tagebuch auf Toilettenpapier führte. Wohl kaum jemals dürfte man eine erlesenere Schar von Menschen in den Gefängnissen eines westlichen Landes angetroffen haben.

Teilweise ist dieses Buch die Geschichte dieser Verweigerer, der Kultur, die solche Menschen hervorbrachte, und des Beispiels, das sie gegeben haben – wenn nicht ihrer eigenen Epoche, dann vielleicht künftigen Zeiten. Ich wollte, es wäre eine siegreiche Geschichte, aber das ist sie nicht. Im Gegensatz etwa zur Hexenverbrennung, Sklaverei oder Apartheid, die einst als selbstverständlich hingenom-

men wurden und heute – zumindest offiziell – verboten sind, gehört der Krieg noch zu unserem Leben. Uniformen, Paraden und Militärmusik entfalten noch immer ihren verführerischen Glanz, zu dem sich noch der Reiz der Hightech-Waffen gesellt hat; überall in der Welt träumen Jungen und Männer noch immer genauso von militärischem Ruhm, wie sie es vor 100 Jahren taten. Insofern handelt dieses Buch auch – und vielleicht noch mehr – von denen, die an diesem Krieg teilnahmen, für die sich die magnetische Anziehungskraft des Kampfes oder zumindest die Überzeugung, er sei patriotisch und notwendig, als ungleich stärker erwies als der menschliche Widerwille gegen das Massensterben oder als der Gedanke, dieser Krieg werde, ob gewonnen oder verloren, die Welt zu ihrem Nachteil verändern.

Wo heutige Beobachter möglicherweise nichts als sinnloses Blutvergiessen sehen, erkannten die meisten Schlachtenlenker nur Edelmüt und Heldentum. «Sturmreihe um Sturmreihe rückten sie vor», berichtete ein britischer General von seinen Männern an jenem schicksalhaften 1. Juli 1916 an der Somme, wobei er für sich selbst die dritte Person verwendete, wie es der gestelzte Sprachgebrauch offizieller Berichte verlangte, «wie zur Parade gekleidet, und alle Männer hielten dem ausserordentlich schweren Sperrfeuer stand und trotzten den Maschinengewehren und Gewehren, von denen sie schliesslich ausgelöscht wurden ... Er sah die in so bewundernswerter Ordnung vorrückenden Reihen unter dem Feuer dahinschwinden. Doch kein Mann wankte, verliess seinen Platz oder versuchte zurückzuweichen. Noch nie hatte er so ein prachtvolles Schauspiel von Tapferkeit, Disziplin und Entschlossenheit gesehen oder sich auch nur vorstellen können. Die Berichte, die er von den ganz wenigen Überlebenden dieses fabelhaften Angriffs erhielt, bestätigten, was er mit eigenen Augen gesehen hatte, dass nämlich kaum einer unserer Männer bis zur deutschen Linie vordrang.»<sup>10</sup>

Gewöhnlich wird ein Krieg als ein Duell zweier Seiten beschrieben. Ich habe stattdessen versucht, ihn durch die Kämpfe innerhalb eines Staates, innerhalb Grossbritanniens, zu begreifen, die Kämpfe zwischen denen, die der festen Überzeugung waren, der Krieg sei es wert geführt zu werden, und denen, die von dem leidenschaftlichen Glauben beseelt waren, er dürfe auf keinen Fall ausbrechen. In gewissem Sinne ist dies eine Geschichte über Loyalitäten. Wem schuldet ein



Mensch die grösste Loyalität? Seinem Land? Der militärischen Pflicht? Oder dem Ideal internationaler Brüderlichkeit? Und was ist mit der Loyalität innerhalb der Familie, wenn, wie in etlichen hier behandelten Familien geschehen, einige Mitglieder an den Kämpfen teilnehmen, während sich ein Bruder oder eine Schwester, ein Sohn oder eine Tochter für den Protest entscheidet, der in der Öffentlichkeit als feige oder verbrecherisch gilt?

Im Grunde ist es eine Geschichte über unvereinbare Träume. Einige Menschen, von denen ich hier berichte, träumten im Jahr 1914 davon, dieser Krieg werde die nationalen Gefühle und den Zusammenhalt des Empire erneuern, von kurzer Dauer sein und von England mit jenen bewährten Mitteln gewonnen werden, die ihm anscheinend immer zum Sieg verholfen hatten: mit Schneid, Mut und der Kavallerieattacke. Die Kriegsgegner hatten ganz andere Träume: Die Arbeiter Europas würden niemals gegeneinander kämpfen, oder sie würden, sobald der Krieg begonnen habe, seinen Wahnsinn erkennen und sich weigern, ihn fortzusetzen, oder die russische Revolution werde schliesslich in ihrer kompromisslosen Ablehnung von Krieg und Ausbeutung zum strahlenden Vorbild aufsteigen, dem sich andere Nationen bald anschliessen würden.

Während ich mich mit der Frage auseinandersetzte, warum diese beiden ganz verschiedenen Gruppen in der Ausnahmesituation der Kriegszeit so und nicht anders handelten, wurde mir klar, dass ich ihr Leben in den Jahren vor dem Krieg betrachten musste – als sie sich häufig vor frühere Loyalitätsentscheidungen gestellt sahen. Daher beginnt dieses Buch über den ersten grossen Krieg der Moderne nicht im August 1914, sondern etliche Jahrzehnte früher, in einem England, das überhaupt keine Ähnlichkeit hatte mit dem friedlichen, bukolischen Land der edwardianischen Villen und entzückenden Weekendpartys, die uns aus zahllosen Filmen und Fernseh Dramen vertraut sind. Einen Teil dieser Zeit widmete es einem anderen Krieg – der eine eigene machtvolle Oppositionsbewegung hervorrief. Zu Hause war es in einen langen, erbitterten Kampf um Mitspracherechte verstrickt, einen Konflikt, in dessen Verlauf es zu gewaltigen Demonstrationen, etlichen Toten und Massenverhaftungen kam und in dem mehr Eigentum vorsätzlich zerstört wurde als über weite Strecken des Jahrhunderts zuvor.

Dies ist keineswegs eine umfassende Geschichte der Epoche unmittelbar vor

dem Ersten Weltkrieg oder des Kriegs selbst, denn ich habe viele bekannte Schlachten, Episoden und wichtige Persönlichkeiten weggelassen. Auch handelt es nicht von Personen, die gewöhnlich als Gruppen betrachtet werden wie die *War Poets* oder die *Bloomsbury Group*; meist habe ich so bekannte Persönlichkeiten übergangen. Einige, deren Schicksal ich hier schildere, zerstritten sich, obwohl einst eng befreundet, so erbittert über den Krieg, dass sie nicht mehr miteinander sprachen. Würden sie noch leben, wären sie entsetzt, sich Seite an Seite im selben Buch anzutreffen. Doch jeder von ihnen war mit einem oder mehreren der anderen durch Bande der Familie, Freundschaft oder Feindschaft verknüpft, durch gemeinsame Überzeugungen und, in einigen Fällen, durch verbotene Liebe. Und sie alle waren Bürger eines Lands, das in eine Katastrophe taumelte, in der am Ende das Trauma des Krieges alles andere überlagerte.

Die Männer und Frauen, von denen hier die Rede sein wird, stehen exemplarisch für die verschiedenen Entscheidungen, die von den Menschen getroffen wurden, als die Welt in Flammen stand. Unter ihnen sind Generäle, Arbeiterführer, Feministinnen, *Agents provocateurs*, ein zum Propagandisten gewandelter Schriftsteller, ein zum Revolutionär gewandelter Zirkusdompteur, ein Minister, ein radikaler Journalist der Arbeiterklasse, drei Soldaten, die im Morgengrauen vor ein Erschiessungskommando geführt wurden, und ein junger Idealist aus den englischen Midlands, der, lange nachdem sein Kampf gegen den Krieg vorüber war, von der sowjetischen Geheimpolizei ermordet wurde. Wenn dieses Buch die Schicksale einer Gruppe von miteinander in Beziehung stehenden Menschen in unruhigen Zeiten verfolgt, mag der Eindruck entstehen, es gehöre eher in den Bereich der Belletristik als der traditionellen Geschichtsschreibung. (Tatsächlich diente die Lebensgeschichte einer Frau als Vorlage für einen der besten jüngeren Romane über den Krieg.) Doch das alles ist tatsächlich so und nicht anders geschehen. Denn die Geschichte bietet uns, von Nahem betrachtet, stets Menschen, Ereignisse und moralische Versuchsfelder, wie sie sonst nur von den bedeutendsten Schriftstellern erdacht werden können.

**TEIL I**

**DRAMATIS PERSONAE**

# 1. KAPITEL

## *Bruder und Schwester*

Einem solchen Aufmarsch hatte die Stadt noch nie erlebt. 50'000 glanzvoll uniformierte Soldaten kamen in zwei grossen Kolonnen an der St.-Pauls Cathedral zusammen. Eine wurde von dem lebenswürdigen Feldmarschall Lord Roberts of Kandahar geführt, dem beliebtesten Kriegshelden des Landes, der, knapp einsechzig gross, auf einem weissen Vollblut sass, ähnlich denen, die er mehr als 40 Jahre lang geritten hatte, während er ein buntes Völkergemisch von Afghanen, Indern und Burmesen niedermachte, die die Frechheit besessen hatten, sich gegen die britische Herrschaft aufzulehnen. An der Spitze der anderen Kolonne befand sich Captain Oswald Ames von den Life Guards, mit zwei Metern drei der grösste Mann des Heeres. Der traditionelle Brustharnisch seines Regiments glitzerte im Sonnenlicht, als könne er feindliche Lanzen allein durch seinen blendenden Glanz ablenken. Der Silberhelm mit langem Rosshaarbusch liess Ames noch grösser erscheinen.

An diesem 22. Juni 1897 hatte London allein für den Strassenschmuck 250'000 Pfund ausgegeben – nach heutiger Kaufkraft mehr als 30 Millionen Dollar. Über den marschierenden Truppen flatterten Union Jacks von allen Gebäuden, die Balkone waren mit Fähnchen und Girlanden geschmückt und an den Laternenpfählen hingen Blumenkörbe. Aus dem gesamten Britischen Weltreich kamen Infanteristen und die Elitetruppen der Kavallerie: New South Wales Lancers aus Australien, Trinidad Light Horse, Cape Mounted Rifles aus Südafrika, kanadische Husaren, Zaptich-Reiter mit quastenversehenem Fes aus Zypern und bärtige Lanzierer aus dem Pandschab. Dächer, Balkone und eigens zu diesem Anlass errichtete Tribünen waren schwarz von Menschen. Ein Triumphbogen in der Nähe der Padding-

ton Station trug die Inschrift «Unsere Herzen – ihr Thron». Auf der Bank von England stand zu lesen: «Sie errang ihres Volkes ewiges Wohl.» Würdenträger füllten die Kutschen, die über die Paradestrecke rollten – der Apostolische Nuntius teilte sich ein Gefährt mit dem Botschafter des Kaisers von China – aber die tosenden Hochrufe blieben der offenen königlichen Kutsche vorbehalten, die von acht falbfarbenen Pferden gezogen wurde. Königin Viktoria, unter einem Sonnenschirm aus schwarzer Spitze in die Menge nickend, feierte den 60. Jahrestag ihrer Thronbesteigung. Ihr schwarzes Moirekleid war mit silbernen Rosen, Disteln und Kleeblättern bestickt – den Symbolen der vereinigten Länder zur Glanzzeit des Britischen Weltreichs: England, Schottland und Irland.

Patriotisch suchte sich die Sonne eine Lücke am wolkenverhangenen Himmel, kurz nachdem die Kutsche der Königin Buckingham Palace verlassen hatte. Die korpulente Monarchin, deren rundes, nüchternes Gesicht offenbar von keinem Maler oder Fotografen je bei einem Lächeln ertappt wurde, herrschte über das grösste Reich, das die Welt je gesehen hatte. Ein Textilfabrikant warb mit einem «Spitzenhemd für das diamantene Thronjubiläum», Dichter schrieben Jubiläumsoden und Sir Arthur Sullivan vom Künstlerduo Gilbert und Sullivan komponierte eine Jubiläumshymne. «Seit wie vielen Millionen Jahren steht die Sonne am Himmel?», fragte die *Daily Mail*. «Doch bis zum gestrigen Tag hat sie noch nie auf die Verkörperung von so viel Energie und Macht herabgeblickt.»<sup>1</sup>

Viktorias Weltregiment war nicht gerade für Bescheidenheit bekannt. «Ich behaupte, dass wir die erste Rasse der Welt sind», erklärte der spätere Bergbau-Magnat Cecil Rhodes, als er noch Studienanfänger in Oxford war, «und dass es für die Menschheit umso besser ist, je grösser der Teil der Welt, den wir bewohnen.»<sup>2</sup> Mit beiden Auffassungen stand er schwerlich allein da. Später fuhr er fort: «Ich würde die Planeten annektieren, wenn ich könnte.» Noch wehte zwar über keinem anderen Planeten der Union Jack, aber das britische Staatsgebiet umfasste fast ein Viertel der Erde. Gewiss, ein Teil dieses Territoriums war unfruchtbare Tundra, die zu Kanada gehörte, einem praktisch unabhängigen Land. Doch die meisten Kanadier – ausgenommen die meisten französischsprachigen und indianischen Bewohner des Landes – betrachteten sich an diesem glanzvollen Tag voller Stolz als Untertanen ihrer Majestät, und Wilfrid Laurier, der frankophone Premiermini-

ster Kanadas, war zur Feier des diamantenen Thronjubiläums nach England angereist, wofür er im Gegenzug die Ritterwürde erhielt. Wenn sich auch einige der optimistisch rosa gefärbten Gebiete auf der Weltkarte, wie etwa die Republik Transvaal in Südafrika, keineswegs für britisch hielten, so entliess ihr Präsident Paul Kruger doch zu Ehren der Jubilarin zwei Engländer aus dem Gefängnis. In Indien trug der Nizarn von Haiderabad, der sich ebenfalls nicht als Untertan der britischen Krone betrachtete, dem Ereignis Rechnung, indem er jedem zehnten Strafgefangenen in seinen Gefängnissen die Freiheit schenkte. Kanonenboote im Hafen von Kapstadt feuerten Salutschüsse, in Rangun wurde ein Ball gegeben, in Australien teilte man Extrarationen Lebensmittel und Kleidung an die Aborigines aus und auf Sansibar lud der Sultan zu einem Jubiläumsbankett.

Bei diesem Anlass vergaben sogar die Ausländer den Briten ihre Sünden. In Paris verkündete *Le Figaro*, selbst die Grösse des kaiserlichen Roms werde von Viktorias Empire «erreicht, wenn nicht sogar übertroffen»; auf der anderen Seite des Atlantiks beanspruchte die *New York Times* praktisch eine Mitgliedschaft im Empire: «Wir sind ein Teil, ein grosser Teil von Greater Britain, das so offenkundig dazu bestimmt ist, diesen Planeten zu beherrschen.»<sup>3</sup> Zu Ehren der Queen wurde im kalifornischen Santa Monica ein Sportfest veranstaltet, während ein Truppenkontingent der Vermont National Guard die Grenze zu Kanada überquerte, um an einer Jubiläumsparade in Montreal teilzunehmen.

Viktoria war von diesen Beweisen der Zuneigung und Loyalität so überwältigt, dass an diesem Tag mehr als einmal Tränenspuren auf ihrem sonst so ungerührten Gesicht zu bemerken waren. In den Überseekabeln war der gesamte Telegraphenverkehr eingestellt worden, bis die Königin, bevor sie den Buckingham Palace für die Parade verliess, auf einen mit dem Central Telegraph Office verbundenen Knopf drückte. Von dort aus ging – während die bunte Schar der Ulanen, Husaren, Kamelreiter, turbangeschmückten Sikhs, der Borneo Dyak Police und Royal Nigerian Constabulary durch die Stadt paradierte – ihre Grussbotschaft im Morsealphabet in jeden Teil des Weltreichs, von Barbados bis Ceylon, von Nairobi bis Hongkong: «Von Herzen danke ich meinem Volk. Möge Gott euch segnen.»<sup>4</sup>

Die Waffengattung, die während der Parade zum diamantenen Thronjubiläum die lautesten Hochrufe ausbrachte, war es auch, die, wie jeder wusste, den Sieg in Grossbritanniens künftigen Kriegen garantierte: die Kavallerie. Auch in Friedenszeiten wusste die herrschende Klasse Grossbritanniens, dass ihr angestammter Platz der Pferderücken war. Sie war, wie es ein radikaler Journalist damals formulierte, «eine kleine auserwählte Aristokratie», die «gestieft und gespornt zum Reiten geboren wird» und alle anderen «für eine dumpfe Masse hält, die gesattelt und gezäumt zum Gerittenwerden geboren wird».<sup>5</sup> Die Wohlhabenden züchteten Rennpferde, die High Society strömte in Scharen zu Pferdeauktionen, und etliche Kabinettsmitglieder waren Stewards des Jockey Club. Als ein Pferd von Lord Rosebery, dem Premierminister, 1894 das prestigeträchtige, hochdotierte Epsom Derby gewann, schickte ihm ein Freund ein Telegramm: «Nun bleibt nur noch der Himmel.»<sup>6</sup> Leidenschaftliche Aficionados der Fuchsjagd warfen sich bis zu fünf oder sechs Tage in der Woche in ihre roten Röcke und auf ihre Pferde, um über Felder und Steinmauern hinter kläffenden Meuten herzujagen. Vom Privatkaplan des Duke of Rutland hiess es, er trage Stiefel und Sporen unter seiner Soutane. Pferde und Jagden wurden sogar von Seeleuten bewundert. Wer es sich leisten konnte, liess sich eine beliebte Tätowierung stechen, auf der Reiter und Hunde, über den ganzen Rücken des Mannes verteilt, hinter einem Fuchs her jagten, der auf die Spalte zwischen den Hinterbacken zulief. Immerhin stellte die Fuchsjagd die grösstmögliche zivile Annäherung an die Ruhmestaten der Kavallerieattacke dar.

Für jeden Engländer aus gutem Haus, der sich für eine militärische Laufbahn entschied, war es selbstverständlich, die Kavallerie zu wählen. Allerdings stand sie nicht jedem offen, denn sie war die teuerste Gattung des Heeres. Bis 1871 mussten britische Offiziere ihre Patente kaufen wie die Mitgliedschaft in einem exklusiven Club. («Grundgütiger Himmel», soll ein frischgebackener Subalternoffizier gesagt haben, als er auf seinen Bankauszügen eine Einzahlung des Kriegsministeriums entdeckte. «Ich wusste gar nicht, dass wir *bezahlt* werden.»<sup>7</sup>) Nachdem der Erwerb von Offizierspatenten abgeschafft worden war, mochte ein gerade ernannter Infanterie- oder Artillerieleutnant, wenn er einem schlichten Regiment angehörte, von seinen Bezügen leben können, nicht aber ein Kavallerieoffizier. Denn da kam einiges hinzu: die erforderlichen Clubmitgliedschaften, ein persön-

licher Diener und ein Stallbursche, Uniformen, Sättel und vor allem der Erwerb und der Unterhalt der eigenen Pferde: ein oder zwei Dienstpferde für die Schlachten, zwei Jagdpferde für die Verfolgung der Füchse und natürlich zwei Poloponys. Ein Privateinkommen von mindestens 500 Pfund – etwa 65'000 Dollar nach heutiger Kaufkraft – war unabdingbar. Und so füllten sich die Reihen der Kavallerieoffiziere mit Männern von den grossen Landsitzen.

Ende des 19. Jahrhunderts waren Schwert (Pallasch) und Lanze des Kavalleristen gar nicht so verschieden von den Waffen, die 1415 bei Azincourt geführt wurden; daher war die Kavalleriekriegsführung die vollkommene Verkörperung der Idee, dass in der Schlacht nicht die Waffe entscheide, sondern der Mut und die Geschicklichkeit des Kriegers. Obwohl die Kavallerie nur einen geringen Prozentsatz der britischen Streitkräfte stellte, sorgte ihr Prestige dafür, dass Kavallerieoffiziere einen überproportionalen Anteil an höheren Posten in der Armee bekleideten. So kam es, dass von 1914 bis 1918, ganze 500 Jahre nach Azincourt und in einem Kampf, der sich unvorstellbar gewandelt hatte, zwei Kavalleristen nacheinander als Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte an der Westfront eingesetzt wurden – und das im tödlichsten Krieg, den das Land je erlebte.

Die militärische Laufbahn des einen begann 1874, also 40 Jahre zuvor, als er es mit 21 Jahren, nachdem er seine Beziehungen hatte spielen lassen, zum Leutnant im 19<sup>th</sup> Regiment of Hussars gebracht hatte. John French wurde auf dem Familiensitz im ländlichen Kent geboren; sein Vater, dessen Familie ursprünglich aus Irland stammte, war Marineoffizier im Ruhestand. French mochte mit seiner geringen Körpergrösse nicht unbedingt dem Idealbild des schneidigen Kavalleristen entsprechen, doch besass er andere Eigenschaften – ein fröhliches Lächeln, schwarze Haare, einen dichten, schwarzen Schnurrbart und blaue Augen –, die auf Frauen unwiderstehlich wirkten. Seine Briefe zeugten von grosser Herzenswärme; einem General a. D., der ein wenig Aufmunterung brauchte, schrieb French: «Sie geniessen die aufrichtige Zuneigung eines jeden wahren Soldaten, der jemals unter Ihnen gedient hat, und jeder von ihnen würde morgen für Sie an jeden beliebigen Ort der Welt gehen. Meinen grossartigen Kameraden und Freunden habe ich stets gesagt, am liebsten würde ich sterben, indem ich, unter Ihnen dienend, die tödliche



Kugel empfangen.»<sup>8</sup> Schwierigkeiten bereitete es French indessen, sein Geld zusammenzuhalten – keine lässliche Schwäche angesichts der enormen finanziellen Verpflichtungen eines Kavallerieoffiziers. Er gab horrenden Summen für Pferde, Frauen und riskante Investitionen aus, machte Schulden und bat andere um Hilfe. Beim ersten Mal half ihm ein Schwager aus der Patsche; wenig später pumpte er mehrere Verwandte und Freunde an.

Offiziere der 19<sup>th</sup> Royal Hussars trugen schwarze Hosen mit doppelten goldenen Seitenstreifen und lederverbrämte rote Mützen mit goldenem Abzeichen. Von April bis September exerzierten sie an den Wochentagen, um sonntags geschlossen zur Kirche zu marschieren, in Galauniform mit klirrenden Sporen und Säbelgehängen und schwarzen Lederstiefeln, die nach Pferdeschweiss rochen. Den Herbst und den Winter verbrachten French und seine Offizierskameraden grossenteils auf den heimischen Landsitzen und vergnügten sich mit einer endlosen Folge von Jagden, Hindernisrennen und Polospielen.

Wie viele Offiziere in dieser Zeit vergötterte French Napoleon als den grössten General aller Zeiten, kaufte sich Napoleon-Devotionalien, wenn er flüssig war, und hatte eine Büste des Kaisers auf seinem Schreibtisch stehen. Er las militärgeschichtliche Bücher, Jagdgeschichten und die Romane von Charles Dickens, aus denen er lange Abschnitte auswendig lernte. Wenn später jemand einen Satz zitierte, den er irgendwo in Dickens Werken gelesen hatte, konnte French den Absatz nicht selten aus dem Gedächtnis beenden.

Bald nach Frenchs Eintritt in das Regiment wurden die 19<sup>th</sup> Hussars in das ewig von Unruhen geplagte Irland entsandt. Die meisten Iren glaubten in einer ausgebeuteten Kolonie zu leben. Stets wiederkehrende Wellen von Nationalismus wurden durch die Spannung zwischen den verarmten katholischen Pachtbauern und den wohlhabenden protestantischen Grossgrundbesitzern geschürt. Bei einem dieser Konflikte wurden Frenchs Truppen gerufen – natürlich von den Grossgrundbesitzern. Ein erobster irischer Landarbeiter lief auf French zu und durchtrennte die Achillessehnen seines Pferdes mit einer Sichel.

Schon bald wurde der wohlgelittene French zum Hauptmann befördert. Eine unbedachte frühe Heirat fand ein rasches Ende und wurde später aus seiner offiziellen Biographie gestrichen, weil die viktorianische Gesellschaft Scheidungen

aufs Schärfste missbilligte. Wir sind auf Vermutungen angewiesen. Mit 28 Jahren heiratete French erneut, diesmal in prachtvollem Rahmen. Eleanora Selby-Lowndes war die Tochter eines jagdbesessenen Landedelmanns, die ideale Gefährtin für einen allseits beliebten Kavallerieoffizier mit besten Aussichten. Er schien seine frischvermählte Ehefrau aufrichtig zu mögen, obwohl ihn das nicht davon abhalten sollte, sich von einer Affäre in die nächste zu stürzen.

Sportlichen Tugenden wurden in der Armee, in der French die Karriereleiter erklomm, höchste militärische Bedeutung beigemessen. Ein Offizier dieser Zeit hinterliess seinem Regiment testamentarisch über 70'000 Pfund, unter anderem um den «Männersport» zu fördern.<sup>9</sup> Einige Regimenter hielten eigene Meuten, damit die Offiziere sich für die Fuchsjagd nicht einen Tag freizunehmen brauchten. In einem Buch aus dieser Zeit – *Modern Warfare* von Frederick Guggisberg, einem späteren Brigadegeneral – wurde der Krieg mit Rugby verglichen: «Eine Armee versucht, in der Schlacht *zusammenzuarbeiten* ... ganz so wie eine Rugbymannschaft *zusammenspielt* ... Die Armee *kämpft* für das Wohl ihres Vaterlandes, wie die Mannschaft für die Ehre ihrer Schule *spielt*. Regimenter *stehen* einander bei, wie es die Spieler tun, wenn sie ... *den Ball* von einem zum anderen *passen*; todesmutige *Angriffe* und heldenhafte *Verteidigung* entsprechen glänzenden *Flügeläufen* und sauberem *Tackling*.»<sup>10</sup> Von der Ähnlichkeit des Kriegs mit einer anderen Sportart, dem Cricket, handelte eines der berühmtesten Gedichte jener Tage, *Vitai Lampada* («Die Fackel des Lebens») von Sir Henry Newbolt:

*Atemlose Stille liegt heut Abend über dem Kampf-/ noch zehn zu machen, und  
das Spiel ist gewonnen –/  
ein gewaltiger Wurf und ein blendendes Licht, /  
noch eine Stunde zu spielen, und der letzte Mann drin/  
und es geht nicht um bebänderte Jacken, /  
nicht um die eitle Hoffnung auf den Ruhm einer Saison, / sondern es ist die  
Hand des Captains, die seine Schulter packt –/  
«Auf, Leute! Auf! Und spielt das Spiel!»*

*Der Wüstensand ist rot getränkt, –/  
 rot von den Resten des zerschlagenen Karrees; –/  
 Die Waffe klemmt, der Oberst tot /  
 und die Männer blind von Staub und Rauch, /  
 über seine Ufer steigt der Totenfluss /  
 und England ist weit und Ehre ein Wort, /  
 da schliesst der Ruf eines Schülers die Reihen: /  
 «Auf, Leute, auf! Und spielt das Spiel!»\**

Das Gedicht überdauerte; als Leutnant George Brooke von den Irish Guards 1914 bei Soupir in Frankreich von einem deutschen Granatsplitter tödlich verwundet wurde, waren die letzten Worte an seine Männer: *Play the game*.<sup>11</sup>

Für den jungen John French schien dieser blutgetränkte Wüstensand lange Zeit unerreichbar. Von dem sichelschwingenden irischen Landarbeiter abgesehen, überschritt er die Dreissig ohne die geringste Kampferfahrung. Bis er 1884 schliesslich auf einen Aussenposten abkommandiert wurde, der das wahre Leben versprach: einen Kolonialkrieg im Sudan. Endlich erlebte er das Kampfgeschehen, von dem er lange geträumt hatte, als die von ihm befehligten Truppen erfolgreich den Überraschungsangriff eines Feindes zurückschlügen, der, vorwiegend mit Schwertern und Speeren bewaffnet, aus einer Schlucht hervor stürmte. Das war das wahre Leben: Handgemenge, aufständische «Eingeborene», die lehrbuchmässig von einer disziplinierten Kavallerie und britischem Kampfgeist besiegt wurden. Er kehrte mit dem Lob seiner Vorgesetzten, Orden und einer – im jugendlichen Alter von 32 Jahren ungewöhnlichen – Beförderung zum Oberstleutnant nach England zurück. Nur wenige Jahre später, ein wenig o-beinig von einem Jahrzehnt auf Pferderücken, übernahm er das Kommando der 19<sup>th</sup> Hussars. Durch

\* There's a breathless hush in the Close to-night- / Ten to make and the match to win- / A bumping pitch and a blinding light, / An hour to play and the last man in. / And its not for the sake of a ribboned coat, / Or the selfish hope of a seasons fame, / But his Captains hand on his shoulder smote- / «Play up! play up! and play the game!» // The sand of the desert is sodden red,- / Red with the wreck of a square that broke;- / The Gatling 's jammed and the Colonel dead, / And the regiment blind with dust and smoke. / The river of death has brimmed his banks, / And England's far, and Honour a name, / But the voice of a schoolboy rallies the ranks: / «Play up! play up! and play the game!» I

die Wände der Kommandeurswohnung konnten John und Eleanora French mit ihren Kindern das Brummen und Brüllen des Regimentsmaskottchens, eines Schwarzbären, hören.

Für die Laufbahn eines ehrgeizigen jungen Offiziers war es förderlich, auf mehreren Kontinenten gedient zu haben. Daher war French hochofregot, als die 19<sup>th</sup> Hussars 1891 nach Indien verlegt wurden. In dieser grössten und reichsten britischen Kolonie verbrachten viele Offiziere die entscheidenden Jahre ihrer Laufbahn, vollkommen überzeugt, einen heiligen, dem Allgemeinwohl dienenden Auftrag auszuführen.

Aber dort war ihm keine militärische Aktion beschieden – nur die übliche Friedenszeit-Routine mit Polofeld, Offizierskasino und turbantragenden Dienern. Ansonsten beschäftigte er sich damit, seine Husaren bis zur Erschöpfung zu drillen, indem er sie über die ganze Breite der weitläufigen indischen *Maidans*, der Exerzierplätze, hetzte: *mit Vieren, im Schritt, im Trab, im Galopp, rechts schwenkt...* und hinter ihnen stiegen die Staubwolken auf. Da Eleanora mit den Kindern in England geblieben war, verbrachte French seine Freizeit damit, die Frau eines anderen Offiziers zu umgarnen, mit der er schliesslich an einen jener in den Hügeln gelegenen Orte entschwand, wo die Briten der Sommerhitze des Tieflands zu entfliehen suchten. Daraufhin verklagte der wütende Offizier seine Frau auf Ehebruch und nannte French als Mitbeklagten. Gerüchten zufolge habe dieser auch etwas mit der Tochter eines Eisenbahnbeamten und der Frau seines Kommandeurs gehabt.

Als French 1893 nach England zurückkehrte, führte die Kunde von diesen Eskapaden zu einem Karriereknick. Angesichts halber Bezüge, wie es bei Offizieren zwischen zwei Kommandos üblich war, sah sich die Familie gezwungen, zu einer toleranteren älteren Schwester zu ziehen. Weit demütigender war der Umstand, dass der Kavallerist auf ein Fahrrad als kostengünstigere Alternative zum Pferd umsteigen musste – ein Gefährt, das er nie richtig meisterte. Offizierskameraden beobachteten, wie er, unfähig aufzusitzen, neben dem Rad eine ganze Strasse entlang hüpfte. Trotzdem bekam er seine Verschwendungssucht nicht in den Griff und musste das Familiensilber versetzen. In Ungnade gefallen, wartete er ungeduldig auf ein neues Kommando oder, besser noch, auf einen Krieg.

In John Frenchs England waren die Prachtstrassen, auf denen Viktorias Jubilä-

umsparaden abgehalten wurden, in der Tat sehr eindrucksvoll, doch weite Teile Londons und anderer Städte waren nicht ganz so prächtig, denn kaum etwas von den Reichtümern, die das Land aus seinen Kolonien zog, erreichte die Armen. In einem überfüllten Reihenhaus nahe einer Kohlengrube teilte sich nicht selten eine Familie ein einziges Zimmer und die Anwohner einer ganzen ungepflasterten Strasse eine einzige Schwengelpumpe; in den riesigen Londoner East-End-Slums wurde ein Bett in einem Boardinghouse unter Umständen von drei mittellosen Arbeitern benutzt, die sich beim Schlafen in Acht-Stunden-Schichten abwechselten. Unterernährung rief bei Kindern Wachstumsstörungen hervor und liess ihre Zähne faulen. Fisch oder Fleisch bekamen sie allenfalls einmal in der Woche. Die Ärmsten der Armen endeten im Arbeitshaus, wo sie zwar ein Dach über dem Kopf und Arbeit hatten, aber wie Gefangene gehalten wurden. Barfuss und in dünner, zerlumpter Baumwollkleidung froren sich die Arbeitshaus-Kinder durch den Winter, und oft hatten sie nur rohe Bänke ohne Rückenlehnen als Sitzgelegenheit. In den schlimmsten Elendsvierteln, wo rund 20 von 100 Kindern das erste Lebensjahr nicht überlebten, war die Säuglingssterblichkeit fast dreimal so hoch wie bei den Kindern der Begüterten. Während der Kampf gegen die Feinde des Empire in den entlegensten Winkeln der Welt Männer wie John French prägte, empfangen andere Briten dieser Generation – in einigen Fällen sogar aus Frenchs Gesellschaftsschicht – ihre entscheidenden Eindrücke im Kampf gegen die Ungerechtigkeit im eigenen Land und gegen die imperialen Kriege in der Fremde.

Zu ihnen gehörte eine Frau, die der Nachwelt unter ihrem Ehenamen Charlotte Despard im Gedächtnis blieb. Ihre Eltern waren erzürnt, als sie bemerkten, dass sie und ihre fünf Schwestern über den Zaun ihres gepflegten Gartens kletterten, um mit den Dorfkindern zu spielen, und unterbanden es sofort. Das weckte in ihr – jedenfalls nach ihrer Erinnerung – den Geist der Rebellion, und mit zehn Jahren lief sie von zu Hause weg. Auf einem nahegelegenen Bahnhof habe sie, so schrieb sie später, «eine Fahrkarte nach London gelöst, wo ich meinen Lebensunterhalt als Hausmädchen zu verdienen gedachte». Obwohl man sie schon nach der ersten Nacht wieder aufgriff, war sie «nicht gezähmt».<sup>12</sup> Ihr Vater starb noch im selben Jahr, und ihre Mutter kam einige Jahre später aus uns unbekanntem Gründen in eine psychiatrische Anstalt. Charlotte, ihre Schwestern und ein jüngerer Bruder

wuchsen unter der Obhut von Verwandten und einer Gouvernante auf, und Charlotte half bei der Betreuung ihrer jüngeren Geschwister. Obwohl elternlos, waren sie noch immer privilegierte Kinder im grössten aller Weltreiche. Die Gouvernante brachte ihnen eine Hymne bei:

*Ich danke Gott und der Gnade, /  
die über meine Geburt gewacht /  
und mich während dieser glücklichen Tage /  
zu einem glücklichen englischen Kinde gemacht.*

*Ich ward nicht geboren als kleiner Sklave, /  
mich in der Sonne zu plagen schwer /  
und zu wünschen, dass ich läge im Grabe /  
und all meine Arbeit verrichtet schon wär. \**

«Diese Hymne war der Wendepunkt», wird Charlotte später behaupten. «Ich wollte wissen, warum Gott Sklaven gemacht hatte, und wurde postwendend ins Bett geschickt.»<sup>13</sup>

Als sie ein wenig älter war, besuchte sie eine Fabrik in Yorkshire und war entsetzt beim Anblick der schlecht bezahlten Frauen und Kinder, die Stapel alter Lappen auftrennten und Seile aus den Fäden flochten. Anfang Zwanzig sah sie die riesigen Slums des East End: «Wie tief mich das alles beschämte! Wie glühend verlangte mich danach, zu diesen darbenenden Menschen zu sprechen, zu sagen: ‚Warum ertragt ihr das? Erhebt euch ... Zerschmettert eure Unterdrücker. Seid wahrhaftig und stark!‘ Natürlich war ich viel zu schüchtern, um dergleichen zu sagen.»<sup>14</sup>

1870, mit 26 Jahren, heiratete Charlotte. Max Despard war ein wohlhabender Geschäftsmann, doch wie seine frisch angetraute Ehefrau befürwortete er die Home Rule für Irland, die Rechte und Berufschancen für Frauen und viele andere progressive Forderungen, wie sie damals laut wurden. Während der ganzen Zeit ihrer Ehe litt Max an einer Nierenerkrankung, an der er schliesslich auch starb, und es gibt Hinweise darauf, dass die Ehe nie vollzogen wurde. 20 Jahre lang un-

\* I thank the Goodness and the Grace / That on my birth hath smiled, / And made me in these happy days / A happy English child. // I was not born a little slave / To labour in the sun, / And wish that I were in the grave, / And all my labor done.

ternahm das Paar ausgedehnte Reisen, mehrfach suchten sie Indien auf, und noch Jahrzehnte danach schwärmte sie von der glücklichen Zeit, die sie verlebt hatten. Ganz gleich, wie enttäuschend die Ehe ohne Kinder und möglicherweise auch ohne Sexualität gewesen sein mag, Charlotte Despard kam in den Genuss eines für ihre Zeit und Gesellschaftsschicht seltenen Vorzugs: eines Ehemanns, der ihre Arbeit respektierte, und das hiess zunächst, ihre Tätigkeit als Romanautorin. Moderne Leser müssen nicht bedauern, dass Depards sieben dickleibige Romane (damals verdienten Verleger besser an mehrbändigen Werken) schon lange nicht mehr aufgelegt werden. Mit ihrer Fülle an edlen Heldinnen, geheimnisvollen Vorfahren, schauerlichen Schlössern, Versöhnungen am Sterbebett und glücklichen Fügungen sind sie die viktorianische Spielart des modernen Groschenromans.

Wenn es die Rolle des Landedelmanns war, sein Leben auf dem Pferderücken zu verbringen, bestand die einer Dame der viktorianischen Oberschicht darin, ein grosses Haus zu führen, und so erwarben die Despards einen Landsitz. Courtlands lag mitten in sechs Hektar hügeliger Landschaft – Wälder, Felder, Bäche und französische Gärten mit Blick auf ein Tal in Surrey. Ein Dutzend Diensthofen stand allein im Inneren des Hauses zur Verfügung. Die Herzogin von Albany, die auf einem noch grösseren Herrensitz in der Nachbarschaft wohnte, warb Charlotte für ihre Nine Elms Flower Mission an. Dabei brachten begüterte Frauen Körbe voller Blumen aus ihren (ebenfalls von Diensthofen gepflegten) Gärten nach Nine Elms, dem ärmsten Gebiet in dem überbevölkerten Londoner Bezirk Battersea. Das war das Äusserste, was eine Dame der Gesellschaft schicklicherweise gegen die Armut der unteren Stände unternehmen durfte.

Nach dem Tod ihres Ehemanns im Jahr 1890 stiess Charlotte Despard allerdings alle Welt vor den Kopf, als sie Battersea zu ihrem Lebensmittelpunkt machte. Mit dem Geld, das sie von Max und von ihren Eltern geerbt hatte, eröffnete sie in dem Elendsviertel zwei Gemeindezentren mit der etwas vollmundigen Bezeichnung Despard Clubs. Sie boten Jugendprogramme, eine medizinische Ambulanz, Ernährungskurse, Essensgeld für Wöchnerinnen und Babyausstattungen, die von Frauen nach der Geburt eines Kindes ausgeliehen werden konnten. Besonders schockierend für Depards Familie: Sie bezog das obere Stockwerk eines ihrer Clubs, obwohl

sie sich noch eine Zeit lang an den Wochenenden nach Courtlands zurückzog. Trotz ihrer Herkunft kam Charlotte Despard offenbar glänzend mit den Kindern von Battersea zurecht. «Sie empfindet sie nicht als schwierig», berichtete ein Beobachter, der Sozialreformer Charles Booth. «Bereitwillig unterwerfen sie sich ihrer sanften Gewalt. ‚Du tust mir weh!‘, schrie ein dicker, kräftiger Bursche, aber er wehrte sich nicht, als sie ihn am Arm nahm, um ihn zur Ordnung zu rufen.»<sup>15</sup>

Es hiess, man könne Battersea schon riechen, lange bevor man es erreiche, denn die Luft war dort schwer vom Rauch und Dampf eines grossen Gaswerks, einer Eisengiesserei und der kohlebetriebenen Lokomotiven, die den Stadtteil auf ihrem Weg zur Victoria- und zur Waterloo-Station durchquerten. Der Kohlestaub überzog alles mit einer dicken Schicht, auch die Lungen der Bewohner. Viele Frauen wuschen die Wäsche für die Bewohner wohlhabenderer Viertel. In den baufälligen Häusern und Wohnungen wimmelte es von Ratten, Kakerlaken, Fliegen und Bettwanzen. Städtische Manufakturgebiete wie Battersea waren Zentren der industriellen Revolution Grossbritanniens. Im kommenden Grossen Krieg produzierten sie mit ihren Fabriken Waffen in industriellem Massstab, und in ihren überfüllten Mietskasernen stand Menschenmaterial in nicht geringerem Masse für die Schützengräben bereit.

Wie Charlotte Despard rasch entdeckte, war Battersea ein Schlachtfeld anderer Art, ein Zentrum radikaler Politik und der wachsenden Gewerkschaftsbewegung. 1889 hatten seine Gasarbeiter für einen Acht-Stunden-Tag gestreikt. In späteren Jahren lehnte der Stadtrat eine Spende des schottisch-amerikanischen Magnaten Andrew Carnegie für die Stadtteilbibliothek ab, weil sein Geld «mit dem Blut» streikender amerikanischer Stahlarbeiter «befleckt» sei. Der Teil Batterseas, in dem Charlotte Despard arbeitete, spiegelte auch die ethnische Hierarchie des Empire wider, denn wie viele der ärmsten Viertel Englands war er überwiegend von Iren bewohnt – vertriebenen Pachtbauern oder auch Männern und Frauen, die auf der Suche nach einem besseren Leben in London die ärmeren Stadtteile Dublins verlassen hatten.

Aus Solidarität mit den verarmten Iren in Battersea und um sich von der Kaste ihrer Geburt, der protestantischen Oberschicht zu befreien, trat sie zum katholischen Glauben über. Daneben verschrieb sie sich der Theoso-



phie, einer verschwommenen, mystischen Glaubensrichtung, die Elemente des Okkultismus, Buddhismus und Hinduismus in sich vereinigte. Doch das war noch nicht alles: «Ich beschloss, die grossen Probleme der Gesellschaft persönlich zu studieren. Mein Studium führte mich zum kompromisslosen Sozialismus.»<sup>16</sup> Sie schloss Freundschaft mit Karl Marx Tochter Eleanor und besuchte 1896 als Delegierte einer britischen marxistischen Gruppe einen Kongress des Zusammenschlusses verschiedener sozialistischer Parteien und Gewerkschaften aus aller Welt, den man unter der Bezeichnung Zweite Internationale kennt. Mag das auch eine seltsame Mischung von Anliegen und Bestrebungen gewesen sein, eines kristallisierte sich deutlich heraus: das Verlangen, sich mit den Menschen auf der untersten Stufe der sozialen Hierarchie Grossbritanniens zu identifizieren und sie mit etwas mehr als Blumenkörben zu versorgen.

Wie Charlotte Despard das Leben hinter sich liess, das man von ihr erwartete, so sagte sie sich auch von der dazugehörigen Kleiderordnung los. Sie ging jetzt stets in Schwarz, und gegen Ende ihres Lebens bedeckte sie ihr ergrauendes Haar mit einer schwarzen Spitzenmantille und nicht mit den reichverzierten Hüten besergestellter Damen, die so deutlich Musse signalisierten. Anstelle von Schuhen trug sie Sandalen, die vorn offen waren. Das war ihre Standardkleidung, ob sie nun am Rednerpult stand oder in einem ihrer Gemeindezentren eine Mahlzeit für eine Gruppe von Slum-Kindern zubereitete. Sogar im Gefängnis trug sie diese Sachen.

Bald darauf wurde sie in den Poor Law Board gewählt, eine Kommission, die örtliche Arbeitshäuser beaufsichtigte. Als eine der ersten Sozialistinnen in einer dieser Kommissionen protestierte sie heftig gegen die verfaulten Kartoffeln, die den Insassen vorgesetzt wurden, und bemühte sich, einen korrupten Verwalter zu entlarven, den sie dabei ertappt hatte, wie er Lebensmittel aus der Küche verkaufte, während die Frauen im Arbeitshaus sich mit Wasser und Brot begnügen mussten. Von nun an widmete Charlotte Despard ihre unerschöpfliche Energie den Frauen, die sich, wie sie schrieb, «ihr Leben lang plagten ... kaum ihren Lebensunterhalt verdienen und dem Tod oder der Kirche überlassen werden, wenn sie nicht mehr von Nutzen sind.»<sup>17</sup>

Die Biographien von Charlotte Despard und John French waren so gegensätzlich, wie man sie sich nur vorstellen kann. Er sollte die umfangreichste Streitkraft befehligen, die Grossbritannien jemals ins Feld geschickt hatte; sie protestierte leidenschaftlich gegen jeden Krieg, den ihr Land führte, vor allem gegen den Krieg, in dem er Oberbefehlshaber war. Er ging nach Irland, um aufsässige Pachtbauern zur Raison zu bringen; sie kümmerte sich um die verarmten irischen Frauen von Battersea, die sie «meine Mitschwestern» nannte (obwohl diese möglicherweise nicht ganz auf die gleiche Weise von ihr gesprochen hätten). Beide gingen nach Indien, wo er Kavalleristen ausbildete, die dafür sorgen sollten, dass Indien britisch blieb, während sie als überzeugte Befürworterin der indischen Autonomie zurückkehrte. Zu einer Zeit, als sich das mächtige Weltreich kolonialen Aufständen in der Fremde und wütender Opposition im eigenen Land gegenüber sah, blieb er ein unerschütterlicher Verteidiger der herrschenden Ordnung, während sie eine kämpferische Sozialistin wurde. Und doch, trotz alledem verband sie etwas: John French und Charlotte Despard waren Bruder und Schwester.

Mehr als das: Fast ihr ganzes Leben lang standen sie sich nahe. Sie war acht Jahre älter als «Jack», wie sie ihn nannte, und er war ihr geliebter kleiner Bruder, dem sie Lesen und Schreiben beigebracht hatte, nachdem die Eltern aus ihrem Leben verschwunden waren. Seine Liebesabenteuer und finanziellen Exzesse, über die andere Familienmitglieder entsetzt waren, schienen sie nie zu stören. Als er nach Indien abkommandiert wurde, hiess sie seine Frau Eleanora und die Kinder in Courtlands willkommen und überliess ihnen das Haus, während sie im unwirtlichen Battersea lebte. Und als French aus Indien zurückkehrte, überschattet von einer Wolke aus Schulden und Skandalen, nahm Charlotte auch ihn auf und lieh ihm Geld, nachdem seine anderen Schwestern längst damit aufgehört hatten.

Ihre beiden sehr verschiedenen Welten kamen in Berührung, als Charlotte begann, in regelmässigen Abständen einige arme Bewohner Batterseas in einen Pferdebus zu setzen und für einen Samstag oder Sonntag nach Courtlands zu fahren, weit ab vom Russ und Kohlerauch der Stadt. Frenchs Sohn Gerald, der später seinem Vater nacheiferte und zum Militär ging, berichtete von einem solchen Tag, und der Ton seiner Erinnerung lässt ahnen, was der Rest der Familie wohl von Charlottes Bemühungen gehalten hat:

*In einem gewissen Masse war es sicherlich amüsant, es hatte aber auch seine beschwerlichen Seiten. Beispielsweise waren sie mit mehreren Drehorgeln bewaffnet, die zu spielen sie von dem Augenblick ihrer Ankunft bis zu dem ihrer Abreise nicht müde wurden. Das Weibervolk begleitete sie, und so wurde während des grössten Teils des Tages auf den Rasenflächen und der Auffahrt das Tanzbein geschwungen.*

*Grosszügig sprang mein Vater selbst... in die Bresche und half, einige sportliche Betätigungen für die Männer zu organisieren ...Ich denke, er amüsierte sich mehr als alle anderen über das kuriose Gebaren der Eindringlinge, die unsere Ruhe und Stille störten. Sie schwärmten nach allen Seiten aus, und wenn der Abend kam und sie die Rückreise nach London antraten, waren zumindest wir nicht traurig, dass damit die Veranstaltung nun endlich ein Ende fand.<sup>18</sup>*

John Frenchs Familie mag sich ja über die «Eindringlinge, die unsere Ruhe und Stille störten», geärgert haben, aber schliesslich war Courtlands immer noch Charlottes Besitz, obwohl sie sich für Wochenendbesuche mit einem kleinen Cottage auf dem Grundstück begnügte. French blieb seiner Schwester, die an seiner Erziehung mitgewirkt hatte, zärtlich zugetan. Als sie im Rathaus von Wandsworth in ihrer Eigenschaft als Mitglied des Poor Law Board ihre erste öffentliche Rede hielt, begleitete er sie. Und als sie an der Tür von Lampenfieber überwältigt wurde, sprach er ihr Mut zu mit den Worten: «Nur nervöse Menschen können wirklich von Nutzen sein.»<sup>19</sup>

Trotz radikal verschiedener Weltanschauungen blieb diese Beziehung noch Jahrzehnte lang von Liebe und Loyalität bestimmt – woran auch der Ausbruch eines erbitterten Kolonialkonflikts und später eines schrecklichen Weltkriegs, der mehr als 700'000 Landsleute niedermetzelte, nichts zu ändern vermochte. Erst einige Ereignisse nach dieser tiefen Zäsur führten zu einer Entfremdung zwischen den Geschwistern.

## 2. KAPITEL

### *Ein Mann ohne Illusionen*

**N**icht nur einige der bedeutendsten Kommandeure und Gegner des Ersten Weltkriegs traten schon vor Kriegsausbruch in Erscheinung, sondern auch die entscheidenden Waffen dieses Kriegs. Die wichtigste unter ihnen machte im Jahr nach Viktorias diamantemem Thronjubiläum auf höchst spektakuläre Weise erstmals von sich reden.

Der Schauplatz war Omdurman im Sudan, dem riesigen afrikanischen Gebiet, dessen Bewohner nach Londoner Auffassung die ihnen zukommende Rolle nicht begriffen –, nämlich sich brav mit der Herrschaft Grossbritanniens abzufinden. Im Jahr 1885 hatten sudanesishe Araber unter einem militanten muslimischen Führer ein Besatzungsheer geschlagen und den britischen General, der es kommandierte, enthauptet. Dreizehn Jahre nach diesem Ereignis schickten die Briten ein grosses Kontingent kolonialer und britischer Truppen nilaufwärts in den Sudan. Kommandeur war der legendäre Generalmajor Sir Horatio Herbert Kitchener, der an den verschiedensten Stellen des Empire gedient hatte – von Palästina und Zypern bis Sansibar – und nun den Befehl bekam, die Sudanesen ein für alle Mal in die Schranken zu weisen.

Ein Angehöriger dieses Heeres, ein tatendurstiger junger Soldat, musterte mit dem Feldstecher den Abhang eines Hügels und glaubte, quer über dessen ganze Breite verlaufe eine Barrikade aus Ästen. «Plötzlich begann die ganze schwarze Linie ... sich zu bewegen. Sie bestand aus Soldaten, nicht aus Büschen. Und während wir verblüfft dem Schauspiel beiwohnten, das sich vor unseren Augen ausbreitete, färbte sich der ganze Abhang schwarz ein mit den ausschwärmenden Wilden, auf einer Breite von vier Meilen vom einen Ende bis zum anderen.»

Von Omdurman aus, dem Hauptquartier der Sudanesen, sah er rund 50'000 Krieger mit Speeren, Schwertern, Hörnern, Trommeln und veralteten Büchsen auf sich zumarschieren. «Die ganze Flanke des Hügels schien in Bewegung zu sein. In der Menge sah man Reiter unentwegt vorwärts galoppieren. Vor ihnen sprenkelten zahlreiche Patrouillen die Ebene, über ihnen flatterten Hunderte von Flaggen, und unter der Sonne, die in Tausenden feindlicher Speerspitzen funkelte, breitete sich eine glitzernde Wolke aus.»<sup>1</sup>

Bei dem Zeugen handelte es sich um den 23-jährigen Winston Churchill, der dort eine Doppelfunktion wahrnahm – als Korrespondent der Londoner *Morning Post* und als Offizier in Kitcheners Truppen. Wie es sich für einen vielversprechenden Offizier aus bester Familie schickte, gehörte er der Kavallerie an. Angesichts der bevorstehenden Entscheidungsschlacht «standen wir an einem Tisch mitten in der Wildnis und assen eine kräftige Mahlzeit», schrieb er. «Es war wie der Imbiss vor einer grossen Fuchsjagd.»<sup>2</sup>

Der künftige Premierminister war beileibe nicht der einzige ehrgeizige Brite, der seine Beziehungen hatte spielen lassen, um an diesem Showdown teilnehmen – oder in Erwartung ruhmreicher Taten ausgiebig speisen – zu können. Betrachten wir etwa den jungen Major Douglas Haig. Vor dem Aufbruch in die sudanesischen Wüste hatte er seine Schwester gebeten, ihm folgende Dinge zu schicken: «Marmelade, Obstkonserven, Kakao, Gemüse, Haddock in Dosen, Zunge, Kekse, trockenen Weisswein und ein oder zwei Flaschen Brandy».<sup>3</sup> All das beförderte Haig nebst zusätzlicher seidener Unterwäsche auf drei Kamelen, die ihm zur Verfügung standen, dazu begleiteten ihn vier Pferde, ein Esel, eine Ziege (als Milchlieferantin), ein Koch, ein Kammerdiener und verschiedene Bedienstete, die sich um die Tiere kümmerten.

Haig stammte aus einer schottischen Familie, die eine berühmte Whisky-Destillerie besass; Zuwendungen aus diesem Vermögen sorgten dafür, dass ihm Geldprobleme, wie sie John French hatte, erspart blieben. Wie French war er von frühester Jugend im Sattel zu Hause, hielt sich während des Studiums in Oxford zwei Pferde und einen festangestellten Stallburschen und spielte später in der britischen Polo-Nationalmannschaft. Bei der Armee erwarb er sich rasch den Ruf eines unduldsamen Ausbilders mit hochentwickeltem Sinn für imperiale Grösse.

«Ich schäme mich nicht der Kriege», schrieb er später, «die geführt wurden, um für unsere Kaufleute die Weltmärkte zu öffnen.»<sup>4</sup> Haig lernte den neun Jahre älteren und ihm im militärischen Rang überlegenen French in einem indischen Kavallerielager kennen – einen Mann, der in vielerlei Hinsicht das Gegenteil von ihm selbst war, denn Haig war puritanisch, mürrisch, ein schlechter Gesellschafter und so steif wie der hohe Kragen seiner Paradeuniform. Trotzdem besass er als Angehöriger einer Armee, in der es vielfältige Netze von Gönnern und Schützlingen gab, ein scharfes Auge für strategische Freundschaften.

Während French in England festsass, war es Haig mit Hilfe von Familienbeziehungen gelungen, sich einen Posten zu ergattern, der ihn nach Omdurman führte, wo er nun ungeduldig seine erste Feuertaufe erwartete. Eine Stunde nach Tagesanbruch, am 2. September 1898, dem Tag, nachdem Churchill die Sudanesen zum ersten Mal gesehen hatte, führten diese einen Frontalangriff gegen die britische Stellung. Die Krieger, die fast doppelt so zahlreich waren wie die Soldaten des Empire, trugen *Dschibbas*, schwere Baumwollumhänge mit farbigen Mustern, und darüber teilweise Kettenrüstungen. Die Verluste waren ungeheuer, als das britische Feuer in die Sturmreihe der Sudanesen einschlug – und nichts war verheerender in seiner Wirkung als das neueste Modell von Hiram Maxims Maschinengewehr.

Seit Jahrzehnten bemühten sich Erfinder, eine wirksame Schnellfeuerwaffe zu entwickeln, doch die Ergebnisse waren stets äusserst unhandlich: Im Allgemeinen musste der Schütze eine Kurbel drehen, wobei er, um einen einzelnen Lauf vor Überhitzung durch Reibung zu schützen, eine grössere Zahl von ihnen nacheinander abfeuerte – ein frühes Modell hatte 37 Läufe, ein anderes 50. Erst 1884 stellte Maxim das erste Gewehr dieser Art fertig, das sowohl einläufig als auch vollautomatisch war: Mit Hilfe der Rückstossenergie wurden die leeren Patronenhülsen ausgeworfen und die neuen in die Kammer geladen, und die Waffe feuerte, solange der Schütze den Abzug gedrückt hielt. Ein Wassermantel, der immer wieder aufgefüllt werden musste, wenn die Flüssigkeit verkocht war, verhinderte die Überhitzung des Laufs. Das Maxim konnte 500 Schuss pro Minute abfeuern.

Niemand verfolgte diesen Kampf aufmerksamer als die Beobachter aus Deutschland, Grossbritanniens grösstem Rivalen auf dem Gebiet imperialer Ambitionen. «Zuhauf wurde der Feind niedergemäht», schrieb ein deutscher Journalist im Tross der britischen Streitkräfte. «Und es war offenkundig, dass die sechs

Maxim-Gewehre einen Löwenanteil dieser Arbeit verrichteten.»<sup>5</sup> Tatsächlich war es den Briten dank der Maxim-Gewehre möglich, in wenigen Stunden höchst erstaunliche 500'000 Schuss auf die hilflosen Sudanesen abzufeuern.

Es war ein historisches Gemetzel. Als noch am selben Tag die Schlacht von Omdurman zu Ende ging, lagen unter einem wolkenlos strahlenden Himmel etwa 10'800 Sudanesen tot im Wüstensand. Mindestens 16'000 weitere waren verwundet und verbluteten entweder oder versuchten sich unter Qualen fortzuschleppen. Auf britischer Seite waren nur 48 Mann gefallen. Flaggen wurden aufgezogen, die versammelten Truppen des Empire brachten ein dreifaches Hoch auf die Queen aus und Kitchener weinte, als seine Regimentskapelle *Abide With Me* («O bleibe Herr») spielte.

Grossbritanniens Kriege, so nahmen die jubelnden Sieger von Omdurman an, würden auch in Zukunft genauso einseitige Siege – oder Massaker, wie Dissidenten vom Schlage Charlotte Despard's gesagt hätten – über unzulänglich bewaffnete Araber, Afrikaner oder Asiaten erzielen. Dieser Annahme und der Zuversicht, dass Waffen wie das Maxim-Gewehr den Briten für alle Zeiten Überlegenheit verleihen würden, lag eine Art Schlachten-Ekstase zugrunde, die in den Schriften dieser Zeit überall zu spüren ist. Lord Wolseley, der Oberkommandierende der britischen Streitkräfte zur Zeit von Omdurman, schwärmte von «dem berausenden Glücksgefühl, das der Angriff auf einen Feind gewährt. Ich kann die Empfindung so wenig analysieren und abwägen wie rechtfertigen. Doch für den, der sie einmal erlebt hat, sind fortan alle nachfolgenden Gefühle wie das Klimpern einer Türklingel im Vergleich zum Dröhnen des Big Ben.»<sup>6</sup>

Die Briten wie auch die Deutschen hatten sich diesen Rausch schon einmal verschafft, indem sie die verheerende Wirkung von Maxim-Gewehren in anderen Regionen Afrikas erprobten. Denn das erschien den Europäern als die logische Verwendungsweise des Maschinengewehrs: «Die Waffe», so hiess es im *Army and Navy Journal*, «eignet sich in hervorragender Weise dazu, einen barbarischen oder halbzivilisierten Feind in Schrecken zu versetzen.»<sup>7</sup> Niemand vermochte sich vorzustellen, dass britische oder deutsche Soldaten einmal die Rolle sudanesischer Araber spielen und ihr eigenes Omdurman mitten in Europa erleben würden.

Tatsächlich fand der nächste Krieg in weiter Entfernung von Europa statt. Noch während Kitcheners Maschinengewehre die Sudanesen hurtig niedermähten, stiess nämlich Grossbritanniens unaufhaltsamer imperialer Vormarsch am anderen Ende des afrikanischen Kontinents auf unerwartete Probleme. Der Krieg, der dort kurz vor seinem Ausbruch stand, war Grossbritanniens letzter vor 1914. In mancherlei Hinsicht lieferte er weitere Hinweise auf die bevorstehende Katastrophe – nur verstand damals niemand die Zeichen. Unter den wichtigsten Akteuren dieses Kriegs befanden sich etliche, die in den Kämpfen – oder Protesten – des kommenden Weltkriegs eine wichtige Rolle spielen sollten.

Die Südspitze Afrikas mit ihrem gemässigten Klima und ihren fruchtbaren Flusstälern erwies sich seit einigen hundert Jahren als unwiderstehlich für Europäer. Immer neue Wellen von Einwanderern aus den Niederlanden, Grossbritannien und anderen Ländern hatten mit ihren überlegenen Waffen der indigenen Bevölkerung grosse Landstriche entrissen. Ende des 19. Jahrhunderts war das heutige Südafrika in vier Sektoren aufgeteilt: Zwei britische Territorien – Natal und die Kapkolonie, auf deren Gebiet einige ergiebige Diamantminen lagen – umfassten die gesamte Küste und einen Grossteil des Landesinneren, während weiter landeinwärts zwei autonome Binnenstaaten lagen, der Oranje-Freistaat und die Südafrikanische Republik, letztere jenseits des Flusses Vaal, weshalb sie allgemein Transvaal hiess. Beide wurden später von Buren beherrscht – Nachkommen früher europäischer Siedler, deren Sprache sich aus dem Niederländischen des 17. Jahrhunderts entwickelte. Nach einigen Jahrzehnten ständiger Reibereien waren die Briten eigentlich bereit, die Buren unbehelligt zu lassen, zumal die weite, leere Steppenlandschaft – das *Veidt* –, in der diese Rinder- und Schafsfarmer lebten, anscheinend nichts zu bieten hatte, was Eroberungen gelohnt hätte.

All das änderte sich im Jahr 1886, als in der kleinen Ortschaft Johannesburg ein Goldsucher auf der Durchreise einen Felsen entdeckte, in dem, wie sich herausstellte, das grösste unterirdische Golderzvorkommen der Welt an der Erdoberfläche entdeckt wurde. Es hatte schwindelerregende Ausmasse: einige tausend Meter in die Tiefe und seitwärts mehr als 150 Kilometer unter die Ebenen von Transvaal. Zehntausende Glücksjäger strömten aus Europa und Nordamerika nach Johannesburg, wo sie zunächst in Zelten lebten. In ihrem Gefolge kamen Bauunternehmer,



Kaufleute, Brauer, Destillateure, Zuhälter und Prostituierte, sodass sich die winzige Ortschaft rasch in eine Grossstadt mit gasbeleuchteten Strassen verwandelte. Nach kaum mehr als zehn Jahren lieferte dieser Flecken trockenen Graslands ein Viertel der jährlichen Goldproduktion weltweit und unterlag, was die Briten vor allem erboste, ausschliesslich der Zuständigkeit Transvaals.

Zunächst hoffte man in Grossbritannien, die Eroberung Transvaals werde sich einfach aufgrund der demographischen Entwicklung ergeben, denn die meisten Goldsucher und tiefer fördernden Minengesellschaften waren britischer Nationalität. Selbstverständlich hielt man es für völlig undenkbar, dass Transvaals schwarze Bevölkerungsmehrheit jemals das Wahlrecht erhielt; daher schien es nur eine Frage der Zeit zu sein, bis die neuen Einwanderer die sturen Buren an Zahl übertrafen. Dann wäre man in der Lage gewesen, eine neue Regierung zu wählen, die Transvaal in das Empire geführt und im Zuge dieser Veränderungen die Steuern der Minenbarone entschärft hätte. Vollends frustriert war London jedoch darüber, dass Paul Kruger, der Präsident der Republik, ein Mann von kolossaler Gestalt mit massigen Wangen, einem Bart, der das Gesicht umsäumte, und zusammengekniffenen Augen, allen neuen Einwanderern die volle Staatsbürgerschaft vorenthielt. Dass die Briten ein Recht hatten, über andere Menschen zu herrschen, schien die offenkundigste aller universellen Wahrheiten zu sein, und dass ungebildete Bauern, die einen unverständlichen holländischen Dialekt sprachen und von einem hässlich aussehenden Mann regiert wurden, von dem man sagte, er halte die Erde für eine flache Scheibe, über Briten herrschen sollten, erschien ungeheuerlich. 1897, im Jahr des diamantenen Thronjubiläums, bot die britische Regierung einen der hellsten Sterne am imperialen Firmament auf, um mit den sturen Buren fertig zu werden.

Sir Alfred Milner war erst 43 Jahre alt, als er zum Hochkommissar von Südafrika – praktisch zum Vizekönig dieser Region – ernannt wurde. Er hatte sich jedoch schon als einer der vielseitigsten Verwaltungsbeamten seines Landes bewährt, und zu einem Zeitpunkt, da die Gier nach Gold vorherrschte, lieferte Milners imperiale Begeisterung den dringend erforderlichen Glanz höherer Ziele. «Es war die britische Rasse, die das Empire schuf», verkündete er beispielsweise, «und nur die reine britische Rasse kann es aufrecht erhalten ... Tiefer, stärker, ursprünglicher als materieller Zusammenhalt sind die Bande gemeinsamen Blutes.»<sup>8</sup>

Milner war ein Mann von unbändigem Ehrgeiz, dem es teilweise darum ging, die in der Generation vor ihm verspielte Position auf der steilen sozialen Leiter Grossbritanniens wieder zu erreichen. Sein Grossvater war Generalmajor und Kolonialgouverneur gewesen, doch seinem nichtsnutzigen Vater war es nicht gelungen, sich in England eine gutgehende Praxis zu schaffen, daher musste er sich als Sprachlehrer in Deutschland durchschlagen, wo Milner geboren wurde und einen Teil seiner Kindheit verbrachte. Den Anflug eines deutschen Akzents konnte er nie ganz ablegen. Vielleicht kann die heimliche Scham darüber erklären, wie es zu dieser rückhaltlosen, fast religiösen Wertschätzung der «britischen Rasse» kam.

Dass es in seinem Leben scheinbar keine Frau gab, verlieh dem asketischen, streng aussehenden Mann mit dem langen, melancholischen Gesicht und der hohen Stirn eine Aura des Geheimnisvollen. Diesen äusserst fleissigen und tüchtigen Diener des Empire hat Churchill einmal als «Mann ohne Illusionen» beschrieben.<sup>9</sup> Was jedoch kaum einer wusste: Fast zehn Jahre lang hielt er eine junge Schauspielerin aus – eine gewisse Cécile Duval –, zahlte für sie pro Jahr rund 450 Pfund für eine Unterkunft in Südlondon und machte heimlich Ferien mit ihr, die sie Boot fahrend, radelnd und Karten spielend verbrachten. Manchmal besuchte er sie, aber sie ihn nie. Offenbar hat er sie nie einem seiner Freunde vorgestellt, sicherlich, weil sie nicht der richtigen Gesellschaftsschicht angehörte.

Milner war in England und im kolonialen Ägypten in hohen Regierungsämtern für Finanzen und Steuern zuständig gewesen. Er stand in dem Ruf, aus einer Fülle von Dokumenten die notwendigen Informationen im Handumdrehen herauslesen zu können und über einen ausgeprägten Zahlensinn zu verfügen – für ihn sei eine Bilanz, so ein bewundernder Referent, «verständlich wie eine Druckseite» gewesen.<sup>10</sup> Milner war der ideale Kolonialbeamte, zu gleichen Teilen Technokrat und Idealist des Empire. Der britischen Regierung wie auch den Minenbaronen galt Milner als der geeignete Mann, um den Sieg in Südafrika zu vervollständigen und die arroganten Buren ins britische Weltreich zu zwingen, in das sie doch so zweifelsfrei gehörten. Königin Viktoria verabschiedete ihn persönlich in Windsor Castle, während rund 140 Würdenträger für ihn ein Festbankett im Café Monico am Piccadilly Circus gaben, bei dem er auf die überschwänglichen Trinksprüche mit dem Gelöbnis antwortete, er werde sein Bestes tun «als ziviler Soldat des Em-

pire».<sup>11</sup> Dann schrieb er in sein Tagebuch, er werde «nach Brixton fahren ... um C. zu sehen». Er schrieb die Wörter, strich sie durch und kritzelte schliesslich an den Rand: «um Lebewohl zu sagen».<sup>12</sup>

Gewaltigen Herausforderungen sah sich der energische, zielbewusste Mann gegenüber, der ins Government House einzog, seine offizielle Residenz in Kapstadt zu Füssen des Tafelbergs, der das Wahrzeichen der Stadt ist. Das goldfördernde Transvaal unter britische Herrschaft zu bringen wäre zwar ein imperialer Geniestreich erster Güte gewesen, aber bestimmt nicht einfach zu erringen. Obwohl die öffentliche Meinung Europas die Eroberung Afrikas als vollkommen normal hinnahm, hätte sie niemals die offene Annexion eines unter weisser Herrschaft stehenden afrikanischen Gebiets geduldet.

Inzwischen begann eine wachsende Rivalität der europäischen Mächte die Ereignisse in Südafrika zu überschatten. Transvaal führte Gewehre aus dem Deutschen Reich ein, das sich neuerdings selbst an dem grossen Wettlauf um afrikanische Gebiete beteiligte und mehrere Kolonien vereinnahmt hatte. Zur Entrüstung der britischen Öffentlichkeit schickte der deutsche Kaiser Wilhelm II. Transvaals Präsident Kruger eine Depesche, in der er diesem zur Bewahrung seiner Unabhängigkeit gratulierte. Angesichts so freundlicher Annäherungsversuche von deutscher Seite war keine Zeit zu verlieren. Zwei Jahre lang bereiste Milner die Südspitze des Kontinents kreuz und quer mit Zug, Wagen und Pferd, kümmerte sich um die Belange seines Herrschaftsgebiets und verhandelte mit Kruger, den er im privaten Kreis als «Gehrock tragenden Neandertaler» bezeichnete.<sup>13</sup> Forderungen, Ultimaten und Ablehnungen gingen hin und her. Weit streitbarer als die Kabinettsmitglieder, die ihn aus London entsandt hatten, ersehnte Milner einen Krieg als «grossen Tag der Abrechnung»,<sup>14</sup> der ein für alle Mal «das grosse Ringen zwischen uns und Transvaal um die Herrschaft über Südafrika» entscheiden werde.<sup>15</sup> Liessen sich die Buren irgendwie dazu bringen, den ersten Schuss abzugeben? In einem Brief an den Kolonialminister mit dem Vermerk STRENG GEHEIM, der Kapstadt mit dem wöchentlichen Postschiff verliess, schrieb Milner: «Wird nicht das Eintreffen von noch mehr [britischen] Truppen die Buren so in Schrecken versetzen, dass sie den ersten Schritt tun und in einen Teil unseres Gebiets einfallen?» Dadurch würden «sie sich ins Unrecht setzen und zu den Aggressoren werden».<sup>16</sup>

Während Milner den Krieg ungeduldig erwartete, gönnte er sich ein wenig Entspannung: Radfahren, Jagd auf Schakale und Bogenschiessen, das er auf dem Rasen des Government House ausübte. Abwechslung verschaffte ihm auch ein Neuankömmling in Kapstadt: Rudyard Kipling, der, obwohl erst Anfang dreissig, bereits ein äusserst erfolgreicher Dichter, Journalist und Romanautor war. Er hielt Südafrika für das nächste Schlachtfeld, auf dem die Expansion des britischen Weltreichs zu erstreiten sei, und war daher zu seinem ersten längeren Besuch angereist, dem noch viele weitere folgen sollten.

Beide Grossväter des Schriftstellers waren Methodistenprediger gewesen, vielleicht lag deshalb ein fast missionsarischer Eifer in der Art, wie er das Empire pries, und in den zahllosen Redewendungen, um die er die englische Sprache erweiterte, von *east of Suez* – womit im politischen Sprachgebrauch Grossbritanniens imperiale Interessen ausserhalb Europas gemeint waren – bis zu *the white mans burden*, der Bürde des weissen Mannes, das heisst, der vermeintlichen Verpflichtung der weissen Rasse, indigene Völker zu «zivilisieren». In Indien geboren, hatte er dort als Zeitungsreporter gearbeitet und viele Stunden in den britischen Kasernen von Lahore verbracht. Während er den Geschichten der Soldaten lauschte, genoss er das erhabene Gefühl, einer kleinen Elite von unverzagten und unverdrossenen Briten anzugehören, die – durch eine wochenlange Schiffsreise von zu Hause getrennt und, zur Zeit von Kiplings Geburt, auch telegraphisch nicht zu erreichen – sich der einsamen Aufgabe verschrieben, ein riesiges Volk von Indern zu regieren. Es habe «in der Geschichte der Menschheit kein zivilisatorisches Experiment gegeben», schreibt er, «das auch nur annähernd mit der britischen Herrschaft in Indien zu vergleichen ist». An den Adel dieses Unterfangens konnte er so uneingeschränkt glauben, weil er, so George Orwell nach Kiplings Tod, sich nie eingestand, «dass das Empire im Grunde ein finanzielles Unternehmen ist».<sup>17</sup> Obwohl es während seiner Zeit als Journalist ausnahmsweise fast keinen Krieg in Indien gab, hat nie irgendjemand wohlwollender und verständnisvoller über den britischen Soldaten geschrieben als dieser Mann mit seinen unverkennbaren Attributen – dicke Brillengläser, buschige Augenbrauen und üppiger Schnurrbart –, der nie eine Uniform getragen hatte.

Kipling war der letzte bedeutende englische Schriftsteller, dessen Werk über

alle Klassengrenzen hinweg gleichermaßen beliebt und einflussreich war; einfache Soldaten wie Generäle kannten viele seiner berückend melodiosen Gedichte auswendig. In der heilen Welt seiner Werke verwandelten sich abenteuerlustige Schuljungen in tapfere Soldaten, zeigten sich loyale Eingeborene stets dankbar für die englische Herrschaft, blieb das herrliche Empire unbehelligt von abtrünnigen Unterströmungen. Obwohl Kipling in der englischen, französischen und lateinischen Literatur sehr belesen und mit vielen bedeutenden Schriftstellern seiner Zeit befreundet war, bevorzugte er dennoch die Gesellschaft von Offizieren, von kühnen Weltreichgründern wie dem Industriemagnaten Cecil Rhodes oder dem Amerikaner Theodore Roosevelt, von Männern, die, wie Alfred Milner, bereit waren, für das, woran sie glaubten, einen Krieg vom Zaun zu brechen. Mit Milner verstand er sich auf Anhieb und sie blieben lebenslang eng befreundet.

Neue, aus England entsandte Truppenverbände hatten schliesslich den von Milner erhofften Erfolg. Überzeugt davon, dass ein Konflikt mit dem ungleich grösseren Empire unvermeidlich sei, entschieden die beiden Burenrepubliken, dass eine Reihe von raschen Angriffen, bevor noch mehr britische Verbände eintrafen, am aussichtsreichsten seien. Zu Milners grosser Freude erklärten sie Grossbritannien am 11. Oktober 1899 den Krieg. Auch in London frohlockte man, dass es gelungen war, den Feind so zu manipulieren, dass er jetzt als Aggressor dastand. Ein anderes Kabinettsmitglied schrieb an den Kolonialminister: «Nehmen Sie meine Glückwünsche entgegen.»<sup>18</sup>

Von Gemetzeln wie Omdurman abgesehen, war der Burenkrieg, wie wir ihn heute nennen, der erste Krieg, den Grossbritannien seit fast 50 Jahren führte, und die Öffentlichkeit nahm ihn fast wie eine Fortsetzung des diamantenen Thronjubiläums auf. Jedermann erwartete, dass Milners Krieg, wie er bei einigen hiess, bis Weihnachten mit einem triumphalen Sieg beendet wäre. Dieser überzeugende Sieg hätte noch einen zusätzlichen Vorteil gehabt: Er wäre eine nachdrückliche Warnung an Deutschland gewesen, das genau zu dieser Zeit ein bedrohliches Flottenprogramm zur Verdoppelung seiner Kriegsmarine auflegte.

Die britischen Offiziere sprachen von Krieg wie von einem sportlichen Wettkampf. Männer, die den Befehl erhielten, gegen die Burenstellungen vorzurücken, hiessen «Treiber», weil sie die Beute wie bei der Fasanenjagd aus ihrem Versteck

aufscheuchen sollten. Ein Hauptmann bei der Imperial Yeomanry erklärte, die bürischen Reiter über die Steppe zu jagen sei «genauso wie eine gute Fuchsjagd».<sup>19</sup> Sir Redvers Buller, der Erste Kommandierende General Grossbritanniens in Südafrika, ein Mann mit dickem Bauch und Doppelkinn, befahl seinen Soldaten, sich nicht wie unsportliche «Springteufel» zu benehmen, indem sie sich duckten, nachdem sie ihre Gewehre stehend abgefeuert hätten.

Doch der Krieg wurde nicht die erwartete schneidige Jagd. Zur Bestürzung der Öffentlichkeit folgten einige erfolgreiche Hinterhalte der Buren und demütigende Niederlagen der Briten. Noch empörender: Rhodes, der reichste Mann des Britischen Weltreichs, der sich grossspurig nach Kimberley aufgemacht hatte, dem Diamantenzentrum der Kapkolonie, um für den Schutz seiner Minen zu sorgen, wurde dort zusammen mit 50'000 Zivilisten und 600 britischen Soldaten eingeschlossen, als die Buren die Stadt belagerten. Rhodes gelang es, aus seiner luxuriösen Unterkunft in dem Sanatorium und Kurhotel der Stadt, das ihm gehörte, eine zornige Nachricht an Milner in Kapstadt zu schicken: «Versucht alles. Schickt augenblicklich Entsatz für Kimberley. Ich kann die Verzögerung nicht verstehen.»<sup>20</sup>

Da auf Kimberley 90 Prozent der weltweit geförderten Diamanten entfielen, hatte die Beendigung der Belagerung oberste Priorität. Als sich ein britischer Verband näher an die Stadt herankämpfte, bestand die Vorhut aus Kavallerieabteilungen, gefolgt von Artillerie und einem Wagen, der im Vorwärtsrollen Telegraphendraht abwickelte. Der hochgemute Kommandeur, den der Ruf des Krieges ungeachtet früherer Skandale in den Generalsrang erhoben hatte, war John French.

Ihm zur Seite stand als Stabschef, direkt von Omdurman kommend, Major Douglas Haig, sein alter Freund aus indischen Tagen. Beide hatten England auf demselben Schiff in Richtung Südafrika verlassen. Als French bemerkte, dass man Haig keine Kabine zugeteilt hatte, bot er ihm an, seine eigene auf dem Oberdeck mit ihm zu teilen. Wieder einmal befand sich French in finanziellen Nöten, nachdem er diesmal leichtsinnig mit südafrikanischen Goldaktien spekuliert hatte. Obwohl es für einen Kommandeur ein Unding war, bei einem Untergebenen Schulden zu haben, liess sich French von Haig die stattliche Summe von 2'000 Pfund,<sup>21</sup> nach heutigem Wert 160'000 Dollar, um sich wütende Gläubiger vom Leibe zu halten.

Am 15. Februar 1900 entdeckten Frenchs Kundschafter den letzten Stützpunkt des Feindes zwischen den eigenen Truppen und der belagerten Stadt – befestigte Stellungen auf zwei gut einen Kilometer auseinanderliegenden Hügelkämmen, die von etwa 900 Buren gehalten wurden. Dann, inmitten schnaubender Pferde, dem Knarren und Klirren von Stiefeln und Sporen und dem Geruch des Sattelleders, erteilte der ungestüme General den Befehl, von dem alle Kavalleristen träumen: *Attacke!*

Mehrere Angriffswellen brüllender britischer Kavalleristen mit ihren hohen Tropenhelmen galoppierten das leicht ansteigende Tal zwischen den beiden Hügelkämmen hinauf: allen voran die Lanzierer mit wehenden Standarten, auf der Khaki-Brust zwei diagonal gekreuzte Riemen, gefolgt von den stolzen Kürassieren und, ganz zum Schluss, der pferdebespannten Artillerie. Es war ein waghalsiger Schachzug, aber er hatte Erfolg. Die Kavallerie hatte von 3'000 Mann knapp zwei Dutzend Gefallene zu beklagen. «Es war ein wundervolles, geradezu erhebendes Gefühl, wie bei einem schönen Jagdreiten», sagte ein britischer Offizier.<sup>22</sup> «Ein Meilenstein in der Geschichte der Kavallerie ...», jubilierte man in der Kriegsgeschichte der Londoner *Times*. Die Infanteristen der Buren «vermochten nichts gegen das rasende Tempo und den anhaltenden Druck der anstürmenden Reiter auszurichten ... Das war das Erfolgsgeheimnis des von French ersonnenen Plans.»<sup>23</sup>

Es hatte allerdings weniger mit diesem Erfolgsgeheimnis auf sich, als man darin zu erblicken meinte. Zunächst einmal hatten die burischen Verteidiger dieser Stellung keine Maschinengewehre, zusätzlich sahen sie sich in der brennenden Sonne des südlichen Sommers einem noch mächtigeren Feind gegenüber. Die Pferde, die über die knochentrockene Steppe Südafrikas preschten, wirbelten solche Massen von Staub auf, dass die burischen Scharfschützen auf den Hügelkämmen nichts sehen konnten. Fast alle schossen zu hoch. Erst als sich die riesige Staubwolke langsam wieder senkte, bemerkten die verwirrten Buren, dass die Kavallerie fast völlig unversehrt an ihnen vorbei gejagt war. Vor allem aber hatten die Buren etwas ausser Acht gelassen, das sich anderthalb Jahrzehnte später als die wirksamste Verteidigungswaffe aller Zeiten erweisen sollte: Sie hatten versäumt, zwischen den beiden Hügeln Stacheldraht zu spannen.

Infolge dieser überschwänglichen Presseberichte über die Kavallerieattacke blieb Millionen Briten verborgen, dass es sich hier nicht um den klassischen Sturmangriff handelte, bei dem der entsetzte Feind überrannt wurde, sondern dass die Attacke *zwischen* den beiden Gruppen staubgeblendeter Buren hindurchführte, die von ihr völlig unbehelligt blieben. Keine Lanze, kein Schwert eines Kavalleristen wies einen Blutstropfen auf. Doch egal: Als die Kunde die Börse erreichte, schoss der Kurs der südafrikanischen Goldmine steil nach oben; als der Richter bei einem Mordprozess in Liverpool die Verhandlung unterbrach, um zu verkünden, dass Kimberley befreit sei, brachen Geschworene und Zuschauer in Jubel aus.

«Die Kavallerie – die *viel geschmähte* Kavallerie, sollte ich wohl sagen – hat das Empire gerettet», schrieb Haig trotzig an einen Freund. «Diese Tatsache musst du den elenden Kreaturen einbleuen, die vorgeben, das Empire zu regieren!»<sup>24</sup> Der Einsatz von Kimberley brachte French und Haig in aller Munde und erwies sich als ungeheuer förderlich für ihre Karriere. Besonders beeindruckt waren die deutschen Beobachter, die das Kriegsgeschehen sehr genau verfolgten und annahmen, dass sie sich schon bald im Kampf gegen eben diese Kommandeure befinden könnten. «Die Attacke der Kavallerie-Division French gehört mit zu den bemerkenswertesten Erscheinungen des Feldzuges ...», hiess es in einem Bericht des deutschen Generalstabs. «Der verblüffende Erfolg lässt auch in Zukunft den Einsatz grosser Reitermassen in der Schlacht selbst gegen das heutige Gewehr keineswegs als ein aussichtsloses Unternehmen erscheinen.»<sup>25</sup>

Deutsche und Briten sahen also diesen Krieg auf der afrikanischen Steppe gleichermassen als eine Generalprobe für einen grösseren Konflikt an. Doch sie täuschten sich nicht nur in Hinblick auf die Kavallerie, sondern unterschätzten auch die Bedeutung des Maschinengewehrs. Dessen Nutzen sah man nach wie vor in der Abwehr massenhafter Frontalangriffe von Afrikanern, Arabern oder anderen «Eingeborenen». Buren wie Briten besaßen eine kleine Anzahl von Maxim-Gewehren, die aber, da sie fast anderthalb Meter hoch auf 200-Kilogramm-Karren mit eisenbeschlagenen Rädern montiert waren, schwierig zu handhaben und daher selten benutzt wurden.

Obwohl der Krieg noch nicht vorbei war, liess man sich auf englischer Seite die Gelegenheit nicht nehmen, einen Sieg in der Schlacht zu feiern, und niemand tat



das ausgiebiger als der kriegsbegeisterte Rudyard Kipling. Er war die öffentliche Person, die jede Nation unbedingt braucht, wenn sie einen Aggressionskrieg führt: der prominente Zivillist, der das hohe Lied auf die Krieger anstimmt. Wo er in Südafrika hinkam, wurde er von den stürmischen Hochrufen der Soldaten empfangen, kannten sie doch seine Erzählungen, die ihre tollkühnen Taten priesen, und seine Gedichte, die ihre Umgangssprache in Musik verwandelten. Bei einem Festbankett zu Ehren seines Freundes Milner und des britischen Oberkommandierenden brachte er einen ironischen Trinkspruch auf den Burenführer Kruger aus, «der dem Britischen Weltreich seine Verantwortung und dem Rest der Welt seine Macht vor Augen geführt und der die Meere mit Schiffen und die Erde mit dem festen Tritt bewaffneter Männer gefüllt hat».<sup>26</sup> Seit einigen Jahren schon reicherte Kipling seine Prosa und seine Poesie auch mit kleinen deutschfeindlichen Spitzen an. Er glaubte, dieser Krieg werde für seine geliebten Tommies von unermesslichem Nutzen sein und sie besser für den unausweichlichen Krieg mit Deutschland rüsten. Der Burenkrieg sei, so sagt die Hauptfigur in einer Erzählung, die er um diese Zeit schrieb, «eine vorzügliche Prachtparade für Armageddon» gewesen.<sup>27</sup>

## 3. KAPITEL

### *Die Pfarrerstochter*

In Grossbritanniens reichen, aristokratischen Familien erbte der älteste Sohn in der Regel Titel und Land, während ein jüngerer Bruder häufig zum Militär ging. So war es auch Major Lord Edward Cecil, der jetzt gegen die Buren kämpfte. Er war in dem palastartigen Hatfield House aufgewachsen, einem historischen Landsitz, wo Königin Elisabeth I. einen Teil ihrer Kindheit verbracht hatte. Auf gepflasterten Wegen übte sich Cecils exzentrischer Vater im Umgang mit einem hohen Dreirad, während ein junger Kutscher nebenher lief, ihn die Hügel hinaufschob und hinten aufsprang, wenn es bergab ging. Zum 21. Geburtstag eines älteren Bruders brachte ein Sonderzug Gäste aus London zu einem Festbankett, auf dem fast 300 Liter Suppe, 60 Rebhühner und 50 Fasane von Lakaien in blau-silbernen Livree serviert wurden. Nach Privatunterricht und Eton bekam Edward ein Offizierspatent in einem der vornehmsten Regimenter Grossbritanniens, den Grenadier Guards. Im Jahr 1898 war er, wie es sich für jemanden von seiner sozialen Stellung gehörte, bei Omdurman zugegen und konnte die Wirkung der Maxim-Gewehre beobachten.

Als man Cecil nach Südafrika abkommandierte, wurde er wie viele britische Offiziere von seiner Frau begleitet – der attraktiven jungen Lady Violet. Während er mit seiner Einheit ins Landesinnere zog, blieb sie in Kapstadt, wo sich das britische Hauptquartier befand. Violet, gegenüber dem Empire so loyal wie Charlotte Despard rebellisch, war für das Rote Kreuz tätig, nahm aber gleichzeitig an den britischen Frauen Anstoss, die «ohne ein vernünftiges Abendkleid» nach Kapstadt kamen.<sup>1</sup> Eine Zeichnung von ihr aus dieser Zeit zeigt eine hinreissende junge Frau, die sicherlich manchem Mann den Kopf verdrehen konnte: schlank, mit vollen

Lippen, dunklen Locken und weit auseinander liegenden Rehaugen. Und einem Mann verdrehte sie erwiesenermassen den Kopf, denn in dieser Stadt am Meer mit ihrem grandiosen Wahrzeichen, dem Tafelberg, über dessen flachen Gipfel der Nebel wie ein Tischtuch wallte, verliebten sich Violet und Sir Alfred Milner.

Jahrzehnte später, als der Krieg, der ihrer beider Leben auf den Kopf stellen sollte, schon vorüber war, durchsuchte sie Milners und ihre Papiere, um sicherzugehen, dass der Nachwelt keine intimen Details in die Hände fielen. Aber wir wissen, dass ihre Leidenschaft gegenseitig, heftig und – viele Jahre lang – heimlich war. Als Angehörige der viktorianischen Oberschicht kam eine Scheidung für Violet und Edward nicht infrage; und wenn bekannt geworden wäre, dass Violet, die ihren vierjährigen Sohn in der Obhut von Kinderfrauen und Schwiegereltern in England zurückgelassen hatte, eine Liebschaft hatte, während Edward in Mafikeng von den Buren beschossen wurde, wäre das nicht nur als Verrat an ihrem Mann, sondern auch am Empire gesehen worden. Milner seinerseits konnte sich nicht den mindesten Anschein einer sittlichen Verfehlung leisten, war er doch als Hochkommissar von Südafrika in einer Residenz mit den Porträts von Königin Viktoria an den Wänden die moralische Verkörperung des gesamten britischen Weltreichs.

Schliesslich gab es noch einen weiteren Grund, warum ein öffentlicher Skandal undenkbar war: Edward Cecils Vater war Premierminister von Grossbritannien.

Tatsächlich hatte er – Robert Arthur Talbot Gascoyne-Cecil, Marquis von Salisbury, um ihn bei vollem Namen zu nennen – vorgeschlagen, dass Violet seinen Sohn nach Südafrika begleite. Die Stellung von Edwards Vater war allen bekannt, auch den Buren. Als Edwards Mutter an Krebs starb, durfte ein Kurier unter weisser Flagge den Belagerungsring um Mafikeng passieren – die Stadt, in der Edward und sein Truppenkontingent von den Buren eingeschlossen waren –, um die Nachricht zu überbringen.

Violet hatte Stil, Esprit und Eleganz. Ihr Vater war Admiral und ihr Bruder wurde ein bekannter General; als junges Mädchen lebte sie zwei Jahre in Paris, studierte Musik und Malerei, lernte den Impressionisten Edgar Degas kennen, besuchte die Oper und die Comedie Française und kam oft mit einem Freund der Familie zusammen, dem französischen Politiker, Journalisten und späteren Premi-

erminister Georges Clemenceau. Es sei von Vorteil für Edward, schrieb seine Mutter an eine Verwandte, «eine kluge Frau zu haben».<sup>2</sup> Violet und Edward kannten sich kein halbes Jahr, als sie heirateten, aber beide dürften das Gefühl gehabt haben, es ideal getroffen zu haben: Er sah in Violet eine Frau von passender Herkunft, kultivierter Lebensart und strahlender Schönheit; während sie jemanden heiratete, von dessen gesellschaftlicher Stellung sie sich ein glanzvolles Leben nahe dem Gipfel imperialer Macht erhoffen durfte.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis sich die ersten Probleme bemerkbar machten. Violet war der Mittelpunkt jeder Gesellschaft; Edward hatte einen Hang zur Melancholie. Sie interessierte sich leidenschaftlich für Kunst, Edward hatte wenig Sinn dafür. Seine weitläufige anglikanische Familie war so religiös, dass sie jeden Sonntag drei Gottesdienste besuchte; Violet war Atheistin. Von ihrer ersten Weihnacht in der bedrückenden Düsternis von Hatfield House berichtete sie trocken, es seien vier Geistliche zum Dinner gekommen, «sozusagen einer für jede Schwiegertochter».<sup>3</sup> Vor allem aber trat der zurückhaltende Edward nie ganz aus dem Schatten seines berühmten Vaters heraus.

Alfred Milner dagegen war eine gebieterische Persönlichkeit, die stets im Mittelpunkt stand und ihrer Bestimmung gewiss war. «Ich wünschte, Milner hätte einen weniger heroischen Kampf zu führen ...», schrieb Violet aus Kapstadt an ihren Bruder und fügte hinzu, der Hochkommissar «telegraphiert den *ganzen Tag*, ist um 7 auf und geht gewöhnlich nicht vor 2 Uhr nachts zu Bett ... Er ist stark, energisch, siegesgewiss und absolut furchtlos.»<sup>4</sup>

Dank ihrer herausgehobenen Stellung kam sie in den Genuss von Privilegien, die anderen Offiziersfrauen verwehrt waren – so wurde sie an die Front eingeladen, einen Trupp Guardsmen zu inspizieren, und von Rhodes zu einem Besuch auf seinem weitläufigen Kapstädter Landsitz Groote Schuur gebeten. Sie nahm beide Einladungen an und kümmerte sich gelegentlich um verwundete Soldaten – nur Offiziere natürlich –, die sich unter Rhodes Dach erholten. Rudyard Kipling und seine Frau Carrie waren häufig zu Gast am polierten Mahagoni-Esstisch und gewannen Violet lieb. Jeden Abend nach dem Essen spielte eine achtköpfige Kapelle, die aus Rhodes' Dienerschaft gebildet war, eine halbe Stunde lang auf der

Freitreppe, während die Dinnergäste von der langen, säulenverzierten Veranda auf den Tafelberg blickten und gelegentlich eine Zebraherde beobachteten, die durch einen nahen Wald streifte. Auf dem Gelände lebte ein Löwenjunges. «Eines Tages wird er seine Kette zerreißen und in meinem Schlafzimmer erscheinen», schrieb Violet. «Was soll ich tun?»<sup>5</sup>

Der imperiale Löwe von Kapstadt, Milner, lebte nur eine kurze Kutschfahrt entfernt. Wie er war sie erfreut über das hohe Mass an Solidarität, das der Krieg zeitigt hatte: «der Briten, gleich wo sie waren, und der eingeborenen Rassen, die unter unserer Flagge lebten. Aus Australien, Kanada, Indien, Neuseeland und anderen Teilen des Empire wurde uns Hilfe in Form von Männern, Geld und Material angeboten. Das Empire besann sich auf sich selbst.»<sup>6</sup> Einen Kontinent entfernt, in Hatfield House, bekam ihr kleiner Sohn George eine winzige Kanone geschenkt, die Erbsen auf burische Spielzeugsoldaten abschiessen konnte.

Violet, die sich lebhaft für Politik interessierte, verfolgte die Debatten des ausschliesslich weissen Parlaments der Kapkolonie in Milners Privatloge auf der Besuchergalerie. Ausserdem nahmen sich Milner und sie die Zeit, um gemeinsam durch die Gärten von Groote Schuur zu schlendern und einige Male in der Woche Ausritte am Strand oder auf den Hängen des Lions Head zu unternehmen – eines Hügels, der einen der spektakulärsten Rundblicke Afrikas bietet. Sie begleitete ihn auf die Silvesterparty zum Ausklang des alten Jahrhunderts und auf viele andere offizielle Bankette. Da sie eine lebhafteste, äusserst geistreiche Gesprächspartnerin war, konnte man sich darauf verlassen, dass sie jeden durchreisenden General oder Minister bezauberte, dem sie als Tischnachbarin zugeteilt war. Für Milner war es ein Glücksfall, die Schwiegertochter des Premierministers als inoffizielle Gastgeberin im Government House präsentieren zu können, wo seine Adjutanten bei Abendveranstaltungen schwarze Smokings mit roten Seidenrevers trugen.

Violet ist sogar auf einer sorgfältig arrangierten Fotografie von Milner und seinen Mitarbeitern zu sehen. Er sitzend, mit Uhrkette, Weste, Cut, gestreifter Hose und der Miene eines bedeutenden Mannes, der keinen Unfug duldet. Violet, in langem Rock und die Locken unter einem Hut verstaut, steht hinter ihm, die Hand lässig auf der Rücklehne seines Stuhls.

Ihr Einfluss auf ihn blieb auch anderen nicht verborgen. «Sir Alfred ist sehr

glücklich und zum Scherzen aufgelegt. Er neckt uns alle, manchmal mag man nicht glauben, er sei noch derselbe wie im letzten Juli [vor ihrer Ankunft]»,<sup>7</sup> schrieb eine Freundin an Violet, als diese sich seit einem Jahr in Kapstadt befand. Einige Autoren vermuten, das Paar habe schon in Südafrika eine Liebesbeziehung begonnen, doch in ihrem Buch über diese Dreiecksbeziehung vertreten Hugh und Mirabel Cecil – er ist ein entfernter Nachfahr von Edward – entschieden die Auffassung, dass es dazu erst später kam. Wir wissen lediglich, dass Violet Cecil und Alfred Milner am Abend des 18. Juni 1900 im Government House allein zu Abend speisten und dass bei dieser Gelegenheit etwas geschah, das Violet veranlasste, diesen besonderen Tag fortan liebevoll in ihrem Tagebuch zu vermerken. «War es eine Liebeserklärung?», fragen die Autoren. «Ein Ausdruck der Zuneigung, der zärtlicher war als sonst? Wir werden es niemals erfahren.»<sup>8</sup>

Für alle Briten, die an dem Kampf gegen die zähen Buren beteiligt waren – ob nun als Zivilisten wie Milner oder als Offiziere wie John French und Douglas Haig –, gab es einen Aspekt, der diesen Krieg auf bestürzende Weise von allen Kolonialkonflikten unterschied, die sie bisher erlebt hatten: Viele Menschen in Grossbritannien dachten, dass ihr Land überhaupt nicht kämpfen dürfe.

Eine von ihnen war natürlich Frenchs eigene Schwester. Als Charlotte Despard zum ersten Mal auf einer Friedenskundgebung im Rathaus von Battersea sprach, versuchten wütende Zwischenrufer, sie niederzuschreien. Doch in dieser linksgerichteten Gemeinde, die sich bereits mit Grossbritanniens Oberschicht im Krieg sah und Partei für die Unterprivilegierten ergriff, gewannen die Kriegsgegner rasch an Einfluss. Bald darauf wurde sogar eine Strasse nach Piet Joubert benannt, einem Buren-Kommandeur, dessen Soldaten mehrere Schlachten gegen die Truppen von Charlotte Despards Bruder schlugen. (Die Joubert Street gibt es noch immer, nicht weit von der Charlotte Despard Avenue entfernt.)

Charlotte Despard's Proteste gegen den Krieg änderten nichts an ihrer Zuneigung für den Bruder, den sie immer noch Jack nannte. Es war, als sähe sie in ihm noch immer den kleinen Jungen, dessen Erziehung teilweise in ihren Händen gelegen hatte – einen kleinen Jungen, der nicht wirklich verantwortlich war für «den niederträchtigen Krieg dieser kapitalistischen Regierung»<sup>9</sup>, gegen den sie von den

Rednerpulten wettete. Bruder und Schwester schienen einander ihre politischen Auffassungen als entschuldbare Marotten nachzusehen.

Viele Kriegsgegner in England waren Linke und hielten die Buren für unschuldige Opfer. Diese Dissidenten wurden häufig vom wütenden Pöbel angegriffen; eine Gruppe sozialistischer Kriegsgegner konnte sich in London mit knapper Not auf dem Oberdeck eines Pferdebusse in Sicherheit bringen, wo die Kriegsgegner auf die Hände ihrer Verfolger traten, die eine steile Leiter hinaufklettern mussten. Der jugendliche David Lloyd George, ein walisischer Parlamentsabgeordneter und glänzender Redner, gehörte zu den unerschrockensten Kritikern des Kriegs. Als er versuchte, in Birmingham zu sprechen, spielte eine Blaskapelle vor der Halle patriotische Lieder und ein Strassenhändler verkaufte halbe Ziegelsteine «für drei Penny das Stück, um Lloyd George damit zu bewerfen».<sup>10</sup> In dem Aufruhr wurde ein Mann von einem Schlagstock schwingenden Polizisten getötet und 26 verletzt. Lloyd George entkam dem Mob in einer schlechtsitzenden Polizeiuniform durch eine Seitentür. Bei einer Antikriegsveranstaltung im walisischen Bangor hatte er weniger Glück: Er erhielt einen Schlag auf den Kopf und war vorübergehend betäubt. Bürger seines eigenen Wahlbezirks verbrannten ihn *in effigie*.

Als der Mann, der den Konflikt wegen des Transvaal-Golds vom Zaun gebrochen hatte, musste sich Milner besonders heftige Angriffe gefallen lassen. Viele der *Pro-Boers*, wie sie genannt wurden – der «Burenfreunde» –, stellten einen Zusammenhang mit der Ungerechtigkeit im Inland her und nahmen damit spätere Friedensbewegungen vorweg: Jede Granate, die auf die Buren abgefeuert werde, so donnerte Lloyd George, trage eine Altersversorgung mit sich fort. Die Proteste konnten zwar nichts gegen die Kriegsbegeisterung ausrichten, zeugten aber von einem beschämenden – und überdauernden – Riss in der imperialen Fassade. Sie warfen eine Frage auf, die anderthalb Jahrzehnte später noch strittiger in einem Krieg debattiert werden sollte, der einen ungleich höheren Preis an Menschenleben und Vermögenswerten fordern sollte: War Loyalität gegenüber dem eigenen Land in Kriegszeiten die höchste Bürgerpflicht? Oder gab es höherrangige Ideale?

Nirgends war der Widerstand gegen den Krieg grösser als in Irland, wo der An-

blick englischer Truppen, die Burenland besetzten, die Inselbewohner an die eigene Geschichte erinnerte. Viele Iren sahen in den Buren den David, der vom englischen Goliath niedergetrampelt wurde und nach seiner Steinschleuder griff. Irische Sportmannschaften legten sich die Namen von Burengenerälen zu. Für grosse Teile der Welt waren die Buren die edlen «Underdogs», weshalb einige tausend ausländische Freiwillige die lange Reise nach Südafrika antraten, um auf burischer Seite zu kämpfen; zur Empörung der Briten kam eines der grössten Kontingente aus Deutschland.

Angesichts der weit überlegenen militärischen Macht Grossbritanniens war die Niederlage der Buren nur eine Frage der Zeit. Die Briten errangen weitere Schlachtensiege, von denen etliche French und Haig gutgeschrieben wurden. Nachdem Mitte 1900 das eigentliche Streitobjekt des Kriegs – die Goldminen – den Briten zugefallen war, wurden Auszeichnungen verteilt, unter anderem an French, der für seine Kavallerieattacke bei Kimberley die Ritterwürde erhielt. Auch eine zweite Belagerung – die siebenmonatige von Mafikeng, die Edward Cecil erduldet hatte – wurde endlich aufgehoben. In Hatfield House pflanzte der vierjährige George Cecil einen Baum, die Mafikeng-Eiche, und zündete ein riesiges Freudenfeuer an, um die Befreiung seines Vaters am anderen Ende der Welt zu feiern. Violet Cecil hingegen legte sich mit Migräne ins Bett, als die Nachricht vom Entsatz Mafikengs nach Kapstadt gelangte.

Einige Monate später, wieder mit Edward vereint, kehrte sie nach England zurück, nachdem sie 14 Monate von dem kleinen George getrennt gewesen war. Ihre Abreise kommentierte Milner in seinem Tagebuch mit der Feststellung, er sei «wirklich sehr bedrückt». «Fühle mich immer noch tief deprimiert», fügte er am nächsten Tag hinzu.<sup>11</sup> Violet schlug die Rückkehr nach Südafrika vor, um am Aufbau des neuen, unter britischer Herrschaft stehenden Landes mitzuwirken, das Milner vorschwebte, und drängte auch ihre beiden Brüder dazu. Aber Edward, der inzwischen bemerkt hatte, welche Gefühle seine Frau für Milner hegte, weigerte sich. Stattdessen blieb er beim Militär und bemühte sich, mit Erfolg, um eine Versetzung nach Ägypten.

Wie die Cecils hielten es auch die anderen Briten für selbstverständlich, dass der Krieg im Wesentlichen vorüber sei. Schliesslich waren die Minen erobert, und der Union Jack flatterte über Südafrikas Städten und ihren Hunderttausenden



hochhelmigen Besatzern, die den burischen Kämpfern zahlenmässig im Verhältnis von mehr als zehn zu eins überlegen waren. Doch ärgerlicherweise sahen sich Sir John French und Douglas Haig, wie der Rest der britischen Streitmacht, dazu gezwungen, kaum zu fassende, bärtige Krieger in Zivil zu fassen, die nicht einsehen wollten, dass sie den Krieg verloren hatten.

Berittene burische Freischärler überfielen britische Vorposten und Eisenbahnlinien, lockten britische Soldaten in Hinterhalte und setzten sich dann in die endlosen südafrikanischen Ebenen ab. Eine reguläre Kavallerieattacke, wie die bei Kimberley, war nutzlos, wenn man den Feind nicht stellen konnte. Folglich beschlossen die Briten, die frei umherziehenden burischen Freischaren von ihren Versorgungsbasen abzuschneiden, und das hiess, dass britische Soldaten überall dort, wo die Freischärler angriffen, rücksichtslos burische Farmgebäude, Felder und Nahrungsvorräte in einem Umkreis von Dutzenden Kilometern zerstörten. Von rund 30'000 Farmen stiegen schwarze Rauchsäulen zum Himmel, während Schwärme von Geiern herabstiessen, um sich an mehr als 3 Millionen abgeschlachteten Schafen zu mästen. French, Haig und andere Kommandeure befahlen ihren Soldaten, Obstbäume zu fällen und Brunnen zu vergiften, mit ihren Bajonetten Getreidesäcke aufzuschlitzen und die Häuser samt allem, was darin war, niederzubrennen. Niemand ahnte, dass 15 Jahre später die Kriegsergebnisse in Europa das gleiche Antlitz zeigen, die Armeen weit grössere Landstriche absichtlich verwüsten oder dass nicht nur Bauernhöfe, sondern auch Jahrhunderte alte Städte in rauchende Trümmer verwandelt würden.

Als die britischen Truppen fortfuhren, die Farmen rücksichtslos niederzubrennen, stellte sich die Frage, was mit den mehr als 100'000 obdachlos gewordenen Zivilisten – weit überwiegend burische Frauen, Kinder und Alte sowie afrikanische Landarbeiter – geschehen sollte. Auch hier eröffnete sich ein grausiger Ausblick auf die nicht allzu ferne Zukunft, denn die Briten legten ein Netzwerk von streng bewachten Konzentrationslagern an – lange Reihen weisser Zelte, häufig von Stacheldraht umgeben. Die grössten Lager fassten mehr als 7'000 Buren, die von Soldaten in Planwagen oder Flachwagen der Eisenbahn herbeigeschafft wurden – die finster blickenden Frauen in langen Kleidern und Hauben mit Halstüchern gegen die Sonne. Milner ordnete an, dass alle Nachrichten über diese Lager

in den Pressetelegrammen aus Kapstadt von der Zensur zu streichen seien, denn er befürchtete, sie könnten «den Verrückten in der Heimat höchst willkommenes Material liefern».<sup>12</sup>

Eines Tages Anfang 1901 bat ihn jedoch eine frisch aus England eingetroffene Dame um ein Treffen, die das Empfehlungsschreiben einer ihm bekannten englischen Familie vorlegte. Er lud sie zum Mittagessen ins Government House ein, wo Emily Hobhouse feststellte, dass sie die einzige Frau unter acht männlichen Gästen war und sich in einer Umgebung befand, der die englische Krone überall ihren Stempel aufgeprägt hatte – auf Lampen, Schreibpapier und sogar den Livreen der Bediensteten. Als Milner fragte, was sie nach Südafrika geführt habe, erwiderte sie, das wolle sie lieber privat mit ihm besprechen. Höflich versprach er ihr fünfzehn Minuten nach dem Essen. Sie beanspruchte mehr als eine Stunde.

In dem privaten Gespräch bemerkte Milner rasch, dass seine Besucherin trotz tadelloser Kleidung und bester Familie zu genau den Leuten gehörte, die er in seiner vertraulichen Korrespondenz als «Schreihälse» bezeichnete.<sup>13</sup> Emily Hobhouse hatte die Gruppe South African Women and Childrens Distress Fund gegründet und war bei öffentlichen Antikriegsveranstaltungen in Grossbritannien schon neben Lloyd George und anderen als Rednerin aufgetreten. Doch das genügte ihr nicht, und deshalb war sie persönlich angereist, um Kleidung, Lebensmittel und Decken an die Opfer auszuteilen – unter anderem auch an die burischen Frauen und Kinder, die von britischen Soldaten, wie sie zu ihrem Entsetzen nach ihrer Ankunft in Kapstadt festgestellt hatte, jetzt in Milners Konzentrationslager getrieben wurden.

Milner wollte nun, da er mit seinem höchst unwillkommenen Gast ein Sofa im Salon des Government House teilte, nicht den Eindruck erwecken, er habe etwas zu verbergen, und gewährte ihr widerwillig die Bitte, die Lager zu besuchen und ihre zwei Güterwagen füllenden Hilfsgüter zu verteilen. «Er machte auf mich den Eindruck ... eines klar denkenden, aber begrenzten Mannes», schrieb Emily Hobhouse an ihre Tante in England. «Alle sagen, er habe kein Herz, aber ich glaube, ich bin auf die verkümmerten Reste eines solchen Organs gestossen.»<sup>14</sup>

Die blauäugige, blonde Emily Hobhouse war 40 Jahre alt. Auf den meisten Fotografien blickt sie für eine Frau ihrer Zeit ungewöhnlich direkt in die Kamera –

nicht anders, als sie Milner an diesem Tag angesehen haben dürfte. Wir können nur vermuten, was ihr Bewusstsein für die Ungerechtigkeiten einer Welt öffnete, die einen sehr viel weiteren Horizont hatte als die ihrer Herkunft. Vielleicht war es die Art, wie ihr Vater, ein anglikanischer Geistlicher, erzürnt eine Liebesaffäre beendete, die sie mit einem seiner Meinung nach nicht standesgemässen Bauernburschen aus der Nachbarschaft hatte – eine Verwandte des Jungen hatte als Dienstmädchen bei den Hobhouse gearbeitet. Möglicherweise war es auch der Umstand, dass sie sich einige Jahre später, ermutigt von einem Onkel und einer Tante – liberaler gesinnten, prominenten Reformern –, mit den Bedingungen der Kinderarbeit auseinandersetzte. Erst nach dem Tod ihres verwitweten Vaters, den sie während seiner langjährigen Krankheit in dem ländlichen Pfarrbezirk pflegte, war sie in der Lage, ihr eigenes Leben zu leben. Auf einem billigen Dampfschiff reiste sie zweiter Klasse nach Kapstadt und hatte wohl eigentlich keine anderen Pläne, als die Hilfsgüter ihrer Organisation bei den richtigen Leuten abzuliefern, allerdings bevor sie von den Konzentrationslagern erfuhr und mit Milner auf Konfrontationskurs ging.

In einer mond hellen Nacht bestieg Emily Hobhouse in Kapstadt einen Zug für eine 1'000 Kilometer lange Fahrt ins Landesinnere. Im ersten Lager, das sie besuchte, war die Hitze unerträglich, alles war über und über mit Fliegen bedeckt, und in den Zelten, in denen die mittellosen, traumatisierten Familien lebten, dienten nicht selten zusammengerollte Decken als Stühle. Emily Hobhouse entdeckte, dass einige Burenfrauen in dem Chaos, das entstanden war, als die britischen Soldaten sie zusammengetrieben hatten, von ihren Kindern getrennt worden waren. Das Essen war entsetzlich, das Trinkwasser kam aus einem verschmutzten Fluss, und bis zu einem Dutzend Menschen wurden – Gesunde und Kranke durcheinander – in einem Zelt zusammengepfertcht. Bei Regen standen die Zelte unter Wasser. Als sie eine der Frauen interviewte, glitt eine Puffotter ins Zelt. Während alle anderen die Flucht ergriffen, versuchte Emily Hobhouse, die von einer Giftschlange ebenso wenig zu beeindrucken war wie von einem Vizekönig, das Tier mit ihrem Sonnenschirm zu erschlagen. In einem anderen Lager sah sie, wie Leichen in ein Massengrab geworfen wurden. «Das Herz tat mir weh, als ich das Elend sah.»<sup>15</sup> (Als nach dem Krieg Bilanz gezogen wurde, waren 27'927 Buren – fast alles Frauen

und Kinder – in den Lagern gestorben, <sup>16</sup> womit die Zahl der gefallenen Burensoldaten fast um das Doppelte übertroffen wurde.)

Je länger sie durch den Archipel der Lager reiste, desto schlimmer wurden die Schreckensbilder: «ein sechs Monate alter Säugling hauchte sein Leben auf den Knien der Mutter aus ...», schrieb sie an ihre Tante. «Daneben lag ein junges Mädchen von 24 Jahren sterbend auf einer Trage.»<sup>17</sup> Ausser sich vor Zorn, überschüttete sie verblüffte britische Offiziere mit Forderungen: nach Milch, nach einem Kocher für Trinkwasser, nach Krankenschwestern, Kleidung, Medikamenten, Seife. Keiner der Lagerkommandanten wusste recht eigentlich, wer diese gut gekleidete Frau mit ausgezeichneten Beziehungen war, aber sie wussten, dass sie zornig war, und sie wagten nicht, ihr etwas abzuschlagen. «Ich streue so viel Salz in die Wunden ihrer Geisteshaltung, wie ich irgend kann», schrieb sie und machte für die Greuelthaten, die sie sah, «krasse männliche Ignoranz, Dummheit, Hilflosigkeit und Konfusion» verantwortlich.<sup>18</sup> Dabei schrieb sie nicht nur an ihre Tante. Wohl nicht zuletzt wegen der Flut von Briefen, die sie an englische Zeitungen schickte, weitete sich die Existenz der Lager rasch zu einem internationalen Skandal aus. Kriegsgegner unter den Abgeordneten prangerten sie im britischen Parlament an, weshalb der besorgte Milner sie für das Hauptproblem in der öffentlichen Darstellung des Kriegs hielt: «Wenn wir die Sache mit den Konzentrationslagern einigermaßen überstehen», schrieb er an den Kolonialminister, «kann mich keiner der anderen Angriffe gegen uns schrecken.»<sup>19</sup>

Die Lektüre der vielen Briefe, die Emily Hobhouse aus Afrika schrieb, zeigt nicht nur, wie viele verschwiegene Opfer der Krieg unter der Zivilbevölkerung forderte, sondern auch, wie eine Frau in dieser für ihre Geschlechtsgenossinnen sehr restriktiven Epoche zu sich selbst fand. Rasch entdeckte Emily Hobhouse, wie man sich in einem Land durchschlägt, das sich im Krieg befindet, indem sie beispielsweise von Soldaten lernte, welches Ventil sie an der Seite einer angehaltenen Dampflokomotive öffnen musste, um heisses Teewasser zu bekommen. Sie schlief im Haus eines Missionars, in Güterwaggons, in den Unterkünften von Bahnhofsvorstehern und in einem Zelt eines Konzentrationslagers. Einmal sah sie sogar ei-

nen Trupp burischer Freischärler über die Steppe galoppieren. Durch Erziehung und Herkunft war diese Tochter eines Landpfarrers nicht im mindesten auf den Umgang mit so vielen obdachlosen, sterbenden oder kriegführenden Menschen vorbereitet, doch bei aller Empörung und Anteilnahme machte sich in den Briefen, die sie schrieb, unterschwellig auch eine gedämpfte Freude über die ersten authentischen Begegnungen mit der Welt bemerkbar.

Nach etwa fünf Monaten gelangte sie zu der Auffassung, sie könne durch eine Rückkehr nach England mehr erreichen, daher buchte sie einen Platz in einer Mehrbettkabine auf dem Postschiff *Saxon*, das im Mai 1901 von Kapstadt in See stach. An Bord entdeckte sie keinen anderen als ihren – etwas komfortabler untergebrachten – Erzfeind. Sir Alfred Milner mied die Gesellschaft anderer, doch Emily Hobhouse gelang es mit charakteristischer Entschlossenheit, ihn zu stellen, als er allein auf dem Oberdeck sass, und hielt ihm sogleich einen geharnischten Vortrag über die Lager. Höflich wie immer, hörte er sie an, um sie dann mit der Bemerkung zu verblüffen, er habe rund 60 Berichte über ihre Tätigkeit erhalten. «Was für ein Heer von Informanten muss er bezahlen!»<sup>20</sup>, schrieb sie später.

Milner kehrte nach London zurück, um die, wie er sich ausdrückte, «burenfreundlichen Phantastereien» gegen den Krieg zu beschwichtigen – eine Entwicklung, zu der Emily Hobhouse kräftig beigetragen hatte – und um ein heimliches Rendezvous mit seiner Geliebten Cécile Duval wahrzunehmen. Auch mit Violet Cecil kam er mehrfach, öffentlich und privat, zusammen; als Schwiegertochter des Premierministers war sie zu seinen Augen und Ohren innerhalb der britischen Regierung geworden. Bei seiner Ankunft auf Londons Waterloo Station wurde er mit einer offenen Kutsche abgeholt, weil ihn der frischgebackene König Eduard VII. in den Peerstand erheben wollte.

Emily Hobhouse hatte in England ihr eigenes Programm. Sie suchte den Kriegsminister auf und hielt auch ihm einen – fast zweistündigen – Vortrag über die Lager. Sie verlegte eine Drei-Penny-Broschüre über das Thema und liess sie an die Parlamentsmitglieder verteilen, dann begab sie sich auf eine Vortragsreise, sprach bei 26 öffentlichen Veranstaltungen und rührte ihre Zuhörer zu Tränen. In Southport brüllten Zwischenrufer «Verräterin!» In Plymouth warfen sie mit Sommerkürbissen und in Bristol mit Stühlen, Knüppeln und Steinen. Emily Hobhouse

behielt einige der Wurfgeschosse als Souvenirs. Der Kolonialminister Joseph Chamberlain nannte sie eine «hysterische Jungfer».

Nach einem halben Jahr politischer Agitation in England schiffte Emily Hobhouse sich heimlich nach Südafrika ein, um sich wieder um die Lager zu kümmern. Trotz der Bemühungen, ihren Namen von der Passagierliste streichen zu lassen, erfuhr der bereits nach Kapstadt zurückgekehrte Milner von ihrer Ankunft und schickte Soldaten, als das Schiff vor Anker ging, um sie am Verlassen des Schiffs zu hindern. Am folgenden Tag erschien der Ortskommandant und verlangte ihre Rückkehr nach England. Sie weigerte sich. Einige Tage später befahl man ihr, sich auf einen Truppentransporter nach England zu begeben. Abermals weigerte sie sich. Dieses Mal wurde sie von den Soldaten aufgehoben und getragen. Sie wehrte sich jedoch so heftig, dass der verantwortliche Oberst ihre Arme fesseln liess, «wie eine Irrsinnige», sagte er. «Sir», erwiderte sie, «der Irrsinn ist auf Ihrer Seite und bei denen, die Ihren Befehlen gehorchen.»<sup>21</sup> Später wurde der Oberst gefragt, ob bei dieser höchst ungewöhnlichen Festnahme einer Lady nicht die Gefahr bestanden habe, dass ihre Unterröcke sichtbar geworden seien. «Ich habe daran gedacht», erwiderte der Oberst. «Als sie aufgehoben wurde, habe ich ein Schultertuch über ihre Füße geworfen.»<sup>22</sup> Vom Truppentransporter gelang es ihr, einen letzten Brief an Milner zu schicken. «Ihre brutalen Befehle wurden ausgeführt», begann Emily, «ich hoffe, Sie sind nun zufrieden.»<sup>23</sup> Zwei Offiziersfrauen, die an Bord waren, wechselten auf der ganzen Reise kein Wort mit ihr.

Mit ihrer Aufklärungsarbeit brachte sie die Lager weltweit auf die Titelseiten, und damit hatte sie bewiesen, dass sie den Mut hatte, der öffentlichen Meinung in Kriegszeiten zu trotzen. In einem weit zerstörerischeren, der Heimat weit näheren Krieg – in dessen Verlauf sie erneut mit Alfred Milner aneinandergeraten sollte – zögerte sie keinen Augenblick, den Kampf wieder aufzunehmen.

Der Guerillakrieg in Südafrika zog sich hin. Erst Mitte 1902 endete er, als der unbeugsame Lord Milner die Kapitulation der letzten burischen Kämpfer annahm. Neuerdings in einem prächtigen, weitläufigen Fachwerkbau in Johannesburg, der Stadt der Goldminen, residierend, sah er seine nächste Aufgabe in nichts Geringe-

rem als der «Gestaltung der neuen Kolonien [den beiden eroberten Burenrepubliken] auf einer höheren Zivilisationsstufe»,<sup>24</sup> sowie in deren Verschmelzung mit den beiden schon vorher existierenden britischen Kolonien zu einer Einheit, die schon bald eine herausgehobene Stellung innerhalb des britischen Weltreichs einnehmen konnte. Dabei wurde als selbstverständlich vorausgesetzt – in diesem einen Punkt waren sich Briten und Buren stets einig gewesen –, dass im neuen Südafrika die schwarze Mehrheit keine Macht haben sollte. «Der weisse Mann muss herrschen», erklärte Milner, «weil er viele, viele Stufen über dem schwarzen Mann steht – Stufen, die zu erklimmen dieser Jahrhunderte brauchen wird.»<sup>25</sup> Mehr als irgendjemand sonst war er verantwortlich für das Südafrika des 20. Jahrhunderts, den einheitlichen Staat unter weisser Herrschaft.

Wenn das neue Land ein leuchtendes Beispiel für die britische Kolonialherrschaft werden sollte, brauchte es eine hervorragende Führungsschicht. Daher warb Milner in England ein Dutzend intelligente, strebsame Mitarbeiter an, die ihm bei der Verwaltung des vereinten Gebiets halfen. Sein Leben lang übte Milner mit seiner Tatkraft und dem Flair hochherziger, hehrer Bestrebungen grosse Anziehungskraft auf ehrgeizige, begabte junge Männer aus. Die meisten, die er sich jetzt aussuchte, waren wie er Oxford-Absolventen und wurden wegen ihres jugendlichen Alters allgemein als «Milners Kindergarten» bezeichnet. Sein neuer Privatsekretär beispielsweise war ein höchst optimistischer Schotte namens John Buchan. Dieser fand es aufregend, in einem Eisenbahnabteil einen verwundeten Husaren aufzusuchen, dem Grossbritanniens höchste militärische Auszeichnung, das Viktoria-Kreuz, verliehen worden war, oder mit dem Auftrag fortgeschickt zu werden, seinem schottischen Landsmann Douglas Haig eine Nachricht zu überbringen. Bei dieser Gelegenheit machte der wortkarge Haig wohl den einzigen Scherz, der von ihm überliefert ist. Buchan hatte den Nachtzug genommen, verschlafen und den Zug gerade noch verlassen können, indem er sich einen Militärmantel über seinen Pyjama warf. Buchans mangelhaften Bekleidungszustand bemerkend, sagte Haig, er solle sich nichts daraus machen: Brasenose – das Oxford-College, das beide besucht hatten – sei nie ein besonders modebewusster Ort gewesen.

Buchan, der seinen Posten vor der endgültigen Kapitulation übernommen hatte, sprach von den noch nicht gefangenen britischen Kommandeuren, als wä-

ren sie Gegner in einem sportlichen Wettbewerb. In Anlehnung an Newbolts berühmtes Gedicht schrieb er, sie würden «das Spiel wie Gentlemen spielen und müssten auch als solche behandelt werden».<sup>26</sup> Nach Spielende half er Milner bei der, wie er sagte, «faszinierenden und höchst verheissungsvollen Aufgabe»<sup>27</sup>, die überlebenden Buren wieder auf ihren verwüsteten Farmen anzusiedeln. Für diesen stets zuversichtlichen jungen Mann, der erst drei Jahre zuvor sein Studium beendet hatte, war es eine überwältigende Erfahrung, Gesetze zu entwerfen («Ich muss sagen, ich bin ziemlich stolz auf mein Landgesetz»<sup>28</sup>), Hunderte Kolonialbeamte zu beaufsichtigen und für das Besuchsprogramm eines britischen Ministers verantwortlich zu sein («nicht so dick wie Lord M»). Buchan teilte sich ein Haus mit drei anderen Mitgliedern des Kindergartens. Jeden Abend warfen sie sich zum Essen in Schlips und Kragen, erzählten sich Oxford-Witze und neckten den gutmütigen Buchan, weil er beinahe eine Farm in der Savanne gekauft hätte, die ohne Wasserversorgung war. Es war eine ausgezeichnete Schule für einen begabten jungen Mann, der es in der Welt zu etwas bringen wollte. Mit Lord Milner als Gönner war die Leiter möglicherweise noch etwas schneller zu erklimmen. Keine dreissig zu sein und in verantwortlicher Position an der Verwaltung eines ganzen Landes mitzuwirken – konnte irgendetwas besser geeignet sein, einen Mann für grössere Aufgaben zu empfehlen?

Milner und sein Kindergarten brachten die Arbeit in den Goldminen wieder in Schwung, beaufsichtigten den Bau von rund 1'300 Kilometern neuer Schienenstrecken, gründeten Heilanstalten für Geisteskranke und Leprakolonien und erliessen Vorschriften, die sich auf alle Lebensbereiche erstreckten, vom Steuerwesen bis zur «leichten körperlichen Bestrafung» widerspenstiger Arbeiter. 1905, nach acht Jahren Krieg und Frieden, kehrte Milner schliesslich nach England zurück.

Douglas Haig und Sir John French waren schon länger wieder in der Heimat, wo sie reichlich für ihre militärischen Triumphe belohnt worden waren: Haig wurde schon bald zum jüngsten Generalmajor der britischen Armee und French zum Generalleutnant befördert. Er schenkte Haig – dem er immer noch 2'000 Pfund schuldete – eine goldene Taschenflasche mit der Inschrift: «Eine ganz kleine Erinnerung, mein lieber Douglas, an unsere lange und bewährte Freundschaft.»<sup>29</sup> Der



hochgemute French nahm die Ehregrade der Universitäten Oxford und Cambridge mit Vergnügen entgegen, freute sich aber am meisten über seine nächste Aufgabe: das Kommando über das 1. Armeekorps in Aldershot, Hampshire. Aldershot galt als Heimat der britischen Armee, weshalb der Einfluss seines Kommandeurs traditionell weit über seinen militärischen Rang hinausreichte. «Gut möglich, dass er nicht der klügste Mann ist», schrieb einer der Verantwortlichen, «aber er ist der erfolgreichste Soldat, den wir finden konnten.»<sup>30</sup>

«Das ist wahrhaftig ein grosser Glücksfall für mich», schrieb French an einen Freund. «Ich denke, er sichert mir die Teilnahme am nächsten Krieg.»<sup>31</sup>

## 4. KAPITEL

### *Heilige Krieger*

Niemand wusste, wann Grossbritannien seinen nächsten Krieg führen würde, aber alle wussten, gegen wen. Wilhelm II., der unberechenbare deutsche Kaiser, war expansionslüstern und voller Groll, weil das Deutsche Reich so viel später als Grossbritannien in den Wettlauf um afrikanische und asiatische Kolonien eingestiegen war. Sein Leben lang dachte er mit Vergnügen an seine Jugendjahre als Offizier in einem Eliteregiment zurück und hatte eine Schwäche für alles Militärische, die sich unter anderem darin äusserte, dass er – von der Jagd abgesehen – selten Zivilkleidung trug. Sein unbändiger, übersteigerter Ehrgeiz spiegelte das Empfinden vieler anderer Deutscher wider, deren Land das bevölkerungsreichste Westeuropas war, aber, wie es schien, noch kein entsprechendes Ansehen in der Welt genoss. Seit Ende der 1890er Jahre befand sich Deutschland in einem freundlichen, aber entschlossenen Flottenwettstreit mit Grossbritannien, während die Briten bemüht waren, ihren grossen Vorsprung bei den schwer gepanzerten Schlachtschiffen und den schnelleren Schlachtkreuzern zu bewahren, mit der die Royal Navy die Weltmeere seit Langem beherrschte. In der Art, wie die beiden Nationen ihre Werften, Giessereien und Maschinenfabriken im Wettstreit miteinander mobilisierten, um diese furchterregenden Schiffe zu bauen, zeigte sich ein gewisses Umdenken in den militärischen Ansichten: Man zog in Betracht, dass der Krieg nicht durch Mut, Bravour und Feldherrnkunst entschieden würde, sondern durch industrielle Leistungsfähigkeit.

Doch nicht jeder sah es so. Als Sir John French es 1907 auf der Karriereleiter bis zum einflussreichen Posten des Generalinspektors brachte, war es für ihn keine Frage, auf welche Gattung er sein Hauptaugenmerk richten würde: die Kavallerie.

Damit fand er viel Zustimmung bei König Eduard VII, den er häufig bei Festbanketten, Empfängen und militärischen Zeremonien traf und mit dem er eine Korrespondenz über Fragen der Kavallerie führte. Störende Kritik an der Kavallerie war, wie French bald feststellte, allerorten zu hören – wie etwa von einem britischen Militärbeobachter im russisch-japanischen Krieg 1904/05, der erklärte, angesichts befestigter Maschinengewehrstellungen bleibe für die Kavalleristen eigentlich nur eine Aufgabe: für die Infanteristen zu kochen. French wehrte sich erbittert gegen solche Ketzer, die das Beispiel seines glorreichen Angriffs bei Kimberley einfach unter den Tisch fallen liessen. Das grösste Schurkenstück der Neinsager bestand darin, dass sie das Oberkommando des Heeres zur Abschaffung der Lanze als Kavalleriewaffe erwogen. Wenn die Lanze dran glauben musste, war dann, was Gott verhüten mochte, das nächste Opfer das Schwert? Etliche Jahre lang focht French einen erbitterten bürokratischen Kampf mit Memoranden, Einflüsterungen in des Königs Ohr, Presseartikeln und der Mobilisierung von Helden des Burenkriegs als Lobbyisten hinter den Kulissen. 1909 errang er schliesslich den Sieg: Die Lanze wurde wieder offiziell in das Arsenal der Kavallerie aufgenommen.

In seiner Freizeit sah man den nicht eben gross geratenen General in London den eleganten Frauen anderer Männer verstohlen den Hof machen. Häufig überquerte er in militärischen Geschäften den Ärmelkanal; wenn er als Beobachter deutschen Manövern beiwohnte, kam er gut mit dem Kaiser aus, der ihm den Roten Adlerorden verlieh. Für French bedeutete Friedenszeit jedoch Wartezeit. «Bei Feldzügen habe ich mich immer in meinem Element gefühlt», schrieb er einmal, «nie war ich zufrieden, wenn einer endete, stets fieberte ich dem nächsten entgegen.»<sup>1</sup>

Im Cavalry Club an der Piccadilly dinierte er häufig mit seinem alten Freund Douglas Haig. Beide Männer lebten in einer Welt angenehmer Gewissheiten – der prächtigen Paraden mit anmutig trabenden Pferden und auf Hochglanz polierten Stiefeln, der hehren imperialen Sendung Grossbritanniens, des gesicherten eigenen Aufstiegs in die höchsten Ränge des Heeres. Natürlich war Haig ein Waffenbruder in der grossen Schlacht um die Wiedereinführung der Lanze gewesen und hatte vor einer hochrangigen Kommission ausgesagt: «Nach allem, was ich in Südafrika gesehen habe, bin ich zutiefst davon überzeugt, dass die Bedeutung der At-

tacke in der Kavallerieausbildung heute so gross ist wie zu Napoleons Zeiten.»<sup>2</sup> In der Zeitung griff Haig einen Skeptiker an, der den Nutzen der Kavallerieattacke in Zeiten des Maschinen- und des Repetiergewehrs infrage zu stellen wagte. Nach Haigs fester Überzeugung war sie als Taktik noch immer so wirksam wie je, weil der «moralische Faktor einer scheinbar unwiderstehlichen Gewalt, die mit höchster Geschwindigkeit heranprescht ... die Nerven und Zielsicherheit des ... Schützen beeinträchtigt.»<sup>3</sup> Schliesslich spielte das Pferd seit den Anfängen der Geschichte eine zentrale Rolle in der Kriegsführung – eine Rolle, die von keinem Fortschritt der Waffentechnik geschmälert werden konnte, weder von der Armbrust noch von schnellfeuernden Hinterladergeschützen. Warum sollte die Kavallerie also nicht auch im nächsten Krieg ihre zentrale Bedeutung behalten?

Haig spielte im Poloteam seines alten Regiments, war befreundet mit wohlhabenden und einflussreichen Leuten wie dem Bankier und Rennpferdzüchter Leopold de Rothschild und war Adjutant bei König Eduard VII., der ihn dafür zum Ritter schlug. Er knüpfte auch eine dauerhafte Beziehung zu einem Angehörigen der königlichen Familie seiner eigenen Generation, dem Prince of Wales – dem künftigen König Georg V. –, der in seinen jungen Jahren mehr als ein Jahrzehnt in der Royal Navy gedient hatte und sich sehr für alles Militärische interessierte. Obwohl der König von England nur Repräsentant einer konstitutionellen Monarchie mit wenig direkter Macht war, hatte seine Stimme erhebliches Gewicht bei der Besetzung von militärischen Schlüsselpositionen; daher konnte es für das Fortkommen eines Offiziers von grossem Nutzen sein, sich königlicher Gunst zu erfreuen. Haig war sich dessen sehr genau bewusst, und er versäumte nie, nach Dinern und Festbanketten in seinem Tagebuch festzuhalten, wenn er neben dem König oder ihm gegenüber gesessen hatte. Im Jahr 1905 wurde er, als er Urlaub hatte, von König Eduard zur Woche der Ascot-Rennen nach Windsor Castle eingeladen, wo es der Zufall wollte, dass er Golfpartner der ehrenwerten Dorothy Maud Vivian wurde, einer Hofdame der Königin Alexandra. Binnen 48 Stunden machte er der mit so ausgezeichneten Beziehungen gesegneten Dorothy einen Heiratsantrag. «Häufig habe ich bei wichtigeren Fragen als der meiner eigenen Heirat in kürzerer Zeit Entscheidungen getroffen», sagte er später.<sup>4</sup> Das Paar wurde in der Privatka-

pelle des Buckingham Palace getraut, ein Privileg, das offenbar bis dahin noch nie einem Nicht-Mitglied der königlichen Familie zuteil geworden war.

Anschliessend kehrte Haig an seinen damaligen Posten als Generalinspekteur der Kavallerie in Indien zurück. Während er den Subkontinent in einem Sonderwaggon bereiste, jede Falte und jede Auszeichnung auf seiner makellosen Uniform an ihrem Platz, gründete er eine neue Kavallerieschule und erlegte den berittenen indischen Regimentern ein strenges Ausbildungsprogramm auf, wozu auch ein Scheingefecht nach dem Muster einer grossen Kavallerieschlacht gehörte, die nach einhelliger Meinung der Militärtheoretiker den nächsten Krieg eröffnen würde. 1907 verkündete Haig in seinem Buch *Cavalry Studies*: «Die Bedeutung der Kavallerie auf dem Schlachtfeld wird weiter zunehmen», teilweise dank «der Einführung des Kleinkalibergewehrs, dessen Kugel ein Pferd kaum aufzuhalten vermag».<sup>5</sup>

Abgesehen von den fernen, immer wieder von Unruhen heimgesuchten Balkanstaaten herrschte in Europa seit fast einem halben Jahrhundert Frieden. Doch es gab beunruhigende Unterströmungen, auch unabhängig von dem eskalierenden Flottenwettrüsten. Besonders fatal war die Existenz zweier rivalisierender Blöcke, deren jeweilige Mitgliedstaaten durch wechselseitige Schutzbündnisse so fest aneinander gekettet waren, dass sie bei Ausbruch eines bewaffneten Konflikts zwangsläufig in die Auseinandersetzung hineingezogen werden mussten.

Mit einem Staatsgebiet, das doppelt so gross war wie heute, war das Deutsche Reich die führende Wirtschaftsmacht des Kontinents und eng mit der Donaumonarchie verbündet, in der eine deutschsprachige Elite in Wien über ein buntes Völkergemisch herrschte. Frankreich, in dem die Nationalisten noch immer mit der demütigenden Abtretung der Randprovinzen Elsass und Lothringen nach dem Krieg von 1870/71 an Deutschland haderten, hatte einen Vertrag mit dem riesigen, instabilen Russischen Reich unter Zar Nikolaus II. geschlossen. Das französisch-russische Bündnis weckte – da beide Länder an das Reich grenzten – die paranoide Furcht der Deutschen vor einem Zweifrontenkrieg. Ausserdem expandierte die russische Wirtschaft rasch, und sein Schienennetz – ein entscheidender Faktor für Truppenverlegungen an die Front – wuchs schneller als jedes andere in der Welt. Deutsch-

lands Generäle und Politiker fürchteten Russlands Bevölkerung – mehr als doppelt so gross wie die deutsche – und sein riesiges Heer, da es, vollständig mobilisiert, beängstigende 6,5 Millionen Mann zählte. Seit mehr als einem Jahrzehnt forderten einige deutsche Generäle daher unter der Hand, einen Krieg gegen Russland zu beginnen, bevor es zu mächtig werde.

Regelmässig versetzte Deutschland seinem westlichen Rivalen Frankreich Nadelstiche. 1904, als es um die letzten kolonialen Beutestücke in Afrika ging, schloss Frankreich einen Geheimvertrag mit Spanien über die Aufteilung Marokkos; im Jahr darauf besuchte der deutsche Kaiser das Gebiet und versprach von seiner Jacht aus, sich für die marokkanische Unabhängigkeit einzusetzen. Es bedurfte einer monatelangen internationalen Konferenz, um die Wogen wieder zu glätten.

Grossbritannien war nicht durch einen formellen Bündnisvertrag gebunden, aber mehrere lockere Vereinbarungen liessen keinen Zweifel daran, dass sich das Vereinigte Königreich, sollte es in einen solchen Konflikt eingreifen, auf die Seite Frankreichs – und damit auch Russlands – schlagen würde. Auf keinen Fall war die britische Regierung bereit, eine deutsche Kontrolle der kontinentalen Seite des Ärmelkanals zu dulden – der überaus wichtigen trichterförmigen Meerenge, die die Schiffe nach und von London und vielen anderen englischen Häfen befahren mussten. Aus diesem Grund führten Sir John French und viele andere hochrangige Militärs mit ihren Kollegen in Frankreich regelmässig Gespräche über Pläne für den, wie er glaubte, «letztlich unvermeidlichen» Krieg mit Deutschland. Dann würden gewaltige Kavallerieattacken Furcht und Schrecken in die Reihen des deutschen Heeres bringen, während die mächtigen Schlachtschiffe der Royal Navy die deutschen Kriegsschiffe und Häfen in Stücke schossen.

Während French, Haig und andere Offiziere also auf den nächsten Überseekonflikt warteten, schien ein anderer Krieg auf den Strassen Londons auszubrechen. Und der wurde ausgerechnet von Frauen geführt.

Betrachten wir beispielsweise die Menge, die am 13. Februar 1907, einem kalten, regnerischen Tag, auf den Parliament Square strömte. Zur Melodie von «John Browns Body» marschierten rund 400 Frauen in Viererreihen und sangen aus voller Kehle:

*Auf ihr Frauen! Denn der Kampf ist schwer und lang  
Zu Tausenden lasst tönen euern Schlachtgesang... \**

An der Spitze marschierte niemand anderes als Frenchs Schwester. In diesem Jahr schrieb Charlotte Despard: «Ich frage mich: ‚Kann dies der Anfang sein? Gehört es tatsächlich zu jener revolutionären Bewegung, auf die ich schon mein ganzes Leben lang warte?’»<sup>6</sup>

Die Sache, um die es ging, war das Frauenwahlrecht, auf die sich Charlotte Despard mit dem ganzen Überschwang einer neuen Liebesbeziehung stürzte. Vielen entsetzten Engländern erschien die neue Bewegung tatsächlich revolutionär. Von Fremden und von Angehörigen der Unterschichten war natürlich immer Ärger zu erwarten, aber von *Frauen*? Eine Doppelreihe von Polizisten hatte vor den Parlamentsgebäuden Stellung bezogen, während an einer Seite des Platzes die Pferde der «Londoner Kosaken», wie die berittene Polizei genannt wurde, ungeduldig wieherten.

Bei ähnlichen Anlässen in den Monaten zuvor hatte die Polizei sich gescheut, die Schwester eines berühmten Kriegshelden festzunehmen, daher hatte Charlotte Despard an diesem Tag vorsorglich darauf verzichtet, ihr Erkennungszeichen, die Spitzenmantille, anzulegen. Stattdessen trug sie einen *motoring hat* – einen «Automobil-Hut», der mit einem Kopftuch befestigt wurde und zum Tragen im Cabriolet gedacht war. Während sie auf dem nassen Pflaster marschierte, trug sie, um sich zusätzlich unkenntlich zu machen, noch einen langen Schleier vor dem Gesicht. Als sich die Frauen, ihre Regenschirme schwingend, der Phalanx der Polizisten näherten, schrie eine jüngere Demonstrantin entsetzt auf, weil sie sah, wie Charlotte Despard zwischen den Pferden zweier Polizeibeamten eingequetscht wurde. «Mir fehlt nichts», rief diese zurück. «Ich liebe Pferde!»<sup>7</sup> Um die Menge einzuschüchtern, liessen die Polizisten ihre Pferde steigen. «Die Frauen begannen wie Tiger zu kämpfen, wobei sie viele blaue Flecken empfingen und austeilten ...», hiess es in einem Zeitungsbericht. «Eine dichte Menschenmenge schwappte hin und her.»<sup>8</sup> Einige jüngere Frauen versuchten, einen Schutzwall um Charlotte Despard zu bilden, aber sie scheuchte sie ärgerlich davon. Unter den Schreien der zu Boden gerissenen Frauen und dem Geklapper der Pferdehufe auf dem Pflaster

---

\* Rise up women! For the fight is hard and long, / Rise in thousands, singing loud a battle song ...

griff ein Wachtmeister nach Charlotte Despard und riss ihr einen Mantelärmel ab. Schliesslich wurde sie zu ihrer grossen Genugtuung verhaftet und mit mindestens 25 anderen Frauen zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Als Rädelsführerin erhielt sie eine längere Strafe als die meisten anderen: 21 Tage Einzelhaft.<sup>9</sup>

Zwei Tage später führte ihr Bruder den Vorsitz im Savoy-Hotel bei dem Offiziersbankett, das jedes Jahr am Jahrestag der Kavallerieattacke von Kimberley stattfand – und er war nicht glücklich über diesen Vorfall. «Wenn sie darauf besteht, sich mit diesen Leuten gemein zu machen, muss sie auf so etwas gefasst sein», teilte Sir John der Presse mit. «Wir haben alles in unserer Macht Stehende versucht, um sie vom Umgang mit diesen törichten Frauen abzuhalten ... Ich wünschte, sie würde diese Sachen lassen, aber ich kann sie nicht daran hindern.»<sup>10</sup>

Fortschrittliche Briten forderten schon lange das Frauenstimmrecht, doch erst im neuen Jahrhundert fand das Anliegen eine breitere Basis. Die Aktivistinnen waren bestrebt, die weithin bekannte Charlotte Despard in ihrem Lager zu haben. Ein Jahr zuvor war sie in eine neue Organisation eingetreten, die Womens Social and Political Union (WSPU), und vertrat deren Anliegen nun auf Vortragsreisen im ganzen Land. Sie verlangte die Gleichberechtigung von Frauen an der Wahlurne, am Arbeitsplatz und bei der Rente. Sie verlangte sogar Lohn für Hausarbeit.<sup>11</sup> Als Frauen aus der Arbeiterklasse schliesslich die Wahlkabinen des Landes stürmten, glaubte sie, der von ihr lange erträumte sozialistische Staat würde jetzt Wirklichkeit werden. Wie sich unter Soldaten auf dem Schlachtfeld starke Bindungen entwickeln, so weckte diese neue Art des Kampfes bei ihr intensive Gefühle gespannter Aufmerksamkeit und Solidarität. «Ich habe eine gewisse Kameradschaft bei Männern gesucht und gefunden», schrieb sie. «Ich bin bei den grossen Protestmärschen der Arbeitslosen mitmarschiert... doch alle diese Erfahrungen haben mir nicht gebracht, was ich an der Schwelle dieser jungen, machtvollen Union der Herzen fand.»<sup>12</sup>

Doch die «junge, machtvolle Union», der sie sich angeschlossen hatte, war durchaus nicht die Massenbewegung, als die sie erschien, denn die Womens Social and Political Union unterlag keineswegs der demokratischen Kontrolle ihrer vielen tausend Mitglieder, sondern wurde von einer einzigen Familie beherrscht, den ein-



flussreichen Pankhursts. Sie dienten ihrer Sache mit Charisma, Kühnheit und Leidenschaft, soweit es die Taktik betraf, und sie verstanden es, Freund und Feind gleichermaßen gegen sich aufzubringen – und das alles in einer Weise, die in der britischen Politik vergebens ihresgleichen suchte – ja, in der Politik fast überall.

Emmeline Pankhurst war mit 40 verwitwet, als ihr wesentlich älterer Ehemann – von Beruf Anwalt – plötzlich starb und sie mit Schulden und vier unmündigen Kindern zurückliess. Sie liess sich Geld von Freunden und nahm eine Stellung im Standesamt eines Arbeiterbezirks in Manchester an. Die Arbeit öffnete ihr die Augen, denn sie musste unter anderem die unehelichen Geburten von Frauen, die von älteren Verwandten vergewaltigt oder verführt worden waren, tabellarisch erfassen. Als Mitglied des Schulausschusses von Manchester nahm sie empört zur Kenntnis, dass Lehrer besser bezahlt wurden als Lehrerinnen. Sie schrieb: «Ich begann das Stimmrecht der Frauen allmählich nicht nur als ein Recht, sondern auch als eine dringende Notwendigkeit zu begreifen.»<sup>13</sup>

Als der Burenkrieg ausbrach, verurteilten sie und ihre Kinder Grossbritannien ganz unverblümt als Aggressor. Infolgedessen wurde ihr Sohn Harry, der von zarter Gesundheit war (mit 20 starb er an Kinderlähmung), nach der Schule angegriffen und bewusstlos geschlagen. Ein Schulkamerad warf der jüngsten Tochter Adela ein Buch ins Gesicht, und ein Mitschüler von Sylvia, einer anderen Tochter, drohte damit, ihnen die Fenster einzuschlagen.

Schon damals waren die Pankhursts alles andere als Salon-Radikale. Als einige Jahre später die Womens Social and Political Union gegründet wurde, war die Mitgliedschaft auf Frauen und die Führung offenbar auf die Pankhursts beschränkt. Emmeline und ihre drei Töchter stellten vier Fünftel des fünf Frauen umfassenden WSPU-Sprecherbüros. Militant trugen sie ihr Evangelium «Frauenstimmrecht *jetzt*» in Debattierklubs, Gewerkschaften und Massendemonstrationen. Als Charlotte Despard 1907 auf dem Marsch zum Parlament festgenommen wurde, erlitten Emmeline sowie ihre Töchter Christabel und Sylvia das gleiche Schicksal.

Als Emmeline Pankhurst auf die 50 zuzuging, galt sie als begnadete Rednerin, die für das Podium geboren schien. Die Stimme, mit der sie die Massen mobilisierte, verglich eine Freundin mit einem «Saiteninstrument in der Hand eines grossen Künstlers ..., dem sie allen Hohn, allen Zorn, alle Zartheit dieser Welt zu entlocken

wusste».<sup>14</sup> Ihre Worte schienen direkt aus dem Herzen zu kommen, denn sie sprach nie nach Notizen. Die ätherische, zarte Schönheit, die auf den Fotos der jungen Frau zu erkennen war, hatte sich in den mittleren Jahren zu einem stählern-imposanten Erscheinungsbild gewandelt. Ihre gebieterische Präsenz wurde in gewisser Weise durch ihre unauffällige, fast zerbrechlich wirkende Figur und die makellose Kleidung noch unterstrichen. Traditionell betrachtet, hatte sie mit dem Nähen auch ein unstrittig weibliches Hobby. Sehr damenhaft war auch ihr Widerstreben, ihr Alter zu nennen – mindestens einmal verweigerte sie diese Auskunft auch vor Gericht. Bei einem Prozess hielt sie auf der Anklagebank einen Blumenstrauss im Arm.

Auch Christabel Pankhurst, die älteste Tochter und der Liebling ihrer Mutter, war von mustergültiger Eleganz; ihre anmutige Figur und das verträumte, reizvolle Gesicht eines Stummfilmstars trugen dazu bei, dass sie in die Schlagzeilen kam. «Sie war schlank, hatte den wunderbaren Teint einer Heckenrose», schrieb die mittlere Tochter Sylvia, «und eine mühelose Anmut, die sie ihrer Begeisterung fürs Tanzen verdankte.»<sup>15</sup> Wie ihre Mutter trug Christabel gewöhnlich einen der riesigen Damenhüte nach damaliger Mode, mit gewagten Arrangements aus Federn, Rüschen, Spitze und künstlichen Blumen, die so kopflastig waren, dass das ganze Gebilde oft mit einem Band unter dem Kinn befestigt werden musste – was umso notwendiger war, wenn man damit rechnen musste, unsanft in eine Grüne Minna verfrachtet zu werden. Als Cheftaktikerin der WSPU plante sie die Aktionen der Mitglieder – etwa indem sie mit einem Möbelwagen vor den Eingang des Unterhauses fuhr und die Türen aufstiess, sodass zwei Dutzend Frauen hinauspringen und das Gebäude stürmen konnten. Auf Christabels Veranlassung unterwanderten Frauen die nur von Männern besuchten Versammlungen der regierenden Liberal Party: Sie verbargen sich unter der Rednerbühne, seilten sich von Oberlichtern ab, kletterten durch Fenster, wobei sie unablässig ihren Schlachtruf «Stimmrecht für Frauen!» ausstießen. Die Pankhurst-Familie hatte den Krieg erklärt, und eine neue Form der Schlacht war geboren – ganz anders als der Krieg gegen Deutschland, auf den sich nach Meinung vieler Briten ihr Land vorbereiten musste.

Im Gegensatz zu ihrer älteren Schwester passte Sylvia Pankhurst mit ihrer vor-springenden Nase, den etwas zu vollen Wangen und schweren Lidern nicht in das

Bild konventioneller Schönheit. Gleichgültig gegenüber ihrem Aussehen, legte sie keinen Wert auf Mode und schminkte sich nicht. «Sie gehörte zu den Menschen, denen es nie gelingt, einen ordentlichen Eindruck zu machen», erinnerte sich eine Kollegin. «Immer hingen ihre Haare herunter. Eines Tages ... bemerkte ich, dass sie ihre Bluse falsch herum anhatte. Ich führte sie hinter einige Packkisten und half ihr, sie richtig herum anzuziehen.»<sup>16</sup> Sylvia war eine sehr produktive Schriftstellerin, hatte in England und Italien Kunst studiert und nutzte ihre bildnerischen Fertigkeiten für eine Vielzahl von Entwürfen: Stimmrechtsplakate, Spruchbänder, Kalender und eine Ehrenmedaille für die Frauen, die für ihr Anliegen ins Gefängnis gegangen waren. Am Ende hatte sie mehr Zeit hinter Gittern verbracht als irgendjemand sonst in dieser so häufig einsitzenden Familie.

Wenn die Pankhursts einmal nicht im Gefängnis waren, erschienen sie und ihre Gefolgschaft auf den Demonstrationen gelegentlich in Sträflingskleidung – überraschend sittsamen langen Röcken, weissen Mützen und weissen Schürzen. Bei anderen Gelegenheiten trugen sie die WSPU-Farben: weisse Kleider, die grün und purpurn gemustert waren – eine Farbsymbolik, die Reinheit, Hoffnung und Würde zum Ausdruck brachte. Auf einer Vortragsreise durch Amerika trug Emmeline diese Farben in Form eines Halsbandes aus Perlen, Smaragden und Amethysten.

Auf lange Sicht hatten grössere und gemässigtere Suffragetten-Organisationen mehr Anteil an der praktischen Durchsetzung des Frauenwahlrechts. Doch die Pankhursts hatten für alle anderen Aktivistinnen nur Verachtung übrig und verdrängten in dem stürmischen Jahrzehnt vor 1914 mit ihrer Politik der Konfrontation alle anderen Frauenrechtlerinnen aus dem Rampenlicht. Obwohl die von der konservativen *Daily Mail* geprägte Bezeichnung «Suffragette» durchaus abfällig gemeint war, schrieben die Pankhurst-Anhängerinnen sie sich stolz auf ihre Fahnen. «Wir sind Soldatinnen in einem heiligen Krieg», erklärte Emmeline nach einer Verhaftung, «und wir sind gewillt, ihn fortzusetzen, bis der Sieg unser ist.»<sup>17</sup>

Dieser heilige Krieg schien Grossbritannien jedoch in seiner Bedeutung als Militärmacht zu bedrohen. Emmeline Pankhurst war nicht nur eine stimmungsgewaltige Gegnerin des Burenkriegs gewesen, sondern verkündete jetzt, dass *jeder* Krieg ein Nebenprodukt männlicher Dummheit sei. «Die überlassen wir dem Feind», erklärte sie auf einer Massenversammlung in der Royal Albert Hall. «Die überlassen

wir den Männern und ihren Kriegen. Wir Frauen gehen anders zu Werke.»<sup>18</sup> War das Land überhaupt noch in der Lage, seine Kriege zu führen, wenn die Frauen das Stimmrecht erstritten und Emmelines Lehren folgten?

Viele befürchteten, dass es nicht in der Lage war, darunter auch Rudyard Kipling, der jetzt in einem prachtvollen, von Schornsteinen strotzenden Sandsteinhaus im ländlichen Sussex lebte, wo er häufig von dem unausweichlich bevorstehenden «Grossen Krieg» sprach. Als erbitterter Gegner des Frauenstimmrechts – er war Mitglied der Womens National Anti-Suffrage League – war er der Ansicht, dass die Suffragetten den kriegesischen Geist des Empire tödlich schwächten. «Ich wünschte», schrieb er an einen Freund, «eine vernünftige Suffragette (wenn es denn eine gibt) könnte hören, mit wie viel Zuversicht die Deutschen auf den ‚Feminismus‘ in England hoffen ... Und Zuversicht einzuflössen ist eine schlechte Waffe gegen einen möglichen Feind.» Er war fest überzeugt, dass Frauen nichts in der Politik zu suchen hätten:

*Und der Mann weiss es! Weiss darüber hinaus, dass die Frau, die Gott ihm schenkte, gebieten muss, aber nicht herrschen darf – ihn fesseln, aber nicht ver-  
sklaven darf*

Für jemanden, dessen Schriften so weithin geliebt wurden, hatte dieser Lyriker und Romancier viele Abneigungen. Unter anderem gegen Deutsche, Demokratie, Steuern, Gewerkschaften, irische und indische Nationalisten, Sozialisten und – fast an der Spitze der Liste – die Frauen, die er «Suffraginen» nannte. Die Bestimmung der Frauen lag in der sanftmütigen Rolle der Gattin und Mutter für Britanniens kämpfende Männer; ihnen das Wahlrecht zu geben hätte für Kipling bedeutet, ihnen den Weg zu weiteren Schrecknissen zu bahnen – etwa Minister und Bischof zu werden. Wenn die Familie und die Gäste Scharaden aufführten, stellte der jüngere Sohn der Kiplings unter dem spöttischen Gelächter der Anwesenden eine «Suffragine» dar.

Ein Freund beschrieb Kipling einmal «als kleinen drahtigen und agilen Mann mit stahlblauen Augen, die unter buschigen Augenbrauen und einem kahlen Schädel durch eine Brille blickten, während er das Kinn entschlossen vorschob. Seine

Brille gehörte zu ihm wie die Scheinwerfer zu einem Auto.»<sup>19</sup> Eine zentrale Rolle im Leben des Schriftstellers spielten seine Kinder John und Elsie und seine älteste Tochter Josephine, für die er die *Just-so*-Geschichten schrieb; sie wurden ein fester Bestandteil der englischsprachigen Kindheitswelt. Neben seiner beispiellosen Fähigkeit, sich in die kindliche Seele einzufühlen, hatte er eine Vorliebe für alles Militärische: Ein Familienfoto zeigt den vierjährigen John Kipling, wie er strahlend ein Gewehr schultert, das grösser als er selbst ist.

Kipling konnte endlos mit seinen Kindern spielen; seine amerikanische Frau Carry und er waren nachsichtige Eltern, die sich selbst um ihre Kinder kümmerten, ganz anders, als es die Konvention von den emotional distanzierten Vätern und Müttern der britischen Oberschicht dieser Zeit verlangte, die ihre Kinder ganz der Obhut einer Nanny überliessen. Ein Grund für diese ungewöhnliche Liebe zu seinen Kindern war sicherlich ein schreckliches Erlebnis: Am Vorabend des Burenkriegs starb seine sechsjährige Tochter Josephine an einer Lungenentzündung. Die liebevollen Briefe, die er an John und Elsie schrieb, waren voller spontaner Reime und Limericks und kleideten selbst elterliche Ermahnungen in eine warmherzighumorvolle Form: Die Zeichnung einer Zahnbürste und einer Zahnreihe erinnerte John daran, die seinen zu putzen, und ein freundlicher Ulk erinnerte den Sohn an seine eigenwillige Orthographie: «*Howe wood yu lick it if l rote you a leter al ful of misspeld wurd\**?»<sup>20</sup> Als John sich Sorgen machte, die offenbar vom Vater geerbte Kurzsichtigkeit könnte ihm die erträumte Marinelaufbahn vermässeln, schrieb Kipling: «Mach Dir nicht zu viele Gedanken wegen Deiner Augen. Die kommen schon in Ordnung.»<sup>21</sup>

Zu den Besuchern, die durch Kiplings Rosengarten schlenderten, gehörte auch Alfred Lord Milner, den der Dichter nach eigenem Bekunden mehr als irgendeinen anderen Menschen auf Erden bewunderte.<sup>22</sup> Den Geburtstag der Königin Viktoria, Anlass zu Feuerwerk und Freudenfeuern, verbrachten die beiden Freunde abwechselnd im Haus des anderen.

Als Milner nach seiner Rückkehr in die Heimat 1905 das Gefühl hatte, seine Arbeit werde in Südafrika nicht gebührend gewürdigt, zog er sich aus der Politik

\* *How would you like it if I wrote you a letter all full of misspelled words [?]* («Wie würde es Dir gefallen, wenn ich Dir einen Brief voller falsch geschriebener Wörter schriebe?»)

zurück – ein grollender Löwe im Exil. Seine Finanzkenntnisse nutzte er in den Aufsichtsräten einer Bergbaugesellschaft und mehrerer Banken, was ihm ein gutes Einkommen sicherte, doch für einen Mann, der einen Krieg begonnen und ein ganzes Land regiert hatte, bedeutete die Geschäftswelt einen Abstieg. In Grossbritannien und im Ausland schrieb und sprach er auch weiterhin über die «imperiale Einheit» von Grossbritannien, seinen vielen Kolonien und den – wie Australien – zur Selbständigkeit herangereiften ehemaligen Kolonien, die jetzt Dominions hieszen. Der künftige französische Premierminister Georges Clemenceau nannte die Briten *un peuple planétaire*, fügte aber scherzhaft hinzu, was denn geschehen werde, wenn ein neuer Lord Milner käme, der die Herrschaft über einen weiteren Erdteil antreten wolle und kein Erdteil mehr übrig sei.<sup>23</sup>

Geteilt wurde Milners Begeisterung für die imperiale Einheit von den ehemaligen Mitgliedern seines südafrikanischen Kindergartens junger Assistenten, die grösstenteils nach England zurückgekehrt waren und nun rasch vorwärtskamen in der Welt. Seinem ehrgeizigen einstigen Privatsekretär John Buchan gelang es beispielsweise weder einen hohen Posten im ägyptischen Kolonialdienst noch einen Parlamentssitz zu ergattern, und doch hatte er beträchtlichen Erfolg als Journalist und Schriftsteller. Das Reich brauchte nicht nur treue Staatsdiener, sondern auch Leute, die sein Lob sangen, und für diese Rolle war der geniale Buchan die ideale Besetzung. In seinem Roman *A Lodge in the Wilderness* aus dem Jahr 1906, einem Loblied auf die britische Herrschaft in Afrika, ist die Hauptfigur nach dem Vorbild Milners gestaltet, während ein anderer den Imperialismus ganz im Sinne Milners definiert: «Er ist eine Gesinnung, eine Geisteshaltung, eine unverlierbare Hoffnung ... Er ist ein Empfinden für Englands Bestimmung.»<sup>24</sup>

Nun schien aber vielen Englands Bestimmung durch ein rasch an Macht gewinnendes Deutschland bedroht zu sein. Milner und Kipling vertraten vehement die Auffassung, man müsse das freiwillige Berufsheer Englands durch die allgemeine Wehrpflicht stärken. Das Land dürfe sich für seinen Schutz nicht länger auf die stärkste Flotte der Welt verlassen. «Sollen euch erst die Granaten um die Ohren fliegen, damit ihr lernt, ein Gewehr zu bedienen?»,<sup>25</sup> fragte Kipling in einem Gedicht. Beide ärgerten sich darüber, dass junge Briten im Gegensatz zu ihren Al-

tersgenossen in Frankreich, Deutschland und Russland keinen Wehrdienst zu leisten brauchten. Ganz besonders beunruhigte sie, dass Deutschland mühelos Millionen gut ausgebildeter Reservisten mobilisieren konnte.

In den Jahren vor 1914 veränderte sich Milners Weitsicht nicht im mindesten, was indes nicht für Emily Hobhouse galt, seine Nemesis aus der Zeit des Burenkriegs. Nach Kriegsende kehrte sie für einige Jahre nach Südafrika zurück, um den Burenfrauen beim Wiederaufbau ihrer zerstörten Lebensgrundlage zu helfen. Während des Krieges hatte sie kaum auf die schwarze und braune Bevölkerungsmehrheit des Landes geachtet, doch jetzt erweiterte sich ihr Horizont. Sie lernte einen jungen Rechtsanwalt namens Mohandas Gandhi kennen, der sich für die Rechte der Inder in Südafrika einsetzte, und war tief beeindruckt von seiner Philosophie der Gewaltlosigkeit. Als ein Denkmal für die Opfer der Konzentrationslager enthüllt wurde, ermahnte sie in einer Grussbotschaft, die bei dieser Gelegenheit verlesen wurde, die politische Führung der Buren freundlich, «anderen Menschen in Ihrem Zuständigkeitsbereich nicht jene Freiheiten und Rechte vorzuenthalten, auf die Sie selbst... so grossen Wert gelegt haben».<sup>26</sup> Als sie 1908 nach England zurückkehrte, entwickelte sie sich zu einer leidenschaftlichen Sozialistin und Vorkämpferin für das allgemeine Wahlrecht – sowohl für Frauen als auch für die Millionen britischer Männer, die durch Besitzqualifikation am Wählen gehindert wurden.

Eine Frau, die eine ganz andere Rolle in Milners Leben gespielt hatte – seine Geliebte Cecile Duval –, hatte offensichtlich genug vom Warten. Sie heiratete und zog nach Kanada. Milner zeigte vorübergehendes Interesse an ein oder zwei anderen Frauen, doch letztlich konnte keine den Platz von Violet Cecil in seinem Herzen einnehmen. Da nach dem damaligen Sittenkodex eine Scheidung nicht infrage kam, unternahm sie einen letzten Versuch, ihre Ehe wiederzubeleben, indem sie nach Ägypten zog, wo Edward jetzt stationiert war. Doch nach den dramatischen Kriegsereignissen in Milners südafrikanischem Wirkungskreis erschien ihr die Kolonialgesellschaft in Kairo langweilig und spiessig. Damals konnten Frauen ihre Ambitionen nur über ihre Männer ausleben, und die überaus ehrgeizige Violet hatte erwartet, dass Edward das Militär verlassen und in die Politik gehen würde. War das nicht der Weg, der dem Sohn eines ehemaligen Premierministers vorgezeichnet war? Unter solchen Umständen hätte sie mit ihrem Charme und ihrem

Konversationstalent sicherlich grossen Erfolg gehabt. Doch Edward war entschlossen, in Ägypten zu bleiben, das sich nach Ansicht seiner Frau an der äussersten Peripherie aller wichtigen Geschehnisse befand. Einige Monate später kehrte sie nach England zurück. Ihre Ehe war, wie Edwards Schwägerin Jahre später schrieb, «ein fataler Fehler ... denn nie waren zwei Menschen weniger füreinander geschaffen».<sup>27</sup>

Im Jahr 1906 bezog sie Great Wigsell, ein 1635 aus Naturstein erbautes Herrenhaus im Südosten Londons. Nicht weit entfernt davon fand Milner im folgenden Jahr ein elegantes Landhaus. Sie half ihm bei der Einrichtung, und sie besuchten einander häufig, manchmal mit anderen, häufig allein. Die Freunde wussten sicherlich Bescheid. Da Milner nicht mehr im Staatsdienst und Violets Schwiegervater inzwischen tot war, standen sie nicht mehr im Blickpunkt der Öffentlichkeit, weshalb auch kein Skandal mehr drohte.

Wie enttäuschend es für Violet auch sein mochte, den Mann, den sie liebte, nicht heiraten zu können – immerhin hatte sie ihre Kinder: Ihr Sohn George hatte jetzt eine jüngere Schwester. Sie wohnten nur eine kurze Kutschfahrt von den Kiplings entfernt, und George spielte häufig mit John Kipling. Wenn «Onkel Alfred» Milner zu Besuch nach Great Wigsell kam oder wenn sie zu seinem Haus fuhren, sprachen sie oft über die fernen Gebiete des Empire. Vielleicht hatte Violet ein schlechtes Gewissen, weil sie ihren Sohn so lange in England allein gelassen hatte, als sie nach Südafrika ging; jedenfalls hing sie jetzt sehr an ihm, und als er mit 14 Jahren ins Internat kam, schrieb sie ihm zweimal am Tag. Ihre Zeit in Südafrika blieb ihr so lebhaft im Gedächtnis, dass sie an den Jahrestagen der Schlachten des Burenkriegs deren Namen in die Kopfzeile ihrer Briefe setzte.

Da George mit den Geschichten dieses siegreichen Kriegs aufwuchs, entschloss er sich schon früh für eine militärische Laufbahn und ging ans Royal Military College in Sandhurst, das britische West Point, wo «Gentleman-Kadetten», deren Familien sich die Studiengebühren leisten konnten, zu Infanterie- oder Kavallerieoffizieren ausgebildet wurden. Nachdem Kipling Sandhurst besucht und George zum Abendessen eingeladen hatte, berichtete er Violet – in dem Ton, in dem sich Eltern über ihre Sprösslinge austauschen –, ihr Sohn sehe «gut aus, ein bisschen dünner, aber in besserer körperlicher Verfassung ... Natürlich muss man



immer um sie besorgt sein, aber soweit ich es sehen kann, ist er glücklich und wohlauf.»<sup>28</sup> Viele der ranghöchsten Generäle der britischen Armee – unter ihnen Douglas Haig – hatten Sandhurst absolviert. Das machte sich gut im Lebenslauf eines Offiziers, der auf den nächsten Krieg wartete.

Charlotte Despard hatte für sich den Krieg zu Hause gewählt. Als sie 1907 nach ihren 21 Tagen im Holloway-Gefängnis, einem Steinbau, dem eine mit Türmen und Zinnen versehene Brustwehr ein martialisches Aussehen verlieh, entlassen wurde, zweifelte die Öffentlichkeit nicht daran, dass diese bemerkenswerte Frau, die inzwischen die Sechzig überschritten hatte, an vorderster Front für das Frauenwahlrecht kämpfen würde. Allerdings erwies sich ihr Bündnis mit der Familie Pankhurst als kurzlebig.

Unter den Suffragetten war mittlerweile ein heftiger Streit entbrannt über die Frage, inwieweit sie sich selbst als Teil einer grösseren linksgerichteten Bewegung betrachten sollten. Charlotte Despard war Anhängerin der Independent Labour Party (ILP), der wichtigsten Partei der britischen Linken und der Vorläuferin der heutigen Labour Party, die sie für die grösste Hoffnung des Sozialismus hielt. Privat stimmte Sylvia Pankhurst ihr zu, hielt aber öffentlich ihrer Mutter und ihrer älteren Schwester die Treue – die keine Verwendung mehr für eine Partei hatten, die nicht das Wahlrecht für Frauen in der von ihnen geforderten Weise an die erste Stelle des Parteiprogramms setzte. Zum offenen Konflikt zwischen Emmeline Pankhurst und Charlotte Despard kam es bei einer ILP-Versammlung, nach der Emmeline und ihre Tochter Christabel aus der Partei austraten und erklärten, dass die Womens Social and Political Union keinen der – natürlich ausschliesslich männlichen – Parlamentskandidaten irgendeiner Partei unterstützen werde.

Charlotte Despard war nicht gewillt, in solchen Fragen andere für sich entscheiden zu lassen, daher warf sie mit anderen WSPU-Mitgliedern den Pankhursts wütend vor, ihr plötzlicher politischer Richtungswechsel verletze die WSPU-Satzung, woraufhin Emmeline erwiderte: «Dann zerreisse ich die Satzung eben!»<sup>29</sup> Eine revolutionäre Bewegung habe keine Zeit für formale Spitzfindigkeiten. Sie müsse ihre Entscheidungen auf der Stelle treffen.

Prompt kam es zur Spaltung der WSPU, wobei Sylvia, wie widerstrebend auch

---

immer, bei Mutter und Schwester blieb, während Charlotte Despard im September 1907 die Dissidentinnen in ihrem Haus versammelte und eine rivalisierende Gruppe, die Womens Freedom League, gründete. Im folgenden Jahr hatte sie schon 53 Ortsgruppen überall im Land. Obwohl etwas demokratischer geführt, lautete die Telegrammadresse der Organisation schlicht und einfach: «Despard, London.»

Derweilen gingen die Pankhursts ihren Weg unbeirrt weiter. Die gleiche Kühnheit und Intransigenz, die in ihnen die Bereitschaft schufen, Arrest und Gefängnis zu ertragen, führte auch dazu, dass Emmeline und Christabel keine Opposition duldeten. Charlotte Despard war nur die erste von vielen, mit denen sie sich zerstritten, um ungehindert fortzusetzen, was in ihren Augen ein Kampf auf Leben und Tod war: das Bemühen um das Wahlrecht für Frauen. Von den Verbündeten in den Anfängen ihrer kämpferischen Jahre sollten sie in den folgenden Jahren viele verlieren. Unter dem Druck des Kriegs kam es dann innerhalb der Pankhurst-Familie zum äusserst schmerzlichen und dauerhaften Bruch.

## 5. KAPITEL

### *Boy Miner*

**N**och lange, nachdem der Junge zum Mann geworden war, blieb dieser Tag in sein Gedächtnis eingebrannt. Der Stiefvater des kleinen Jamie war arbeitslos. Ein jüngerer Bruder lag krank zu Hause mit einem Fieber, an dem er schon bald sterben sollte. Seine Mutter war im neunten Monat schwanger. Die ganze sechsköpfige Familie lebte in einem einzigen Zimmer in einem überbevölkerten Elendsviertel von Glasgow. Das gerade verstrichene Weihnachtsfest war kärglich und freudlos gewesen, denn der zehnjährige Jamie war die einzige Einkommensquelle der Familie. Er lieferte Brot für einen Bäcker aus – zwölfteinhalb Stunden pro Tag, an sieben Tagen in der Woche. Zweimal in der Woche nach Weihnachten war er 15 Minuten zu spät zur Arbeit gekommen, weil er bei der Pflege seines kranken Bruders geholfen hatte, während sein Stiefvater unterwegs war, um sich Arbeit zu suchen. An einem regnerischen Wochenende kam er in die Bäckerei, um den nächsten Arbeitstag zu beginnen.

«Als ich barfuss und hungrig das Geschäft erreichte, war ich bis auf die Haut durchnässt. An diesem Morgen war keine Brotkrume mehr im Haus. Aber [es] war Zahltag.» Ihm wurde ausgerichtet, dass sein Brotherr ihn in der Wohnung über der Bäckerei zu sehen wünsche. Ein Dienstmädchen forderte ihn auf zu warten, bis die Bäckersfamilie ihre Morgengebete beendet hatte. «Nach einiger Zeit öffnete das Mädchen die Tür ... An einem grossen Mahagonitisch sass die Familie, der Vater am Kopfende ... Auf dem Tisch türmten sich die Leckereien. Der Meister blickte mich über den Rand seiner Brille an ... ,Hör zu, Junge ... meine Kunden laufen mir davon, wenn sie auf ihre warmen Brötchen warten müssen. Daher entlasse ich dich, und damit du in Zukunft etwas zuverlässiger wirst, habe ich be-

schlossen, dir zur Strafe einen Wochenlohn zu streichen‘. Stundenlang lief Jamie durch die Strassen Glasgows, bevor er sich dazu aufraffen konnte, seiner Mutter die schreckliche Nachricht mitzuteilen. «In dieser Nacht wurde das Kind geboren, und die Sonne ging auf über einem Heim ... in dem es weder Feuer noch Essen gab.»<sup>1</sup>

Für James Keir Hardie – den Vornamen *James* liess er später fallen – blieb der Eindruck dieser frühen Erfahrungen unvergesslich, als wären sie ihm mit einem glühend heissen Eisen eingebrannt worden. Hardies aus tiefem christlichem Glauben gespeiste Empörung über die Armut der untersten Schichten, die er aus eigener Anschauung kannte, liess nie nach. Als er ins Unterhaus gewählt wurde, war er der einzige Abgeordnete, der sich die Nächte um die Ohren schlug, um in einer Suppenküche Essen an die Menschen auszugeben, die keins hatten. Auch als Abgeordneter noch eilte er zum Schauplatz eines Grubenunglücks, fuhr den Schacht hinunter, drang in den Stollen ein, um zu sehen, was er für die eingeschlossenen Männer tun konnte, denn er wusste, wie es war, mit ansehen zu müssen, wie Kumpel unter Tage starben. Auf Jugendporträts ist sein dichter Bart dunkelrot; später, als er die Fünfzig überschritten und erlebt hatte, wie der lange befürchtete Krieg seine Träume zerschlug, war der Bart weiss wie ein Leichentuch. Seine ergreifend schwermütigen, von dichten Brauen überschatteten Augen blickten den Betrachter von jedem Foto so durchdringend an, als gingen sie weit über den Horizont des eigenen Lebens hinaus – ein ganzes Jahrhundert voller Weltkriege und gescheiterter Hoffnungen.

Wie seine Mutter, eine Bauernmagd aus der Nähe von Glasgow, war Hardie ein uneheliches Kind; einige Jahre nach seiner Geburt zog die Mutter in die schmutzige Industriestadt, die berüchtigt war für ihre überfüllten Slums in unmittelbarer Nähe der Werften, Lokomotivwerke und Fabriken. Dort heiratete sie einen Schiffszimmermann. Da Hardie nie zur Schule ging und die Familie sich Bücher nicht leisten konnte, lernte er lesen in weggeworfenen Zeitungen und Büchern, die aufgeschlagen in den Schaufenstern der Buchhandlungen lagen. Mit acht Jahren begann er als Botenjunge zu arbeiten. Danach war er Gehilfe eines Nieters auf einer Werft, wo er auf einer schmalen, seitlich an einem Schiff hängenden Plattform arbeitete; einmal rutschte ein Junge neben ihm aus und stürzte in den Tod.

Nachdem er die Stellung in der Bäckerei verloren hatte, arbeitete er in einer

Kohlengrube – elfeinhalb Stunden täglich an sechs Tagen in der Woche. Deshalb sah er im Winter nur sonntags Tageslicht, weil er da nur vier Stunden arbeitete. Schon bald führte er eines der «Grubenpferde», die die Kohle auf Schienen nach oben zogen. «Wir waren gute Freunde und tranken kalten Tee aus derselben Flasche.»<sup>2</sup> Eines Tages mussten er und das Pferd gerettet werden, nachdem ein Teil des Grubenschachts eingestürzt war; Hardie erinnerte sich sein Leben lang an das splitternde Krachen der zusammenbrechenden Stützen, den Donner des fallenden Erdreichs, das Schluchzen der von Panik ergriffenen Bergleute. Später wurde er ein Hauer, der – im trüben Licht seiner Helmlampe und häufig bis zu den Knöcheln im Wasser – die Kohle am Ende eines sich in den Berg fressenden Stollens herauschlug und -schaufelte. Mit 21 Jahren hatte er mehr als die Hälfte seines Lebens unter Tage verbracht.

Als er sich in der Gewerkschaft der Bergleute engagierte, sah er darin nur eine Fortsetzung seiner Arbeit als Laienprediger in der Evangelischen Union (Schottland), einer protestantischen Sekte der Arbeiterklasse – einer der «dissidierenden» oder nicht-anglikanischen Kirchen, aus denen viele englische und schottische Radikale hervorgingen. «Die Klassen, die in Reichtum und Wohlbehagen leben, haben Jesus vereinnahmt und sein Evangelium pervertiert», erklärte Hardie. «Und doch gehört er zu uns.»<sup>3</sup> Er brachte die Bergleute dazu, gemeinsam für bessere Löhne und mehr Sicherheit am Arbeitsplatz einzutreten, woraufhin er und zwei seiner Brüder entlassen wurden. Ein Fahrstuhl, in dem sie unter Tage fuhren, wurde nach oben zurückgerufen, wo ihnen der Grubendirektor mitteilte: *Well hae nae damned Hardies in this pit.*<sup>\*4</sup>

Bald darauf wurde er Sekretär der Scottish Miners' Federation, verstand sich als Sozialist und stellte fest, dass er mit der Feder genauso viel Überzeugungskraft entfaltete wie mit der Stimme. Obwohl er erst mit 30 Jahren Schottland zum ersten Mal verließ, reichte sein Horizont schon bald über die Kohlengruben und die Glasgower Slums hinaus. 1893 wurde er Mitbegründer der Independent Labour Party und Herausgeber ihres Presseorgans *Labour Leader*, dessen Fenster von einer wütenden Menge eingeworfen wurden, als Hardie den Burenkrieg als impe-

---

\* «Wir wollen keine verdammten Hardies in dieser Grube haben.»

rialistischen Landraub anprangerte. Weitere johlende Pöbelhaufen hefteten sich an seine Fersen, als er durchs Land reiste, um Reden gegen den Krieg zu halten, mal von einem Rednerpult, mal von einem Pferdewagen auf einem schlammigen Acker.

Für die Kongresse der Zweiten Internationale begann Hardie den Ärmelkanal zu überqueren. Für ihn wie für viele andere Delegierte ging es beim Sozialismus weniger um den Besitz der Produktionsmittel durch die Arbeiter – obwohl auch das ein fester Bestandteil seiner Überzeugungen war – als um einen moralischen Kreuzzug für eine Gesellschaft, der ein Arbeiter mehr bedeutete als der Profit, das Allgemeinwohl mehr als der private Wohlstand und, vor allem, der Friede mehr als der Krieg. Wie es dem Zeitgeist entsprach, war es eine optimistische Auffassung. Sylvia Pankhurst schrieb einmal von «einer tiefen und ewig währenden Sehnsucht nach einem Goldenen Zeitalter, in dem Überfluss und Freude für alle herrscht».<sup>5</sup> An diesem Punkt der Geschichte – bevor die Menschen etwas von den blutigen Schlachtfeldern des Grossen Kriegs ahnten – erschien das Goldene Zeitalter durchaus in Reichweite. Wenn einst wochenlange Reisen durch das Wunder der Dampfkraft zu Stunden geschrumpft waren, warum sollte dann nicht alle Ungerechtigkeit durch das Wunder des Sozialismus getilgt werden? Warum sollte es nicht möglich sein, die Armut abzuschaffen, wenn es entschlossenen Abolitionisten ein halbes Jahrhundert zuvor gelungen war, die Sklaverei im Britischen Weltreich verbieten zu lassen? Jean Jaurès verkündete in Frankreich, der Sozialismus müsse den Menschen auch die Entscheidung ermöglichen, «zu singen, zu wandern und unter freiem Himmel nachzusinnen».<sup>6</sup> Rasch freundete sich Hardie mit dem korpulenten, etwas ungepflegt aussehenden Jaurès an, dem Führer der sozialistischen Partei Frankreichs, der wie Hardie befürchtete, in einem künftigen europäischen Krieg könnten Arbeiter aufeinander schiessen.

Die Endziele der sozialistischen Revolution mochten verschwommen sein, doch die Missstände in der Welt waren bedrückend real, und Hardies leidenschaftlicher Gerechtigkeitssinn kannte keine Landesgrenzen. Zwei Monate lang reiste er durch die Vereinigten Staaten, um seinem sozialistischen Freund Eugene V. Debs bei dessen Wahlkampf zu helfen. Dabei sprach er auf 44 Kundgebungen und Versammlungen, unter anderem in einem Bergarbeiterlager in Colorado. Bei ei-

nem Besuch in Indien setzte er sich nachdrücklich für die Autonomie des Landes ein und weigerte sich, irgendein Gebäude zu betreten, in dem seinen indischen Freunden der Zutritt verwehrt wurde. Nach dem Burenkrieg reiste er nach Südafrika, um für die Bevölkerungsmehrheit, die kein Stimmrecht besass, politische Rechte und angemessenes Farmland einzufordern. Den Afrikanern die Mitwirkung im Parlament zu verweigern, so erklärte er, heisse, über die Tore des Britischen Weltreichs zu schreiben: «Lasst, die ihr hier eintretet, alle Hoffnung fahren.»<sup>7</sup> Sein Hotel wurde mit Steinen beworfen, und eine Kundgebung in Johannesburg, auf der er eine Rede hielt, wurde vom weissen Mob so massiv gestört, dass sie abgebrochen werden musste.

Als Hardie eintraf, um zum ersten Mal seinen Sitz im Parlament einzunehmen, spielte ein angemieteter Trompeter die «Internationale»:

*Wacht auf, Verdammte dieser Erde,  
die stets man noch zum Hungern zwingt!*

Anstelle der üblichen Parlamentarierkluft – gestärkter weisser Kragen, schwarzer Frack und schwarzer Seidenzylinder – trug er schottischen Tweed und eine Sherlock-Holmes-Mütze. Einmal wurde er beim Betreten des Unterhauses von einem Polizisten angehalten, der ihn nicht erkannte, aber wusste, dass das Dach des Gebäudes repariert wurde. «Na, mein Freund, arbeitest du hier?», fragte er.

*«Ja», erwiderte Hardie.  
«Oben?», fragte der Polizist.  
«Nein», sagte Hardie. «Unten.»<sup>8</sup>*

Dort unten stimmte Hardie gegen die üblichen extravaganten Zuwendungen für die königliche Familie. Er sprang empört auf, um zu protestieren, als die Abgeordneten stundenlange Reden schwangen, um eine königliche Geburt zu feiern, ohne ein Wort über die 251 walisischen Bergleute zu verlieren, die am selben Tag umgekommen waren. Nachdem er scharfe Kritik an einem Besuchs austausch zwischen König Eduard VII. und Zar Nikolaus II. – für Europas Linke der Inbegriff der Tyrannei – geübt hatte, wurde er nicht zum traditionellen Sommerfest des Kö-

nigs im Garten des Buckingham Palace gebeten, obwohl dort sonst immer das ganze Unterhaus empfangen wurde.

Wenn Hardie zu den Sitzungsperioden des Parlaments nach London fuhr, blieb seine Frau Lillie in Schottland, kümmerte sich um die vier Kinder – von denen eines schon früh starb – und nähte ihnen Kleider. Hardie lebte in der Hauptstadt bescheiden in einer Einzimmerwohnung, die mit den Büsten von Walt Whitman und Robert Burns sowie einer Fotografie von Karl Marx geschmückt war. Einmal sah er sich gezwungen, seine geliebte Bibliothek zu versteigern, damit der *Labour Leader* weiterhin erscheinen konnte. Als er eine Blinddarmentzündung bekam, mussten Angehörige und Freunde Geld für seine Operation und die Genesungszeit sammeln. Er benutzte noch dieselbe Taschenuhr, die er schon als Junge in den Gruben hatte und die die Zahnspuren seines Grubenpferds trug. Oft sah man ihn auf der Strasse stehenbleiben und mit Pferden sprechen. Im Parlament setzte er sich unermüdlich für die Unterstützung benachteiligter Gruppen ein – kostenlose Schulspeisung, Hilfe für die Armen, denen der kalte Winter – sogar die Themse war zugefroren – zu schaffen machte, oder auch für die bessere Bezahlung und Arbeitsbedingungen der Bediensteten im Unterhaus. Nachdrücklich kämpfte er darum, dass die Arbeiterunfallversicherung auch uneheliche Kinder aufnahm.

Obwohl Hardie eine durchaus traditionelle Ehe führte, war sein Gerechtigkeits-sinn doch so ausgeprägt und unvoreingenommen, dass er die Frauen in ihrem Kampf ums Wahlrecht weit stärker unterstützte als die meisten anderen männlichen Radikalen. Jahrelang war er regelmässiger Gast an der Dinnertafel von Emmeline Pankhurst, die im Widerstand gegen den Burenkrieg seine Mitstreiterin geworden war und deren Kreuzzug für das Frauenwahlrecht er vorbehaltlos guthiess, erinnerte er sich doch daran, wie schwierig das Leben seiner Mutter und der Mütter und Ehefrauen anderer schottischer Bergleute gewesen war. Er setzte sich im Parlament für das Frauenwahlrecht ein, beschaffte Geld für die WSPU und intervenierte wiederholt zugunsten inhaftierter Suffragetten. Als Christabel sich wieder einmal in Polizeigewahrsam befand, telegraphierte er: «Kann ich irgendetwas tun?»<sup>9</sup>

Seit er während des Konflikts mit den Buren in das ungeschminkte Gesicht des britischen Chauvinismus geblickt hatte, fürchtete er den Krieg – seinen schreckli-



chen Atavismus, seine Zerstörungsgewalt, seine Fähigkeit, die Menschen den Kampf für soziale Gerechtigkeit vergessen zu lassen. Er hoffte stets, eine organisierte Arbeiterschaft werde ihre Nationen daran hindern, in den Krieg zu ziehen. Als er 1904, während des russisch-japanischen Kriegs, den Kongress der Zweiten Internationale in Amsterdam besuchte, war er tiefbewegt, als sich die russischen und japanischen Delegierten auf der Rednerbühne erblickten, aufeinander zustürzten und sich unter donnerndem Applaus umarmten. Das war nach seinem eigenen Bekunden ein Augenblick, «den man erlebt haben musste».<sup>10</sup>

Bei einem späteren Kongress der Organisation in Kopenhagen machte Hardie, von Jaurès unterstützt, den Vorschlag, die Arbeiter aller Länder müssten im Falle eines Kriegs den sofortigen Generalstreik ausrufen. Seine Angst wuchs noch, als er erlebte, wie das Parlament Gelder, die es für soziale Wohlfahrtsprogramme hätte nutzen können, in das Flottenwetttrüsten mit Deutschland steckte; dieses konzentrierte sich zunehmend auf die *Dreadnought-Schlachtschiffe* die mit ihren extrem leistungsfähigen Dampfturbinen und weitreichenden 30,5-cm-Geschützen die Kriegsschiffe älteren Datums obsolet machten. Als Hardie von einem amerikanischen Journalisten gefragt wurde, worin er die grösste Gefahr des 20. Jahrhunderts sehe, antwortete er: «Im Militarismus.»<sup>11</sup>

Die britische Öffentlichkeit kannte Hardie als die massgebliche Stimme der Arbeiterklasse und die Pankhurst-Familie als die trotzig Verkörperung des Kampfes um das Frauenwahlrecht. Doch es gab noch eine andere Geschichte, die die Öffentlichkeit nicht kannte. Die begann, soweit wir wissen, an einem Tag im Jahr 1906, als Sylvia Pankhurst – krank, knapp an Lebensmitteln und Geld – in eine neue Wohnung zog. Sie besass lediglich 25 Shilling, kaum mehr als die Miete für zwei Wochen, weil sie, nach Unabhängigkeit von der Mutter und der älteren Schwester strebend, beschlossen hatte, sich nicht auf die Lohnliste der WSPU setzen zu lassen. «Krank und einsam sass ich zwischen meinen Umzugskisten», schrieb sie viele Jahre später, «als Keir Hardie völlig unerwartet an meine Tür klopfte. Er übernahm das Kommando, trug die schweren Sachen dorthin, wo ich sie haben wollte, und führte mich, als alles an seinem Platz war, zum Essen aus.»<sup>12</sup>

Sylvia war 24 und Hardie fast 50. Sie kannte ihn von Kindesbeinen an als Freund der Familie, und bewunderte ihn schon lange. Doch jetzt waren beide an

einem Tiefpunkt ihres Lebens angelangt und suchten beim anderen Trost.

Hardie war für viele tausend Menschen in aller Welt ein Held, doch seine Ehe war nicht gerade glücklich. Er hatte Lillie als 22-jähriger Grubenarbeiter geheiratet, doch seit seinem 35. Lebensjahr verbrachte er den grössten Teil seiner Zeit in London. Er war zwar häufig zu Besuch in Schottland, wo seine Kinder zur Schule gingen, schlug aber seiner Frau den Wunsch ab, dauerhaft zu ihm nach London zu ziehen. Hardie hatte das Gefühl, dass sie seine Bedeutung nicht angemessen würdigte, und schrieb einem Freund, Lillie scheine nicht zu wissen, «was für ein schrecklich wichtiger Typ ich in den Augen anderer bin».<sup>13</sup> Etwa zur selben Zeit berichtete der Freund etwas kryptisch, Hardie sei verstimmt über Lillies «seltsames Benehmen ihm gegenüber», und fügte hinzu, Hardie «reagiert... sehr empfindlich auf Mrs. Hardies Verhalten».<sup>14</sup> Sie dürfte nicht gerade glücklich darüber gewesen sein, dass sie den Haushalt führen und die Kinder aufziehen musste, während ihr Mann sich meist in der Weltgeschichte herumtrieb und weltberühmt wurde. Jedenfalls fiel anderen auf, dass sie in lange Phasen eisigen Schweigens verfiel.

Während er Lillie als abweisend und desinteressiert empfand, erwies sich die weit jüngere Sylvia Pankhurst in ihrer warmherzigen und ungehemmten Art als eine grosse Stütze für ihn. «Wir sind für eine freie sexuelle Verbindung, die wir aus freiem Willen eingehen und beenden», schrieb sie später in ihrem Leben – ein Gedanke, der ihre eher puritanisch gesinnte Mutter sicherlich entsetzt hätte. «Wir sind für freie Liebe, weil die Liebe frei ist und niemand sie fesseln kann.»<sup>15</sup> Bis zu dem Tag, an dem Hardie auftauchte, um ihr beim Umzug zu helfen, waren solche Gedanken bei ihr allerdings rein theoretischer Natur; er dürfte fast mit Sicherheit ihr erster Liebhaber gewesen sein. In einem Gedicht, das sie für ihn schrieb, schilderte sie, dass seine Liebe «die zarten Knospen weckten, die noch schlummerten». Sie schätzte ihn nicht nur wegen seiner politischen Anschauungen, sondern auch, weil er in London selbst sein Essen kochte und sauber machte, sich die Schuhe putzte, hart arbeitete und ständig schrieb. Sie liehen sich gegenseitig ihre Lieblingsbücher aus, er las ihr aus Robert Burns Liebesgedichten vor und sie schrieben sich viele Briefe. Ein Gedicht, das sie ihm schickte, lautete:

*Letzte Nacht, als alles stille war, kamst du zu mir.  
Ich tastete ins Dunkel mir zur Seite.  
Um endlich zu spüren deine Küsse auf meinem Mund,  
die Umschlingung deiner Arme und deine lieben Lippen,  
die meinen pressend, bis mir der Atem verging... \*<sup>16</sup>*

Was er ihr schrieb, verriet kaum mehr Zurückhaltung:

*Süsse,  
die ganze Nacht habe ich gearbeitet und an Dich gedacht und gehofft, dass es  
Dir gut geht.<sup>17</sup>*

In einem Brief, 1911 während einer Vortragsreise in den Vereinigten Staaten verfasst, beschreibt er, wie sie seine Arbeit fortsetzen könnte – womit er einerseits den Altersunterschied anerkennt, andererseits aber auch, was sie begeistert haben muss, ihre Gleichrangigkeit: «Ich male mir gern aus, wie Du über denselben Boden gehst, in denselben Hallen sprichst und dieselben Leute triffst wie ich. Ich stelle mir vor ... dass ich meinem kleinen Liebling den Weg in die Zukunft bahne. O möge es doch so sein.»<sup>18</sup>

«Sie haben kein Geheimnis aus ihren Gefühlen füreinander gemacht», erinnerte sich ein Freund Hardies. «Einmal sass sie auf seinen Knien und hatte ihm die Arme um den Hals gelegt.»<sup>19</sup> Wenn er bis spät in die Nacht arbeitete, zeichnete oder malte Sylvia ihn. Bald hingen zwei ihrer Bilder in seinem Zimmer. Zweifellos war ihre Beziehung eng, mag ihnen aber auch etwas unsicher vorgekommen sein, wie es bei Liebesbeziehungen zwischen Menschen sehr unterschiedlichen Alters oft der Fall ist. Ausserdem waren beide von ihrer politischen Tätigkeit so in Anspruch genommen, dass nicht viel Zeit für die Liebe blieb – ein Problem, das noch verstärkt wurde durch die häufigen Verhaftungen.

Etliche hundert Suffragetten, die im Gefängnis sassen, versuchten, die Regierung zu provozieren, indem sie in den Hungerstreik traten. Daraufhin ordneten die Behörden Zwangsernährung an. Hardie prangerte die Zwangsernährung im Parla-

---

\* Last night when all was quiet you came to me. / I felt in the darkness by my side. / Waiting to feel your kisses on my mouth, / The clasping of your arms, and your dear lips / Pressing on me till my breath came short...

ment an, und über 100 Ärzte unterzeichneten einen Protestbrief – ohne Erfolg. Verzweifelt versuchte er, Sylvia zu einem Verzicht auf die Hungerstreiks zu überreden. Als Agitator hatte er Verständnis für die Taktik, doch als ihr Geliebter war er entsetzt. «Er bekannte», schrieb Sylvia später, «dass der Gedanke an die Zwangsernährung ihn krank gemacht habe.» Ob ihre Sache nicht schon genug Märtyrerinnen gefordert habe, fragte er. «Was nützt da noch eine mehr?»<sup>20</sup>

Aber Sylvia wollte eine Märtyrerin für die Sache sein und verlangte ihrem Körper häufig das Äusserste ab. Ausserdem kam es für sie nicht infrage, die Mutter oder die WSPU-Genossinnen bei diesen Hungerstreiks im Stich zu lassen. Einmal war sie so schwach, dass sie nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis auf einer Trage zu einer Kundgebung für das Frauenwahlrecht gebracht werden musste, wo sie nur wenige Worte herausbrachte, bevor eine Ambulanz sie nach Hause fuhr. Ein andermal schmuggelte sie aus dem Gefängnis eine verzweifelte Nachricht an die Mutter hinaus, nach deren Liebe und Achtung sie sich verzehrte: «Ich kämpfe, kämpfe, kämpfe. Jeden Tag kümmern sich vier, fünf, sechs Aufseherinnen und zwei Ärzte um mich. Zweimal pro Tag werde ich mit einer Magensonde ernährt. Mit einem stählernen Mundsperrer stemmen sie mir den Mund auf, indem sie ihn hineinpressen, wo Lücken in meinen Zähnen sind. Ich wehre mich unterunterbrochen. Ständig habe ich Zahnfleischbluten ... Meine Schultern sind mit Prellungen übersät, weil ich mich wehre, während sie mir die Sonde in den Schlund stossen.»<sup>21</sup>

Doch nichts, was Sylvia tat oder sagte, konnte die Gefühlslage in der Pankhurst-Familie verändern. Solange sie sich erinnern konnte, hatte sie immer den Eindruck, im Schatten ihrer Mutter und ihrer bevorzugten älteren Schwester mit dem schönen Puppengesicht zu stehen – diesem Gesicht, das sogar für Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett als Modell gedient hatte. Angesichts dieser Vorgeschichte muss Keir Hardies Liebe und Anerkennung eine doppelte Ermutigung für sie gewesen sein, und angesichts ihres Bemühens um öffentliche Anerkennung mag sie es als beglückend empfunden haben, dass mehrere von ihr vorgeschlagene Fragen von Hardie im Unterhaus zur Sprache gebracht wurden.

Beide hatten gewichtige Gründe, ihre Liebe geheimzuhalten. Hardie war schliesslich ein verheirateter Mann mit mächtigen Feinden im rechten Lager, die

begeistert gewesen wären, ihn in einen öffentlichen Skandal mit einer Frau verwickelt zu sehen, die halb so alt war wie er. Noch schwieriger wurde es für beide, als die Pankhursts – kurz nachdem Hardie und Sylvia ihr Verhältnis begonnen hatten – die Independent Labour Party verliessen und mit grossem Nachdruck alle Bündnisse mit männlichen Abgeordneten verurteilten. Sylvia blieb eine der entschlossensten Aktivistinnen der WSPU, daher wäre die Enthüllung der Affäre für die Pankhursts politisch wie persönlich sehr peinlich gewesen – ein gefundenes Fressen für konservative Karikaturisten. Emmeline, die ihre militante politische Haltung kompensierte, indem sie sich stets als gut gekleidete, achtbare Witwe gab, war besonders entsetzt. Als Sylvia wieder einmal während eines Gefängnisaufenthalts in Hungerstreik getreten war, steckte sie Emmeline heimlich einen Brief an Hardie zu, den ihre Mutter nicht weitergab. Sylvia hat ihr das nie verziehen.

Auch wenn der von Hardie befürchtete Krieg nicht unmittelbar bevorzustehen schien, war die öffentliche Meinung von Misstrauen gegenüber Deutschland geprägt. 1906 erschien der Roman *The Invasion of 1910* als Fortsetzungsgeschichte in der *Daily Mail*; die Zeitung warb dafür, indem sie Männer mit preussischen Pickelhauben und Reklametafeln durch Londons Strassen schickte. Das Buch war ein sensationeller Erfolg und löste eine ganze Welle fantastischer Invasionserzählungen aus. Ein anderer Roman schilderte, wie der kaiserliche Reichsadler über dem Buckingham Palace wehte, der König in Delhi im Exil lebte und im Hyde Park Schilder in deutscher Sprache das Betreten der Rasenflächen verboten. 1909 hatte ein Theaterstück über eine Invasion durch den «Kaiser des Nordens» in London Uraufführung und lief noch 18 Monate später. In den Buchhandlungen nahmen die Invasionsromane derart überhand, dass der Humorist P.G. Wodehouse sich mit einem eigenen Buch darüber lustig machte: *The Swoop! or How Clarence Saved England* berichtete von einem Angriff der Schweizer Kriegsmarine und der Okkupation des walisischen Hafens Lllgxtplll durch die Chinesen.

Derweil schaukelten sich die Vorbereitungen auf einen eventuellen Krieg gefährlich in die Höhe: Zwischen 1908 und 1913 stiegen die Rüstungskosten der sechs grössten europäischen Staaten insgesamt um 50 Prozent.<sup>22</sup> Fast alle Gross-

mächte gaben jetzt zwischen 5 und 6 Prozent des Volkseinkommens für ihre Streitkräfte aus, obwohl es nur wenige der üblichen Konfliktpunkte gab. Beispielsweise beanspruchte kein europäisches Land einen Teil eines fremden Staatsgebiets – zumindest nicht öffentlich.

Das beste Gegengewicht zu einem Krieg war nach Ansicht von Keir Hardie und Millionen anderer Männer und Frauen die sozialistische Bewegung. Die Mitglieder der Zweiten Internationale kamen aus mehr als 30 Nationen; ihre ersten Vizepräsidenten waren ein Franzose und ein Deutscher; alle zwischenstaatlichen Konflikte schienen vergessen für die Menschen, die sich unter der roten Fahne versammelten. In ganz Europa strömten die Arbeiter unter diesem Banner an jedem 1. Mai zu machtvollen Demonstrationen zusammen. Die deutschen Generäle mochten sich in prahlerischen Drohgebärden gefallen, doch die deutschen Sozialisten, die Sozialdemokraten, stellten trotz einer langen Geschichte staatlicher Schikanen die grösste Reichstagsfraktion. Linke in der ganzen Welt beneideten die Sozialdemokratische Partei Deutschlands um ihre mehr als 90 Zeitungen, um ihren umfangreichen Stab von professionellen Funktionären und ihr Wohlfahrtsprogramm, das fast wie ein sozialistischer Staatsembryo in einem kapitalistischen Staat erschien. Hardie besuchte einen Kongress der deutschen Partei und nahm beeindruckt zur Kenntnis, wie viele Delegierte Frauen waren – die während des Kongresses eine ständige Friedensdemonstration vor der Veranstaltungshalle organisierten. Der deutsche Staat hatte offenbar Angst vor dieser Partei, denn er verbot in seinen Kasernen jegliche sozialdemokratische Literatur und liess kein Parteimitglied im Offizierskorps zu. Auch in fast allen anderen europäischen Ländern vergrösserten die Sozialisten ihre Stimmanteile. Selbst in den so entschieden antisozialistischen Vereinigten Staaten errang Hardies Freund Eugene V. Debs, der seinen Präsidentschaftswahlkampf in einem mit roten Fahnen geschmückten roten Sonderzug führte, 1908 mehr als 400'000 Stimmen und 1912 noch einmal mehr als die doppelte Anzahl, nämlich 900'000.

Fortschritte in einem Land wurden in allen anderen begeistert begrüsst, Rückschläge in einem anderen lösten grenzüberschreitenden Kummer aus: Als etwa die Kosaken des Zaren demonstrierende Arbeiter in Sankt Petersburg niederschossen, brachten britische Gewerkschaftler auf einer Versammlung in Liverpool umgehend 1'000 Pfund für die Familien der russischen Genossen auf. Selbst wenn es

zwischen Sozialisten zu Meinungsverschiedenheiten kam, wurden sie in einem Klima der Freundschaft und gegenseitigen Achtung ausgetragen. Auf einem Kongress der Zweiten Internationale übte die hitzige Deutschpolin Rosa Luxemburg heftige Kritik an einer Äusserung von Jean Jaurès. Als sich Jaurès zu einer Erwiderung erhob, fragte er, wer bereit sei, seine Antwort ins Deutsche zu übersetzen. «Ich, wenn es Ihnen recht ist, Bürger Jaurès», sagte Rosa Luxemburg. Wie hätte es zwischen so vertrauensvollen Genossen jemals Krieg geben können?

Natürlich hätte ein Skeptiker einwenden können, dass der proletarische Wunsch nach Frieden nur ein Traum in den Köpfen von Intellektuellen aus der Mittelschicht war. Doch Hardie glaubte fest an ihn, und er kam aus der Arbeiterklasse – tatsächlich war er einer von nur zwei wichtigen Führern der Zweiten Internationale, die das für sich in Anspruch nehmen konnten. Der andere, der Deutsche August Bebel, war weit weniger optimistisch, was die friedlichen Instinkte seiner Klasse anging. «Sehen Sie sich diese Burschen an», sagte er einmal, ein vorbeimarschierendes Wachbataillon betrachtend. «Achtzig Prozent von ihnen sind Berliner und Sozialdemokraten, aber wenn es zum Aufruhr käme, würden sie mich auf Kommando von oben abschiessen.»<sup>23</sup>

## 6. KAPITEL

### *Am Vorabend*

An jedem Haltepunkt seiner Reise wurde das frischgebackene Königspaar mit donnernden Hochrufen empfangen. Als ihr Dampfer in Portsmouth auslief, wurde er von 15 Schiffen der Heimatflotte begleitet – mächtigen Schiffen mit Namen, die ihrem Erscheinungsbild gerecht wurden: *Indefatigable*, *Invincible*, *Indomitable*, *Superb*\* Eine mehrtägige Fahrt brachte das königliche Linienschiff und seinen Geleitschutz zum Kap Trafalgar an der spanischen Küste, dem Schauplatz eines historischen Triumphs der britischen Flotte zur Zeit Napoleons – ein weiterer Beweis, dass im Krieg Wagemut und Disziplin immer für einen Sieg gut sind –, und dann, nach Einbruch der Dunkelheit, zur Kolonie Gibraltar. Die Stadt unterhalb des grossen Felsens, der die Einfahrt zum Mittelmeer beherrscht, war aus Anlass des hohen Besuchs festlich erleuchtet. Am Morgen verabschiedeten die Matrosen von zehn Schiffen der Atlantikflotte das königliche Paar – der König trug eine weisse Admiralsuniform – mit drei kräftigen Hochrufen. In Port Said kam der Khedive von Ägypten, angetan mit Stern und Kette des Bathordens, um seinen Respekt zu bezeugen. Als das Schiff der Monarchen durch den Suezkanal fuhr, galoppierten Kavalleristen des ägyptischen Kamelkorps in regelmässigem Wechsel als Eskorte an den Ufern entlang. In Suez wurde der Nachthimmel von einem Feuerwerk erleuchtet. In Aden donnerte von weiteren britischen Kriegsschiffen ein Salut aus 121 Geschützen. König Georg V. und Königin Maria, erst wenige Monate zuvor in der Westminster Abbey gekrönt, waren unterwegs, um sich offiziell als Kaiser und Kaiserin von Indien einsetzen zu lassen. Mit dieser

---

\* *Unermüdliche, Unbesiegbare, Unbeugsame, Prächtige.*



Reise im November 1911 verliess ein britischer Souverän zum ersten Mal Europa, seit Richard Löwenherz ausgezogen war, um im dritten Kreuzzug Jerusalem zu erobern.

Der Prunk des sechswöchigen Besuchs übertraf alles, was die britische Herrschaft in Indien jemals gesehen hatte, mit allem, was dazugehörte: Trompetenfaren, Pandschab-Kriegstanz, schottischem Schwerttanz und Poloturnier; in Kalkutta durchbrachen die Inder scharenweise die Kette der Soldaten, um Klumpen aus der von den königlichen Füßen berührten Erde zu reissen und sich an die Stirn zu pressen. Vergessen war, zumindest soweit es die englische Presse betraf, die lange Geschichte der teilweise noch gar nicht so lange zurückliegenden indischen Aufstände gegen die Kolonialherrschaft. In den Ausläufern des Himalaja zog ein Maharadscha 645 Elefanten zusammen, um für seine Majestät nebst Gästen und Wildhütern eine Tigerjagd zu veranstalten. In Bombay war der eher zurückhaltende König Georg so überwältigt von dem herzlichen Empfang, den ihm die Menge bereitete, dass seine Stimme brach und ihm einen Augenblick lang den Dienst versagte.

Den Höhepunkt brachte der Durbar in Delhi, die grosse Krönungsfeierlichkeit, in deren Verlauf Georg V. and Maria zu Kaiser und Kaiserin ausgerufen wurden. Eine riesige Staubwolke stieg auf, als sich 100'000 Menschen unter freiem Himmel versammelten, während das Kaiserpaar auf erhöhten, in Rot und Gold gehaltenen Thronen unter einem Baldachin Platz nahmen. Er trug einen Mantel aus purpurnem Samt und eine von Diamanten glitzernde Krone; noch mehr Diamanten glänzten in ihrem Diadem, und ihr weisses Satinkleid war mit Gold gesäumt. Zu ihren Thronen geleitet wurden sie von Männern der Life Guards und Indian Lancers, Scottish Archers and Gurkha Rifles sowie zwölf britischen und zwölf indischen Trompetern auf weissen Pferden. Eine aus 1'600 Musikern bestehende Militärkapelle spielte Triumphmärsche. 14 ordensgeschmückte indische Begleiter in scharlachroten Gewändern und weissen Turbanen trugen Amtsstäbe; vier weitere trugen Fächer aus Yakschwänzen und Pfauenfedern, um jedes Insekt zu verjagen, das die Frechheit besass, sich zu nähern. Schwerter, Helme und Hörner schimmerten im Sonnenlicht; die Luft war erfüllt von flatternden Wimpeln und vom Rauch der dröhnenden Artillerie. Eine geschlagene Stunde lang traten britische Kolonialbeamte und indische Aristokraten vor, verbeugten sich ehrerbietig und zogen sich wieder zurück: der Vizekönig; der Vorsitzende und die Richter des

obersten Gerichts; die Gouverneure und Vizegouverneure der Provinzen; der Nizam von Haiderabad, die Begum von Bhopal, der Nawab von Rampur, der Khan von Kalat und mehr Maharadschas, als man aufzählen könnte.

Nur ein seltsamer Zwischenfall warf einen Schatten auf die Zeremonie. Ein indischer Adliger, der Gaekwar von Baroda, vermittelte den Eindruck, er habe es an dem nötigen Respekt fehlen lassen. «Als er kam, um zu huldigen», schimpfte die Londoner *Times*, «kam er herbeispaziert, schwang einen Stock lässig in der Hand – was an sich schon ein grober Verstoss gegen die Etikette war – und vollzog, als er vor die Majestäten trat, die Ehrbezeugung auf denkbar nachlässige Weise. Kaum jemand glaubt, dass hinter seiner Unhöflichkeit keine Absicht stand.»<sup>1</sup> Vergebens beteuerte der bestürzte Gaekwar hinterher, er sei einfach nervös und verwirrt gewesen. Abenteuerliche Gerüchte begannen die Runde zu machen: Es hiess sogar, er bewundere die Vereinigten Staaten, weil sie sich von Grossbritannien losgesagt hätten. Das Londoner Publikum piffte ihn aus, als es ihn in der Wochenschau sah. Keir Hardie jedoch griff das Ereignis begeistert auf: «Wie alle, die sich im Dunstkreis dieses Symbols der Torheit bewegen, hatte man ihn und seinesgleichen gelehrt, im Staub zu kriechen», schrieb er. «Doch er ... blieb aufrecht stehen, und dann, o Schrecken aller Schrecken, wandte er beim Verlassen des Podiums dem König doch wirklich und wahrhaftig den Rücken zu.» Voll Freude sehe er, Hardie, dem Tag entgegen, wo sich mehr Bürger Indiens weigern würden, «ihre Erniedrigung zu vertiefen, indem sie dem Unterdrücker die Füsse küssen.»<sup>2</sup>

Natürlich hielten sich die britischen Kolonialbeamten, die den Durbar besuchten, keineswegs für Unterdrücker. Einen besonderen Rang unter ihnen nahm Sir Douglas Haig ein, der in der ersten Reihe sass. Eigentlich war seine Tätigkeit als Generalstabschef in Indien schon beendet, aber er hatte seine Abreise strategisch verschoben, sodass er den königlichen Besuch noch miterlebte. Er füllte sein Tagebuch mit zufriedenen Bemerkungen über das Auftreten seiner Soldaten vor dem Monarchen. «Eine perfekte Parade. Die Männer standen wie in Stein gemesselt ... Nie habe ich Truppen besser marschieren oder Kavalleristen geordneter galoppieren sehen.»<sup>3</sup> Noch immer stand er hoch in der königlichen Gunst und erhielt eine weitere Ritterwürde, und als Knight Commander of the Indian Empire reiste

er heim. Wie John French vor ihm wurde er dann Kommandeur des 1. Armeekorps in Aldershot – einer Truppe, die jetzt dafür vorgesehen war, im Falle von Feindseligkeiten augenblicklich auf den Kontinent geschickt zu werden.

Zurschaustellungen imperialer Macht wie der Durbar dienten nicht nur dazu, die Eitelkeit der Teilnehmer zu befriedigen, sondern gaben auch jedem potenziellen Gegner zu verstehen, dass den Briten, falls ein Krieg ausbrach, die militärische Stärke seines ganzen Weltreichs zur Verfügung stand. Die Botschaft lautete: In jedem europäischen Krieg würden neben den Soldaten von den britischen Inseln auch die Royal Deccan Horse aus Indien, die Kings African Rifles oder das West India Regiment kämpfen. In jedem Winkel des Empire sahen es die treuen Untertanen der Krone als ihre Pflicht an, Grossbritannien zur Hilfe zu kommen. «Schulen sind wie Munitionsfabriken», verkündete 1913 Reverend Percy Kettlewell, Direktor einer privaten Jungenschule in Grahamstown, Südafrika, «und müssen einen steten Nachschub an Lebendmaterial austossen.»<sup>4</sup> Sein Wunsch ging in Erfüllung: In dem Krieg, der im Jahr darauf ausbrach, zogen fast 1'000 Absolventen seiner Munitionsfabrik die Uniform an; 125 von ihnen wurden getötet.

Im Jahr des Durbar löste das Deutsche Reich die zweite Marokkokrise aus, indem es während eines Aufstands ein Kriegsschiff in den Hafen von Agadir entsandte – angeblich um deutsche Staatsbürger zu schützen. (Peinlicherweise konnte man keinen vorweisen, weshalb man, um die Rhetorik des Kaisers mit einer empirischen Basis zu versorgen, einen verwirrten deutschen Geschäftsmann aus einer 120 Kilometer entfernten Stadt nach Agadir zitierte.) Helmuth von Moltke, der kriegsgerische Generalstabschef, hoffte insgeheim, sein Land werde sich «zu einer energischen Forderung aufrufen können, die wir bereit sind, mit dem Schwert zu erzwingen».<sup>5</sup> In Reaktion auf den deutschen Vorstoss versetzte Grossbritannien die Royal Navy in Alarmbereitschaft – was in Friedenszeiten selten geschah. Wie andere Streitigkeiten in Afrika wurde auch diese durch Beuteteilung beigelegt: Frankreich festigte seine Herrschaft über den grössten Teil Marokkos; Deutschland erhielt ein Scheibchen französisches Kolonialgebiet in Zentralafrika.

Angesichts der wachsenden Spannungen zwischen ihren Ländern verdoppelten

die französischen und die deutschen Sozialisten ihre Solidaritätsbekundungen: Unter grossem Applaus versprach ein führender deutscher Sozialist auf einem Kongress der französischen Partei: «Wir werden niemals auf euch schiessen»;<sup>6</sup> Jean Jaurès hielt eine Rede vor Genossen in Berlin und sang bei seiner Rückkehr ein Loblied auf die SPD. Als diese Anfang 1912 mehr als ein Viertel der Reichstagsitze errang, wurde das Ergebnis von der führenden sozialistischen Zeitung Frankreichs begeistert gefeiert: Es sei «ein Sieg des ganzen Proletariats, Ausdruck eines universellen Friedenswunsches».<sup>7</sup> Und tatsächlich behielten in Deutschland die sozialistischen Abgeordneten, mit der roten Kokarde im Knopfloch, ihr traditionelles Abstimmungsverhalten bei: gegen den jetzt unablässig steigenden Militärhaushalt.

Im selben Jahr versammelten sich 555 Delegierte aus 23 Ländern in Basel zu einem ungewöhnlich leidenschaftlichen Kongress der Zweiten Internationale. Die Teilnehmer führten weissgekleidete Kinder, die sozialistische Lieder sangen, durch die Strassen der Stadt zum Münster. Im folgenden Jahr inszenierte Hardies Independent Labour Party eine Kampagne gegen die drohende Kriegsgefahr – Höhepunkt der Veranstaltungen war eine Kundgebung in London, auf der unter anderem Hardies Freund Jaurès sprach. Dieser kleine, rundliche Mann mit dem wilden Bart und den dramatischen Gesten, der beim Sprechen den Kopf zurückwarf («Jaurès denkt mit seinem Bart»,<sup>8</sup> meinte ein Bekannter), war ein legendärer Redner: Obwohl er französisch sprach, wurde er von allen verstanden. Wenn er seine Hand fast vom Boden der Rednerbühne allmählich nach oben führte, jubelte ihm die britische Menge begeistert zu, weil, wie ein Augenzeuge berichtete, «wir alle wussten, dass er jetzt über den Aufstieg der Arbeiterklasse sprach».<sup>9</sup>

An höherer Stelle war man von der Unausweichlichkeit des Kriegs überzeugt. Moltke drängte auf eine erhebliche Vergrösserung des deutschen Heeres und erklärte dem Reichskanzler unverblümt: «Alle Seiten bereiten sich auf einen Krieg in Europa vor, mit dem alle früher oder später rechnen.»<sup>10</sup> Man bereitete sich nicht nur auf allen Seiten auf diesen Krieg vor, sondern hatte auch detaillierte Pläne, was dann zu geschehen habe. Für den Fall, dass Frankreich von Deutschland angegriffen wurde, hatten britische und französische Offiziere bereits ausgearbeitet, in welchen französischen Häfen die britischen Truppen an Land gehen, mit wie

vielen Eisenbahnwaggons und Dolmetschern sie abgeholt werden und wo die Ausgangspunkte für die Kämpfe liegen sollten. Allerdings berücksichtigten diese Vorbereitungen nur in geringem Masse die Waffe, die für die Tötung der «Eingeborenen» gedacht war – das Maschinengewehr. Als die britischen, französischen und deutschen Generäle ihre Karten auf den Tischen der Kriegsministerien ausbreiteten, verbrachten sie unverhältnismässig viel Zeit mit der Frage, wo sie ihre Kavalleriedivisionen in Stellung bringen sollten.

Wo war der Angriff der Deutschen zu erwarten? Gewiss nicht an der gemeinsamen Grenze mit Frankreich, wo sie auf starke französische Befestigungsanlagen treffen würden. Stattdessen rechnete man damit, dass sie den Weg durch das neutrale Belgien wählen würden, um dessen gut ausgebautes Schienennetz und die stabilen, granitgepflasterten Strassen zu nutzen, bevor sie sich nach Süden, in Richtung Paris, wandten. Tatsächlich rechneten die Briten und Franzosen fest damit. Nur bei einem deutschen Angriff auf Belgien war Grossbritanniens Kriegseintritt überzeugend zu rechtfertigen, denn alle Grossmächte hatten Belgiens Neutralität in einem Vertrag anerkannt. Ein hoher britischer Regierungsbeamter warnte einen französischen Kollegen: «Niemals und unter keinen Umständen dürfen Sie gestatten, dass französische Kommandeure als Erste die belgische Grenze überschreiten!»<sup>11</sup> – denn dann würde die britische Öffentlichkeit den Kriegseintritt niemals gutheissen.

Da das Land seit Menschengedenken alle seine Kriege gewonnen hatte, gingen viele einflussreiche Briten davon aus, dass ein flotter Feldzug in Europa dazu dienen könnte, die Nation, die Gefahr lief zu verweichlichen, aus ihrer Lethargie zu reissen. «Der Frieden hätte und hat manch eine Nation zugrunde gerichtet, versorgt er uns doch mit einem Übermass an allen Dingen, ausgenommen die Stärkungsmittel Entbehrung und Opfer», schrieb ein Kommentator 1912 in der *Daily Mail*. «Doch selbst der schlimmste Krieg richtet wenig realen Schaden an.»<sup>12</sup>

Andere waren weniger optimistisch, was das Wesen des Krieges anging, aber absolut sicher, dass er kommen würde. Charles Beresford, Abgeordneter und Ex-Admiral der Kanalflotte, begann jeden Tag mit den Grussworten: «Guten Morgen, dem Krieg gegen Deutschland einen Tag näher.»<sup>13</sup> Beresford war ein Freund Kiplings, der in seinen Schriften der Wut auf alle, die die Augen vor dem unmittelbar bevorstehenden Krieg verschlossen, freien Lauf liess. Kipling empörte sich

über die deutsche Flottenausrüstung, beklagte nachdrücklich, dass seine Landsleute «sich am äussersten Rand eines Vulkans komfortabel eingerichtet» hätten,<sup>14</sup> und begann die Deutschen als «Hunnen» oder «Goten» zu bezeichnen. In seinen Gedichten wetterte er gegen eine Regierung, die ihr Geld für soziale Reformen statt für mehr Waffen ausgab:

*Und da das Geld gebraucht wurde für die Schreihälse und Protestierer, entliessen sie im Angesicht des Feindes ihre Bogenschützen und Armbrüster.* \*<sup>15</sup>

Den Traum von einer Laufbahn in der Kriegsmarine hatte Kiplings Sohn John wegen seiner schwachen Augen begraben müssen, doch der Vater liess seine Beziehungen spielen, um ihn nach Sandhurst zu bringen. In der Hoffnung, John könne stattdessen im Heer Karriere machen, liess er ihn von einem «Einpauker» auf die Aufnahmeprüfung der Militärakademie vorbereiten.

Heute, 100 Jahre danach, ist relativ leicht zu erkennen, wie der ganze Kontinent Schritt für Schritt in den Krieg taumelte. Doch in England rechnete man eher im eigenen Land mit Blutvergiessen. Die Mitgliederzahlen der Gewerkschaften stiegen steil an und parallel dazu wuchs ihre Bereitschaft zur Militanz: 1911 legte ein Streik der Transportarbeiter den Verkehr in den meisten Häfen wochenlang lahm, und es folgten weitere Streiks. Während dieses und des nächsten Jahres bot die Regierung als Gegenmassnahme insgesamt 50'000 Soldaten auf und entsandte sogar zwei Kriegsschiffe nach Liverpool. Allein in dieser Stadt wurden bei den Kämpfen mit dem Militär 200 Streikende verwundet und zwei getötet.

Auf diese Bedrohung des Status quo reagierte der Staat mit verstärkter Überwachung. Die Aufgabe, potenzielle Störenfriede im Auge zu behalten, übernahm bei Scotland Yard Basil Thomson, ein ehrgeiziger ehemaliger Kolonialbeamter mit äusserst konservativer Einstellung und einem Hang zur Selbstdarstellung. Auf Fotografien sieht er mit seinem Schnurrbart, Eckenkragen und dem elegant gefal-

---

\* And because there was need of more pay for the shouters and marchers, / They disbanded in face of their foemen their bowmen and archers.

teten Einstecktuch in der Brusttasche eher nach einem mondänen Flaneur als nach einem Kriminalbeamten aus. Bald schon besuchten seine Mitarbeiter Streikkundgebungen, öffneten die Post der Suffragetten und behielten Hardies Independent Labour Party im Auge. Gegenüber einem Freund bemerkte Thomson: «Sollte es keinen europäischen Krieg geben, der das Ganze in eine andere Richtung lenkt, könnten wir durchaus auf eine Art Revolution zusteuern.»<sup>16</sup> Er stand nicht allein mit dieser Meinung: «Ein schöner grosser Krieg könnte sich als sehr nützlich erweisen, um mit dem sozialistischen Unsinn Schluss zu machen», bekannte ein Offizier in einem Brief, «und würde wahrscheinlich auch all diesen Arbeiterunruhen ein Ende bereiten.»<sup>17</sup>

Soweit es augenfällige Zerstörung betraf, wurden die Gewerkschaftler jedoch von den militanten Suffragetten übertroffen. Nachdem das Parlament 1911 ein Gesetz zum Frauenwahlrecht abgelehnt hatte, drängte Christabel Pankhurst die WSPU-Mitglieder zur Gewalt. Zweimal zogen die Suffragetten randalierend durch das Zentrum von London, Hämmer in ihren Muffs verborgen, und zerschlugen die Fenster von Zeitungen, Hotels, des Guards Club, einer Vielzahl von Regierungsbüros und fast 400 Läden. Aus Furcht vor einer Verhaftung floh Christabel nach Paris, wo sie weiterhin das WSPU-Blatt herausgab und zu einer Fortsetzung des Vandalismus aufrief. Ihre Mutter und zwei andere Frauen statteten Downing Street 10, dem Wohnsitz des Premierministers, per Taxi einen Überraschungsbesuch ab und warfen zwei Fensterscheiben ein. (Emmeline gelang es, sich den Polizisten lange genug zu entwinden, um auch noch in das Fenster eines Kolonialbüros einen Stein zu werfen.) Für Grossbritannien war das ein höchst ungewöhnliches Geschehen.

Die WSPU-Anhängerinnen, die zwar weniger an Zahl, dafür aber immer radikaler wurden, setzten ein Orchideenhaus in Kew Gardens, eine Londoner Kirche und die Haupttribüne einer Pferderennbahn in Brand; dann sprengten sie einen verlassenen Bahnhof und zerschlugen eine Schmuckvitrine im Tower of London. Sie zerschnitten die Telefondrähte zwischen London und Glasgow, ritzen die Wörter NO VOTES, NO GOLF! in den Rasen von Golfplätzen und gossen Säure hinein, damit dort kein Gras mehr wuchs. Eine Zeitung schätzte, dass sich der von Suffragetten verursachte Sachschaden auf 500'000 Pfund belief – rund 60 Millio-

nen Dollar nach heutigem Geld. Inzwischen sassen mehr als 1'000 von ihnen im Gefängnis. Eine hatte unter denkbar spektakulären Umständen ihr Leben geopfert: 1913 stürzte Emily Wilding Davison während des Epsom-Derbys vor einer riesigen Menschenmenge und laufenden Wochenschaukameras auf die Rennbahn und ergriff die Zügel des königlichen Pferdes, das sie in vollem Galopp mit den Hufen traf. Vier Tage später erlag sie ihren Verletzungen. Queen Mary nannte sie «die grässliche Frau»,<sup>18</sup> Emmeline Pankhurst bezeichnete sie als «eine unserer tapfersten Soldatinnen».<sup>19</sup>

Emmeline Pankhursts Gewaltbereitschaft war erstaunlich für eine Frau, die stets grossen Wert auf den Anschein bürgerlicher Wohlanständigkeit gelegt hatte. Jedes WSPU-Mitglied, das sich der neuen radikalen Taktik oder ihrer autokratischen Führung widersetzte, wurde ausgestossen. Eine Frau, die nicht nur aus der WSPU, sondern auch aus England vertrieben wurde, war Adela, Emmelines seelisch labile jüngste Tochter. Erzürnt darüber, dass Adela streikende Arbeiter und andere linke Bestrebungen unterstützte, die nichts mit dem Frauenwahlrecht zu tun hatten, drückte ihr Emmeline eine Fahrkarte, 20 Dollar und ein Empfehlungsschreiben an eine Suffragette in Australien in die Hand und bestand darauf, dass sie auswanderte. Tief verletzt, voll widerstreitender Gefühle, aber immer noch ganz im Bann ihrer Mutter, begab sich Adela an Bord des Schiffs und sah weder die Mutter noch die Schwestern jemals wieder.

Hinter dem äusseren Anschein von Militanz und Gemeinsamkeit schwelten ähnliche Spannungen zwischen Emmeline und Sylvia, ihrer mittleren Tochter. Denn auch für Sylvia – wie für ihren Geliebten Keir Hardie – war die Forderung nach dem Frauenwahlrecht immer nur Teil eines umfassenderen Kampfes für die recht- und besitzlose Klasse gewesen; im Stillen war sie auch entsetzt darüber, dass ihre Mutter und die freiwillig im Exil lebende Christabel in letzter Zeit so begeistert auf Gewalt setzten.

Nach 1912 ging Sylvia zunehmend eigene Wege und zog in die verfallenden Slums im Londoner East End, um mit den Armen zu arbeiten. Noch blieben sie und die East-End-Frauen, die sie zu organisieren begann, offiziell unter dem Dach der WSPU. Während sie bei einem Schuhmacherehepaar lebte, inszenierte sie auch weiterhin die dramatischen Auftritte, die das Erkennungszeichen der Pankhursts waren. Beispielsweise sorgte sie dafür, dass eine Frau, die sich in einer ausgepolsterten Kiste versteckt hatte, als Frachtgut durch den Lieferanteneingang des



Unterhauses eingeschmuggelt wurde. Sobald die Frau in dem Gebäude war, schlüpfte sie unbeobachtet aus der Kiste und schüttete von der Besuchergalerie den Inhalt einer Drei-Pfund-Tüte Mehl über dem Kopf des gegen das Frauenwahlrecht votierenden Premierministers Herbert Asquith aus. Doch trotz Sylvias Vorliebe für das Rampenlicht brachte ihre Organisation weit mehr als solche spektakulären Aktionen zustande. Unter anderem veranstaltete sie Kurse und Vorträge über die Kunst öffentlichen Redens, über die Rechtsstellung der Frau, Kinderpflege und, ungewöhnlich für die Zeit, Sexualerziehung. Viele bei ihr ausgebildete Frauen bekleideten später führende Positionen in Gewerkschaften oder Wahlämtern.

Während eines langen, erbitterten Dockarbeiterstreiks organisierte sie eine Hilfsaktion: Frauen ihres Verbandes kochten Essen für die Kinder der Dockarbeiter. Im Gegenzug veranstalteten Hunderte East-End-Gewerkschafter einen Solidaritätsmarsch zum Holloway Prison, um eine Suffragette im Hungerstreik zu unterstützen. Schliesslich durften auch viele Männer aus der Arbeiterklasse nicht wählen, weil rund 40 Prozent der männlichen Erwachsenen Grossbritanniens zu arm waren, um die Besitzqualifikation zu erfüllen. Basil Thomsons Männer von Scotland Yard hielten Sylvia Pankhurst und ihre neuen Verbündeten unter strenger Aufsicht. Ein Polizeinspektor, der sie 1913 verhaftete, schrieb in dem Bericht an seine Vorgesetzten, sie sei ihm fast entwischt dank «einer feindseligen Menge» von Männern, die teilweise «mit ... Kanthaken bewaffnet waren ... und alle erdenklichen Anstrengungen unternahmen, die Verhaftung von Sylvia Pankhurst zu verhindern.»<sup>20</sup> Einige wenige Jahre lang schien ihre East-End-Arbeit das lebende Beispiel für die Verwirklichung des illusionären sozialistischen Traums zu sein: Solidarität unter den Besitzlosen der Gesellschaft. Einmal schien sogar noch ein anderer Traum Sylvias in Erfüllung zu gehen – als ihre Mutter sie besuchte, weil sie nach einem Hungerstreik im Krankenhaus lag. Konnte sie in Emmelines Herz endlich den gleichen Platz erringen wie Christabel?

Charlotte Despard war natürlich schon lange vor Sylvia in die Londoner Slums gegangen. Obwohl sie verschiedenen Generationen angehörten – Charlotte Despard war 38 Jahre älter –, waren die beiden Frauen jetzt politische Verbündete und sprachen häufig auf derselben Rednertribüne. Die öffentliche Rede war in dieser

Zeit lange vor dem Fernsehen für Radikale und Dissidenten das wichtigste Mittel, um ihre Botschaft unter die Leute zu bringen,\* und Charlotte Despard fühlte sich auf einer Holzbox an einer Strassenecke genauso zu Hause wie in einem Hörsaal. Die Menschen kamen zu Hunderten, manchmal zu Tausenden, um sie zu hören. Der Schriftsteller Christopher St. John beschrieb, wie sie auf einer Versammlung im Hyde Park zum Frauenwahlrecht sprach: «Die Arme hatte sie wie Cassandra erhoben; der ganze dünne, zerbrechliche Körper schien von ihrem prophetischen Feuer in Schwingung versetzt zu werden und von dem weissen Haar flatterte der vertraute schwarze Spitzenschleier wie ein Wimpel nach hinten.»<sup>21</sup>

Sie und viele ihrer Anhängerinnen weigerten sich, Steuern zu zahlen, wobei sie, wie die amerikanischen Rebellen 1776, erklärten: *no taxation without representation* – keine Besteuerung ohne Vertretung. Daraufhin pfändete der Staat ihr Mobiliar. Mit fast 70 fühlte sie sich jetzt so beflügelt von den Kämpfen um die Rechte der Frauen und der Arbeiter, dass sie erklärte: «Mit zwanzig war ich älter als heute.»<sup>22</sup> Doch so sehr sie sich auch mit den Besitzlosen identifizierte, sie verlor nie das aristokratische Gefühl für ihre gesellschaftliche Bedeutung – auch nicht während ihrer vier Gefängnisaufenthalte. «Als sie kam, war ich tief beeindruckt von ihrer vornehmen und Respekt gebietenden Erscheinung», schrieb eine andere Gefangene. «... Als erstes verweigerte sie ruhig die Einnahme der Arznei, die der Arzt verschrieben hatte. ‚Ich habe in meinem ganzen Leben noch keine Medizin genommen und gedenke nicht, jetzt damit anzufangen.‘ Ihr Wort hatte sogleich Gesetzeskraft. Alle Beamten schienen Ehrfurcht vor ihr zu haben.»<sup>23</sup> Eine andere Mitgefängene erinnerte sich: «Ich habe davor und danach nie wieder von einer [anderen] Gefangenen gehört, die in der ersten Nacht ihrer Haftstrafe fest durchgeschlafen hätte.»<sup>24</sup>

«Die Zeitungsnachrichten ... vermitteln den Eindruck, dass der Klassenkampf bereits begonnen hat»,<sup>25</sup> notierte Charlotte Despard Anfang 1914 hoffnungsvoll in ihrem Tagebuch. Falls es eine Revolution in Grossbritannien gegeben hätte, wäre niemand aufgrund seiner Stellung prädestinierter gewesen, sie niederzu-

---

\* Ein Agitator aus Liverpool verschaffte sich seine Zuhörer auf dem Bürgersteig, indem er ausrief: «Ich bin ausgeraubt worden! Ich bin ausgeraubt worden!» Sobald sich genügend Leute um ihn versammelt hatten, erklärte er ihnen, dass die Räuber die Kapitalisten seien.

schlagen, als ihr Bruder, der gerade zum Feldmarschall befördert worden war, dem höchsten Dienstgrad in der britischen Armee. Sir John French parkte auch weiterhin seine Frau Eleanora und die Kinder in Hertfordshire, während er seinen Londoner Affären in einer Zweitwohnung nachging, die er mit George G. Moore teilte, seines Zeichens amerikanischer Eisenbahnmagnat, Finanzier und die Lösung für Frenchs chronischen Geldmangel. Der glühende Anglophile Moore vergötterte French und kam mit Vergnügen für die Wohnung und die erlesenen Weine und Speisen auf, mit denen sie ihre Damenbekanntschaften bewirteten. Charlotte Despard blieb dem «lieben alten Jack» freundschaftlich verbunden, der ihr, wie sie ihrem Tagebuch anvertraute, im Frühjahr 1914 einen «entzückenden» Besuch abstattete. Was hielt French von den vielen leidenschaftlichen Aktivitäten seiner Schwester? Er sympathisierte sicherlich mit keiner einzigen von ihnen; trotzdem bedeutete ihm Charlotte immer noch so viel, dass er sie einige Monate später erneut besuchte und seine neueste Geliebte mitbrachte, eine ehemalige Schauspielerin, die jetzt mit einem Earl verheiratet war. Der Gedanke, dass Bruder und Schwester sich eines Tages auf den entgegengesetzten Seiten einer revolutionären Barrikade gegenüberstehen könnten, schien sie beide nicht sonderlich zu bekümmern.

Trotz des beschleunigten Wettrüstens in den vergangenen fünf oder sechs Jahren erschienen die ersten sechs Monate des Jahres 1914 wie ein ungewöhnliches Zwischenspiel der Ruhe und des Friedens, das von keiner internationalen Streitigkeit gestört wurde. Mehr als 50'000 Deutsche arbeiteten in Grossbritannien, wo sie oft höhere Löhne bekamen als zu Hause. Briten, die nach Deutschland kamen, stellten erfreut fest, wie viele Deutsche jetzt Englisch sprachen; deutsche Künstler und Intellektuelle erfreuten sich so grosser Bewunderung in England, dass in diesem Jahr die meisten Oxforder Ehrendoktorate an Deutsche verliehen wurden.

Die europäischen Grossmächte schienen glänzend miteinander auszukommen; wie denn auch nicht? Waren doch König Georg V, der ihm verblüffend ähnlich sehende Zar Nikolaus II. und Kaiser Wilhelm II. alle miteinander verwandt. Georg war durch die eine Hälfte der Familie ein Vetter ersten Grades von Nikolaus und durch die andere von Wilhelm; auch mit den Frauen der beiden war er verwandt. Die drei künftigen Monarchen waren als Kinder zusammengekommen, hatten während der Ferien auf der Ostsee die königlichen Jachten nebeneinander vertäut

und sich im Jahr zuvor bei der Hochzeit von Wilhelms II. Tochter in Berlin getroffen. Der deutsche Kaiser war Pate bei einem der Kinder des Zaren und hatte am Bett seiner Grossmutter Königin Viktoria gesessen, als sie starb. Ende Juni waren die Schlachtschiffe und Kreuzer eines britischen Geschwaders bei der jährlichen Elbregatta gern gesehene Gäste in Deutschland. Stolz trug der Kaiser, wie immer vernarrt in Orden und Epauletten, seine goldenen Tressen als britischer Ehrenadmiral der Flotte, während britische und deutsche Offiziere gemeinsam die Rennen und Festbankette besuchten. Als die Kriegsschiffe der Royal Navy die Anker lichteteten und heimwärts fuhren, liess ihr Kommandant seinem deutschen Kollegen funken: *Friends in past, and friends for ever.*\*<sup>26</sup> Und warum nicht? Der Konflikt, der in diesem Frühjahr und Frühsommer die Schlagzeilen der britischen Zeitungen beherrschte, betraf nicht Deutschland, sondern Englands unmittelbare Nachbarschaft.

Seit Jahrhunderten wurden die Steuern der Iren und die Profite der Grossgrundbesitzer nach England abgeführt, das hatte die irische Volksseele jetzt zum Kochen gebracht. Die Kompromissversion einer irischen Home Rule Bill, die einem neu zu bildenden irischen Parlament in den meisten innenpolitischen Angelegenheiten Autonomie zubilligte, sollte noch im selben Jahr umgesetzt werden. Daraufhin gelobten rebellische Aktivisten im wohlhabenderen, weitgehend protestantischen Nordirland – entsetzt bei dem Gedanken, unter den Einfluss der verarmten katholischen Mehrheit zu geraten –, eine eigene provisorische Regierung zu bilden. Ingeheim von den protestantischen Grossgrundbesitzern in ganz Irland unterstützt, stellten sie eine Bürgerwehr auf, für die sie 30'000 Gewehre importierten. Daraufhin gründeten irische Nationalisten in Dublin ihre eigene paramilitärische Miliz und begannen sich ebenfalls zu bewaffnen. Höchst erfreut über diesen potenziellen Krieg in Englands Hinterhof, verkauften die Deutschen insgeheim Waffen an beide Seiten. Monatlang hielt die Krise die britische Regierung in Atem, die ohnehin schon über Gebühr in Anspruch genommen war von den Arbeiterunruhen und von der Ungewissheit, wo die Suffragetten das nächste Mal zuschlagen würden. Die unauflösliche Einheit von Irland und England war ein Glaubensartikel für

---

\* «Freunde in der Vergangenheit und Freunde für immer!»

alle imperial gesinnten Briten – schliesslich hiess das Land ja sogar Vereinigtes Königreich von Grossbritannien und Irland. Viele Repräsentanten der höchsten britischen Gesellschaft – wie Sir John French etwa – rühmten sich stolz ihrer irischen Wurzeln. Und hatten die Vereinigten Staaten nicht einen Bürgerkrieg geführt, um ihre Einheit zu retten? Einige Briten, unter ihnen Alfred Milner, waren bereit, das Gleiche zu riskieren. Anfang 1914 kam er zu dem Schluss, dass drastisches Handeln erforderlich sei – Handeln, das, wie er ominös andeutete, «nicht in offene Gewalt oder Rebellion ausarten sollte – oder zumindest nicht gleich zu Anfang».<sup>27</sup> An Violet Cecil schrieb er: «In den letzten 3 oder 4 Monaten *habe ich wirklich hart gearbeitet* – zum ersten Mal seit Südafrika in öffentlichen Angelegenheiten.»<sup>28</sup> Nach Milners Ansicht waren die Iren nicht besser als die Buren, und wie diese gehörten sie fest unter britische Kontrolle; Rudyard Kipling sah das genauso, für ihn waren die irischen Katholiken «die Orientalen des Westens».<sup>29</sup>

Milner begann England zu bereisen, um Reden zu halten und auf der politischen Rechten mit grossem Geschick weitere Gegner der irischen Home Rule zu mobilisieren. Öffentlich sammelten er und seine Anhänger rund 2 Millionen Unterschriften unter einem Manifest, das zivilen Ungehorsam androhte. Heimlich brachten sie Gelder auf, um Waffen für die protestantische Miliz zu kaufen, wobei Kipling erstaunliche 30'000 Pfund beisteuerte,<sup>30</sup> nach heutigem Geld weit mehr als 3 Millionen Dollar. Violet Cecil unterstützte ihre Kampagne mit Nachdruck. Denn sollte die subversive Idee der Home Rule um sich greifen, würde es bald kein britisches Weltreich mehr geben, das ihr Sohn George – mittlerweile frischgebackener Offizier der Grenadier Guards – verteidigen konnte.

Im Frühsommer 1914 waren die Behörden verzweifelt bemüht, die, wie es schien, schwerste Krise seit 100 Jahren zu lösen. Die Royal Navy holte einige Schiffe aus Übersee zurück. König Georg V. berief im Buckingham Palace eine noch nie dagewesene Dringlichkeitskonferenz mit Beteiligung aller Seiten ein, auf der er bedrückt erklärte: «Der Ruf nach dem Bürgerkrieg erklingt heute selbst aus dem Munde der verantwortungsvollsten und besonnensten Menschen meines Landes.»<sup>31</sup> Die Konferenz scheiterte und endete in Zwietracht. Als britische Soldaten auf Demonstranten in Dublin schossen, drei von ihnen töteten und eine weit grössere Zahl verwundeten, von denen einer später starb, war die Ausbreitung der

Gewalt offenbar kaum noch zu verhindern. Carrie Kipling begann Kleiderspenden für die bedauernswerten irischen Protestanten zu sammeln, deren massenhafte Flucht nach England man für unausweichlich hielt.

Die Kiplings, Milners, Despards, Frenchs und Pankhursts waren wie fast alle anderen Briten so auf den drohenden Flächenbrand in Irland fixiert, dass sie Ende Juni der Nachricht, Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este und seine Frau Sophie seien in der Provinzstadt Sarajewo von den Schüssen eines Attentäters getötet worden, wenig Beachtung schenkten.

## TEIL II

**1914**

## 7. KAPITEL

### *Ein sonderbares Licht*

Viel Glanz und Gloria stand auf dem Programm, aber wenig mehr. Erzherzog Franz Ferdinands Besuch in Sarajewo, Hauptstadt einer Randprovinz der Donaumonarchie, hatte überwiegend zeremoniellen Charakter. Franz Ferdinand, 50 Jahre alt, übergewichtig und übellaunig, stand nicht eben auf bestem Fuss mit seinem hochbetagten Onkel, dem Kaiser, dessen Thron er einmal erben sollte. Ungewöhnlich für ein Mitglied eines europäischen Herrscherhauses war er jedoch glücklich verheiratet, weshalb seine schwangere Frau ihn auf dieser Reise begleitete. Zwei regnerische Tage hindurch besuchte sie Schulen und Waisenhäuser, während Franz Ferdinand in seiner Funktion als Generalinspekteur des Heeres einige Militärmanöver beobachtete. In dem Badeort vor den Toren der Stadt, in dem das Paar während seines Besuchs residierte, lud es die lokalen Würdenträger und Offiziere zu einem Festbankett mit anschliessendem Ball; eine Militärkapelle spielte *An der schönen blauen Donau* und andere Walzer. Am nächsten Morgen – das war der 28. Juni 1914 – kam die Sonne heraus. In einem Konvoi von Automobilen, von denen die schwarzgelben Fahnen des habsburgischen Herrscherhauses wehten, fuhren Franz Ferdinand und Sophie in die Stadt, wo ein Salut aus 24 Kanonen, eine Willkommenszeremonie und ein offizieller Festakt zur Feier ihres 14. Hochzeitstags auf sie warteten.

Allein die Kopfbedeckungen der Würdenträger, die sie in Sarajewo begrüßten, machten deutlich, aus welchem irrwitzigem Völkergemisch dieses schwer regierbare Reich bestand, das überall aus den Fugen zu gehen drohte: Zylinder, Jarmulka, Mitra, Fes, Turban, dazu Kavalleriehelme und militärische Schirmmützen in verschiedenen Formen für Regimenter unterschiedlicher Volksgruppen. Das Reich war ein brüchiges Agglomerat von rund einem Dutzend ethnischen Minderheiten,



die sich fast alle gegen Wiens autokratische Herrschaft sträubten. In dem Gebiet um Sarajewo lebten viele Angehörige der serbischen Minderheit, darunter eine Fraktion militanter Nationalisten. In unmittelbarer Nachbarschaft zum unabhängigen Staat Serbien träumten sie von einem Grossserbien, das allen Serben Platz böte. Einer von ihnen war Gavrilo Princip, ein zwanzigjähriger ambitionierter Poet. Klein, asketisch und tuberkulös, fasste er, aufgestachelt von den Schriften Friedrich Nietzsches und der russischen Anarchisten und unterstützt von einer schattenhaften Gruppe Sympathisanten jenseits der Grenze in Serbien, den Entschluss, den Thronfolger bei seinem Besuch in Serbien umzubringen, und so plante er gemeinsam mit mehreren anderen Verschwörern ein Selbstmordattentat. Am Morgen des 28. Juni machten sie sich auf den Weg, ausgerüstet mit Pistolen, Bomben und Gifttabletten, die sie nach vollbrachter Tat schlucken wollten.

Die Beziehungen zwischen dem Habsburgerreich und Serbien waren ohnehin gespannt. Österreichisch-ungarische Politiker hielten die blossе Existenz des Landes für eine Bedrohung und veranstalteten Manöver wie die, zu deren Besichtigung der Erzherzog angereist war, um militärische Stärke zu demonstrieren. Sie suchten nach irgendeinem Vorwand, Serbien zu besetzen und aufzuteilen. Nun wartete Gavrilo Princip auf einer sonnenbeschienenen Strasse Sarajewos auf den Autokorso des Erzherzogs und war im Begriff, genau diesen Vorwand zu liefern.

Als der standhafteste Bundesgenosse der Donaumonarchie trug Kaiser Wilhelm II. erheblich zur Explosivität der Situation bei. Das Deutsche Reich, eine der wichtigsten Industrienationen der Welt, verhielt sich gegenüber Österreich-Ungarn wie ein ungeduldiger und herrischer grosser Bruder. Seit 35 Jahren waren die beiden Kaiserreiche durch ein militärisches Bündnis eng miteinander verbunden – jedes verpflichtet, dem anderen beizustehen, falls es angegriffen wurde. Der heissblütige deutsche Kaiser, der darauf brannte, Deutschlands Macht zur Schau zu stellen, im Augenblick aber keine Möglichkeit dazu sah, hatte seinen Bundesgenossen immer wieder aufgefordert, das kleine Serbien anzugreifen.

Im Hintergrund wartete Russland, ein anderes schwächelndes Grossreich, das seit Langem mit Österreich-Ungarn um den Einfluss auf dem Balkan konkurrierte. Die enge emotionale Bindung der Russen an die Serben – Siawen und orthodoxe

Christen wie sie selbst – reichte weit zurück (und sollte sogar in den Balkankriegen der neunziger Jahre noch eine Rolle spielen). Wien argwöhnte stets – und manchmal zu Recht –, dass jede Äusserung grossserbischen Nationalismus die heimliche Unterstützung Russlands fände. Falls Österreich-Ungarn in Serbien einmarschiert wäre, hätte sich die russische Regierung einem überwältigenden Druck des eigenen Volks ausgesetzt gesehen, den slawischen Brüdern zu Hilfe zu kommen. Helmut von Moltke, Chef des deutschen Generalstabs, versicherte seinem österreichischen Kollegen, dass sich Deutschland in diesem Fall mit Freuden an einem Krieg gegen Russland beteiligen werde.

Wie so viele deutsche Militärs war er begierig auf den angeblich unvermeidlichen Krieg, in dem es, wie er glaubte, um den Krieg zwischen Germanentum und Slawentum gehen werde.<sup>1</sup> Wilhelm II. sah es genauso und ging optimistisch davon aus, dass die Briten auf lange Sicht nicht mit «Slawen und Galliern»<sup>2</sup> verbündet bleiben könnten und daher auf die Seite ihrer germanischen Vettern wechseln würden. Die gegen Russland gerichtete rassistische Paranoia sass tief. Der Direktor der Königlichen Bibliothek zu Berlin meinte, diese wilden asiatischen Horden seien wie eine Wüste, die mit ihren Sandmassen Deutschlands Getreidefelder vereinnahmen wolle.<sup>3</sup> In privatem Kreis sprachen hochrangige Vertreter der deutschen Politik und Wirtschaft gelegentlich davon, ein Stück von Westrussland zu annektieren und die anderen Teile in Vasallenstaaten umzuwandeln.<sup>4</sup>

In dieses Pulverfass rivalisierender Grossmächte feuerte der junge Gavrilo Princip aus nächster Nähe zwei Pistolenschüsse ab, als Franz Ferdinands offener Wagen unerwartet vor ihm hielt. Der eine Schuss traf den Erzherzog, der einen himmelblauen Uniformrock und einen Helm mit grünen Pfauenfedern trug, in die Halsvene, der andere die in weisse Seide gekleidete Herzogin. Beide waren binnen einer halben Stunde tot.

Ausserhalb des Balkans beherrschte das Attentat ein paar Tage lang die Titelseiten, dann geriet es weitgehend in Vergessenheit. In England war der Frühsommer 1914 sonnig und warm, ideal für das Tennisturnier in Wimbledon und die bevorstehende Henley-Regatta; die Wolke, die einen Schatten auf all das zu werfen drohte, war der immer wahrscheinlichere Bürgerkrieg in Irland. Der Kontinent schien weit weg zu sein. Es sei «schwierig, über ausländische Angelegenheiten zu

diskutieren, während sich unser eigenes Land in einer so bedenklichen Lage befindet», sagte ein Mitglied des Unterhauses.<sup>5</sup>

In Frankreich schaute Präsident Raymond Poincaré gerade zu, wie Sardanapale, das Pferd von Baron de Rothschild, den Grand Prix von Longchamp gewann, als er die Nachricht von dem Attentat erhielt, befand es aber nicht für nötig, den Besuch der Rennbahn abzubrechen. Die Aufmerksamkeit der Franzosen gehörte einem viel sensationelleren Ereignis: der aufsehenerregenden Mordanklage gegen Henriette Caillaux, der Frau eines ehemaligen Premierministers. Sie hatte einen Zeitungsreporter erschossen, der angedroht hatte, Liebesbriefe zu veröffentlichen, die sie und ihr Mann ausgetauscht hatten, als sie beide noch mit anderen Partnern verheiratet waren. Bei dem Prozess im folgenden Monat wurde der Mord als Verbrechen aus Leidenschaft gewertet, für das eine Frau – per definitionem ein Spielball ihrer Gefühle – natürlich nicht verantwortlich sein konnte. Sie wurde freigesprochen.

Selbst heute ist kaum zu fassen, wie rasch die beiden Schüsse, die Princip in einer weitgehend unbekanntem Stadt abfeuerte, Ereignisse in Gang setzten, die zu einer tiefgreifenden Umgestaltung unserer Welt führten. Wenige Zeitabschnitte sind so eingehend untersucht worden wie die sechs Wochen, nachdem Princip abgedrückt, seine Giftkapsel erfolglos verschluckt und sich von Schwerter tragenden Polizisten vor einer wütenden Menge in Sicherheit hatte bringen lassen. (Vier Jahre später starb er im Gefängnis an Tuberkulose.)

Hätte der Krieg vermieden werden können, wenn der Erzherzog und seine Frau nicht ermordet worden wären? Möglich, doch angesichts der Ungeduld Österreich-Ungarns, Serbien zu zerschlagen, und bei dem Ehrgeiz des Deutschen Reiches, die Vorherrschaft in Europa anzutreten, ist kaum vorstellbar, dass sich ein wie auch immer gearteter Konflikt hätte vermeiden lassen: Wenn wir beispielsweise den deutschen Kaiser hören, wie er während eines Hofballs im Jahr 1913 auf einen General zeigt und erklärt, dieser sei auserkoren, «den Marsch auf Paris zu kommandieren»<sup>6</sup>, oder zwei aufeinander folgende belgische Könige – erfolglos – um die Erlaubnis bittet, diesen Marsch durch Belgien zu beginnen, oder wenn wir lesen, dass Moltke im Jahr 1915 an einen Freund von «diesem Krieg, den ich vorbereitet und initiiert habe», schreibt.<sup>7</sup>

Princip's Kugeln mögen den Funken geliefert haben, doch es gab – abgesehen von Deutschlands und Österreich-Ungarns Aggressivität – noch drei weitere Faktoren, die Europas Sturz in den Abgrund beschleunigten: erstens die beiden rivalisierenden Bündnissysteme, die einige Staaten zwangen, anderen im Kriegsfall zu Hilfe zu kommen, zweitens der Druck, den alle kontinentalen Grossmächte empfanden, die grosse Zahl ihrer ausgebildeten Reservisten zu mobilisieren, welche die Grösse aller Friedensheere verdreifachen oder vervierfachen konnten. 1914 dauerte die Mobilisierung eines Heeres mehrere Wochen: Die Reservisten mussten einberufen werden, zu ihren Standorten gelangen, ihre Gewehre und Ausrüstung erhalten; dann galt es, Millionen Soldaten, ihre Waffen und Zehntausende Tonnen Lebensmittel und andere Versorgungsgüter auf der Schiene oder mit Pferdefuhrwerken mühsam dorthin zu schaffen, wo die Kämpfe erwartet wurden. Doch eben dieses Intervall – die Zeit, die für die Mobilmachung erforderlich war – hatte ausgesprochen destabilisierenden Charakter, denn wenn die andere Seite augenscheinlich im Begriff stand mobilzumachen, aber man selbst es nicht tat, handelte man sich damit einen fatalen Nachteil ein. Der dritte gefährliche Faktor war der ungeheure Vorteil, den sich ein Land verschaffte, wenn es als erstes angriff, denn dieser Schritt sorgte dafür, dass zumindest der Beginn der Kämpfe auf dem Territorium des anderen Landes stattfinden würde.

In Wien wirkte Kaiser Franz Joseph bemerkenswert unberührt vom Tod des ungeliebten Neffen. Vielmehr sahen er und seine Berater in dem Mord am Thronfolger etwas, wonach sie schon lange suchten: einen Vorwand, um Serbien anzugreifen. Schon bald kam es zu antiserbischen Krawallen auf Wiens Strassen. Als in Kiel eine schnelle Barkasse die Nachricht von dem Attentat in Sarajewo zur kaiserlichen Jacht brachte, war Wilhelm II. tief bestürzt, denn er war mit Franz Ferdinand eng befreundet gewesen und hatte ungeduldig darauf gewartet, dass dieser die Nachfolge seines alternden, backenbärtigen Onkels antrat. Einige Tage später, wieder in Berlin, teilte er dem österreichischen Botschafter mit, er werde jede Massnahme Österreich-Ungarns gegen Serbien unterstützen – und drängte darauf, dass man den serbischen Emporkömmlingen unverzüglich eine Lektion erteile. Damit gab der deutsche Kaiser, der weit mehr Macht besass als ein konstitutioneller Monarch wie beispielsweise sein britischer Vetter, Österreich praktisch einen Blankoscheck zur Invasion.

War irgendjemand im serbischen Kabinett in die Pläne Princip's und seiner winzigen Gruppe eingeweiht? Dafür hat man nie einen Beweis gefunden, aber das spielte jetzt, da Österreich einen perfekten Vorwand hatte, Serbien von der Landkarte zu tilgen, kaum noch eine Rolle.

Der Juli war der Monat, in dem Europas Kaiser, Könige und Ministerpräsidenten ihren Sommerurlaub antraten, daher erfolgten die Schritte in die Katastrophe in Zeitlupe. Obwohl der Nachrichtenverkehr zwischen Berlin und Wien mittels Kurieren und Depeschen deutlich zunahm, gestattete man sich keine Abweichung von der normalen Routine, die den Gedanken an einen unmittelbar bevorstehenden Angriff auf Serbien hätte nahelegen können. Sogar General von Moltke, der dem Krieg so ungeduldig wie immer entgegenfieberte («Wir sind bereit», hatte er einige Wochen zuvor gesagt, «und je eher, desto besser für uns»<sup>8</sup>), begab sich demonstrativ zur berühmten Wasserkur nach Karlsbad. Der Kaiser brach zu einer Kreuzfahrt vor Norwegens Küste auf. Der Reichskanzler fuhr zu seinem Landsitz. Auch die Vertreter Österreich-Ungarns, vom Kaiser abwärts, fuhren in die Ferien. Wilhelm II. schickte dem König von Serbien Geburtstagsgrüsse, weil das Auswärtige Amt meinte, der Verzicht auf das übliche Telegramm sei zu auffällig. Wer es sich leisten konnte, die Juliwochen freizunehmen, tat es: Der junge George Cecil verbrachte seinen Urlaub fern der Armee auf Great Wigsell, dem Landsitz seiner Mutter, und vergnügte sich beim Kricketspiel mit den Kiplings.

Der deutsche Kaiser redete sich ein, dass im Fall eines sofortigen Angriffs Österreich-Ungarns auf Serbien keine russische Intervention drohe: Schliesslich war der Grossvater des Zaren Nikolaus II. einem terroristischen Anschlag zum Opfer gefallen, wie konnte er da einem Staat beistehen, der möglicherweise in die Ermordung zweier Angehöriger eines anderen Kaisers verwickelt war? Wenn im Übrigen der Angriff sofort erfolgte – worauf Wilhelm drängte –, wäre Russland noch nicht einmal in der Lage gewesen einzugreifen. Anders als die Industrienationen, die über dichte Schienennetze verfügten, brauchte Russland mit seiner rudimentären Infrastruktur und den riesigen Entfernungen etwa sechs Wochen zur vollständigen Mobilmachung. Bis dahin sollte, so meinte Wilhelm II., den Österreichern die Besetzung ganz Serbiens gelungen sein.

Obwohl der österreichisch-ungarische Generalstab schon mehrere Wochen vor

dem Attentat militärische Schritte gegen Serbien geplant hatte, war er nicht in der Lage, dem Wunsch des deutschen Kaisers nach einem raschen und unangekündigten Angriff nachzukommen. Denn zu ihrem Entsetzen mussten die österreichischen Verantwortlichen feststellen, dass grosse Teile des Heeres Urlaub bekommen hatten, um zu Hause bei der Ernte zu helfen. Ein Rückruf hätte die Absichten der Regierung verraten. Infolgedessen erhielt Serbien erst am 23. Juli 1914, fast vier Wochen nach dem Attentat, ein Ultimatum von Österreich-Ungarn, das der österreichisch-ungarische Botschafter dem serbischen Finanzminister überreichte – der Ministerpräsident war nicht in der Stadt. Da der Minister die Annahme verweigerte, liess der österreichische Diplomat das Dokument auf einem Tisch liegen und ging. Absichtlich waren in das Ultimatum Forderungen aufgenommen worden, die Serbien niemals akzeptieren konnte – etwa die Entlassung noch zu bestimmender Regierungsvertreter und freie Hand für die österreichisch-ungarische Polizei bei ihren Ermittlungen auf serbischem Territorium. Nicht die Morde von Sarajewo, sondern dieses kriegerische Dokument wurde auf dem ganzen Kontinent wie eine Warnglocke vernommen, liess es doch erkennen, dass Europa zum ersten Mal seit fast 100 Jahren – seit Waterloo – vor einem allseitigen Krieg stand.

Winston Churchill, inzwischen Erster Lord der Admiralität – das heisst, Marineminister –, befand sich in einer Kabinettsitzung zur irischen Krise, als ein Kurier mit einem Dokument eintraf, das der Aussenminister seinen Kabinettskollegen «in ruhigem, ernstem Ton» vorlas, wie Churchill später schrieb. «Es war die österreichische Note an Serbien ... Die Kirchspiele von Fermanagh und Tyrone verschwanden mählich wieder in den Dünsten und Regenböen Irlands, und unverzüglich begann ... ein sonderbares Licht auf die Karte Europas zu fallen.»<sup>9</sup>

Premierminister Asquith war optimistisch, dass sein Land die Gefahren des seltsamen Lichts vermeiden könne. Manchmal schrieb er während solcher Sitzungen Briefe; diesmal war der Brief an seine Vertraute Venetia Stanley gerichtet: «Somit sind wir nicht mehr allzu weit entfernt von einem wirklichen Armageddon.» In Hinblick auf Grossbritannien fügte er jedoch beruhigend hinzu: «Zum Glück scheint es keinen Grund zu geben, weshalb wir dabei mehr sein sollten als blosser Zuschauer.»<sup>10</sup> Berühmt dafür, seine Mussestunden zu geniessen, spielte er am Wochenende Golf.

Verzweifelt mobilisierte Serbien sein kleines Heer und schickte dem russischen Zaren ein dringendes Hilfeersuchen, wobei es an sein «edelmütiges slawisches Herz» appellierte. In Sankt Petersburg, der Hauptstadt des Russischen Reiches, ordnete der Generalstab die ersten Schritte zur Mobilmachung an. Frankreich, das durch einen Vertrag an Russland gebunden war, berief seine Generäle ein und ordnete eine Urlaubssperre an. Anschliessend wurden rund 40'000 in Marokko stationierte Soldaten zurückbeordert.

Die Massnahmen und Gegenmassnahmen folgten immer rascher aufeinander. Österreich-Ungarn erklärte Serbien am 28. Juli den Krieg, am Tag darauf begannen österreichische Kanonenboote von der Donau aus die serbische Hauptstadt Belgrad zu beschliessen – die ersten echten Schüsse des Ersten Weltkriegs. Kaiser Wilhelm II. kehrte aus seinem Jachurlaub zurück, kochend vor Wut, weil die unfähigen Österreicher das nicht schon Wochen zuvor getan hatten. Unberechenbar, wie er war, bekam er es plötzlich mit der Angst zu tun, weil jetzt Frankreich und Russland gegen ihn mobilmachten. Aber auch Grossbritannien leitete eine Massnahme ein, die nichts Gutes verhies.

Im Rahmen eines lange geplanten Tests ihrer Reserve berief die Royal Navy Mitte Juli die Reservisten aus dem ganzen Land ein, um für Manöver vor dem grossen Marinestützpunkt Spithead an der Südküste über 180 Kriegsschiffe zu bemannt – die mächtigste Armada, die jemals an einem Ort zusammengezogen wurde. Begeistert verfolgten Zuschauer an Land und auf Schiffen, wie eine endlose Kette von Kriegsschiffen – darunter auch Grosskampfschiffe der *Dreadnought-Klasse* wie *Audacious* und *Colossus* – sechs Stunden lang an der königlichen Jacht vorbeizog und die Seeleute an Bord den Gruss Georgs V. mit donnernenden Hochrufen beantworteten. Dann beschloss die Regierung, die Reservisten länger im Dienst zu behalten. Auf einen Geheimbefehl Churchills vom 29. Juli wurde der Kern der Flotte nach Norden in ihren geschützten Hauptstützpunkt verlegt. Vom Ärmelkanal aus fuhr ein fast 30 Kilometer langer Konvoi von Schlachtschiffen und Schlachtkreuzern mit Höchstgeschwindigkeit und gelöschten Lichtern bei Nacht in nördlicher Richtung zu dem sicheren Ankerplatz von Scapa Flow, einer Bucht inmitten der Orkney-Inseln vor Schottland, wo die Flotte durch einen engen Kreis nebelverhangener Inseln vor feindlichen Schiffen und U-Booten geschützt sein sollte.

Währenddessen telegraphierte der britische Botschafter in Wien nach London, «dass in diesem Land hellauf Begeisterung herrscht angesichts des bevorstehenden Krieges gegen Serbien». <sup>11</sup> In Berlin war Moltke, der längst nicht mehr das armseilige Serbien, sondern Frankreich und Russland im Blick hatte, überzeugt, dass Deutschland angreifen müsse. Sein Heer, das beste Europas, war bereit. «Wir werden nie mehr so günstige Bedingungen vorfinden wie jetzt», <sup>12</sup> meinte er ungeduldig. Der deutsche Minister für Auswärtige Angelegenheiten, wie der deutsche Aussenminister offiziell bis heute heisst, teilte dem russischen Botschafter mit, dass mit Russlands Mobilmachung auch Deutschland zu diesem Schritt gezwungen sei und dass die Diplomaten das Sprechen nun den Kanonen überlassen müssten. <sup>13</sup>

Zar Nikolaus II. konnte sich – unentschlossen und fatalistisch, wie er war – nicht zu einer klaren Entscheidung durchringen; einmal befahl er die Generalmobilmachung, dann wieder die Teilmobilmachung. In dem Bemühen, die zum Krieg drängende Entwicklung aufzuhalten, tauschte er Telegramme mit Wilhelm II. aus – auf Englisch, das beide fließend sprachen. Doch genau wie die deutschen Militärs drängten auch seine Generäle darauf, die Kanonen sprechen zu lassen. «Ich werde ... mein Telefon kaputtschlagen», sagte einer, «damit ... ich keine anderslautenden Anweisungen entgegennehmen muss, die zu einer erneuten Verschiebung der Generalmobilmachung führen.» <sup>14</sup> Nachdem das russische Oberkommando zehn Jahre zuvor eine demütigende Niederlage im Krieg gegen Japan hatte hinnehmen müssen, wollte es sich jetzt unbedingt bewähren. Wenn Frankreich angegriffen würde und Russland nicht gemäss seinen Bündnisverpflichtungen in den Krieg einträte, wäre das nach Ansicht der Generäle ein unerträglicher Gesichtverlust gewesen. Vor der britischen Botschaft in Sankt Petersburg versammelte sich spät am Abend eine unabsehbare Menschenmenge, elektrisiert von der Aussicht, dass Grossbritannien mit seiner allgewaltigen Flotte an Russlands Seite in den Krieg eintreten könnte. Als ganz in der Nähe Zar und Zarin auf dem Balkon ihres Schlosses erschienen, sanken die versammelten Massen auf die Knie und stimmten inbrünstig die Nationalhymne an.

Obwohl beide Seiten Vermittlungsvorschläge machten, war die Eigendynamik der Mobilmachungen und Ultimaten nicht mehr aufzuhalten. Doch in Grossbritannien hofften die meisten Menschen immer noch, ihr Land werde nicht in den Stru-



del der kontinentalen Ereignisse hineingerissen. Es war durch keine formellen Verträge gebunden, und trotz aller linken Rhetorik hatten die meisten britischen Vertreter von Industrie und Finanzwirtschaft kein Interesse am Krieg: Schliesslich war Deutschland der wichtigste Handelspartner Grossbritanniens. Ausserdem schienen die engen Familienbande zwischen den europäischen Herrscherhäusern nach wie vor die Möglichkeit zu bieten, vom Abgrund zurückzutreten. «Zar, Kaiser und König können noch für Frieden sorgen», titelte die *New York Times* optimistisch.

Das war der Augenblick, den Keir Hardie und seine Genossen seit Langem fürchteten. Verzweifelt hofften sie, mit den gewerkschaftlichen und sozialistischen Bewegungen überall auf dem Kontinent die verhängnisvolle Dynamik aufhalten zu können. Diese Bewegungen hatten es zu beträchtlicher Stärke gebracht. Die Zahl sozialistischer Abgeordneter war rasch gestiegen, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien, Belgien und Frankreich. In den zurückliegenden fünf Jahren hatten sich die Mitgliederzahlen der britischen Gewerkschaften fast verdoppelt. Seit einiger Zeit dachte man daran, im November 1914 einen Generalstreik auszurufen. Am militantesten waren die russischen Arbeiter: 1'450'000 hatten in den ersten sieben Monaten des Jahres die Arbeit niedergelegt; im Juli hatten Streikende in Sankt Petersburg Schaufenster eingeschlagen und in einem Arbeiterviertel sogar Strassenbarrikaden errichtet.

Hardie, der jetzt von den «Vereinigten Staaten von Europa» sprach, hatte Anfang des Jahres auf einer Vortragsreise durch Grossbritannien gegen den Krieg gewettert. Neben seinen vielen Anhängern in der Gewerkschaftsbewegung gab es einen noch grösseren Kreis möglicher Sympathisanten, etwa das Netzwerk der Briten, die wie er gegen den Burenkrieg protestiert hatten. Emmeline Pankhurst, seine Bundesgenossin in diesem Kampf, hatte zwar alle männlichen Verbündeten in ihrem Ringen um das Frauenwahlrecht abgelehnt, aber hatte sie nicht auch erklärt, die WSPU könne den Krieg nicht gebrauchen? Und Christabel, die Tochter, die ihr so nahe stand, hatte erst im Juni den Standpunkt ihrer Mutter im Presseorgan der Organisation verdeutlicht, indem sie die «Kriege der Männer» als «brutal, gewalttätig und grausam» bezeichnete, «ein unsäglicher Greuel ... in dem unzählige Soldaten, viele noch Knaben, mechanisch und seelenlos abgeschlachtet werden».<sup>15</sup> David Lloyd George, ebenfalls Gegner des Burenkriegs, war jetzt Finanz-

minister und schien sich, selbst noch nach dem Attentat von Sarajewo, extrem zu exponieren, um die Möglichkeit eines Kriegs mit Deutschland herunterzuspielen. Konnte diese Krise sie alle wieder zu gemeinsamen Protestaktionen zusammenführen?

Ende Juli beriefen Europas sozialistische Parteien ein Dringlichkeitstreffen in Brüssels Maison du Peuple ein, dem Hauptsitz der belgischen Gewerkschaften – einem Bau, der mit Café, Theater und Genossenschaftsläden als Modell für die aufgeklärte Gesellschaft diente, die von einer vereinigten Arbeiterschaft in naher Zukunft geschaffen werden sollte. Nach mühseliger Reise, da die Züge neuerdings mit einberufenen Soldaten völlig überfüllt waren, trafen sie an einem regnerischen Tag in Brüssel ein: Hardie aus Grossbritannien, Jaurès aus Frankreich, die kleine, kettenrauchende Rosa Luxemburg aus Deutschland und weitere Genossen aus anderen Ländern. Zu Hardies Enttäuschung wollten nicht alle seinem Aufruf zu einem Generalstreik gegen den drohenden Krieg folgen. Aber wenigstens verabschiedeten die Delegierten eine Antikriegsresolution und beschlossen, zehn Tage später in Paris einen Kongress der Zweiten Internationale abzuhalten. Jaurès sollte den Vorsitz führen; vielleicht hoffte Hardie, sein französischer Freund könnte die Delegierten mit seiner ausserordentlichen Eloquenz zu einem Generalstreik bewegen. Jaurès war ein charismatischer Redner, ganz gleich, worüber er sprach. Ein Gast, der hörte, wie Jaurès eine Abendgesellschaft mit Ausführungen über die Astronomie in seinen Bann schlug, schrieb hinterher: «Die Wände des Raumes schienen sich aufzulösen und wir schwebten im Äther. Die Damen vergassen sich die Nase zu pudern, die Herren das Rauchen und die Diener, sich um ihre eigene Mahlzeit zu kümmern.»<sup>16</sup>

Während des Brüsseler Treffens erreichte die Delegierten die alarmierende Nachricht, Österreich habe Serbien den Krieg erklärt – aber auch die ermutigende Neuigkeit, dass sich enormer Widerstand gegen den deutschen Militarismus regte: In einer Depesche aus Berlin wurde von einer Antikriegskundgebung auf der Prachtstrasse Unter den Linden berichtet, an der 100'000 Menschen teilgenommen hatten. An diesem Abend zeigte sich Jaurès auf einer Kundgebung belgischer Arbeiter. Demonstrativ legte er den Arm um Hugo Haase, den Mitvorsitzenden der deutschen Sozialdemokraten – eine öffentliche Geste genau jener Art, wie sie die

Ultranationalisten in Frankreich zur Weissglut brachte. Er sprach mit der ganzen Leidenschaft eines Menschen, der sein Leben lang befürchtet hatte, dieser Augenblick könnte eintreten; als er fertig war, marschierten die 7'000 Teilnehmer durch die Strassen Brüssels, sangen die Internationale und riefen im Chor *Guerre à la guerre!* («Krieg dem Krieg!»)

«... es ist unmöglich, dass sich das nicht lösen lässt», sagte Jaurès am nächsten Morgen zu einem belgischen Sozialistenführer. «Lass uns ins Museum gehen; ich möchte gern die flämischen Primitiven anschauen.»<sup>17</sup> Sobald Jaurès wieder in Paris war, eilte er in die Deputiertenkammer, um unter den Abgeordneten für die Ablehnung des Kriegs zu werben. Die französischen Sozialisten waren ermutigt, als ihnen ihre deutsche Schwesterpartei durch einen eiligst nach Paris entsandten Sonderbeauftragten versichern liess, der sozialistische Block werde gegen die vom Kaiser verlangten Krieganleihen stimmen. War der bewaffnete Konflikt zu vermeiden, wenn die Sozialisten in Frankreich und Deutschland zusammenarbeiteten?

Aber sie wurden von den Ereignissen überholt. «Man drückt uns das Schwert in die Hand», erklärte Kaiser Wilhelm II. am 31. Juli in der ersten Balkonrede. Sich als bekümmertes Opfer der russischen Mobilmachung hinstellend, ordnete er umgehend den Beginn der deutschen Mobilmachung an. (Zar Nikolaus II. drückte sich einige Tage später ganz ähnlich aus: «Ich habe alles in meiner Macht Stehende getan, um den Krieg zu vermeiden. Jetzt ... ist er mir aufgezwungen worden.»<sup>18</sup>) Daraufhin verlangte Grossbritannien von Frankreich und dem Deutschen Reich Garantien für die Beachtung der belgischen Neutralität. Frankreich tat es umgehend. Das Reich antwortete nicht.

Als Hardie an diesem Abend von einem Essen nach Hause kam, traf er vor seiner Londoner Wohnung eine Schar Journalisten an. Sie hatten schreckliche Neuigkeiten: Ein fanatischer junger Nationalist hatte zwei Schüsse auf Jean Jaurès abgegeben, als er mit einigen Genossen im Cafe du Croissant in der Rue Montmartre zu Abend ass. Er war auf den Tisch gefallen und binnen weniger Minuten gestorben. Die Gaffer drängten so zahlreich in das Restaurant, dass die Polizei eine Viertelstunde brauchte, um den Weg für eine Ambulanz freizumachen. Das französische Kabinett befürchtete, dass es ausgerechnet bei Kriegsbeginn zu einem Arbeiteraufstand kommen könnte. Politiker, die für den lebenden Jaurès

nichts übriggehabt hatten, beeilten sich, seiner Witwe zu kondolieren und der Öffentlichkeit zu verkünden, dass der grosse Mann in diesem Augenblick der Krise sicherlich zur nationalen Einheit aufgerufen hätte. Ein deutsches Ultimatum, in dem Russland zum Abbruch der Mobilmachung aufgefordert wurde, blieb ohne Antwort. Am 1. August rief Deutschland alle Soldaten zu den Waffen; Offiziere liessen sich in offenen Wagen durch die Strassen der Hauptstadt fahren, schwenkten Taschentücher und riefen: «Mobilmachung!» Vor dem Berliner Stadtschloss des Kaisers stimmte das Volk eine Dankeshymne an. An diesem Abend erklärte das Deutsche Reich Russland den Krieg. Die deutsche Regierung war so versessen auf den Krieg, dass sie ihrem Botschafter in Sankt Petersburg zwei Kriegserklärungen telegraphisch übermittelt hatte: eine, falls Russland nicht auf das Ultimatum antwortete, und eine zweite, die eine wie auch immer geartete russische Erwiderung als unbefriedigend zurückwies. In seiner Hast und Verwirrung händigte der Botschafter beide Fassungen aus.

Noch am selben Tag begann Frankreich, sich auf den offenkundig unausweichlichen Angriff Deutschlands vorzubereiten. Während eines Tanztees im noblen Pavillon d'Armenonville – an einem Seeufer des Bois de Boulogne gelegen – liess der Wirt die Musik unterbrechen, erklärte: «Die Mobilmachung ist angeordnet worden» und forderte die Kapelle auf, die Marseillaise zu spielen. Am Abend erklangen in den Pariser Restaurants auch die britische und die russische Nationalhymne.

Ganz Europa wurde von einer schaurigen Aufregung ergriffen, die kaum jemand bisher erlebt hatte. «Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muss ich bekennen, dass in diesem ersten Aufbruch der Massen etwas Grossartiges, Hinreissendes und sogar Verführerisches lag», beschrieb selbst der überzeugte Pazifist Stefan Zweig die Stimmung in Wien. «Und trotz allem Hass und Abscheu gegen den Krieg möchte ich die Erinnerung an diese ersten Tage in meinem Leben nicht missen ... Alle Unterschiede der Stände, der Sprachen, der Klassen, der Religionen waren überflutet für diesen einen Augenblick von dem strömenden Gefühl der Brüderlichkeit ... Fremde sprachen sich an auf der Strasse, Menschen, die sich jahrelang auswichen, schüttelten einander die Hände, überall sah man belebte Gesichter. Jeder einzelne erlebte eine Steigerung seines Ichs, er war nicht mehr der isolierte Mensch von früher.»<sup>19</sup>

In der Erwartung, dass der Krieg nicht von langer Dauer sein werde, strömten in Berlin ausgelassene Scharen festlich gekleideter Menschen auf die Prachtstraßen. Schliesslich war in dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 der Sieg in wenigen Monaten errungen worden. Mit Hilfe von Motorfahrzeugen und einem enorm ausgebauten Schienennetz musste sich der Triumph doch noch rascher einstellen. Führende Vertreter aller Bereiche der deutschen Gesellschaft verkündeten ihre Befürwortung des Kriegs: Universitätsrektoren, prominente Intellektuelle, Avantgarde-Künstler, protestantische und katholische Bischöfe, Rabbiner, sogar die Sprecher von Gruppen, die sich für die Rechte von Frauen und Homosexuellen einsetzten. «Deutschlands Sieg», schrieb Thomas Mann, «wird ... ein Sieg der Seele über die Mehrzahl sein.»<sup>20</sup> Auch viele Pazifisten wurden von dieser Aufbruchstimmung mitgerissen. Jeder deutsche Friedensfreund müsse genau wie jeder andere Deutsche seine Pflicht gegenüber dem Vaterland erfüllen, forderte die Deutsche Friedensgesellschaft.<sup>21</sup>

Als sich die Reservisten anschickten, zu ihren Einheiten aufzubrechen, wurden allein in der Hauptstadt 2'000 Ehen in aller Hast geschlossen. Der bayerische Militärrattaché notierte in seinem Tagebuch: «Ich eile ins Kriegsministerium. Überall strahlende Gesichter, – Händeschütteln auf den Gängen; man gratuliert sich, dass man über den Graben ist.»<sup>22</sup> Die Gratulationen fielen besonders freudig aus, weil der Krieg mit der bereits begonnenen Mobilmachung Russlands der Welt als ein Verteidigungsakt gegen eine Aggression präsentiert werden konnte. Der Chef des deutschen Marinekabinetts schrieb: «Die Regierung hat eine glückliche Hand gehabt, uns als die Angegriffenen hinzustellen.»<sup>23</sup>

Obwohl der 2. August ein Sonntag war, kam das britische Kabinett drei Mal zusammen. Die konservative Opposition im Parlament heizte die Stimmung an, indem sie erklärte, jede britische Verzögerung bei der Unterstützung Frankreichs und Russlands sei ein Zeichen nationaler Schwäche; einige Falken in den Reihen der regierenden Liberalen – wie Churchill zum Beispiel – dachten genauso. Trotz dieses Drucks stimmten 12 von 18 Kabinettsmitgliedern gegen den Vorschlag, Frankreich eine britische Truppenentsendung zu garantieren. Die Mehrheit stützte sich auf das starke Argument, der Konflikt betreffe andere Länder. Nur ein deutscher Einmarsch in Belgien, dessen Neutralität Grossbritannien garantiere, könne das ändern.

Emily Hobhouse gehörte zu den wenigen Engländern, die wussten, wie viel Tod und Leid sich hinter Schlagzeilen über militärische Triumphe verbargen. An diesem Wochenende bestürmte sie fast jeden, der ihr einfiel – so auch ihren einstigen Verbündeten Lloyd George –, mit verzweifelten Briefen. Dreizehn Jahre zuvor hatte sie ihm persönlich Informationen geliefert, als er im Parlament heftige Kritik an der britischen Politik der verbrannten Erde gegen die Buren übte. Konnte sie ihn bewegen, noch einmal gegen den Strom zu schwimmen? «Nur wenige Engländer haben den Krieg bisher erlebt, wie er wirklich ist», schrieb sie im *Manchester Guardian*, das Eintreten der Zeitung für die britische Neutralität unterstützend. «... Sie wissen nichts von dem Tross an Armut, Zerstörung, Krankheit, Schmerz, Not und Tod, den er hinter sich herzieht ... Ich habe all das gesehen und noch mehr.»<sup>24</sup>

Die Menschen drängten sich vor den Zeitungsbüros, wo man in dieser Zeit vor der Verbreitung des Radios die neuesten Nachrichten erhielt. Fortwährend spuckten die Druckmaschinen neue Sonderausgaben aus, die – da die regulären Lieferwagen es nicht mehr schafften – unter Zuhilfenahme angemieteter Taxis an Strassenecken in ganz London geliefert wurden. Gewerkschaften und linke Parteien veranstalteten Protestmärsche, die am Sonntagnachmittag zu einer gewaltigen Antikriegskundgebung auf dem Trafalgar Square zusammenströmten – der grössten Demonstration seit Jahren.<sup>25</sup> Zunächst wandten sich Charlotte Despard und andere Redner an die Menge, die aber eigentlich nur auf einen Mann wartete: Keir Hardie. Unter tosendem Beifall forderte er einen Generalstreik für den Fall, dass Grossbritannien den Krieg erklären sollte. «Ihr habt keinen Streit mit Deutschland!», rief er. «Deutsche Arbeiter haben keinen Streit mit ihren französischen Genossen ... Man sagt uns, wir seien durch internationale Verträge verpflichtet, [aber] wer hat die geschlossen? Das Volk hatte kein Mitspracherecht!»<sup>26</sup> Während seiner Rede zogen schwarze Sturmwolken am Himmel über London auf, und noch bevor er geendet hatte, ging ein sintflutartiger Wolkenbruch nieder.

An diesem Abend verlangte Deutschland von Belgien die Genehmigung zum Durchmarsch seiner Truppen. Der lange vorbereitete deutsche Plan wurde in die Tat umgesetzt. Asquith befahl die Mobilmachung der britischen Streitkräfte. Obwohl einige britische Regierungsvertreter aus Protest zurücktraten, war kein

wichtiger Minister wie Lloyd George darunter, der zu Hardies Entsetzen kurz darauf in einer flammenden Rede erklärte: «Wir kämpfen gegen die Barbarei.»<sup>27</sup> Ganz Europa bewegte sich in schwindelnder Talfahrt auf das Unvermeidliche zu, und auf beiden Seiten gab es nur wenige, die auf die Bremse traten.

Am folgenden Tag sprach Hardie erneut, diesmal im Unterhaus. Wie ein spöttischer Abgesang auf sein lebenslanges Bemühen um die Verhinderung dieser Geschehnisse ertönte während seiner Rede die leise gesungene Nationalhymne – vorgetragen von den hinter ihm sitzenden Labourabgeordneten.

Am selben Tag, dem 3. August, erklärte das Deutsche Reich Frankreich den Krieg. Von rund 2 Millionen inzwischen einberufenen deutschen Soldaten brachen anderthalb Millionen nach Frankreich und Belgien auf, der Rest zur russischen Grenze. Deutschland wollte nach einem raschen Vordringen durch Belgien und Nordfrankreich Paris einnehmen. Der in vielen Jahren ausgearbeitete Plan beruhte auf einer exakten Einschätzung der Zeit, die man zu benötigen glaubte, um Frankreich auszuschalten: genau 42 Tage. Dann sollte sich das siegreiche Heer dem eigentlichen Feind zuwenden: Russland. Doch im Westen wies Belgien die deutsche Forderung kategorisch zurück und begann, an seiner Grenze Eisenbahntunnels und Brücken zu sprengen. Auf das Äusserste erbost, schwor Berlin bittere Rache, hatte es diese Möglichkeit doch in seiner Planung nie berücksichtigt.

Während in Berlin die Reservisten durch das Spalier einer jubelnden Menschenmenge zum Bahnhof marschierten, stritten die sozialdemokratischen Abgeordneten leidenschaftlich über die Frage, ob sie gegen die Kriegsanleihen stimmen sollten. Die Auseinandersetzung war hitzig und quälend; einer der Parlamentarier weinte. Durften sie sich verweigern, wenn ihrem Land ein Angriff des despotischen Russlands drohte? Würde die Regierung im Falle einer Ablehnung die sozialistischen Zeitungen verbieten und die Parteiaktivisten inhaftieren? Ältere Sozialisten hatten schmerzliche Erinnerungen an derartige Repressionen in einer nicht allzu fernen Vergangenheit. Ausserdem mussten die Sozialdemokraten noch immer lästige Einschränkungen hinnehmen, die für andere Parteien nicht galten. Wenn sie dagegen die Regierung in diesem Augenblick der Krise unterstützten, konnten sie dann nicht vielleicht die jahrelange Diffamierung als Umstürzler und

Verräter beenden? Könnten sie damit nicht beweisen, was ein Arbeiterpoet der Zeit in den folgenden Versen ausdrückte: «*dass dein ärmster Sohn auch dein getreuester war, / Denk es, o Deutschland*»?<sup>28</sup>

Am Ende wurden die meisten deutschen Sozialisten wie alle anderen von dem unwiderstehlichen Sturm der Gefühle mitgerissen. Zwei Abgeordnete vernahmen im Zug nach Berlin verblüfft sozialistische Lieder – fröhlich angestimmt von uniformierten Reservisten auf dem Weg in den Krieg. Als die Fraktion schliesslich eine Probeabstimmung über die Kriegsanleihen durchführte, entschieden sich von 111 Abgeordneten nur 14 dagegen, unter ihnen Hugo Haase, den der inzwischen ermordete Jaurès in Brüssel umarmt hatte. Am folgenden Tag stimmten sie in strammer Parteidisziplin geschlossen für die Kriegsanleihen – genau wie der Rest des deutschen Reichstags. Hoherfreut, dass er seine Finanzierung unter Dach und Fach hatte, verkündete Wilhelm II: «Ich kenne keine Parteien mehr. Ich kenne nur noch Deutsche.»<sup>29</sup>

Ihn unwissentlich paraphrasierend, sagte der Präsident der französischen Deputiertenkammer: «Hier gibt es keine Gegner mehr. Es gibt nur noch Franzosen.»<sup>30</sup> Auch in Sankt Petersburg griff das Kriegsfieber um sich. Die Streikenden rissen ihre Strassenbarrikaden ein und schlossen sich der begeisterten Menge an, die die Fahnen mit dem zaristischen Doppeladler vor der französischen, belgischen und serbischen Botschaft schwenkten.

Die Staaten wetteiferten miteinander, den Krieg zum Kreuzzug für denkbar noble Ziele zu erklären. *Le Matin*, eine auflagenstarke französische Tageszeitung, bezeichnete den Konflikt am 4. August als «einen heiligen Krieg der Zivilisation gegen die Barbarei».<sup>31</sup> Am folgenden Tag unterstellte in Deutschland eine sozialdemokratische Parteizeitung dem zaristischen Russland die Absicht, die gesamte westeuropäische Kultur zu vernichten.<sup>32</sup> In Russland unterzeichnete der linksgerichtete Schriftsteller Maxim Gorki als einer von vielen ein Manifest, in dem um Unterstützung für den Kampf gegen das «deutsche Joch» geworben wurde. Als das Osmanische Reich kurz danach auf deutscher Seite in den Krieg eintrat, bezeichnete der Sultan den Kampf als heiligen Krieg oder *Dschihad*. Auf beiden Seiten stellten die Regierungen auch fest, dass sie viel zu viel Angst vor der Linken gehabt hatten. Beispielsweise glaubten die Verantwortlichen in Frankreich – angesichts des sozialistischen Antimilitarismus verunsichert –, dass 13 Prozent der



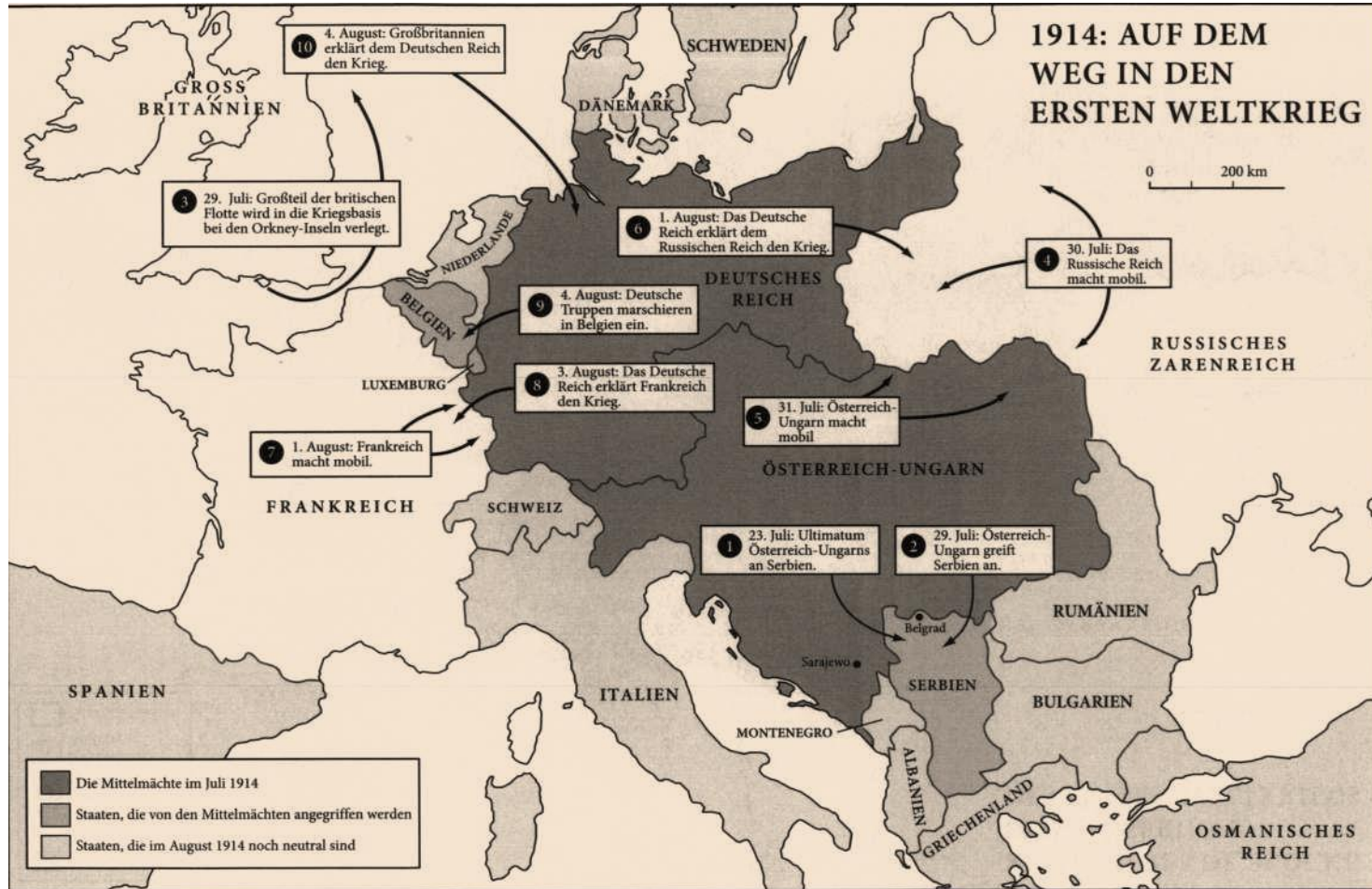
Reservisten die Einberufung missachten würden – tatsächlich waren es nur 1,5 Prozent. Schon bald beteiligten sich sozialistische Führer in Frankreich wie in Belgien an Regierungen der nationalen Einheit. Der französische Innenminister forderte die örtlichen Polizeichefs auf, niemanden aus dem *Carnet B* zu verhaften, dem staatlichen Geheimverzeichnis mehrerer tausend Bürger, die als gefährliche Umstürzler galten. Seine Annahme war richtig: 80 Prozent von ihnen erschienen am Ende zum Wehrdienst. Sogar in Österreich-Ungarn mit seinem ewig unzufriedenen Völkergemisch, dem die Mobilmachungsbefehle in einem halben Dutzend Sprachen übermittelt werden mussten, waren die Verantwortlichen erstaunt, dass nur so wenige Männer der Einberufung nicht nachkamen. Zu Recht schreibt die Historikerin Barbara Tuchman: «Die Arbeiterklasse zog willig, ja sogar begierig in den Krieg – wie der Mittelstand, wie die Oberschicht.»<sup>33</sup>

«Eine breite Strasse führt in den Krieg», heisst es in einem russischen Sprichwort, «ein schmaler Pfad nach Hause.»

Früh am Morgen des 4. August überschritten deutsche Truppen die belgische Grenze. Der Meinungsumschwung im britischen Kabinett, im Parlament und in der Öffentlichkeit war überwältigend: Fast alle wollten jetzt die Intervention. Nach der Invasion Belgiens wäre der liberalen Regierung, hätte sie nicht reagiert, von ihren parlamentarischen Widersachern vorgeworfen worden, der nationalen Ehre nicht Genüge zu tun. So stellte Grossbritannien in dieser an Ultimativen so reichen Woche das letzte Ultimatum: Bei Androhung einer Kriegserklärung forderte es Deutschland auf, die Invasion bis Mitternacht zu beenden.

Angesichts der deutschen Soldaten, die Belgien überrannten, waren nur wenige Menschen in England geneigt, sich daran zu erinnern, dass die englischen Truppen im Lauf der letzten 100 oder 200 Jahre in den verschiedenen, ihrer Kolonialmacht unterworfenen Gebieten Afrikas oder Asiens ähnlich unaufgefordert und unwillkommen einmarschiert waren. Mit Belgien schien es sich doch ganz anders zu verhalten: Schliesslich war es von Weissen bevölkert und nur 150 Kilometer entfernt. Eigentlich war der Staat unter der Schirmherrschaft Grossbritanniens gegründet worden, das sich seit Langem eine freundlich gesinnte Macht am östlichen Ende des kontinentalen Eingangs zum Ärmelkanal wünschte. Der Regierung war





Belgiens strategische Bedeutung wichtig; die britische Öffentlichkeit reagierte emotionaler, denn die Bürger einer grossen imperialen Macht halten sich immer für die berufenen Beschützer der Schwachen und Verfolgten. Doch selbst viele linke Anti-Imperialisten nahmen schockiert zur Kenntnis, wie sich hunderttausende deutsche Soldaten den Weg in ein kleines Land freischossen, das nichts getan hatte, um sie zu provozieren.

Überall war der Sommer ungewöhnlich warm gewesen und hatte die Menschen auf die Strassen gelockt. Als der Abend des 4. August ohne eine deutsche Antwort auf das britische Ultimatum verstrich, versammelten sich Tausende vor dem Buckingham Palace und auf dem Parliament Square, vielleicht nicht ganz so ausgelassen wie das Volk in Berlin, aber ihrem Land nicht weniger treu ergeben und genauso begierig, den gerade einberufenen Soldaten zuzujubeln, die in ihren Uniformen durch die Strassen marschierten. Als Big Ben 11 Uhr abends schlug – Mitternacht in Berlin – und Grossbritannien Deutschland den Krieg erklärte, ertönte aus vielen tausend Kehlen *God Save the King*.

Bis zuletzt auf die Wahrung der Formen bedacht, schickte Wilhelm II. seinem Vetter ersten Grades, König Georg V, eine Depesche, in der er seine Ehrenämter als Feldmarschall des britischen Heeres und Flottenadmiral in der Royal Navy niederlegte. Währenddessen verflüchtigte sich im Parlament die irische Krise erstaunlich rasch – wozu der Umstand beitrug, dass das überfallene Belgien, wie Irland, weit überwiegend katholisch war. Alle Seiten einigten sich darauf, die Home Rule erst einmal ruhen zu lassen.

Überall in Europa hatten die Männer Angst – nicht davor zu fallen, sondern keine Chance zu bekommen, in den Kampf einzugreifen, bevor der Krieg vorüber war. «Eine einzige Sorge quälte mich in dieser Zeit, mich wie so viele andere auch, ob wir nicht zu spät zur Front kommen würden», schrieb ein junger österreichischer Gefreiter namens Adolf Hitler.<sup>34</sup> Der britische Schriftsteller Alec Waugh erinnert sich, wie seine Freunde und er sich «mit den älteren Leuten an Diskussionen über den Frieden beteiligten, dabei aber den Gesichtspunkt verschwiegen, der für uns die grösste Bedeutung hatte. Wir wollten nicht, dass der Krieg zu Ende ging, bevor wir die Schützengräben erreichten; wir hatten Angst, schweigend dabei sitzen zu müssen, wenn Männer, die nur ein paar Monate älter waren als wir, ihre Fronterlebnisse austauschten.»<sup>35</sup>

Am Tag nach seiner Kriegserklärung verkündete auch Grossbritannien, dass die Grundlagen der Zivilisation auf dem Spiel stünden. Das Land kämpfte nicht, so Asquith vor dem Unterhaus, «aus Gründen der Aggression oder des Eigeninteresses, sondern um die unabdingbaren Prinzipien der zivilisierten Welt zu bewahren». Leider liessen sich in diesem Krieg die beiden Seiten nicht ganz so bequem den Kräften der Aufklärung und der Finsternis zuordnen. Schliesslich war einer von Grossbritanniens Verbündeten Russland. «Halb-Barbaren» nannte Emily Hobhouse die Russen bei Kriegsbeginn in einem Brief an eine burische Freundin. «Wahrhaft seltsame Bettgenossen!»<sup>36</sup> Auch blieb die deutsche Invasion Belgiens in diesem Krieg nicht der einzige Fall, in dem sich eine Grossmacht das Recht anmasste, durch das Staatsgebiet eines neutralen Staats zu marschieren: Wenige Wochen später durchquerten britische Truppen chinesisches Territorium, um einen Angriff gegen die deutsche Kolonie Tsingtau zu führen.

Nach Einberufung der Reservisten durch Telegramme, Kirchenglocken und sogar Hornsignale befanden sich rund 6 Millionen Soldaten auf der Schiene, in Wagen, zu Pferde und zu Fuss überall in Europa und auf den britischen Inseln unterwegs zu ihrem Fronteinsatz. Es war die grösste Massenmigration von Menschen und Waffen, die die Welt jemals erlebt hatte. Zwischen den Staaten des industriellen Kerngebiets unseres Planeten war kein begrenzter Krieg mehr möglich. Ein totaler Krieg von nie dagewesenen Ausmassen stand unmittelbar vor seinem Ausbruch.

Zwei Tage nachdem Grossbritannien in den Konflikt eingetreten war, fuhr Hardie voller Verzweiflung mit dem Zug in seinen walisischen Wahlbezirk, um an einer lange geplanten öffentlichen Kundgebung in der Grubenstadt Merthyr Tydfil mitzuwirken. Nachdem er einige Jahre zuvor einen Streik der örtlichen Grubenarbeiter unterstützt hatte, war er in diesem Bezirk sehr populär. Hier, im Kernland der britischen Arbeiterbewegung, wählte er die öffentliche Meinung auf seiner Seite. Doch der mit der Leitung der Kundgebung beauftragte Gewerkschaftsfunktionär nahm Hardie vorher beiseite und vergass – wie er später schrieb – nie «den Ausdruck von Überraschung und Bestürzung ... auf seinem Gesicht, als ich ihm sagte, die allgemeine Stimmung sei ausgesprochen kriegsfreundlich.»<sup>37</sup> Als Hardie höhnisch gefragt wurde, warum sich seine Söhne nicht gemeldet hätten, erwiderte er: «Ich würde es lieber sehen, dass meine Söhne an die Wand ge-

stellt und erschossen würden, als dass sie in den Krieg zögen.»<sup>38</sup> Dafür erntete er Buhrufe und Schmähungen.

Die Kundgebung endete im Chaos, als Hardie und seine Anhänger von einer sehr viel grösseren Gruppe übertönt wurden, die die Nationalhymne und *Rule Britannia* sang. Als er, von einer wütenden Menge gestossen und angerempelt, den Saal verliess, fielen Schüsse, offenbar in die Luft abgegeben. «Auf der Strasse folgte uns ein grölender Mob», erinnerte sich ein Kollege. «Er blickte weder nach links noch nach rechts, hochehobenen Hauptes, ein grauhaariger, graubärtiger Patriarch, einer der grössten Männer, die dem Pöbel jemals die Stirn geboten haben.»<sup>39</sup> Die Nacht verbrachte er im Haus des örtlichen Schuldirektors, umzingelt von einem Mob, der brüllte: «Schmeisst den Deutschen raus!»

Hardies Gram wurde noch durch einen persönlichen Kummer verstärkt: Zu einem nicht näher bekannten Zeitpunkt, nicht lange vor Ausbruch des Krieges, der Europa verschlang, ging seine Liebesaffäre mit Sylvia Pankhurst still zu Ende. Wir können die Gründe nur vermuten. Einige Schwierigkeiten gab es von Anfang an: den grossen Altersunterschied, die Arbeit, die beide völlig in Anspruch nahm. In den letzten Jahren hatte Sylvia ihre eigene politische Plattform gefunden und war vielleicht nicht mehr so sehr auf Hardies Zuspruch angewiesen, vielleicht widerstrebt ihm auch ihr Hang zum Märtyrertum. Oder sie hatte einfach begriffen, dass Hardie seine Frau nie verlassen würde. Auf jeden Fall versiegten die Liebesbriefe und Gedichte. Sie blieben zwar Freunde und sprachen sogar ein oder zwei Mal von derselben Rednerbühne, aber Hardie musste den schmerzlichsten Abschnitt seines politischen Lebens allein durchstehen.

Während einige Generäle genügend Einblick hatten, um das Gegenteil zu fürchten, rechneten die meisten Menschen zuversichtlich damit, dass der Krieg von kurzer Dauer wäre. Der Polarforscher Sir Ernest Shackleton, im Begriff, England zu verlassen, um die erste vollständige Durchquerung der Antarktis zu versuchen, bot der Admiralität in einem patriotischen Telegramm an, seine Pläne fallen zu lassen und Schiff und Besatzung der Royal Navy zur Verfügung zu stellen. Das Antworttelegramm bestand aus einem einzigen Wort: «Weitermachen!» An dem Tag, als Grossbritannien in den Krieg eintrat, liess der König Shackleton zu sich kommen und händigte ihm einen Union Jack aus, den der Forscher auf der Expedition

mit sich führen sollte. Alle rechneten damit, dass der Krieg zu dem Zeitpunkt, da Shackleton die Antarktis erreicht, durchquert und wieder verlassen hatte, lange vorbei und sein Land bereit sein werde, die frohe Botschaft zu feiern, dass wieder ein Gebiet hinzugekommen war, über dem die britische Flagge wehte.

Zwei Männer, denen sehr daran gelegen war, dass die stolze Fahne auch weiterhin wehte – Alfred Milner und Rudyard Kipling –, begrüßten die Teilnahme ihres Landes am grossen Kampf. Auf diesen Augenblick hatten beide seit Jahren ungeduldig gewartet. Noch vor Grossbritanniens Kriegserklärung hatte Milner Freunde in der Regierung gedrängt, Truppen nach Frankreich zu entsenden. Als der Krieg endlich erklärt war, sagte Milner: «Gut, dass die Ungewissheit ein Ende hat.»<sup>40</sup> Kipling behauptete, er bedaure nur zwei Dinge: dass er selbst zu alt für den Kampf und John, der gerade 17 wurde, zu kurzsichtig sei. Doch vielleicht liess sich dieses Hindernis, wenn der Krieg lange genug dauerte, ja noch überwinden.

Der Mobilmachungsbefehl bedeutete, dass Violet Cecils Ehemann Edward, der gerade seinen Urlaub in England verbrachte, augenblicklich nach Ägypten zurückgerufen wurde, was ihr ermöglichte, mehr Zeit mit Milner zu verbringen. Doch ihr 18-jähriger Sohn George kam, anders als John Kipling, an die Front, denn sein Bataillon der Grenadier Guards gehörte zu den ersten nach Frankreich abkommandierten Einheiten. Violet und ihre Tochter Helen reichten Körbe mit Obst durch ein Fenster, als der Truppentransportzug sich in Bewegung setzte; Soldaten brachten Hochrufe aus; eine Kapelle spielte das Abschiedslied *Auld Lang Syne*; und die Mutter erhaschte einen letzten Blick auf Georges «gerötetes, aufgeregtes Gesicht, das er aus dem Fenster streckte».<sup>41</sup> Zum ersten Mal sah Helen ihre Mutter in Tränen ausbrechen.

Milner zog schon bald zu ihr nach Great Wigsell; die Armee hatte seinen Landsitz als Offiziersunterkunft requiriert. (Unteroffiziere und Mannschaften schliefen in Zeltreihen auf seinen Feldern.) Wir wissen nicht, was er ihr sagte, aber er dürfte sie damit getröstet haben, dass George zumindest in besten Händen sei – in der Obhut von Offizieren, die ihre militärischen Fähigkeiten im Burenkrieg bewiesen hätten, wo er sie kennen gelernt habe. Das Kommando über das aus zwei Divisionen bestehende Korps, zu dem George Bataillon gehörten, hatte Sir Douglas Haig. Und Oberkommandierender des ganzen, 75'000 Mann umfassenden britischen Expeditionsheers, das in aller Eile über den Ärmelkanal geschafft wurde, war Sir John French.

## 8. KAPITEL

### *Wie Schwimmer auf dem Sprung ins reinigende Bad*

Die Nachricht, dass Truppen unterwegs waren, verbreitete sich in Windeseile durch ganz Europa – vom Trafalgar Square bis zum Newski-Prospekt. In der malerischen, von einer alten Festungsmauer umgebenen Küstenstadt Saint-Malo lauschte eine bedrückte Schar von Einwohnern und Sommerurlaubern dem Bürgermeister, der Deutschlands Kriegserklärung verlas. In der Menge stand eine Frau, die sich der britischen Justiz durch Flucht entzogen hatte.

In den vergangenen Monaten hatte sich Emmeline Pankhurst entschlossener denn je mit der britischen Staatsmacht angelegt, die begonnen hatte, ein neues Gesetzesinstrument gegen sie anzuwenden. Um zu verhindern, dass Suffragetten im Hungerstreik zu Märtyrerinnen wurden, hatte die Regierung ein neues Gesetz verabschiedet, den sogenannten Prisoners Act (*Prisoners Temporary Discharge for Ill Health Act*) – «Gesetz zur vorübergehenden gesundheitsbedingten Entlassung von Gefangenen», der im Volksmund nur *Cat and Mouse Act* («Katz-und-Maus-Gesetz») hiess. Man setzte jetzt die Suffragetten, die in Hungerstreik getreten waren, auf freien Fuss, wenn sie geschwächt waren, und gab ihnen Gelegenheit, sich zu erholen, um sie dann wieder zu verhaften und zur Verbüßung ihrer verbleibenden Strafe zu zwingen.

Im Jahr zuvor hatte ein Gericht Emmeline Pankhurst zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, weil mehrere Suffragetten eines Nachts in das Landhaus des Finanzministers David Lloyd George eingedrungen waren und eine Bombe gelegt hatten; durch die Explosion wurden fünf Zimmer zerstört.

Die Tat war Emmeline Pankhurst zwar im Vorhinein nicht bekannt gewesen, fand



anschliessend aber ihre begeisterte Zustimmung. Folglich wurde sie für schuldig befunden, die unbekanntes Täter «aus Heimtücke und niederen Beweggründen» angestiftet zu haben, und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Sie erklärte sich zur «Kriegsgefangenen» und trat wiederholt in Hungerstreik, woraufhin sie von der zuständigen Behörde mehrfach entlassen und wieder verhaftet wurde. Während ihres letzten Gefängnisaufenthalts hatte sie so wütenden Widerstand geleistet, dass sie unter dem Vorwurf der Gehorsamsverweigerung, unflätiger Ausdrucksweise und Gewaltanwendung gegen einen Aufseher eine Woche lang in Einzelhaft kam. Anschliessend wurde sie mit der Auflage, sich am 22. Juli 1914 zum erneuten Haftantritt einzustellen, wieder auf freien Fuss gesetzt. Doch stattdessen floh sie, bleich und abgemagert, über den Ärmelkanal, um sich bei der im Exil lebenden Christabel zu erholen. Die offiziellen Stellen Grossbritanniens dürften wohl erwartet haben, dass sich Mutter und Tochter entschieden gegen den Krieg aussprechen würden. Tatsächlich erklärte Christabel im Vorfeld des Konflikts, als sich Europas Mächte gegenseitig mit Ultimaten eindeckten: Es sei «Gottes Rache an dem Volk, das seine Frauen unterjocht».<sup>1</sup>

Doch sobald die Kämpfe tatsächlich begannen, wurde alles anders: Emmeline befahl der Womens Social and Political Union, ihre Aktivitäten einzustellen. Derweilen hatte die britische Regierung alle inhaftierten Suffragetten ohne Auflagen begnadigt. (Die Amnestie wurde von Scotland Yards Abteilung für Staatsicherheit erleichtert aufgenommen, wurden doch dadurch viele Agenten Basil Thomsons für andere Aufgaben frei, unter anderem die zwölf Beamten, die eine wöchentliche Sonderzuwendung von zwölf Shilling erhielten, weil sie die Stenographie beherrschten. Sie waren häufig damit beschäftigt gewesen, die Kundgebungen der Suffragetten zu protokollieren.) Obwohl die nächste Ausgabe der *Suffragette*, der kämpferischen WSPU-Zeitung, bereits gedruckt war, untersagten Emmeline und Christabel die Auslieferung und traten die Rückreise nach Grossbritannien an. Als ihre Fähre sie über den Ärmelkanal nach England brachte, fuhren Zehntausende von John Frenchs Soldaten auf Truppentransportern in die andere Richtung. Emmeline war unterwegs zu einer anderen Schlacht – gegen ihre Tochter Sylvia.

Kurz vor Kriegsbeginn war Sylvia von Emmeline und Christabel aus der WS-

## **8. KAPITEL WIE SCHWIMMER AUF ODEM SPRUNG INS REINIGENDE BAD 143**

PU gedrängt worden. Doch der Graben sollte sich noch vertiefen. Getreu ihren sozialistischen Überzeugungen, protestierte Sylvia leidenschaftlich gegen die britische Teilnahme am Krieg. Eine öffentliche Konfrontation mit Mutter und Schwester erschien unvermeidlich.

Stimmen wie die Sylvias waren selten. Sogar Charlotte Despard, die am Abend der britischen Kriegserklärung auf einer Kundgebung von mehr als 2'000 Frauen gegen «diesen verbrecherischen Krieg»<sup>2</sup> gewettert hatte, verfiel in ein ganz untypisches Schweigen – sicherlich, weil ihr geliebter jüngerer Bruder jetzt Oberbefehlshaber an der Westfront war. Keir Hardie, der den Krieg auch weiterhin als Katastrophe bezeichnete, war den Anfeindungen auf Londons Strassen ausgesetzt. Ein Parlamentskollege sah ihn einmal auf der Terrasse des Unterhauses sitzen und verzweifelt in die Themse starren. Obwohl er auch jetzt noch durchs Land fuhr und seine Meinung verkündete, beschrieb ihn ein Genosse als «gebrochen an Geist und Körper».<sup>3</sup> In der durch die Mobilmachung ausgelösten Euphorie war die Presseberichterstattung über seine Reden allenfalls spärlich zu nennen. Kaum jemand schien von der trotzigsten Erklärung seiner Independent Labour Party Notiz zu nehmen: «Über den Kanonendonner hinweg senden wir den Deutschen Sozialisten unsere Anteilnahme und Grüsse ... Sie sind für uns keine Feinde, sondern verlässliche Freunde.»<sup>4</sup>

Hardie befand sich in einem Dilemma, dem sich viele Friedensaktivisten gegenübersehen: Wie konnte man einen Krieg bekämpfen, ohne den Anschein zu erwecken, den in Lebensgefahr befindlichen Ehemännern, Vätern und Brüdern in den Rücken zu fallen? Gelegentlich äusserte er sich ausweichend, etwa wenn er einmal erklärte, man müsse die Deutschen hinter ihre Grenzen zurückwerfen. Sein Mitleid gehörte den Menschen, die schreckliche Nachrichten aus Frankreich erhielten – auch dann, wenn es sich um seine politischen Gegner handelte. Nachdem der einzige Sohn eines wohlhabenden konservativen Abgeordneten mit unerträglich chauvinistischen Ansichten an der Front gefallen war, schrieb Hardie einem Freund, er würde «am liebsten zu ihm gehen und ihn umhalsen».<sup>5</sup>

Für ein Land, das fast bis zur letzten Minute den Anschein erweckt hatte, es werde sich möglicherweise aus dem Konflikt heraushalten, war die Wandlung erstaunlich. Überall wurden die Musterungsoffiziere freundlich aufgenommen. Strassen wurden abgesperrt, damit Männer, die anstanden, um sich freiwillig zu

melden, den Umgang mit dem Bajonett an Stoffpuppen üben konnten. Singend marschierten die frisch gemusterten Soldaten zu den Bahnhöfen. Am 1. August hatten sich nur acht Mann in dem zentralen Londoner Musterungsbüro verpflichtet. Drei Tage später war die Menge, die hineinwollte, so gross, dass 20 Polizisten erforderlich waren, um dem diensthabenden Musterungsoffizier einen Weg zu seinem Arbeitsplatz zu bahnen. Weitere drei Tage später musste das Edinburger Musterungsbüro die ganze Nacht geöffnet bleiben, damit alle Freiwilligen erfasst wurden.

Allein in London wurden stündlich 100 neue Rekruten vereidigt. Rund zwei Dutzend Theaterstücke patriotischen Inhalts mit Titeln wie *Call to Arms* («Ruf zu den Waffen») wurden eilig in die West-End-Theater gebracht. In den Pausen standen Musterungsoffiziere zur Verfügung, bei denen sich Freiwillige aus dem Publikum melden konnten. In Knavesmire, Yorkshire, füllten sich die Tribünen einer Pferderennbahn mit begeisterten Zuschauern, die beobachteten, wie Schwadronen der Royal Scots Greys die Kavallerieattacken übten, mit denen sie die deutschen Truppen in Frankreich zu überrennen gedachten. Überall stellten die Musterungsoffiziere fest, dass vor allem eines kampfeslustige Männer anzulocken vermochte: die Musik einer Militärkapelle. Einige Einheiten wurden dermassen von Kriegsfreiwilligen bestürmt, dass sie eine Aufnahmegebühr verlangten; andere mussten ihre Rekruten mit Regenschirmen oder Besenstielen exerzieren lassen, weil es an Gewehren fehlte. Zehntausende wurden aus Alters- und Gesundheitsgründen abgewiesen – unter ihnen auch der imperial gesinnte Schriftsteller John Buchan, der tief enttäuscht war. Binnen ein, zwei Jahren wurde der Bedarf an Soldaten so gross, dass diese Hindernisse abgemildert wurden, doch am Anfang wurden sie von den Betroffenen schmerzlich empfunden: Als Edgar Francis Robinson, ein 33-jähriger Londoner Rechtsanwalt, aus Gesundheitsgründen zurückgewiesen wurde, erschoss er sich.

Ein ähnlicher Eifer war überall auf der Welt zu beobachten. In Kanada, Australien und Neuseeland, bei der weissen Bevölkerung Südafrikas und den britischen Siedlern in den Kolonien des Empire konnten die Männer es nicht abwarten, sich freiwillig zu melden. Wer seine Grundausbildung hinter sich hatte, wurde mit Tausenden anderen nach Europa verschifft, um dem Mutterland in der Stunde der Not beizustehen.

In Grossbritannien kamen die Arbeiterunruhen fast vollständig zum Erliegen, die Pläne für einen Generalstreik im November wurden aufgeschoben und Gewerkschaftsführer sprachen auf Musterungsveranstaltungen. Es meldeten sich so viele Mitglieder der Bergarbeitergewerkschaft, dass die Regierung, um die Kohleversorgung der Marine fürchtend, weitere Rekrutierungen von Grubenarbeitern verbot. Emrys Hughes, ein 20-jähriger Student, der später Keir Hardies Tochter heiratete, war entsetzt, einige Musterungsoffiziere in seinem vom Bergbau geprägten Heimatort in den walisischen Bergen anzutreffen. «Ich musste daran denken, dass in den Hügeln Westfalens auf die gleiche Weise geworben würde und dass die Kumpel dort ihre Heimat verlassen und ... in genau demselben Geist kämpfen würden.»

Die Stimmung im Land wurde durch den 27-jährigen Dichter Rupert Brooke, einen frisch bestellten Offizier der Royal Navy, zum Ausdruck gebracht:

*Gott sei es gedankt, dass er uns diese Stunde gab  
und uns geweckt aus tiefem Schlaf da wir noch jung sind,  
damit wir, mit sichrer Hand, geschärftem Aug und neuer Kraft,  
wie Schwimmer auf dem Sprung ins reinigende Bad,  
einer Welt den Rücken kehren, die alt und kalt und müd geworden ...*<sup>\*6</sup>

Brooke starb Anfang des folgenden Jahres an Bord eines Lazarettschiffs.

Diese Dankbarkeit, dass der Krieg endlich begonnen hatte, war auch in Deutschland zu beobachten. Der Krieg sei «Reinigung, Befreiung», schrieb Thomas Mann, vom «Hader, den der Komfort des Friedens hatte giftig werden lassen».<sup>7</sup>

Mit täglich 550 Eisenbahnzügen – an den Seiten teilweise mit der Kreideinschrift «nach Paris» versehen und von der begeisterten Bevölkerung mit Blumen geschmückt – fuhren jetzt grau uniformierte deutsche Truppen Richtung Belgien. «Ihr werdet wieder zu Hause sein, ehe noch das Laub von den Bäumen fällt»<sup>8</sup>, hatte der Kaiser seinen Soldaten mit auf den Weg gegeben. Die weit kleinere bel-

---

\* Now, God be thanked Who has matched us with His hour, / And caught our youth, and wakened us from sleeping, / With hand made sure, clear eye, and sharpened power, / To turn, as swimmers into cleanness leaping, / Glad from a world grown old and cold and weary ...

gische Armee leistete jedoch unerwartet hartnäckigen Widerstand. Die Deutschen, genauso pferdenärrisch wie die Briten, hatten acht Kavalleriedivisionen zu je 5'000 Pferden in ihr Invasionsheer aufgenommen – mehr Reiter, als in Westeuropa je zuvor in den Krieg geschickt worden waren. Doch sie stellten rasch fest, dass die Lanzen und Säbel ihrer berühmten Ulanen gegen die wuchtige Wirkung der belgischen Schnellfeuergewehre nichts auszurichten vermochten. Hunderte Ulanen wurden aus dem Sattel geschossen. Ein Festungsring rund um das nahe der deutschen Grenze gelegene Lüttich verzögerte die Invasion zusätzlich, bis die Forts von riesigen Belagerungsgeschützen – jedes so gross, dass es von 36 Pferden gezogen werden musste – übergabereif geschossen wurden. Die Explosionen ihrer Granaten schleuderten Erde und Trümmer 300 Meter hoch in die Luft.

Erbittert über den Widerstand, der ihnen entgegenschlug, begannen die Deutschen eine Schreckensherrschaft auszuüben: In den eroberten Ortschaften setzten sie Häuser in Brand – manchmal samt deren Bewohnern. Sie exekutierten viele tausend Geiseln unter dem fadenscheinigen Vorwand, dass Zivilisten aus dem Hinterhalt auf deutsche Soldaten schössen. Ende August hatten die deutschen Streitkräfte die Hauptstadt Brüssel eingenommen, die Reste der belgischen Armee aus dem Weg geräumt und drangen – wenn auch erheblich hinter ihrem Zeitplan zurück – in Nordfrankreich ein. Immer noch mit einem raschen Sieg rechnend, schlug Wilhelm II. seinen Generälen vor, nach dem Krieg Grenzgebiete Frankreichs und Belgiens zu annektieren, ihre Bewohner zu vertreiben und sie mit deutschen Soldaten und ihren Familien zu besiedeln.

Die französische Armee erwies sich als ausserstande, den deutschen Einmarsch zu verhindern, und im Südosten, an der gemeinsamen Grenze mit Deutschland, endete eine eigene Offensive der Franzosen mit einem Desaster. In der Vorkriegsplanung hatten die Franzosen ganz auf den Nimbus des Angriffs gesetzt: Scharen von Männern, die voller Elan mit aufgepflanztem Bajonett vorwärtsstürmten, oder donnernde Kavallerieattacken sollten Furcht in die Herzen der Deutschen säen. Ausserdem zogen Frankreichs Soldaten in den weithin sichtbaren blauen Jacken und knallroten Hosen in den Kampf, die sie lange Zeit zu den farbenprächtigsten Infanteristen Europas gemacht hatten. Bei einer Parlamentsanhörung zwei Jahre

## **8. KAPITEL WIE SCHWIMMER AUF DEM SPRUNG INS REINIGENDE BAD 147**

zuvor hatte der Kriegsminister einen Reformer niedergebrüllt, der die roten Hosen abschaffen wollte. «Niemals!» rief er aus. «Die rote Hose ist Frankreich!»<sup>9</sup> Gute Zielscheiben gaben auch die Kürassiere mit ihren hohen rosshaargeschmückten Messinghelmen ab: Sie waren, wie ein Brite trocken anmerkte, «schon von weitem leicht zu erkennen, da die Sonnenstrahlen von ihren glänzenden Brustharnischen nach allen Seiten reflektiert wurden. Da diese nicht kugelsicher waren, war ihre eigentliche Funktion schwer zu erkennen.»<sup>10</sup> Die Zuavenregimenter aus Frankreichs nordafrikanischen Kolonien waren dank ihren roten Mützen und blendend weissen Pluderhosen gut auszumachen. Die französischen Offiziere hoben sich von den algerischen Kavalleristen, die sie befehligten, durch ihre knallroten Uniformjacken ab. Und als ob diese auffälligen visuellen Reize noch nicht genügten, um den feindlichen Scharfschützen ihr Geschäft zu erleichtern, half man diesen auch noch durch eine entsprechende Geräuschkulisse: Viele französische Infanterieeinheiten wurden von Blaskapellen zum Angriff geführt (was gelegentlich auch bei den Deutschen üblich war). Umfangreiche französische Bajonettangriffe gegen deutsche Maschinengewehre und Artilleriefeuer auf kurze Distanz endeten damit, dass das Schlachtfeld von abgerissenen Körperteilen übersät war – immer noch in rote, blaue und weisse Stoffe gehüllt. Nach weniger als einem Monat waren fast 300'000 dieser fesch gekleideten Soldaten tot oder verwundet. Diese Verluste wurden in der britischen Presse mit keinem Wort erwähnt.

Dafür erhielt jeder Soldat des britischen Expeditionskorps eine persönliche Botschaft von Lord Kitchener, dem Sieger von Omdurman, der inzwischen zum Verteidigungsminister avanciert war: Sein Appell an Ehrgefühl, Pflichterfüllung und Vaterlandsliebe spiegelte seinen berüchtigten Puritanismus wider – und auch seine Furcht vor Geschlechtskrankheiten in der Armee: «Seid ständig auf der Hut vor Ausschweifungen jedweder Art. Die vor euch liegenden neuen Erfahrungen werden euch Versuchungen in Gestalt von Alkohol und Frauen bringen. Beiden Versuchungen müsst ihr eisern widerstehen. Begegnet allen Frauen mit der gebührenden Höflichkeit und vermeidet jegliche Intimität.»<sup>11</sup>

Das Heer, das Grossbritannien auf französischem Boden ins Feld führte, war nicht besonders gross – bei Kriegsausbruch dienten in Indien mehr Soldaten als auf den britischen Inseln – doch den Männern, die am 9. August 1914 in Boulogne

und Le Havre an Land gingen, wurde ein rauschender Empfang bereitet: brausende Hochrufe, Schiffssirenen, ein Regen von Blumen und Bonbons, Krüge mit Cider, gereicht von jenen Frauen, mit denen sie «jegliche Intimität» meiden sollten. Einige Soldaten, die in Indien gedient hatten, begrüßten die Franzosen in der einzigen Fremdsprache, die sie kannten: Hindi. Die Soldaten wurden eiligst an die Front befördert – mit Güterzügen und sogar roten Doppeldeckerbussen, die über den Ärmelkanal geschafft worden waren. Die Stellungen, die sie gegen die Angriffe zahlenmässig weit überlegener deutscher Kräfte halten sollten, lagen in der Umgebung der belgischen Stadt Mons, wo die Deutschen die Grenze nach Frankreich noch nicht überschritten hatten.

Schon die Umgebung liess erkennen, dass sich hier eine neue, industrialisierte Form des Kriegs abzeichnete: Zum ersten Mal schickten sich die britischen Streitkräfte an, in einem Industriegebiet zu kämpfen. Die Soldaten sahen sich von genau jener Welt umgeben – Hochöfen, Fabriken, russigen, grauen Arbeiterhäusern, Bergleuten, die mit geschwärzten Gesichtern den Kohlengruben entstiegen –, der viele von ihnen durch die Verpflichtung zum Kriegsdienst hatten entkommen wollen.

Sir John French rief Bestürzung hervor, als er, einer Eingebung folgend, vorschlug, seine Truppen nicht gemäss den Plänen in Stellung zu bringen, die von britischen und französischen Generälen in jahrelanger, sorgfältiger Arbeit vorbereitet worden waren, sondern im belgischen Hafen Antwerpen, wohin sich die Reste der belgischen Armee zurückgezogen hatten. Er wurde zwar überstimmt, liess aber die Minister des britischen Kabinetts fassungslos zurück. Ihm war entgangen, dass er, um auf dem Wasserweg nach Antwerpen zu gelangen, eine lange Strecke auf der zu den neutralen Niederlanden gehörenden Schelde hätte zurücklegen müssen. Auch tat er sich, wie sich rasch herausstellte, sehr schwer mit seinen französischen Kollegen. «Sie sind ein primitives Volk», schrieb er Kitchener, «man muss sich immer wieder vergegenwärtigen, was für einer Klasse die meisten dieser französischen Generäle entstammen.»<sup>12</sup> Noch schlimmer: Die Aussicht, London zu verlassen, um zum ersten Mal seit Waterloo eine Militärexpedition auf dem westeuropäischen Kontinent durchzuführen, hatte Frenchs Oberkommando in solche Aufregung versetzt, dass es seine Codebücher in England vergass.

## **8. KAPITEL WIE SCHWIMMER AUF DEM SPRUNG INS REINIGENDE BAD 149**

All das focht seine Soldaten nicht an. Sie liebten ihren kleinen, temperamentvollen Feldmarschall, der nach Dienstschluss, in seinen blauen Morgenmantel gekleidet, das Hauptquartier fröhlich pfeifend durchstreifte. Allerdings wurde dieses Vertrauen nicht von einem ehrgeizigen Untergebenen geteilt. «In meinem Innersten», vertraute General Sir Douglas Haig seinem Tagebuch bereits eine Woche nach Kriegsbeginn an, «weiss ich, dass French für dieses grosse Kommando nicht geeignet ist.»<sup>13</sup> Strategisch geschickt, hatte er die gleichen «schwerwiegenden Bedenken», wie er weiter notierte, jemandem mitgeteilt, mit dem er am selben Tag zu Mittag gegessen hatte: König Georg V.

Das britische Expeditionskorps umfasste vier Infanteriedivisionen, jede bis zu 18'000 Mann stark, und eine Kavalleriedivision mit rund 9'000 Mann. Die Säbel der Offiziere waren frisch geschliffen. Wegen ihrer Pferde, die mit Schlingen in die Frachträume hinein und aus ihnen heraus gehoben wurden, beanspruchte die Kavallerie unverhältnismässig viel Raum in den Schiffen, die den Ärmelkanal überquerten, und in den Zügen, die die Truppen an die Front brachten. Frisch in Frankreich gelandet und in der Wochenschau gut an seinem o-beinigen Gang zu erkennen, inspizierte French zwei seiner Infanterieeinheiten, die ihm «gesund und munter» erschienen.<sup>14</sup> In Paris schlug ihm aus tausend Kehlen der Ruf «*Vive l'Angleterre!*» entgegen, als er an der Gare du Nord eintraf. Präsident Poincaré war jedoch enttäuscht, dass der fröhliche britische Oberbefehlshaber trotz seines Namens nur wenig Französisch sprach. (Der Feldmarschall selbst sah das anders. Es heisst, er habe ein Gruppe französischer Offiziere angesprochen, und als er hörte, dass einige von ihnen ausriefen: «*Traduisez!*» [Übersetzen Sie!], habe er versucht, ihnen zu erklären, dass er sich bereits in ihrer Sprache äusserte.)

Als French seine Einheiten inspizierte, stiess er zu seiner Freude auf Männer, die schon im Sudan, in Indien und Südafrika unter ihm gedient hatten. Sein grauer Schnurrbart und das rötliche, gesunde Gesicht wurde für die Soldaten bei seinen Ansprachen zu einem vertrauten Anblick, wobei er – immerhin schon 61-jährig – seine etwas kurz geratene Gestalt gelegentlich auf einen vergoldeten Spazierstock stützte. Kitchener, der nachrichtendienstliche Informationen über eine gewaltige deutsche Truppenkonzentration erhielt, bombardierte French mit besorgten Bot-



schaften. Doch der Feldmarschall blieb völlig unbeeindruckt. «Ich denke, ich kenne die Situation genau», erwiderte er, «und sie ist nach meiner Meinung sehr günstig für uns.»<sup>15</sup> Nach einem Diner im Pariser Ritz hielt Sir John in seinem Tagebuch fest: «Die üblichen unsinnigen Berichte über französische ‚Niederlagen‘ machten die Runde. Alles völlig falsch!»<sup>16</sup>

In diesen ersten Wochen war seine Aufmerksamkeit in bemerkenswerter Weise auf das Erscheinungsbild seiner Truppen – und kaum etwas anderes – gerichtet. «Habe die 4th Brigade (Scott-Kerr) vorbeimarschieren sehen», berichtete er, «was für ein prachtvoller Anblick.»<sup>17</sup> Unter den Soldaten, die in dieser Einheit an ihm vorüber defilierten, befand sich auch George Cecil. Dessen Bataillon war unter den Hochrufen der örtlichen Fischer in Le Havre gelandet, durch glühend heisse Kopfsteinpflasterstrassen marschiert und dann mit dem Zug nach Belgien weitergefahren. Es wäre George wohl äusserst peinlich gewesen, hätte er gewusst, dass seine Mutter an seinen Kommandeur Brigadegeneral Robert Scott-Kerr geschrieben hatte. Die Gesundheit ihres Sohnes mache ihr mehr Sorgen, erläuterte ihm Violet Cecil, «als die feindlichen Kugeln», und bat, der General möge ihn doch in die Obhut eines Älteren geben. «Für einen Achtzehnjährigen scheinen mir die Strapazen eines solchen Feldzugs übermässig zu sein»,<sup>18</sup> klagte sie. Bis zum 23. August hatte sein Bataillon zwischen den Schlackenhalde und Fördertürmen der Kohlengruben bei Mons Stellung bezogen – die ihm sicherlich so exotisch erschienen wie den einfachen Soldaten seiner Einheit vertraut. Am Himmel tauchten deutsche Aufklärungsflugzeuge auf, und die Strassen waren mit Flüchtlingen verstopft. Mit der Verteidigung einer Brücke betraut, grub George Kompanie Pflastersteine aus, um Barrieren gegen den jederzeit erwarteten Angriff der Deutschen zu bauen. In einem der wöchentlichen Briefe, die Violet pflichtbewusst an seinen Vater Edward schrieb, berichtete sie auch von George: «Er meinte, bis jetzt sei alles ein prachtvoller Spass gewesen.»<sup>19</sup>

Auf der anderen Seite des Ärmelkanals drohte ein Konflikt anderer Art. Bis jetzt kannte man Emmeline und Christabel Pankhurst als äusserst radikale Unruhestifterinnen. Einige Wochen nach Kriegsbeginn riefen die beiden zu einer grossen WSPU-Kundgebung im Royal Opera House auf – Motto der Veranstaltung: *The Great Need of Vigorous National Defence Against the German Peril* (Die dringen-

## **8. KAPITEL WIE SCHWIMMER AUF DEM SPRUNG INS REINIGENDE BAD 151**

de Notwendigkeit einer entschlossenen nationalen Verteidigung gegen die deutsche Gefahr). Das Theater war mit den Fahnen der Alliierten geschmückt – sogar mit dem Doppeladler des zaristischen Russlands, einem bei der Linken überaus verhassten Symbol. Für Christabel war es der erste öffentliche Auftritt, seit sie einige Jahre zuvor aus England geflohen war, und die begeisterte Menge sang *For Shes a Jolly Good Fellow*. Im Publikum befand sich auch Sylvia, hin und her gerissen und bestürzt, weil der politische Graben zwischen ihnen immer tiefer wurde: «Die leere Bühne war mit dunkelgrünem Samt verhängt. Sie trat allein hinaus, von einem Strahl Rampenlicht erhellt, anmutig und schlank, in ihre Lieblingsfarbe Hellgrün gekleidet. Ihre WSPU-Bewunderinnen traten heran und reichten ihr Kränze. Sie legte sie sich in einem Halbkreis zu Füßen.»<sup>20</sup> Militante Frauen, teilte Christabel der Menge mit, müssten ihre Energie jetzt darauf verwenden, den Geist der Militanz in den Männern zu wecken. Als jemand rief: «Stimmrecht für Frauen!», erwiderte sie: «Darüber können wir jetzt nicht diskutieren.»<sup>21</sup> Sie rief den Staat auf, Frauen für die Wirtschaft zu mobilisieren, um die Männer für die Front freizustellen.

«Ich lauschte ihr mit Bekümmern», schrieb Sylvia, «und beschloss, noch entschiedener für den Frieden zu schreiben und zu sprechen.»<sup>22</sup> Anschließend ging sie hinter die Bühne zu ihrer Schwester, aber sie hatte das Gefühl, es liege «eine unüberwindliche Barriere zwischen uns». Als die Mutter zu ihnen trat, tauschten Emmeline und Sylvia «einen kurzen Gruss aus, wie durch einen Schleier»,<sup>23</sup> bevor sich ihre Wege wieder trennten. Aus der vor dem Opernhaus wartenden Menge ertönten Rufe, die den Zwist der Familie Pankhurst widerspiegeln: «Christabel!» oder «Emmeline!» einerseits und «Sylvia!» andererseits.

Auf einer Kundgebung einige Wochen später in Glasgow sprach sich Sylvia als eine der ersten Suffragetten gegen den Krieg aus. In der Zeitung *Womans Dreadnought*, die sie im East End als Konkurrenzblatt zu Christabels WSPU-Organ herausgab, schlug Sylvia eine tausendköpfige *Womens Peace Expeditionary Force* (Frauenexpeditionsarmee für den Frieden) vor, die unter einem weissen Banner mit Friedenstaube durch das Niemandsland zwischen den feindlichen Männerheeren marschieren sollte. Sie druckte auch Teile einer Rede des deutschen Sozialisten und Kriegsgegners Karl Liebknecht ab, in der er erklärte, wie der Krieg durch

imperialistische Rivalitäten verursacht worden sei. Und sie unterzeichnete als eine von über 100 britischen Frauen einen offenen Brief, der an die deutschen und österreichischen Frauen gerichtet war. «Vergessen wir nicht, dass wir in eben dieser Pein vereint sind ... Wir müssen alle auf einen Friedensschluss hinarbeiten ... Wir grüssen Euch als Eure Schwestern im Leid.»<sup>24</sup>

Emmeline und Christabel schlugen einen ganz anderen Weg ein. Mit der vollen Unterstützung der englischen Regierung brach Christabel zu einer sechsmonatigen Vortragsreise in die Vereinigten Staaten auf, um die Amerikaner zum Kriegseintritt an der Seite der Alliierten zu bewegen. Emmeline hielt derweilen Vorträge in England und unterstützte die Kriegsanstrengungen mit dem ganzen Gewicht ihrer gebieterischen Persönlichkeit. «Ich möchte, dass die Männer in die Schlacht ziehen wie der Ritter in alten Zeiten», forderte sie, «der vor dem Altar niederkniete und gelobte, sein Schwert nicht zu beflecken und es nur zum höheren Ruhm seines Vaterlandes zu führen.»<sup>25</sup> In Plymouth verkündete sie einer jubelnden Menge: «Wenn ihr in diesen Krieg zieht und euer Leben hingebt, könnt ihr keinen besseren Tod finden, – denn das Leben für sein Vaterland zu geben ist gross und ehrenvoll.»<sup>26</sup>

Für jemanden, der noch zwei Jahre zuvor Steine in die Fenster von Nr. 10 Downing Street geworfen und vom Krieg verächtlich als einer Männerangelegenheit gesprochen hatte, war das eine höchst verblüffende Wandlung. Kaum weniger erstaunlich war der erbitterte Streit, der eine Familie auseinanderriss, die jahrelang gemeinsam gekämpft hatte – die für die gemeinsame Sache ins Gefängnis gegangen war und dort, soweit es Emmeline und Sylvia betraf, sogar die Strapazen von Hungerstreiks auf sich genommen hatte. Wie ist das zu erklären?

Sylvias Pazifismus ergab sich eigentlich ganz logisch aus ihren sozialistischen Überzeugungen und Hardies Einfluss, ihres ehemaligen Liebhabers. Rätselhafter war da schon die neue patriotische Begeisterung ihrer Mutter, die auch viele ihrer WSPU-Anhängerinnen befremdete. Ein Grund für Emmelines Kriegseifer war sicherlich persönlicher Natur: In ihrer Jugend hatte sie einige Jahre lang eine Mädchenschule in Paris besucht, und aus dieser Zeit blieb ihr eine lebenslange Liebe zu allem, was französisch war, und eine genauso hartnäckige Abneigung gegen alles, was deutsch war. Doch abgesehen von diesen Gefühlen und der tribalisti-

schen Faszination des Kriegspatriotismus hatten sie und Christabel noch ein anderes Motiv für ihre Kehrtwendung. Sich vorbehaltlos hinter den Krieg und in den Dienst der britischen Regierung zu stellen war eine einmalige Gelegenheit, die politische Aussenseiterrolle loszuwerden, in die sie sich durch die unpopuläre Strategie des Steinewerfens und der Brandstiftung manövriert hatten, und eine geachtete Stellung in der Mitte der Gesellschaft einzunehmen. Sie wussten, dass die Regierung es nur zu gern gesehen hätte, wenn sich die bekanntesten Dissidentinnen des Landes um die Fahne versammelten. Um ihnen als politischen Kämpferinnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: Sie wussten sicherlich, dass sie durch diese Entscheidung ihrem grossen Ziel, dem Frauenstimmrecht, ein gutes Stück näherkamen.

Ende 1914 konnte ein vernünftiger Mensch überzeugende Gründe finden, einen Krieg gegen Deutschland zu unterstützen, schien das Reich Wilhelms II. doch nach der Vorherrschaft in Europa zu greifen. Da konnte das Bestreben, Deutschland Einhalt zu gebieten, schon als moralischer Imperativ erscheinen – wenn auch als ein tragischer und bedauerlicher, angesichts des unvermeidlichen Blutvergiessens. So empfanden Millionen Menschen in Grossbritannien, die ansonsten überhaupt nicht militärisch eingestellt waren. Doch nachdem Emmeline und Christabel nunmehr beschlossen hatten, die Kriegsanstrengungen ihres Landes zu unterstützen, war es völlig ausgeschlossen, dass sie sich dabei die geringste Ambivalenz oder Nuancierung gestatteten. Sie lebten in einer Welt von Gut und Böse, in der es weder Differenzierung noch Widersinn gab, und sie hatten nichts als bitteren Hohn für jeden übrig, der anders dachte. In den folgenden vier Jahren gingen sie in ihrer bedingungslosen Parteinahme so weit, dass sie damit sogar ihre Verbündeten befremdeten.

Als die Familie zerfiel, litt niemand mehr darunter als Sylvia. Ihr erschien der neue patriotische Eifer der Mutter als Verrat an allem, woran die Pankhursts einst geglaubt hatten. Selbstverständlich empfand Emmeline Sylvias Haltung unerträglich – genauso wie die ihrer dritten, im australischen Exil lebenden Tochter Adela: «Wenn ich bedenke, wo Du stehst und Adela, bin ich tief beschämt»,<sup>27</sup> schrieb ihr Emmeline. Danach sprachen sie kaum noch miteinander.

Nach Kriegsausbruch erfuhr die britische Öffentlichkeit wochenlang kaum Einzelheiten über das wirkliche Kriegsgeschehen. Viele Leute setzten ihr Leben einfach fort wie in Friedenszeiten; so notierte Charlotte Despard beispielsweise in ihrem Tagebuch, sie habe sich mit Herrn und Frau Gandhi in einem Londoner Hotel «beim Tee unterhalten».<sup>28</sup> Die ersten realistischen Nachrichten vom 30. August wirkten wie grelle Blitze an einem verdunkelten Himmel. In einer Sonntags-Sonderausgabe der *Times* berichtete der Korrespondent von

*einer auf dem Rückzug befindlichen und zerschlagenen Armee ... Unsere Verluste sind sehr gross. Ich habe die aufgeriebenen Reste vieler Regimentergesehen ... Einige [Divisionen] haben fast alle ihre Offiziere verloren ... Die deutschen Kommandeure im Norden warfen ihre Männer nach vorn, als verfügten sie über unerschöpfliche Reserven ... Ihre zahlenmässige Überlegenheit war so gross, dass sie so wenig aufzuhalten waren wie die Wogen des Meers ...*

*Um es kurz zu machen, der erste grosse Ansturm der Deutschen hatte Erfolg. Wir müssen der Tatsache ins Auge sehen, dass das Britische Expeditionskorps, das die Hauptlast des Vorstosses auszuhalten hatte, entsetzliche Verluste erlitt und sofortiger und ausserordentlicher Verstärkung bedarf. Das Britische Expeditionskorps hat zwar unvergänglichen Ruhm erworben, aber es braucht Männer, Männer und nochmals Männer.*

Der Schlussabsatz stammte vom Chef der britischen Pressezensur und zeitigte die gewünschte Wirkung: Allein in den folgenden beiden Tagen vereidigten die Musterungsoffiziere 30'000 neue Freiwillige.

Unter schweres Feuer gerieten britische Soldaten – unter ihnen auch George Cecil – erstmals am 23. August bei Mons. Wegen der Infanterieangriffe und nach heftigem Artilleriebeschuss befahl Sir John French seinen Truppen nach einem Tag, an dem die Briten 1'600 Tote und Verwundete zu beklagen hatten, den Rückzug. Im späteren Verlauf des Kriegs waren die Verluste manchmal in einer einzigen Stunde weit höher, doch für das gerade eingetroffene Expeditionsheer war dieser Blutzoll unerwartet und schockierend. Da der Transport überwiegend mit

Pferdegespannen abgewickelt wurde, waren nach der Schlacht Felder und Strassen mit verängstigten und verwundeten Pferden übersät. Während der nächsten 13 Tage waren die Briten überwiegend damit beschäftigt, sich in der glühenden Sommerhitze zurückzuziehen – eine chaotische, überstürzte Flucht über die belgische Grenze und durch Nordfrankreich bis zu den Aussenbezirken von Paris. Die Soldaten schliefen – wenn überhaupt – ein paar Stunden pro Nacht am Strassenrand oder in Scheunen. In dem verzweifelten Bemühen, sich aller Dinge zu entledigen, die den Rückmarsch hemmen konnten, befahlen die Offiziere ihren mutlosen Männern, alle überflüssigen Ausrüstungsgegenstände und Vorräte liegen zu lassen; die nachrückenden Deutschen waren begeistert, auf grosse Mengen von Munition, nagelneuen Stiefeln, Konservendosen, Kleidung, Rinderhälften zu stossen. Dieser lange Rückzug war einer der spektakulärsten in der britischen Militärgeschichte.

Während der Flucht stritt French wiederholt mit seinen Untergebenen. «Wie gewöhnlich verstand Sir John die Situation überhaupt nicht», schrieb der stellvertretende Chef seines Stabs ins Tagebuch. «Ein netter alter Mann, aber ohne Grips.»<sup>29</sup> French verbrachte relativ wenig Zeit im Stabsquartier und trug erheblich zur Unzufriedenheit seiner Offiziere bei, wenn er im Auto oder zu Pferde unterwegs war, um den persönlichen Kontakt zu seinen Soldaten zu suchen, der ihm über alles ging. «Ich suchte die Männer auf und unterhielt mich mit ihnen, während sie sich ausruhten», berichtete French. «Ich sagte ihnen, wie sehr ich ihre Leistung zu schätzen wusste und wie stolz das Land auf sie war ... der Kampfgeist und die Haltung, die sie an den Tag legten, waren unbeschreiblich ... – insgesamt zog eine halbe Million von ihnen auf den europäischen Kontinent!»<sup>30</sup> Nichts liess den Feldmarschall verzagen, noch nicht einmal die Nachricht von neuen deutschen Divisionen, die ganz in der Nähe in den Kampf eingriffen. Selbst die drohende Katastrophe vermochte seinen fast lächerlich anmutenden Enthusiasmus nicht zu dämpfen: «Vielleicht liegt der Reiz des Kriegs in seiner herrlichen Ungewissheit!»<sup>31</sup>

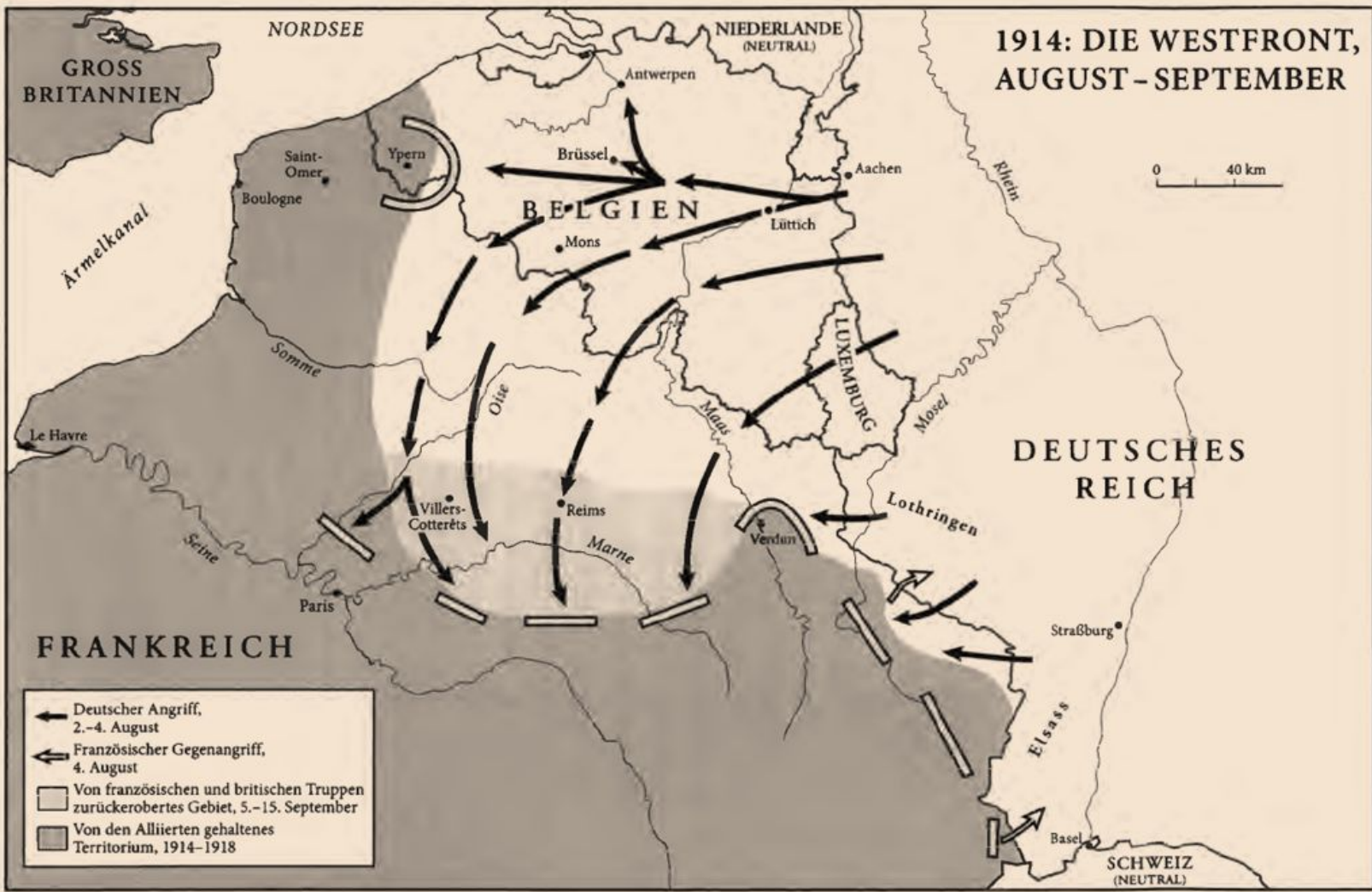
Auf keiner Seite war man auf das grauenhafte Ausmass der Verluste gefasst. Die jüngeren Kriegserfahrungen der Briten beschränkten sich wie die der Deutschen und Franzosen auf kleinere Kolonialkonflikte mit schlecht bewaffneten Afrikanern und Asiaten: Erich von Falkenhayn, der schon bald deutscher Generalstabschef wurde, hatte an der Niederschlagung des Boxeraufstands mitgewirkt,

und Joseph Joffre, der französische Oberbefehlshaber, hatte eine Expedition quer durch die Sahara geführt, um Timbuktu zu erobern. Keine Seite war zuvor längere Zeit dem Feuer von Maschinengewehren oder anderen modernen Waffen ausgesetzt. So konnte etwa die neue Generation weittragender Schnellfeuergeschütze feindliche Soldaten aus Stellungen unter schweres Feuer nehmen, die Kilometer entfernt und ausser Sichtweite waren. «Lauter und lauter wurde der Kanonendonner», beschrieb ein britischer Offizier den deutschen Angriff, «... unter einem blechnen Himmel, der unter den Schlägen der Artillerie erbebte, mal eine einzelne, schwere Entladung, dann eine Vibration der ganzen Atmosphäre, als würden die Götter im Himmel auf Trommeln, so gross wie Binnenseen, einschlagen.»<sup>32</sup> Obwohl die Deutschen den Gegner zurückdrängten, schienen auch sie vollkommen überrascht, als sie die Wirkung eines massierten Feuers aus Repetiergewehren mit Paketladung zu spüren bekamen. Diese Waffen mit ihrer Kadenz von 15 Schuss pro Minute rissen schreckliche Lücken in die dichten Sturmreihen. «Die Deutschen fielen um wie Holzklötze»,<sup>33</sup> beschrieb ein britischer Soldat ein Gefecht.

Um ihren Bruder besorgt, versuchte Charlotte Despard die Nachrichten aus Frankreich in einem möglichst günstigen Licht zu sehen: «In höchster Bewunderung, wenn auch beklommenen Herzens, habe ich gelesen, wie glänzend Jack den Rückzug organisiert hat»,<sup>34</sup> schrieb sie in ihr Tagebuch. Die britischen Kabinettsmitglieder hingegen vermochten keine glänzende Organisation zu erkennen, sondern fanden, dass French weiter und schneller zurückgewichen war als notwendig. Entsetzt vernahmen sie, dass der Feldmarschall seine gebeutelten Divisionen jetzt mehr als 150 Kilometer zurücknehmen wollte, um ihnen Gelegenheit zur Erholung zu geben und sie neu aufzustellen. Frenchs Mitgefühl für die geschundenen und erschöpften Männer hatte gegenüber seinem ohnehin begrenzten Sinn für militärische Strategie die Oberhand gewonnen. Ein Rückzug von der Front hätte den verzweifelten Franzosen das Gefühl gegeben, von ihrem Bundesgenossen im Augenblick der grössten Gefahr im Stich gelassen zu werden. Umgehend begab sich Kitchener an Bord eines Kreuzers, um zu einem Dringlichkeitstreffen mit seinem unberechenbaren Befehlshaber in die britische Botschaft nach Paris zu eilen.

Üblicherweise wurde Kitcheners Amt des Kriegsministers mit einem Zivilisten

# 1914: DIE WESTFRONT, AUGUST-SEPTEMBER





besetzt. Aber in dieser Stunde der Not hatten Alfred Milner und andere einflussreiche Persönlichkeiten den widerstrebenden Premierminister in aller Stille überredet, den Helden von Omdurman damit zu betrauen, weil er als das grösste lebende militärische Genie des Landes galt. Damit gehörte zum ersten Mal seit 250 Jahren ein aktiver Offizier dem Kabinett an. French empfand Kitchener, mit dem er nie auf besonders gutem Fuss stand, als Bedrohung und dazu als beleidigend, dass dieser in Paris seine Feldmarschalluniform trug – was seine eigene Autorität als Oberbefehlshaber in Frage stellte. Bei einer hitzigen Auseinandersetzung verbot ihm Kitchener kurzerhand, seine Truppen von der Front abzuziehen.

Während die entsetzten Briten noch versuchten, die katastrophalen Nachrichten zu verarbeiten, die aus Frankreich eintrafen, machte im Land ein merkwürdiges Gerücht die Runde. Dieser Rückzug sei ohne Bedeutung, weil die Russen – zu Hunderttausenden, Millionen – Grossbritannien zu Hilfe kämen. Man habe gesehen, wie sie in riesigen Scharen aus Schiffen strömten und Hunderte Züge füllten, in denen sie eiligst quer durch England in die Kanalhäfen geschafft würden. Sie hätten gesungen, Balalaika gespielt, wüste Bärte gehabt, Pelzmützen getragen und in rauhem Bass nach Wodka verlangt; ihre Rubel hätten auf den Bahnhöfen die Geldschlitze der für Pennys eingerichteten Automaten verstopft; an den Stiefeln hätten sie noch den Schnee Russlands gehabt. Die Gerüchte hielten sich so hartnäckig und waren so überzeugend, dass ein deutscher Spion in Schottland nach Berlin berichtete, russische Soldaten seien in Aberdeen von Bord gegangen; er habe mit eigenen Augen gesehen, wie sie in Schnellzügen mit heruntergelassenen Rollos Richtung Süden gefahren seien.\*

Besonders schmerzlich waren die britischen Niederlagen für all jene, die der Meinung waren, das Land sollte sich an diesem Krieg überhaupt nicht beteiligen. Keiner von ihnen wollte einen deutschen Sieg, doch glaubten die wenigen, die diese Ansicht vertraten, dass der Krieg die hohen Verluste, die sehr wahrscheinlich zu erwarten waren, nicht wert sei. Prominenter Dissident war der 42-jährige Bert-

---

\* Russland spielte auch eine grosse Rolle in Gerüchten, die in Deutschland ihr Unwesen trieben. In der ersten Kriegswoche hiess es, 25 französische Automobile transportierten 80 Millionen Goldfranc heimlich quer durch Deutschland nach Russland. In zahllosen Städten wurden Strassensperren errichtet, an denen insgesamt 28 Menschen, die verdächtig aussahen oder nicht schnell genug anhielten, von schiesswütigen Posten getötet wurden.

## **8. KAPITEL WIE SCHWIMMER AUF DEM SPRUNG INS REINIGENDE BAD 159**

rand Russell, Logiker und Mathematiker an der Universität Cambridge. Der Pfeife rauchende Russell war nicht nur der bekannteste Philosoph seines Landes, sondern auch von denkbar markantem Äusseren mit seiner mächtigen Stirn, der Adlernase, den durchdringenden blauen Augen, der kerzengeraden Haltung und der auffälligen Mähne, die damals bereits ergraute. Eine verliebte junge Frau schwärmte in einem Brief an ihn: «Dein heidekrauses Haar ... sieht so unbändig und revolutionär aus»;<sup>35</sup> Jahrzehnte später schrieb sie in ihren Erinnerungen, Russells Haar «schien fast Funken zu versprühen, wie Heidefeuer».<sup>36</sup>

Russell, Enkel eines Premierministers, dessen Grafentitel er später erbe, erkundete die eisigen Höhen der Theorie – in seinem bedeutendsten Werk, den *Principia Mathematica*, brauchte er zusammen mit seinem Koautor Whitehead immerhin 347 Seiten, um zur Definition der Zahl 1 zu gelangen –, schrieb aber auch Unterhaltsames für das breite Publikum. Im Laufe seines langen Lebens verfasste er mehrere Dutzend Bücher so mühelos, als schriebe er Briefe: eine heute noch vielgelesene populärwissenschaftliche Geschichte der Philosophie, eine Essaysammlung, ein bisschen Belletristik, Bücher über China, Glück, Politik, Sozialismus und Reformpädagogik. Er hielt nichts von der konventionellen Ehe, übte aber eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Frauen aus (eine Verehrerin reiste extra aus den Vereinigten Staaten an, um an seine Wohnungstür zu hämmern); er hasste jede Form organisierter Religion, erlebte aber Augenblicke spiritueller Ekstase; er kam aus der herrschenden Klasse, war aber in seinem politischen Leben meist bei den Linken zu finden. Während der grössten Krise seiner Generation wurde er nicht wankend in der Liebe zu seinem Land, hielt den Krieg aber von Anfang an für einen tragischen Fehler.

Russells intellektueller Mut zeigte sich nicht zuletzt in seiner Bereitschaft, sich dem letztgenannten Dilemma der Loyalitäten zu stellen. Ergreifend beschreibt er im Herbst 1914, wie ihn «der Patriotismus quälte ... Ich wünschte mir die Niederlage Deutschlands so glühend wie ein Oberst a. D. Die Liebe zu England ist fast das stärkste Gefühl, das ich habe. Wenn ich mich in solchen Augenblicken über sie hinwegzusetzen schien, leistete ich einen sehr schwierigen Verzicht.» Noch beklommener machte ihn indessen die Erkenntnis, «dass die Aussicht auf ein Blutbad von etwa 90 Prozent der Bevölkerung freudig begrüsst wurde ... Als Freund

der Wahrheit widerte mich die nationalistische Propaganda aller kriegsführenden Nationen an. Als Freund der Zivilisation entsetzte mich der Rückfall in die Barbarei. Als Mann der verhinderten Vatergefühle [er hatte noch keine Kinder] tat mir das massenhafte Sterben der Jugend in der Seele weh.»<sup>37</sup>

Während der folgenden vierjährigen militärischen Auseinandersetzungen wich er nie von seiner Überzeugung ab: «Dieser Krieg ist trotz seines gewaltigen Ausmasses trivial. Es geht auf keiner Seite um ein wichtiges Prinzip, ein bedeutendes menschliches Vorhaben ... Die Engländer und Franzosen behaupten, sie verteidigten die Demokratie, würden aber keinesfalls wollen, dass ihre Worte in Petrograd oder Kalkutta vernommen werden.»<sup>38</sup> Bestürzt sah er, dass sich zwei Drittel der Studienanfänger in Cambridge und Oxford während der ersten Kriegsmonate freiwillig zur Front meldeten, weil ihre Denkfähigkeit «von einer roten Woge des Hasses fortgeschwemmt» wurde.<sup>39</sup> Diese Überzeugungen, die er in einem unermüdlichen Trommelfeuer von Artikeln und Reden kundtat, machten ihn rasch zu einer Galionsfigur der rasant anwachsenden Antikriegsbewegung, während sie gleichzeitig zum Verlust alter Freundschaften, seines Lehrstuhls in Cambridge und seines Passes führte. Am Ende warf man ihn ins Gefängnis.

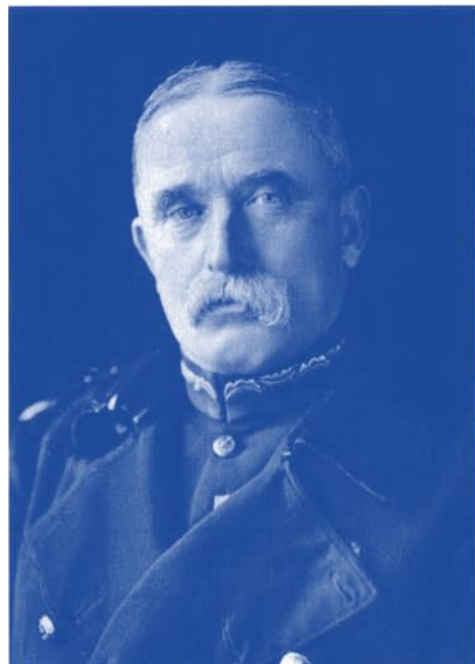
Pazifistische Überzeugungen wurden von der patriotischen Hysterie der ersten Kriegsmonate auf eine harte Probe gestellt. Russell: «Die Menschen, mit denen man sich bisher politisch einig wusste, laufen einer nach dem andern zur Kriegseite über ... und bis jetzt haben sich die Ausnahmen noch nicht zusammengeslossen.» Es sei sehr schwer, schrieb er, zu widerstehen, «während sich die ganze Nation in einem kollektiven Zustand gewaltbereiter Übererregung befand. Es kostete ebenso viel Anstrengung, sich dieser allgemeinen Aufregung zu verweigern, wie dem Verlangen äussersten Hungers oder sexueller Leidenschaft zu widerstehen – und es bewirkte das gleiche Gefühl, gegen den Instinkt zu handeln.»<sup>40</sup>

Während Dissidenten wie Russell versuchten, sich in dem martialischen Getöse Gehör zu verschaffen, debattierten Generäle und Kabinettsmitglieder fieberhaft über strategische Fragen, strömten Männer scharenweise in die Musterungsbüros und bekamen viele tausend britische Familien Nachricht vom Kriegsministerium. Am 8. September 1914 wurde Violet Cecil unterrichtet, ihr Sohn George sei nach einem Gefecht in einem französischen Wald verwundet worden und vermisst gemeldet.



*Oben:* Charlotte Despard, Suffragette, Ex-Strafgefängene, Pazifistin, Kommunistin, IRA-Unterstützerin.

*Rechts:* Ihr Bruder – «er steht mir von allen Menschen am nächsten» – Feldmarschall Sir John French, Kavallerist, Oberkommandierender Westfront, Vizekönig von Irland.





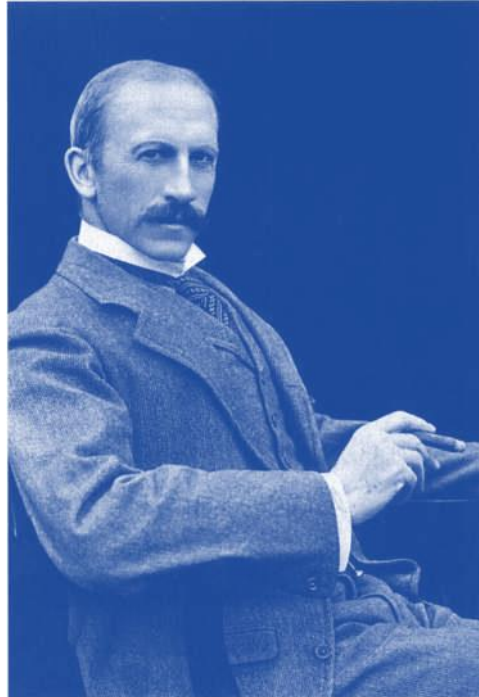
Kavalleristen auf dem Weg nach Kimberley in Südafrika,  
um Grossbritanniens letzten grossen Kavallerieangriff zu führen, 1900.



Rudyard Kipling, strammer  
Patriot in den Kriegen  
seines Landes.

*Rechts:* Alfred Lord Milner, der  
«Mann ohne Illusionen».

*Unten:* Seine grosse Liebe, Lady  
Violet Cecil (*links*);  
seine Nemesis, Kriegsgegnerin  
Emily Hobhouse (*rechts*).



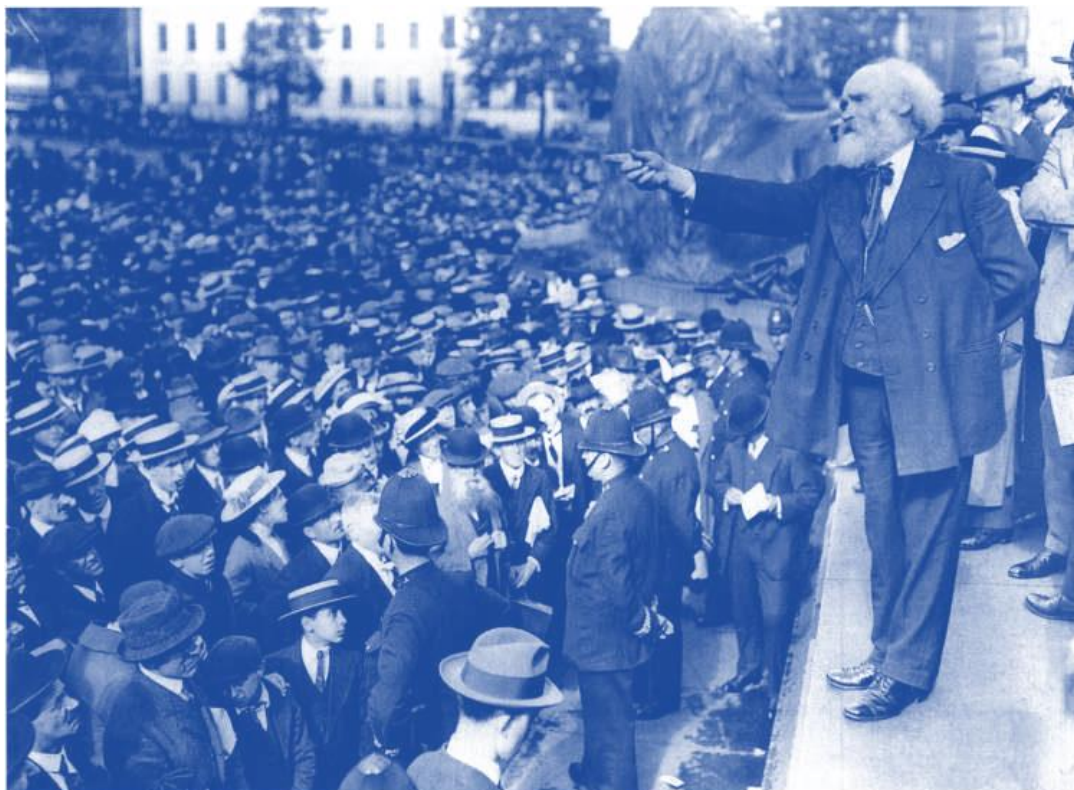


Die über den Krieg bitter zerstrittene Familie Pankhurst: Christabel (*links*), Sylvia als Rednerin auf einer öffentlichen Kundgebung (*gegenüberliegende Seite*) und ihre Mutter Emmeline nach ihrer Verhaftung (*unten*).

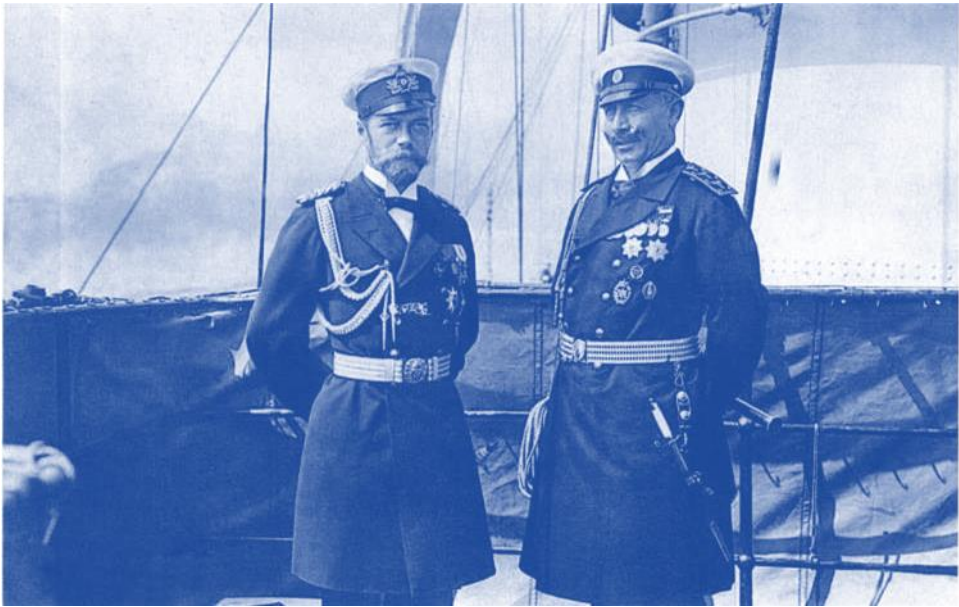




Sozialistenführer (und Sylvias heimlicher Liebhaber) Keir Hardy bei einer Rede gegen den bevorstehenden Krieg, Trafalgar Square, 1914 (*unten*).







*Oben:* Königliche Vettern vor dem Sturm: Zar Nikolaus II. (*links*) und Kaiser Wilhelm II. (*rechts*) auf Wilhelms Jacht.

*Unten:* König Georg V. und Königin Maria in Delhi als Kaiser und Kaiserin von Indien.





Basil Thomson, Spionagejäger bei Scotland Yard

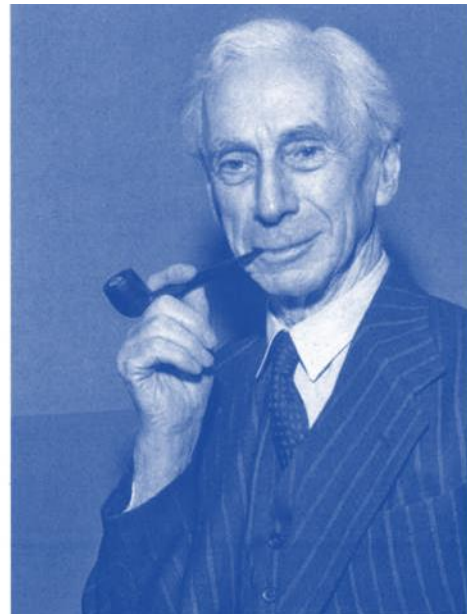


Feldmarschall Sir Douglas Haig

John Buchan, Romancier, Offizier,  
Chefpropagandist



Bertrand Russell, der sich gegen die  
«rote Woge des Hasses» stemmte





Freunde, die ein ähnliches Schicksal ereilte: John Kipling (*links*), George Cecil



Die lückenlose Blockade der Royal Navy schnitt Deutschland von Lebensmittel- und Düngerimporten ab, was viele hunderttausend Todesfälle nach sich zog.  
In Berlin wird eine Frau in einer Lebensmittelschlange ohnmächtig.

## 9. KAPITEL

### *... wo der gerechte Gott die Kämpfe überwacht*

**W**ährend die zerschlagenen britischen und französischen Streitkräfte bei ihrem Rückzug die Strassen mit verstörten Soldaten, Sanitätsfahrzeugen und offenen Pferdewagen voller Verwundeter verstopften, konnten sich ihre Kommandeure zumindest damit trösten, dass die Deutschen im Gegensatz zu ihnen an zwei Fronten kämpfen mussten. Denn das Deutsche Reich wurde im Osten vom Zarenreich mit seinem unerschöpflichen Menschenreservoir angegriffen. Russische Truppen waren bereits über die Grenze vorgerückt, drangen in Richtung Königsberg vor und hatten auf ihrem Vormarsch schon eine Schlacht gegen die deutschen Streitkräfte gewonnen. Da sehr starke deutsche Verbände an die Westfront geworfen worden waren, übertrafen die vorrückenden russischen Truppen ihre Gegner im Verhältnis von drei zu eins – und sogar von acht zu eins bei der Kavallerie. Am 23. August 1914 – dem Tag der Schlacht von Mons – kam es zu einem gewaltigen Aufeinandertreffen an der Ostfront.

Pech für die Alliierten, dass Russland zwar das grösste Heer der Welt hatte, aber leider auch das unfähigste. Beispielsweise gab es nur halb so viele Gewehre wie Soldaten, welchem Umstand niemand viel Beachtung zu schenken schien. Die Armee hatte nur eine Flugabwehrbatterie – und die schützte den Sommerpalast des Zaren. Viele russische Generäle waren alt und übergewichtig; die Nerven eines Korpskommandeurs erwiesen sich als zu schwach, um das Geräusch von Gewehrfeuer zu ertragen. Höherrangige Offiziere verdankten ihre Beförderung weitgehend ihrem Dienstalder und ihren Beziehungen zum Hof; das Hauptverdienst des Oberbefehlshabers der russischen Streitkräfte – Grossfürst Nikolai Nikolajewitsch Romanow – lag in der Verwandtschaft zum Zaren; er war dessen Vetter.

Sein augenfälligster Vorzug war – neben dieser hohen Verwandtschaft – seine imposante Körpergrösse. Mit seinen 1,95 m überragte er alle anderen; in seinem Stabsquartier hefteten seine Adjutanten weisse Papierstreifen oben an die Türrahmen, damit er den Kopf einzog. Er hatte keine Schlachterfahrung, und als er von der Ernennung zum Oberbefehlshaber erfuhr, weinte er, weil er sich dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlte. Ausserdem sprach der Kriegsminister kaum mit ihm, und bei der Zarin war er in Ungnade gefallen, weshalb sie ständig gegen ihn intrigierte, um ihn in den Augen ihres Gemahls herabzusetzen.

In den russischen Versorgungseinheiten war Korruption an der Tagesordnung. Als ein Generalmajor an der Spitze einer Militärdelegation in die Vereinigten Staaten reiste, um Kriegsgerät zu kaufen, meinte ein New Yorker Geschäftsmann: «Er und seine Offiziere waren in der Metallindustrie schon bald wegen ihrer Bestechlichkeit berüchtigt. Der General interessierte sich weniger für die Preise, die seine Regierung zu zahlen hatte, als für die versteckten Provisionen, die er bei den Unternehmen für sich herauszuschlagen versuchte.»<sup>1</sup>

Den gleichen Erwartungen begegneten westliche Lieferanten, die nach Russland kamen. Der Historiker Alan Clark berichtet: «Ein französischer Geschäftsmann, der sich um einen Vertrag zur Lieferung von 10'000 Gruppenzelten bemühte, hatte seine Bestechungsgelder pflichtgemäss im Kriegsministerium abgeliefert und gelangte schliesslich zur höchsten Stelle, dem Privatsekretär des Kriegsministers ... Zum Entsetzen des Geschäftsmanns bestand der Privatsekretär auf einer persönlichen ‚Gefälligkeit‘, die in ihrer Grössenordnung der Summe aller kleineren Zuwendungen entsprach, mit denen er sich den Weg bis dorthin hatte bahnen müssen. Er wandte ein, dass der Auftrag ihm bei Bezahlung dieses letzten Betrags keinen Gewinn mehr brächte. ‚Oh‘, erwiderte der Sekretär mit schlauem Lächeln, ‚verstehe. Aber wozu die Zelte liefern?‘»<sup>2</sup>

Beim ersten Treffen mit seinen Versorgungs-offizieren sagte der Grossfürst: «Meine Herren, es wird nicht gestohlen!»<sup>3</sup>

Russland war ein Agrarstaat: Rund ein Drittel seiner Millionen Wehrpflichtigen konnte weder lesen noch schreiben. Wenig bis gar nicht vertraut mit der modernen Technik, fällten sie manchmal Telegraphenpfähle, um sie als Feuerholz zu ver-

wenden. Daraufhin griffen die verzweifelte Kommandeure auf ihre Funkgeräte zurück, aber da die Codebücher nicht ausreichend verteilt worden waren, konnten die Deutschen die unverschlüsselten russischen Funksprüche mühelos abhören. In den ersten Kriegstagen schossen viele russische Soldaten auf jedes Flugzeug, auch die eigenen. Da sie zuvor noch nie eines gesehen hatten, nahmen sie an, über eine so exotische Erfindung könnten nur die Deutschen verfügen.

Für die Oberschicht war der Krieg immer noch ein Abenteuer. Wohlhabende Damen der Gesellschaft finanzierten private Lazarettzüge, in denen ihre Töchter als Pflegerinnen tätig waren – zumindest wenn sich ehetaugliche Offiziere unter den Verwundeten befanden. Die freiwilligen Schwestern durften jedoch nur «leichte Verwundungen oberhalb der Gürtellinie» behandeln.<sup>4</sup> Beobachtern fiel auf, dass diese Lazarettzüge sich oft der Nachhut von Garderegimentern anschlossen, deren Offiziere vielfach aus den höchsten und exklusivsten Kreisen der Petersburger Gesellschaft kamen.

Das also war die Armee, die am 23. August in den ostpreussischen Sümpfen und Wäldern zur Schlacht mit deutschen Streitkräften von unbekannter Grösse und Position antrat. Alexander Samsonow, der keine zwei Wochen zuvor eine siebenjährige Amtszeit als Gouverneur von Turkestan beendet hatte, verdankte es den unerforschlichen Ratschlüssen der russischen Bürokratie, dass er zum Kommandierenden General einer Armee und eines Stabs ernannt wurde, die er nie zuvor gesehen hatte. Während seine erschöpften, unterernährten Soldaten durch das unbekannte Gebiet stapften, wurden sie von starken Einheiten des gut gerüsteten deutschen Heeres angegriffen, die – da sie die unverschlüsselten russischen Funksprüche abgehört hatten – genau wussten, wo sie ihren Feind zu suchen hatten. Der nichtsahnende Samsonow sass in seinem Stabsquartier in einer Ortschaft hinter den Linien beim Abendessen mit einem britischen Militärattache, als eine ganze Division in wilder Flucht auf der Strasse vorbeirannte. Während das Grollen der deutschen Artillerie näher rückte, liess sich Samsonow einige Kosakenpferde bringen und ritt an die Front, um auf der Stelle das Kommando über alle dort verbliebenen Kräfte zu übernehmen. Nachdem der General den britischen Attache aufgefordert hatte, sich in Sicherheit zu bringen, solange es noch möglich war, sprach er im Davonreiten den rätselhaften Satz: «Mal ist das Glück auf der Seite des Feindes, ein andermal auf der unseren.»<sup>5</sup>

Auf Samsonows Seite war es nicht. Die Russen, die nicht sofort in Gefangenschaft gerieten, versuchten sich zurückzuziehen, mussten aber feststellen, dass jetzt alle passierbaren Strassen in der Hand der Deutschen waren. Von einem ganzen Armeekorps (weit über 25'000 Soldaten) unter Samsonows Kommando kehrte nur ein einziger Mann nach Russland zurück. Als die Schlacht vorüber war, betrug die deutschen Verluste zwar 13'000 Mann, doch auf russischer Seite waren mehr als 30'000 Mann gefallen oder verwundet und 92'000 in Gefangenschaft geraten – 60 deutsche Züge waren erforderlich, um sie in Kriegsgefangenenlager zu bringen. Wie die Reste seiner Armee musste auch Samsonow sein Heil in der Flucht suchen. Da der Boden für Pferde zu sumpfig war, schleppte er sich mit einigen Adjutanten zu Fuss durch die Nacht. Als ihr Vorrat an Streichhölzern verbraucht war, konnten sie ihren Kompass nicht mehr lesen. Kurz nach Mitternacht entfernte sich Samsonow von den anderen und erschoss sich.

Bald nach diesem Debakel vernichteten die Deutschen eine zweite russische Invasionsarmee. Deren Kommandierender General verlor die Nerven und floh im Auto nach Russland. Alles in allem beliefen sich die russischen Verluste – gefallene, verwundete und gefangene Männer – auf 310'000 Mann; hinzu kam eine Einbusse von 650 Geschützen.<sup>6</sup> Innerhalb kürzester Zeit hatte der industrialisierte Krieg das nur halb industrialisierte Land entsetzlich geschwächt. Im weiteren Verlauf des Kriegs konnten die russischen Streitkräfte Deutschland nicht mehr gefährlich werden.

Als im November vieles für einen deutschen Sieg zu sprechen schien, schloss sich das Osmanische Reich, ein alter Rivale Russlands, den «Mittelmächten» an, wie das Bündnis zwischen dem Deutschen Reich und der Donaumonarchie jetzt hiess. So entstand in den zerklüfteten Bergen und Tälern des Kaukasus eine neue Front zwischen dem Osmanischen und dem Russischen Reich. Als gäbe es noch nicht genügend schlechte Nachrichten, gingen bei der russischen Führung Ende 1914 beunruhigende Geheimdienstberichte über revolutionäre Umtriebe ein: Agitatoren sprachen zu verwundeten Soldaten oder wandten sich in der transsibirischen Eisenbahn an Männer, die frisch an die Front geworfen wurden. Auch pazifistische Flugblätter wurden gefunden. In mehreren Einheiten, auch solchen, die für die wichtigen Zugverbindungen mit der Front verantwortlich waren, entdeckte die Armee Zellen der militantesten revolutionären Untergrundorganisation – der

Bolschewiki. In den entwickelteren Staaten Westeuropas sprachen die unteren Schichten nicht mehr von Revolution, sondern beteiligten sich am patriotischen Kampf, doch in Russland, so schien es, konnte man auf ihre Loyalität nicht unbedingt bauen.

Zar und Zarin liessen sich von dieser Entwicklung jedoch nicht beunruhigen. Auch als die Verwundeten in immer grösserer Zahl von der Front heimgebracht wurden, liess die Monarchin nach wie vor Blumen von der Krim in Sonderzügen nach Petrograd liefern, um den Kaiserpalast zu schmücken.

Die russischen Niederlagen waren so verheerend, dass man sie nicht verheimlichen konnte, aber die britische Presse berichtete lieber von einer weniger wichtigen Front, an der die Russen Erfolge vorzuweisen hatten; dort hatten sie es nämlich mit dem einzigen Heer zu tun, das noch unfähiger war als ihr eigenes. In den österreichisch-ungarischen Streitkräften waren – die Machtstruktur der Donaumonarchie widerspiegelnd – drei Viertel der Offiziere deutschsprachiger Herkunft, obwohl nur einer von vier einfachen Soldaten Deutsch verstand. Ende 1914 rückten die russischen Truppen stetig vor, bis ihnen der Winter Einhalt gebot. Dabei fügten sie den österreichisch-ungarischen Truppen grosse Verluste zu und drängten sie in die Karpaten zurück, wo sich die auf den Schlachtfeldern liegen gebliebenen Verwundeten einem zusätzlichen Schrecken ausgesetzt sahen: umherziehenden Wölfen, die sich bereits über die Leichen der Gefallenen hermachten.

Die österreichischen Kavalleristen gaben ausgezeichnete Zielscheiben ab in ihren leuchtend roten und blauen Uniformen (die sie im Gegensatz zu den Franzosen noch etliche Jahre beibehielten). Einer von vielen Briten, die angesichts des russischen Vormarschs Mut fassten, war Sir Ernest Shackleton, der, als er in diesem Herbst zu seiner Antarktisexpedition in See stach, für lange Zeit zum letzten Mal von diesem Krieg hörte: «Die russische Dampfwalze rückte vor. Viele glaubten, der Krieg werde in einem halben Jahr beendet sein.»<sup>7</sup>

In England blieb die Begeisterung ungebrochen. «Um nichts auf der Welt möchte ich diesen herrlich aufregenden Krieg missen»,<sup>8</sup> sagte Churchill zu Margot Asquith, der Ehefrau des Premierministers. Die meisten Menschen rechneten zu-



versichtlich damit, dass der Krieg nicht lange dauern werde: Makler begannen, «Friedensversicherungen» anzubieten: Wer 80 Pfund zahlte, bekam 100 Pfund, falls der Krieg am 1. Januar 1915 noch nicht beendet war – und er konnte seinen Einsatz vervierfachen, wenn am 15. September 1915 noch gekämpft wurde.

Bei Fussballspielen gingen vor den Toren der Stadien Musterungsoffiziere auf und ab und trugen Reklametafeln mit der Aufschrift «Dein Land braucht dich»; patriotische Stadionsprecher wandten sich vor Beginn der Spiele an die Zuschauer; unter tosendem Beifall meldeten sich Spieler als Freiwillige. Fans folgten ihrem Beispiel. So erwiesen sich diese Spiele als ideale Gelegenheiten für die Musterungsoffiziere. Ein Plakat mahnte die Freiwilligen – eine Zeile aus Newbolts Gedicht aufgreifend – das Spiel zu spielen *Play the Game*, und zeigte Kitchener, French, Haig und andere auf den verschiedenen Positionen beim Rugby. Der erste Korrespondent, den Lord Northcliffe, der Besitzer der *Daily Mail*, zur Kriegsberichterstattung nach Frankreich schickte, war der Sportredakteur des Blatts. Die *Times*, ebenfalls in Northcliffes Besitz, veröffentlichte die folgenden Verse:

*Komm, lass die Lockungen des Fussballfelds  
mit seinem Ruhm, so leicht erstritten,  
und such dir deinen Platz im grössren Spiel  
wos viel Erhabneres zu leisten gilt.*

*Komm, reih dich ein bei unsren Heldensöhnen  
im grössren Feld des Ruhms  
wo der gerechte Gott die Kämpfe überwacht  
als Schiedsrichter bei diesem Spiel.\*<sup>9</sup>*

Die steil ansteigenden Freiwilligenzahlen waren allerdings nicht nur auf Kriegsbegeisterung zurückzuführen. Als die Londoner Strassenbahnschaffner streikten, entliess die Stadt kurzerhand alle Männer im wehrfähigen Alter und veranlasste sie, sich zum Kriegsdienst zu melden. Junge Männer, die für die Kommunen tätig

---

\* Come, leave the lure of the football field / With its fame so lightly won, / And take your place in a greater game / Where worthier deeds are done ... // Come, join the ranks of our hero sons / In the wider field of fame, / Where the God of Right will watch the fight, / And referee the game

waren, wurden häufig «freigestellt», damit sie sich verpflichten konnten. Obwohl eine stockende Wirtschaft zur Entlassung von Hunderttausenden und einer Verteuerung der Lebensmittel führte, wurden die Wohlfahrtsorganisationen unter der Hand angewiesen, den wehrfähigen Arbeitslosen nicht zu helfen. Der stiernackige, ungeheuer reiche Lord Derby, der «König von Lancashire», der fast 30'000 Hektar Land besass und allein auf seinem Herrnsitz mehr als 75 Gärtner und Dienstboten beschäftigte, erklärte, er werde nach dem Krieg nur noch Männer einstellen, die an der Front gekämpft hätten. Viele hundert andere Grossgrundbesitzer und Arbeitgeber folgten seinem Beispiel – insbesondere nachdem Derby zum Direktor der Musterungsbehörde ernannt worden war.

Wieder einmal war John Kipling am Boden zerstört, als er die Gesundheitsprüfung nicht bestand. Doch diesmal machte sich sein Vater das Klima nationaler Dringlichkeit zunutze und bat einen Freund um Hilfe, den berühmten Feldmarschall Lord Roberts, einen Helden vieler Kolonialkriege des 19. Jahrhunderts, der John zu Rudyard Kiplings grosser Freude ein Offizierspatent bei den Irish Guards verschaffen konnte. Stolz identifizierte sich Kipling mit seinem Sohn und schrieb an einen Freund: «Er sieht genauso aus wie ich in seinem Alter.»<sup>10</sup> Gerade 17 geworden, begann John seine Ausbildung in dem Regiment in Essex. Währenddessen schlug sein Vater vor, die Universität Oxford zu schliessen und alle Studenten in den Anfangssemestern zum Militär zu schicken. Sein kriegerischer Eifer kam im hämmernden Rhythmus seiner Gedichte zum Ausdruck:

*Für alles, was wir sind und haben, /  
Für aller unser Kinder Los /  
Steht auf und führt den Krieg/  
Der Hunn ist vor den Toren!\**

Doch Kipling schwärmte nicht nur von Blut und Eisen. Um die verstörte Violet Cecil zu trösten, machte er in mühsamer Kleinarbeit die verwundeten Überlebenden jener Schlacht ausfindig, in der Violets Sohn George zum letzten Mal gesehen

---

\* For all we have and are, / For all our childrens fate, /  
Stand up and take the war, / The Hun is at the gate!

wurde, und befragte die Männer an ihren Lazarettbetten. Niemand wusste, was aus George geworden war, aber Kipling konnte für Violet eine Karte des Gefechts anfertigen. Die Deutschen waren in der Nähe der französischen Ortschaft Villers-Cotterêts auf einer Waldstrasse vorgerückt. George Einheit konnte ihre Rufe und Hornsignale in der Nähe einer Lichtung hören. Ein deutsches Maschinengewehr belegte die Lichtung und den umgebenden Wald, in dem die britischen Soldaten lagen, mit Streufire. Nach einem Bericht, der allerdings so abenteuerlich klingt, dass Skepsis angeraten scheint, befahl George seinen Männern, die Bajonette aufzupflanzen, und führte sie zum Gegenangriff. Als ihn eine Kugel an der Hand traf, stolperte er, zog dann aber seinen Säbel und rief: «Vorwärts, Leute, wir machen sie noch fertig!»<sup>11</sup> Der Angriff, so heisst es, habe die Deutschen aufgehalten und anderen britischen Einheiten die Möglichkeit zum Rückzug geboten. Allerdings seien Dutzende Männer der Grenadier Guards, unter ihnen auch George, tot oder verwundet auf dem Waldboden zurückgeblieben.<sup>12</sup>

Milner traf Violet «schrecklich besorgt und krank aussehend» an.<sup>13</sup> Auch das Kriegsministerium konnte ihr keine näheren Einzelheiten nennen. Verzweifelt um Informationen bemüht, wandte sie sich an den amerikanischen Botschafter als den Vertreter einer neutralen Macht, der ihr allerdings ebenso wenig helfen konnte. Daraufhin telegraphierte sie einer Kusine, die im neutralen Holland arbeitete, und bat sie festzustellen, ob sich George möglicherweise in deutscher Kriegsgefangenschaft befand. Sie überlegte auch, ob er nicht hinter den feindlichen Linien Zuflucht bei einer französischen Familie gefunden haben könnte. Schliesslich sprach er gut französisch. «Ich habe volles Vertrauen in George Umsicht und Vernunft», schrieb sie. «Aber vielleicht ist er zu krank, um klar denken zu können.»<sup>14</sup>

Der Vormarsch der Deutschen ging weit über die Stelle hinaus, an der George vermisst gemeldet war, und eine Zeit lang herrschte der schreckliche Eindruck, dass auch Paris fallen sollte. Am 5. September waren die deutschen Truppen nur noch 37 Kilometer entfernt. Die Läden schlossen, der Verkehr kam zum Erliegen, die Hotels leerten sich. Tausende Pariser Bürger, die nicht geflohen waren, wurden in Arbeitsbataillone gepresst, um auf den Haupteinfallstrassen der Stadt Barrikaden aus Baumstämmen zu errichten und Gräben auszuheben. Um die Stadt für den

Fall einer Belagerung mit Nahrung zu versorgen, trieb man Rinder zum Gras in den Bois de Boulogne. In einer schmachvollen Nacht-und-Nebel-Aktion wurden in den französischen Ministerien alle unwichtigen Akten verbrannt und die Büros einige hundert Kilometer südwestwärts nach Bordeaux verlegt. In einem Vorgesinn auf die Taktik der verbrannten Erde, die zu einem Erkennungszeichen des Kriegs werden sollte, zerstörten die französischen Soldaten auf ihrem Rückzug Brücken und Eisenbahnlinien hinter sich, um den Vormarsch und die Nachschublinien der Deutschen zu behindern. Dann requirierte ein einflussreicher französischer General 600 Taxis, um einige Infanteristen an die Front zu bringen. Nachdem Kitchener Sir John French die Leviten gelesen hatte, liess auch der zögerliche Feldmarschall die britischen Truppen zum Kampf antreten. Die Deutschen wurden schliesslich zum Stehen gebracht und rund 70 Kilometer zurückgedrängt. Paris war gerettet.

Die Nachricht ging um die Welt, wurde mit triumphierenden Schlagzeilen gefeiert – die *Times* sprach vom «Wendepunkt» – und bedeutete für Millionen Menschen Freude und Erleichterung. Bald darauf kam die Kunde, dass General von Moltke, der den Auftrag hatte, einen raschen Sieg zu erringen, seines Postens enthoben sei. Aber für Violet Cecil war etwas anderes entscheidend: Villers-Cotterêts und die Waldlichtung, auf der man George zuletzt gesehen hatte, waren wieder von den Alliierten eingenommen worden. Obwohl Milner Violet umzustimmen suchte, brach sie am 19. September nach Frankreich auf.

Dort nahm sie sogleich die Hilfe eines alten Freundes der Familie in Anspruch. Georges Clemenceau, inzwischen Senator und Zeitungsherausgeber, stellte in den Krankenhäusern und Lazaretten der Umgebung von Villers-Cotterêts Nachforschungen an. Um ihr Mut zu machen, sagte er zu ihr, George sei nach seiner Meinung in Gefangenschaft geraten. Mit einem Auto und einem Militärattache, beide von der militärischen Botschaft ausgeliehen, machte sie sich auf den Weg in die Ortschaft. «Der Bürgermeister war angewiesen, mich bei meinen Nachforschungen zu unterstützen. Man zeigte mir viele Hinterlassenschaften, die auf dem Gefechtsfeld gefunden worden waren, darunter einige Notizhefte der Männer, teilweise mit der Unterschrift meines Jungen.» (Jeder Soldat musste ein kleines in Leder gebundenes Notizbuch mit bestimmten Angaben bei sich tragen – unverän-

derliche Merkmale, nächster Verwandter, Impfungen und andere Daten. Jeder Eintrag einer Soldzahlung trug die Unterschrift eines Offiziers.) Dann erhielt sie die Nachricht eines Offiziers der Grenadier Guards: Als George zuletzt gesehen wurde, habe er mit einer bösen Kopfwunde in einem Graben gelegen.

Enttäuscht und der Verzweiflung nahe, kehrte sie nach England zurück. Zusammen mit Milner, der sie vom Schiff abgeholt hatte, fuhr sie nach Great Wigsell, zu niedergeschlagen, um zu sprechen. Doch spät am folgenden Tag erhielt sie ein Telegramm von ihrer Kusine in Holland: Bei einem verwundeten Gefangenen in Aachen könne es sich um George handeln. «Es ist nur ein Gerücht», schrieb sie an einen Armeeeoffizier aus ihrem Bekanntenkreis. «Ich mache mir keine Hoffnungen.»<sup>15</sup>

Kipling konnte sogar den Ex-Präsidenten Theodore Roosevelt für die Suche nach George gewinnen. «Mr. Roosevelt wird den Kaiser um eine Liste mit unseren Verwundeten bitten»,<sup>16</sup> schrieb Carrie Kipling. Doch auch dieser Schritt blieb ergebnislos. «Und so geht das schreckliche Auf und Ab weiter», meinte Rudyard Kipling zu einem Freund. «Sie stirbt jeden Tag, während sich die Beileids- und Glückwunschbriefe kreuzen und ihr das Herz zerreißen. Währenddessen ist der Vater viele tausend Kilometer entfernt und ohne zuverlässige Post- oder Telegrammverbindung.»<sup>17</sup>

«Ich habe nicht das Gefühl, dass George tot sein könnte», schrieb Violet an ihren Mann in Ägypten, «aber das liegt einfach daran, dass er so gesund und voller Leben war, als ich ihn zum letzten Mal sah. Meine Instinkte sagen mir, dass er lebt – meine Vernunft, dass er tot ist.»<sup>18</sup> Sie verfiel in eine Art Erstarrung: «Ich schreibe ganz ruhig – ich esse, ich gehe, ich spreche, ich schlafe, ich fühle heiss und kalt, ich schreibe meine Briefe. Ich wirke ganz und gar wie ein lebender Mensch.» Weitere Nachforschungen blieben ergebnislos. Milner bat einen Freund, in die Niederlande zu reisen, wo man ganz andere Kontakte zu deutschen Regierungsstellen knüpfen konnte als in England, doch er telegraphierte, dass die Deutschen keinerlei Unterlagen über einen Kriegsgefangenen hätten, der George sein könnte. Allmählich begann Violets Hoffnung zu erlöschen.

George Cecil war nur einer von Hunderttausenden Soldaten, die bereits nach den ersten zwei Kriegsmonaten vermisst, verwundet oder tot waren – nach einer chaotischen und verlustreichen Phase, in der die Kämpfe ganz anders verliefen,

als es die sorgfältige Planung beider Seiten vorgesehen hatte. Noch handelte es sich um eine Bewegungsschlacht: riesige Heere, die einander zu umfassen versuchten und dabei manchmal pro Tag 20 Kilometer und mehr marschierten, hinter sich Tausende knarrende Nachschubwagen, die stickige Staubwolken aufwirbelten. Da es nicht genug militärische Fahrzeuge gab, mobilisierten die Briten alles, was zur Hand war – sogar Umzugs- und Bierwagen, die ungeachtet ihrer Aufschriften, die friedlichere Transportgüter versprachen, Munition beförderten. Auch die britische Kavallerie bekam noch Aufgaben: nicht mehr die viele tausend Reiter umfassenden Angriffe aus der Zeit vor dem Maschinengewehr, sondern gelegentliche Scharmützel und, vor allem bei schlechtem Wetter, das die Flugzeuge am Boden festhielt, Aufklärungsritte zur Erkundung der Wege, Felder und Wälder Frankreichs, um zu versuchen, die Stellungen der Deutschen aufzuspüren.

Manchmal wussten die Deutschen selbst nicht, wo sie waren. Kriege neigen immer dazu, im Chaos zu enden, doch in den Anfangsstadien dieses Konflikts, während sich Millionen Soldaten in der Spätsommerhitze auf den engen Landstrassen drängten, nahm das Durcheinander ganz neue Dimensionen an. Daraus ergaben sich zahlreiche Probleme, mit denen kein Kommandeur gerechnet hatte. Es mochte zwar der erste industrialisierte Krieg sein, aber diese Industrialisierung war unberechenbar und unzuverlässig. Als sich die deutschen Truppen weiter von den Bahnstrecken entfernten – eine Infanteriedivision brauchte pro Tag rund 25 Güterwagen an Nachschub –, gewannen andere Transportarten an Bedeutung. Aber die Automobiltechnik steckte noch in den Kinderschuhen, weswegen die Deutschen bei ihrem Vorstoss nach Frankreich 60 Prozent ihrer Lastwagen verloren. So mussten sie wieder auf ein vorindustrielles Transportmittel zurückgreifen – das Pferd. Aber auch das brauchte Brennstoff: knapp 1'000 Tonnen Futter pro Tag, weit mehr, als das Land liefern konnte. Als die deutschen Pferde in ihrer Not unreifen Mais von den französischen Feldern frassen, erkrankten sie und verendeten zu Zehntausenden. Nach Ausfall der Zugpferde für die Nachschubwagen wurde die Nahrung für die Soldaten knapp. Allen Truppen ging allmählich die Artilleriemunition aus; offenbar waren die Planer nicht auf die Idee gekommen, dass die neuen Schnellfeuerhaubitzen ihre Munition rascher verschossen als frühere Geschützgenerationen. Jetzt zeigte sich, dass der deutsche Koloss auf tö-

nernen Füßen stand: So erstreckte sich ein deutsches Armeekorps in voller Stärke, wenn es in Bewegung war, über fast 30 Strassenkilometer – mit anderen Worten, wenn die Spitze der Kolonne ihren Tagesmarsch beendete, hatte das Ende den ihren kaum begonnen. Aus diesen und anderen Gründen hatten die Kämpfe, je länger sie dauerten, immer weniger Ähnlichkeit mit den vorwärtsstossenden Pfeilen, die rivalisierende Generäle seit Langem auf ihre Karten zu zeichnen pflegten. Die Heere beider Seiten kamen nach und nach zum Stillstand.

Ende Oktober konnte keine Seite viel Boden gegen die andere gutmachen, daher begannen beide, Schützengräben auszuheben. Der Bewegungskrieg war vorbei – nur vorübergehend, wie die Generäle dachten –, und die Frontlinien erstarrten. Zwei parallele Grabenreihen lagen sich auf einer mäandernden, von Nordwest nach Südwest verlaufenden Diagonale gegenüber. Sie begann an der Kanalküste und verlief durch eine Ecke Belgiens, ganz Nordfrankreich und schliesslich durch ein winziges Stück der ehemals französischen Provinz Elsass (mehr hatte Frankreich den Deutschen nicht abringen können), um schliesslich an der Schweizer Grenze zu enden, womit sie es alles in allem auf eine Länge von rund 760 Kilometern brachte.

Der Grabenkrieg war nicht neu. Der amerikanische Bürgerkrieg endete bei der belagerten Konföderiertenhauptstadt Richmond und dem benachbarten Petersburg mit einer Spielart dieser Kriegsführung. Ausserdem hatten in jüngerer Zeit britische Truppen manchmal Schützengräben ausgehoben, um sich vor dem Feuer der Buren in Sicherheit zu bringen. Allerdings galt diese Form des Kampfes als so unehrenhaft, dass kaum jemand in Europa sie in seine Planung einbezog, schon gar nicht Sir John French, der in einem Bericht an den König fast ungläubig zu dem Schluss gelangte: «Der Spaten wird ebenso notwendig sein wie das Gewehr.»<sup>19</sup> Trotzdem blieb sein Kavalleristenoptimismus ungebrochen. «Meiner Meinung nach», schrieb er im Oktober an Kitchener, «spielt der Feind mit Macht seine letzte Karte aus, und ich rechne zuversichtlich damit, dass er damit keinen Erfolg haben wird.»<sup>20</sup>

Während seine Männer die Spaten schwangen, träumte French von Kavallerieattacken, die den Kampf wieder zu einem ruhmreichen Geschäft machen sollten. Er schlug einen schneidigen Angriff gegen die Deutschen vor, unbeeindruckt von der Tatsache, dass seine Truppen dabei einen breiten Sumpf hätten durchqueren müssen. Zum Glück konnten ihm seine nachgeordneten Kommandeure und Stabs-

offiziere diesen Plan ausreden. «Der kleine Trottel hat überhaupt keine Ahnung ... Noch nicht einmal eine Karte kann er massstabsgerecht lesen», schrieb einer von ihnen. «Es ist wirklich hoffnungslos.»<sup>21</sup>

Während die Franzosen den grössten Teil der Frontlinie gegen die Deutschen hielten, waren die britischen Expeditionstruppen an das Frontende gerückt, das der Kanalküste am nächsten lag. Von Ende Oktober bis weit in den November hinein wurden sie durch wiederholte deutsche Angriffe nahe beim belgischen Textilzentrum Ypern stark in Mitleidenschaft gezogen. Massiv durch neue Mannschaften aus England verstärkt, hielten die Briten einen Frontvorsprung, der die Ortschaft selbst umfasste, ein malerisches Städtchen mit gotischen Bögen, mittelalterlichen Schutzwällen, einer spitztürmigen Kathedrale und dem Wahrzeichen der Stadt, den Tuchhallen mit Glockenturm; sämtliche Gebäude wurden von der deutschen Artillerie fast gänzlich in Trümmer geschossen.

In der Anfangsphase des Grabenkriegs machten die Briten zahlreiche Fehler: Sie hatten nicht genügend Spaten und mussten die Gräben manchmal mit Heugabeln ausheben, die sie sich aus belgischen Scheunen geholt hatten. Doch die deutschen Angreifer erwiesen sich als noch ungeschickter. Massenweise liefen sie direkt ins Feuer britischer Gewehre und Maschinengewehre: Blutjunge Fahnenjunker gingen mit Blumen an den Helmen und patriotischen Liedern auf den Lippen in den Tod. Verblüffte britische Soldaten sahen in ihren Feldstechern deutsche Soldaten, die offenbar Mützen ihrer studentischen Verbindung trugen und untergehakt vorwärtsmarschierten. Den Deutschen, die ihren vorschrittmässigen Helm trugen, schien nicht klar zu sein, dass die kleine Spitze oben auf dem Helm – der «Pickel» auf der «Haube» –, seinen Träger zu einer noch besseren Zielscheibe machte. (Die Spitze wurde erst 1916 abgeschafft.) Unmittelbar vor dem Feind, so hiess es in einer Heeresvorschrift für die Infanterie, müsse der Soldat mit aufgefanztem Bajonett angreifen und mit Hurrarufen die gegnerischen Stellungen durchbrechen. Die Dienstvorschriften legten fest, welche Art von Trommelwirbel den Angriff begleiten sollte, aber nicht, was der Soldat tun sollte, wenn die britischen Maschinengewehre zu feuern begannen.

Obwohl sie den Briten zahlenmässig weit überlegen waren – manchmal im Verhältnis sieben zu eins –, machten die Angreifer wenig Boden gut, weil das britische



Feuer riesige Löcher in ihre Linien riss und Tausende deutsche Angreifer nieder-mähte. Eigentlich hätten diese Ereignisse allen Beteiligten deutlich vor Augen führen müssen, wie sehr diese neuartige Gefechtsart die Verteidiger begünstigte, doch beide Seiten verweigerten sich aus unterschiedlichen Gründen den Erkenntnissen, die sie daraus hätten gewinnen müssen. Kein General zeigte sich zu der Einsicht bereit, dass das Maschinengewehr der Kriegsführung ein Ende setzte, wie man sie seit Jahrhunderten kannte. Eine einzige MG-Stellung konnte Hunderte, sogar Tausende Angreifer in Schach halten. «Ich sah, wie Bäume, so dick wie menschliche Oberschenkel, von den Bleiströmen aus diesen Waffen buchstäblich abgesägt wurden»,<sup>22</sup> schrieb ein amerikanischer Journalist in Belgien.

Auch hatte niemand vorhergesehen, was sich als beste Verteidigungsmassnahme herausstellen sollte. Bisher waren Verteidigungsanlagen eindrucksvolle Prachtbauten: riesige, turmbewehrte Steinfestungen, die zu bauen Jahre in Anspruch nahm. Jetzt konnte alles, was über der Erde war, binnen Tagen oder sogar Stunden von schwerer Artillerie in rauchende Trümmer gelegt werden – wie es die Deutschen mit den belgischen Festungen getan hatten. War es denn überhaupt denkbar, dass die besten Verteidigungsstellungen *unterirdisch* waren – letztlich nicht mehr als tiefe, schmale Schlitz im Erdreich? Und dass die unüberwindlichste Befestigung etwas so Triviales wie ein Viehzaun war?

Kein Militärfachmann, sondern Joseph E Glidden, ein Farmer und ehemaliger County Sheriff aus Illinois, entwickelte mit einigen Haarnadeln seiner Frau den neuen Prototyp eines Zauns und liess ihn 1874 patentieren. 40 Jahre später erwies sich der Stacheldraht, bei Nacht zu grossen Verhauen entrollt und fest im Boden verankert, als das stärkste aller Hindernisse. Angreifern fiel es schon unter günstigsten Umständen schwer genug, es zu durchdringen; unter Beschuss war das fast unmöglich. Paradoxe Weise erwies sich dieser Drahtverhau dank seiner Luftdurchlässigkeit als ganz unempfindlich gegen die Druckwellen von explodierenden Granaten, daher war er bemerkenswert schwer zu zerstören.

Besonders der deutsche Stacheldraht stellte sich als nahezu unüberwindliches Hindernis heraus, wenn er kilometerweit als dichtes Labyrinth von 15 bis 30 Meter Breite ausgelegt und an langen Reihen fast zwei Meter hoher, in die Erde gerammter Pfosten befestigt wurde. Je dauerhafter sich beide Seiten eingruben, desto ver-

zweigter wurde das Netz aus Gräben und Verhauen. Falls die erste Grabenlinie durchbrochen oder eingenommen wurde, blieben noch mehrere Unterstützungs- oder Reservegräben, jeder mit einem eigenen dicken Stacheldrahtgürtel.

Auch wenn die Generäle es noch nicht begriffen hatten – diese mehrfachen Grabenlinien machten das traditionelle Ziel des Angreifers, den Durchbruch, obsolet. Wenn im herkömmlichen Krieg eine Festung genommen war, konnten die Soldaten zu Fuss oder zu Pferd kilometerweit in Feindesland vordringen, weil der Gegner nicht die Zeit – nämlich Monate oder Jahre – hatte, um eine neue zu erbauen. Doch war der Feind jetzt aus einem Grabensystem vertrieben, konnte er sich einfach in das nächste zurückziehen und den Kampf fortsetzen – oder minutenschnell dicke Drahtverhaue ausrollen und in wenigen Stunden einen provisorischen Graben ausheben.

Trotz Maschinengewehren und Stacheldraht hatte der Krieg in diesen ersten Monaten noch etwas von der Ritterlichkeit früherer Zeiten, als man auf einer strengen Trennung zwischen Soldaten und Zivilisten achtete. So nahmen die deutschen Truppen eines Tages einen Engländer gefangen – aber als sie entdeckten, dass er Korrespondent der Londoner *Times* war und kein Kombattant, liessen sie ihn wieder frei. Auch andere Zivilisten wurden rücksichtsvoll behandelt, zum Beispiel Millicent, the Dowager Duchess of Sutherland, eine von etlichen Aristokratinnen, die eigene Sanitätskorps zum Einsatz in der Kampfzone führten oder finanzierten. Als die belgische Stadt, in der sie Verwundete pflegte, von den Deutschen eingenommen wurde, stellte sich heraus, dass sowohl der Ortskommandant als auch sein Adjutant von Adel und ihr vor dem Krieg begegnet waren. Die Herzogin stattete ihnen einen Besuch im Stabsquartier ab, wies sich aus und verlangte unter anderem, nach Mons gefahren zu werden, damit sie und ihre Krankenschwestern dort für verwundete britische Gefangene sorgen konnten. Zuvorkommend erfüllten die Deutschen ihre Forderung und stellten ihr sogar ein Auto und einen Fahrer.

Viele Soldaten auf beiden Seiten waren vom Krieg fasziniert. Julian Grenfell, der älteste Sohn von Lord Desborough, hatte in Oxford geboxt, gerudert und Jagdrennen gewonnen. Er war ein ausgezeichnete Schütze und verzeichnete an einem erfolgreichen Tag Anfang Oktober 1914 «105 Rebhühner» in seinem «Jagdbuch». Das nahm er mit nach Frankreich, wo die nächsten Eintragungen – nach Stoss-

truppunternehmen gegen deutsche Gräben – am 16. November «Ein Pommer» und am 17. November «zwei Pommern» lautete. «Es ist ein Riesenspass», schrieb er nach Hause. «Nie zuvor habe ich mich so wohl gefühlt, bin ich so glücklich gewesen oder habe irgendetwas so genossen ... Die Erregung des Kampfes erfüllt alles mit Leben, jedes Zeichen, jedes Wort und jede Handlung.»<sup>23</sup> Sechs Monate später setzte ein Granatsplitter seinem Leben ein Ende.

Als im späten November die Schneestürme einsetzten, waren beide Seiten überwiegend damit beschäftigt, sich warm zu halten. Von dem ursprünglichen Britischen Expeditionskorps waren jetzt ein Drittel gefallen und noch weit mehr schwer verwundet. Noch vor Ende 1914 stieg die Zahl britischer Opfer auf 90'000. Zugladungen mit Kriegsversehrten überschwemmten London, wo sie in die Obhut von Krankenschwestern mit weissen, an Nonnentracht erinnernden Hauben kamen. Plakate an den Aussenwänden der Krankenhäuser warben um «Ruhe für die Verwundeten», und die Strassen in der Umgebung waren mit Stroh bestreut, um den Hufschlag der Pferde zu dämpfen.

Als Stabsquartier hatte Sir John French das Haus eines Anwalts in Saint-Omer gewählt, einer Ortschaft, die gut 30 Kilometer von der Kanalküste entfernt im Landesinneren lag. Davor parkte stets eine Reihe von Automobilen, deren Chauffeure zivile Mützen und Uniformen – schwarz und zweireihig – trugen, denn viele wohlhabende Offiziere hatten ihre eigenen Wagen und Fahrer mit nach Frankreich gebracht. Ein junger Adjutant, der seine Vorgesetzten ebenso pflichtschuldig grüsste wie jeder andere rangniedrigere Offizier, war der Prince of Wales, der zwei Jahrzehnte später für kurze Zeit – bis zu seiner Abdankung – als König Eduard VIII. regierte. Aus London traf ein ununterbrochener Strom von prominenten Besuchern ein, woraufhin einer von Frenchs Adjutanten den Auftrag erhielt, eine höhere Aufwandsentschädigung für das Stabsquartier zu beantragen. Der König kam, um Orden zu verleihen, nach seinem Sohn zu schauen und sich von French versichern zu lassen, dass der Krieg bis Weihnachten vorbei sei. Auch Winston Churchill erschien – da es für ihn als Ersten Lord der Admiralität keine Seeschlacht in erreichbarer Nähe zu beobachten gab, wollte er wenigstens an Land ein bisschen Pulverdampf schnuppen. Nicht anders verhielt es sich mit dem ehrwürdigen Feld-

marschall Lord Roberts, der unbedingt die indischen Truppen an der Front besichtigen wollte. Der 82-jährige Roberts war «entzückt, bei uns zu sein»<sup>24</sup>, berichtete French einer befreundeten Dame. Allerdings verdarb Roberts sich dann seinen Besuch, indem er sich eine Lungenentzündung holte und starb.

Weitere Gäste waren unter anderem George G. Moore, der amerikanische Playboy, mit dem French die Londoner Wohnung geteilt hatte und jetzt praktisch im Stabsquartier wohnte, obwohl er Bürger eines neutralen Landes war, sowie Charles À Court Repington, seines Zeichens ebenfalls Frauenheld und Kavallerie-Enthusiast, der Kriegskorrespondent für die *Times* war. Damals waren Journalisten an der Front nicht zugelassen, aber Sir John versicherte London, Repington weile «ausschliesslich in seiner Eigenschaft als Privatmann» zu Besuch bei ihm.<sup>25</sup> Natürlich fehlte es French auch nicht an weiblicher Gesellschaft; in diesen Monaten hörte man einen General von etwas puritanischer Gesinnung klagen: «In Ihrem Hauptquartier treiben sich zu viele Huren herum, Feldmarschall!»<sup>26</sup>

Für andere waren die Zeiten härter. Ende 1914 erhielt Edward Cecil auf seinem Posten in Ägypten ein Telegramm: «Grab geöffnet. George anscheinend identifiziert. Untröstlich Violet.»<sup>27</sup> In Villers-Cotterêts hatten Arbeiter ein Massengrab geöffnet, in dem 98 britische Soldaten lagen. George Leichnam konnte nur anhand der Initialen auf seinem Unterhemd identifiziert werden. Die Leichen von 94 einfachen Soldaten wurden rasch wieder bestattet. George und die anderen drei Offiziere bekamen Säрге, Blumen vom Bürgermeister und – zusammen mit 20 französischen Offizieren – ein Begräbnis auf dem Gemeindefriedhof unter einem Kreuz mit der Aufschrift *Tombés au champ d'honneur* (Gefallen auf dem Feld der Ehre). In der Ferne war Geschützfeuer zu hören.

Die Gewissheit, wo George begraben war, vermochte den Kummer der Mutter kaum zu lindern. Er sei, schrieb sie, «wie Aas in eine Grube geworfen worden. Wenn ich bedenke, wie unmenschlich hier ein wunderbares Leben vergeudet wurde, kann ich kaum ertragen, Teil einer Welt zu sein, in der solche Dinge möglich sind.»<sup>28</sup> Auch brachte es keine Annäherung zwischen den entfremdeten Eheleuten. «Du und ich können über keine der grossen Fragen des Lebens sprechen, ohne dass ich etwas sage, was Deine religiösen Auffassungen verletzt», schrieb sie ihm, «deshalb werde ich nichts über den Grossen Vernichter, den Tod, schrei-

ben – wir haben keine gemeinsame Basis ... ich hatte Dir geschrieben ... und dann kam Dein Brief mit dem Hinweis auf ein künftiges Leben', und ich hatte das Empfinden, meines hätte besser im Feuer enden und das Thema nicht mehr berührt werden sollen.»<sup>29</sup>

Aber wie die meisten Briten stellte Violet Cecil die Kriegsziele nicht in Frage. Zum Gedenken an George wollte sie seinem alten Internat Winchester eine Stiftung vermachen. Sie entschloss sich zu einem Schiessstand. Rudyard Kipling, die buschigen Augenbrauen noch immer schwarz, obwohl Haar und Schnurrbart schon grau wurden, hielt bei der Eröffnungsfeier eine Rede, gab den ersten Schuss ab und traf ins Schwarze.

Nach mehreren Kriegsmonaten waren die Hoffnungen der friedlich gesinnten Sozialisten überall in Europa weitgehend verfliegen. Ihr Traum hatte sich angesichts einer älteren und grösseren Kraft zerschlagen: dem tiefen, triebhaften Drang des Menschen nach Solidarität mit den Angehörigen des eigenen Stamms – einer Gruppe, die die meisten Menschen in dieser Stunde der Krise nicht anhand ihrer Klasse, sondern ihrer Nation definierten. Ein überraschend faszinierendes Zeugnis von der Stärke dieses Gefühls legte ein Mann ab, der ihm weitgehend widerstand: der prominente linksgerichtete Zeitungsherausgeber George Lansbury. Er vertrat die Ansicht, die Bereitschaft der europäischen Arbeiterschaft, sich auf Geheiss der herrschenden Klassen zu bekriegen, sei einfach ein verbrecherischer Irrsinn. Trotzdem bekannte er, als Journalisten gestattet wurde, die Front zu besuchen: «Jeder Trupp, jedes Regiment, das vorbeimarschierte, weckte das Verlangen in mir mitzumarschieren. Dabei verspürte ich keinen Gedanken an Töten oder Getötetwerden, nur eine Sehnsucht nach Gefahr und Pflichterfüllung – unpersönlicher Pflichterfüllung –, die mich, als die Männer an mir vorüberkamen, wünschen liess, an ihrer Seite zu sein.»<sup>30</sup> Wenn selbst ein überzeugter sozialistischer Kriegsgegner ein solches Verlangen verspüren konnte, wie viel stärker musste es dann bei jungen Briten ohne linke Überzeugungen sein und wie niedergeschlagen und isoliert mussten sich die Menschen fühlen, die sich gegen den Krieg aussprachen!

Zu ihnen gehörten Sylvia Pankhurst und Keir Hardie. Obwohl kein Liebespaar mehr, sahen sie sich noch häufig. Er war verzweifelt, dass sein unermüdlicher Kampf gegen den Krieg gescheitert war, und sie war tief betroffen von dem end-

gültigen und sehr öffentlichen Bruch mit Mutter und Schwester. Die schriftlichen Zeugnisse sind spärlich, aber sie scheinen einander in diesem Winter, der für beide der schlimmste ihres Lebens gewesen sein dürfte, gegenseitig ein wenig Trost gespendet zu haben. Eines Abends, als Sylvia eine Rede hielt, bekam sie ein Telegramm von Hardie, in dem er sie aufforderte, Presseberichten, dass er krank sei, keine Beachtung zu schenken – was wie eine verzweifelte Bitte klang, genau das Gegenteil zu tun. Unmittelbar nach der Versammlung eilte sie in seine Wohnung, wo sich herausstellte, dass man ihn nach einem heftigen Unwohlsein im Unterhaus heimgebracht hatte. Ende des Jahres erlitt er einen Schlaganfall, als brächte sein Körper den Kummer zum Ausdruck, den der Krieg in seiner Seele hervorgerufen hatte. Er war erst 58 Jahre alt, musste aber nun, da sein rechter Arm gelähmt war, seine Texte diktieren. Eine Zeit lang war er noch nicht einmal zu seinem täglichen Spaziergang in der Lage.

Sylvia arbeitete im East End, wo sie Regierungs- und Behördenvertreter aller Ebenen hartnäckig mit ihren Wünschen bedrängte. Warum setzte die Regierung in diesen Zeiten nicht die Preise fest? Warum wurde die Lebensmittelversorgung nicht verstaatlicht? Tief verstrickt in den Krieg des täglichen Lebens, erblickte sie in dem europäischen Krieg den Feind all dessen, was sie zu erreichen versuchte. Wer *The Home Front* liest, ihren autobiographischen Bericht über diese Jahre, gerät in die Schützengräben der notleidenden Stadt London: Frauen, die auskommen mussten mit dem schäbigen Sold ihrer Kriegsdienst leistenden Männer und den kläglichen Zuschüssen (gerade einmal zwei Penny pro Tag und Kind zu Beginn des Kriegs), Frauen, die von verwundeten Soldaten aus Krankenhausbetten verdrängt wurden, ein Hufschmied mit neun Kindern, der keine Arbeit mehr hatte, weil zu viele Pferde für das Heer requiriert worden waren. Das Buch ist humorlos, eindringlich und weitschweifig; es war kaum vorstellbar, dass sie plötzlich zu singen anfang, wie es Hardie in besseren Tagen oft getan hatte.

Doch sie erreichte einige konkrete Verbesserungen in schwierigen Zeiten, als die Nation ganz vom Krieg gegen Deutschland und nicht gegen die Armut zu Hause in Anspruch genommen war. Sie eröffnete eine Schneiderwerkstatt und eine Schuhmachergenossenschaft, wo sie mit einer alten Tradition brach, indem sie Frauen den gleichen Lohn zahlte wie Männern. Sie übernahm einen Pub, *Gun-makers Arms*, taufte ihn um in *Mothers' Arms* und richtete dort einen Montessori-

Kindergarten ein. Viele Kinder hatten Väter an der Front; bald gab es auch einige, deren Väter als Wehrdienstverweigerer Gefängnisstrafen abbüßten. Wenn Frauen und Kinder von ihren Vermietern auf die Strasse gesetzt wurden und keine andere Bleibe finden konnten, nahm Sylvia sie bei sich zu Hause auf. Als einmal keine Hebamme zu bekommen war, leistete sie selbst Geburtshilfe. Während dieser ganzen Zeit gab sie eine der wenigen Zeitungen in Europa heraus, in denen sich Gegner des Militarismus äussern konnten.

Das Jahresende brachte keine Erleichterung für die Lebensbedingungen im East End – oder an der Front. Jeder britische Soldat erhielt aber ein Kästchen aus verziertem Messing mit Zigaretten, Pfeife und Tabak (oder einem anderen Geschenk für Nichtraucher, etwa Gewürzen für indische Soldaten), dazu eine Weihnachtskarte mit einem Bild des Herrscherpaars – die Königin mit breitem Halsband und Krone, der König in seiner Feldmarschallsuniform. In Haigs Stabsquartier wurde Weihnachten nobel gefeiert – mit Schildkrötensuppe und anderen Delikatessen; Leopold de Rothschild schickte dem General einige Flaschen erstklassigen Brandy und mehr als 50 Paar Pelzhandschuhe, die dieser als Geschenke an seinen Stab verteilen sollte. In den Schützengräben aber fand ein Weihnachtsfest ganz anderer Art statt.

Südlich von Ypern, wo sich die Briten und Deutschen auf den weiss bereiften Feldern Flanderns gegenüber lagen, dämmerte ein kalter, nebliger Weihnachtsmorgen. Als die britischen Soldaten den deutschen Graben musterten, bemerkten sie, dass an einem Abschnitt ein Holzschild aufgestellt worden war mit den Worten: *You no fight, we no fight* (Ihr nicht kämpfen, wir nicht kämpfen). Ein Stück weiter tauchte ein deutscher Offizier mit einer weissen Flagge auf. Auf britischer Seite kletterten einige Männer der Queens Westminster Rifles aus ihrem Graben, winkten und sprangen zurück. Als kein Schuss fiel, tauchten sie wieder auf und begannen vorsichtig und unbewaffnet ins Niemandsland vorzurücken. Plötzlich sei Hurrageschrei vom Feind zu hören gewesen, schrieb ein deutscher Soldat an den *Vorwärts* in Berlin. Überrascht seien sie aus ihren Mauselöchern gekrochen und hätten die Engländer auf sich zukommen sehen ... Die Feinde hätten keine Gewehre bei sich gehabt, da hätten sie, die Deutschen, gewusst, dass es nur eine friedliche Begrüssung habe sein können.<sup>31</sup> Kurz darauf schleppte ein deutscher Unteroffizier einen Weihnachtsbaum ins Niemandsland.

Auf zwei Dritteln des von Briten gehaltenen Frontabschnitts kam es zu solchen Ausflügen. Am Nachmittag tauschten Tausende britische und deutsche Soldaten Zigaretten, Helme, Konserven und andere Souvenirs, machten Fotos und sangen Weihnachtslieder in beiden Sprachen. Ein Leutnant schwenkte Stacheldrahtstücke und schnitt zwei Knöpfe von der Uniformjacke eines deutschen Offiziers im Tausch gegen zwei von seiner eigenen. Es zeigte sich, dass einige deutsche Soldaten gut englisch sprachen, weil sie vor dem Krieg in Grossbritannien gearbeitet hatten, häufig als Angestellte, Friseure oder Kellner. (Die britischen Soldaten riefen manchmal «Waiter!» aus ihren Gräben.) Ein deutscher Soldat, der in Suffolk gelebt hatte, gab einem Leutnant von den Scots Guards eine Postkarte an seine englische Freundin mit. Einem Angehörigen des 3<sup>rd</sup> Battalion of the Rifle Brigade wurden die Haare im Niemandsland von einem Deutschen geschnitten; er war sein Friseur in der High Holborn, einer Strasse in London, gewesen.

Ein Offizier beschreibt den Tag fast so, als wäre es die Verbrüderung zweier Mannschaften nach einem Fussballspiel gewesen: «Die Deutschen kamen heraus ... Nette Burschen, die das Spiel spielen – *play the Game*.»<sup>32</sup> Trotz des gefrorenen, von Granattrichtern übersäten Bodens vergnügten sich in verschiedenen Abschnitten des Niemandslands britische und deutsche Soldaten mit Fussballspielen.<sup>33</sup> «Wir kennzeichneten die Tore mit unseren Mützen», schrieb der deutsche Leutnant Johannes Niemann. «Die Mannschaften waren rasch aufgestellt... und die Fritzen schlugen die Tommies 3:2.»<sup>34</sup> Wo kein Ball greifbar war, tat es auch eine Konservendose oder ein kleiner Sack voll Stroh.

Später gab noch ein deutscher Jongleur, der vor dem Krieg in London aufgetreten war, eine Galavorstellung; Soldaten beider Seiten jagten und fingen Hasen, die zwischen ihren Gräben liefen. Männer vom Cheshire Regiment schlachteten ein Schwein, kochten es im Niemandsland und teilten es mit den Deutschen, während einige sächsische Soldaten ein Bierfass über ihre Brustwehr in die empfangsbereiten Hände britischer Soldaten rollten.

Der «Weihnachtsfrieden» (englisch: *Christmas Truce*, also «Weihnachtswaffenstillstand»), wie er später hiess, wurde zur Legende und vielfach gefeiert in Büchern, Gedichten, Liedern, Kurzgeschichten, Zeichnungen, einem französischen Spielfilm und einem Musikvideo von Paul McCartney. Er sei, so hiess es, ein Ausdruck spontaner Solidarität einfacher Soldaten aus der Arbeiterklasse ge-



wesen, der bei den höheren Dienstgraden und den Militaristen auf beiden Seiten Empörung auslöste. Adolf Hitler beispielsweise, der mit einem Infanterieregiment an der Front lag und in seinem Unterstand meist allein vor sich hin brütete, missbilligte die Vorgänge aufs Schärfste: Derartiges gehöre sich nicht in Kriegszeiten, soll er zu seinen Kameraden gesagt haben. Ob sie denn kein deutsches Ehrgefühl hätten?<sup>35</sup> Es mag verlockend sein, den Weihnachtsfrieden auf diese Weise zu interpretieren, aber wir wissen, dass unter den Briten, die zwischen den Gräben umhergingen, um ihren deutschen Kollegen frohe Weihnachten zu wünschen, auch höhere Dienstgrade waren, bis hinauf zu Obersten. Sir John French scheint erst hinterher von der Waffenruhe erfahren zu haben und gab augenblicklich Befehle aus, in denen er eine Wiederholung derartiger Vorgänge verbot. In einem Rückblick nach dem Krieg schilderte er das Geschehen allerdings als eine ritterliche Geste innerhalb der Kriegerkaste und verglich es mit einer Weihnacht während des Burenkriegs, als er einem gegnerischen General Whisky und Zigarren durch die Linien zukommen liess. «Soldaten sollten sich nicht an der Politik beteiligen, sondern ihr Zusammengehörigkeitsgefühl pflegen und den Rittern alter Zeit nachahmen, indem sie einem tapferen Feind fast die gleiche Ehre erweisen wie einem Kameraden: heute mit ihm begeistert eine freundliche Lanze brechen [d. h., sich in einem Turnier mit ihm zu messen] und morgen Stiefel an Stiefel eine Attacke reiten.»<sup>36</sup>

Keir Hardie dagegen legte grössten Wert darauf, in diesem Weihnachtsfrieden etwas anderes als einen Ausdruck von Ritterlichkeit zu sehen. Immer noch von seinem Schlaganfall beeinträchtigt, diktierte er eine Zeitungskolumne, in der er, Soldatenbriefe zitierend, vom Weihnachtsfrieden berichtete und ihn als Vorboten künftiger revolutionärer Veränderungen pries. «Wie kann man so friedfertige Männer ausschicken, sich gegenseitig umzubringen? Sie haben keinen Streit ... Wenn der Krieg vorüber ist ... werden sie alle erkennen, dass die Lügen, die ihnen von ihrer Presse und ihren Politikern aufgetischt wurden, vorsätzliche Irreführung waren ... dass die Arbeiter der Welt sich nicht als ‚Feinde‘ gegenüberstehen, sondern Genossen sind.»<sup>37</sup> Der Weihnachtsfriede sei im Wesentlichen, meinte er, eine Art eintägiger wilder Streik der Soldaten gegen den Krieg gewesen. Und wenn er auf diese Weise stattfinden könne, warum dann nicht auch in Form eines Generalstreiks, bevor der Krieg noch länger dauere?

## **TEIL III**

**1915**

## 10. KAPITEL

### *Das ist kein Krieg*

Sir John French war immer noch der Ansicht, einige seiner «wertvollsten» Offiziere in Frankreich und Flandern seien «angesehene und einflussreicher Gentlemen, die an Jagd, Polo und ähnliche Beschäftigungen gewöhnt sind.»<sup>1</sup> Doch andere konnten der Metapher vom Krieg als Sport nichts mehr abgewinnen. Wenn man Anfang 1915 als britischer Offizier ins Niemandsland blickte, ähnelte das, was man sah, eher der Kraterlandschaft auf dem Mond als den Fuchsjagdwiesen oder Polofeldern. Die einzigen Pferde in Sichtweite waren Kadaver. Um sicher aus dem Graben zu blicken, musste man sich eines Spezialfeldstechers bedienen, des sogenannten Scherenfernrohrs, dessen Linsen sich wie ein Zwillingssperiskop über die Brustwehr aus Sandsäcken schieben liessen. Zwischen dem Beobachter und dem vordersten deutschen Schützengraben lagen im Schnitt 50 bis 100 Meter: eine trostlose Landschaft voller verrosteter Stacheldrahtknäuel, von Hunderten Granattrichtern und -kratern zerklüftet. Jetzt im Winter war diese Wüste gewöhnlich mit Schnee bedeckt und das Regenwasser in den Granattrichtern gefroren. An wärmeren Tagen, wenn es taute, verwandelte sich der Graben in einen schlammigen Morast. Bessergestellte Offiziere baten ihre Familien, ihnen Gummi-Watstiefel zu schicken. Sonst stand man Tag für Tag im kalten Schlamm, bis einem der Fuss anschwell, taub wurde und wie Feuer zu brennen begann. Das war der gefürchtete «Grabenfuss» (Immersionfuss), der dazu führte, dass viele tausend Männer in den rückwärtigen Bereich kriechen oder getragen werden mussten.

Schaute man auf die Rückseite seines Grabens, erblickte man einen Wall, der fast so hoch wie die Brustwehr war, weil Granaten genauso häufig hinter einem wie vor einem einschlugen. An dieser Rückseite sah man auch in regelmässigen

Abständen den Ansatz von Laufgräben, die mäandernd nach hinten führten, sodass Soldaten, die zum Frontgraben oder zurück wollten, einen gewissen Schutz vor Kugeln und Granatsplittern hatten. Der Blick nach rechts oder links reichte nicht weit, weil die Männer schon gelernt hatten, schmale Gräben anzulegen, die ungefähr alle zehn Meter rechtwinklige Biegungen aufwiesen. Durch diese Zickzack-Führung wurde die Druckwelle eines direkten Granattreffers aufgefangen und gleichzeitig verhindert, dass ein deutscher Stosstrupp durch ein gut platziertes Maschinengewehr einen langen Grabenabschnitt in seine Hand bringen konnte. Der Blick hinunter zeigte von Zeit zu Zeit den Eingang zu einem oder mehreren Unterständen, die seitwärts ins Erdreich gegraben und mit Brettern und Bohlen verstärkt wurden. Diese Untergrundräume enthielten primitive Schlafstätten, Befehlsstände oder Notlazarette, waren günstigstenfalls so gross wie ein kleines Zimmer und angefüllt mit abgestandener Luft, die nach Schlamm, Schweiß und verdorbenem Essen stank. Schlimmer noch, unter Umständen teilte man den Graben nicht nur mit seinen Kameraden, sondern auch mit den Toten. Als der Dichter Edmund Blunden auf seinem Frontposten eintraf, war es Nacht; erst morgens bemerkte er, «dass aus dem Graben hier und dort Knochen herausragten ... und Schädel wie Pilze an der Oberfläche erschienen». Später stiess Blunden auf «eine Grube, die beim eifrigen Sandsackfüllen entstanden war; neben zerbrochenen Spaten und leeren Konservendosen entdeckte ich auch ein Paar Stiefel, in denen noch die Füße ihres Besitzers steckten.»<sup>2</sup>

Inzwischen war beiden Seiten klar, dass man sich, um sich gegen Angriffe zu schützen, noch tiefer eingraben oder – wenn man wegen des Grundwasserspiegels nicht tiefer gehen konnte – Sandsäcke aufstapeln musste. Jede Granate, die einen Graben traf, hatte zur Folge, dass man ihn mit noch mehr Sandsäcken reparieren musste. Da diese nicht mit Sand, sondern mit Erde gefüllt wurden, entströmte ihnen ihr Inhalt bei Regen in kleinen Schlammbächen. Fielen die Temperaturen, gefroren die mit Wasser gefüllten Sandsäcke und platzten. Anfang 1915 beförderten die Briten eine Viertelmillion leere Sandsäcke pro Monat über den Kanal; im Mai waren es 6 Millionen im Monat.

Da sich im Graben Grundwasser und gefrierender Regen sammelten, legte man gelegentlich eine behelfsmässige Diele aus rohen Brettern über die tiefsten Pfü-

zen und liess ständig eine Pumpe laufen. Selten gab es genug Pumpen, und in den gefürchteten tiefer liegenden Bereichen hatte man das Gefühl, in einem Sumpf zu leben. «Haben den Morgen damit verbracht, unsere Kleidung zu trocknen», notierte der Unteroffizier Alex Letyford von den Royal Engineers, einem Pionierkorps, am 5. Januar 1915 in sein Tagebuch. «Wir sind alle von Kopf bis Fuss mit Schlamm bedeckt. Bin um 18 Uhr mit Captain Reed in die Gräben gegangen und habe sechs Pumpen repariert. Sind bis 2 Uhr nachts bis zu den Hüften durchs Wasser gewatet.»<sup>3</sup>

Das Platschen, das saugende Geräusch, mit dem ein Stiefel aus dem Schlamm gezogen wurde, oder ein überraschter Aufschrei, wenn jemand in ein Wasserloch fiel, machte die Scharfschützen der anderen Seite häufig auf Truppenbewegungen aufmerksam. Zur Mundharmonika sangen die Soldaten:

*Hab im Graben mein nasses Zuhause',  
Und den Regen als ständige Braus'  
Ganz nah 'ne tote Kuh,  
Steif in ewiger Ruh,  
Die stinkt, dass es ein Graus.\**

Neben dem Verwesungsgestank der Kadaver und Leichen, der sich mit dem Tauwetter im Frühjahr noch verschlimmerte, war noch ein anderer Geruch unauflöslich mit den Schützengräben verknüpft: der Geruch menschlicher Ausscheidungen. Viele Soldaten erleichterten sich einfach im nächsten Granattrichter. Es gab auch Grubenlatrinen – eher bekannt als «Plumpsklos» – in kleinen, nur zu diesem Zweck angelegten Gräben, doch wenn sie einen Granattreffer erhielten, spritzte der Inhalt in alle Richtungen und bedeckte die Soldaten mit einer Kotschicht.

Das von Stacheldraht und Mondkratern durchzogene Niemandsland war kein Gelände für berittene Einheiten, das sah das deutsche Oberkommando nach einigen Kriegsmonaten widerwillig ein und zog die deutschen Kavallerietruppen von

---

\* I've a little wet home in a trench, / Where the rainstorms continually drench, / There's a dead cow close by / With her feet towards the sky / And she gives off a horrible stench.

der Westfront ab. French dagegen – der unverbesserliche Optimist – behielt noch grosse Teile seiner Reiterei vor Ort. Die Kavallerie vertrieb sich die Zeit mit Übungen und Wettbewerben: Die 12<sup>th</sup> Royal Lancers gewannen Anfang 1915 mehrere Preise bei der Pferdeschau ihrer Division. Hinter den Linien machten einige Offiziere mit Hunden, die sie nach Frankreich mitgebracht hatten, Jagd auf Füchse und Hasen. «Heute Nachmittag gingen wir auf die Jagd», schrieb ein Offizier in einem Leserbrief an die *Times*. «Ein halbes Dutzend Beagles und ein starkes Reiterfeld waren in strammem Tempo hinter den Häschen her, doch zum Glück für die Häschen gab es in dem flachen Gelände viele breite Gräben, und so kamen die Häschen und alles, was mit ihnen das Weite suchte, mit heiler Haut davon.» Nach wütenden Protesten der einheimischen Bauern wurden diese Veranstaltungen verboten, doch einige pferdenärrische Offiziere setzten ihre Jagdvergnügungen heimlich fort.

Angesichts von Tausenden ungeduldig auf ihren Einsatz wartenden Kavalleristen drängten die Generäle auf den lang erwarteten Durchbruch, der ihren Reitern das Vordringen in die Tiefe des Raums ermöglichen sollte. Der erste britische Versuch fand in der Nähe des französischen Dorfs Neuve Chapelle statt, einem Frontabschnitt, der unter Haigs Kommando stand. Nachdem die Infanterie eine Bresche in die deutsche Frontlinie geschlagen hatte, sollte die britische und indische Kavallerie durch die Lücke stossen. Jedenfalls war das der Plan, und French, der seine Sporen auch im Stabsquartier trug, instruierte in eigener Person den für die indischen Reiter zuständigen britischen Offizier, einen alten Bekannten aus dem Burenkrieg, der, wie French schrieb, «glaubt, eine schneidige Kavallerie-Aktion hinzubekommen zu können»<sup>4</sup>. In den feuchten, nebligen Morgenstunden des 10. März griff die britische Seite nach einem überraschenden Artilleriebombardement mit rund 40'000 britischen und indischen Soldaten an. Da sie den gegenüber liegenden Deutschen an Zahl weit überlegen waren, machten sie etwa anderthalb Kilometer gut, woraufhin Haig die Kavallerie zum Angriff nach vorn schickte.

Aber die Deutschen führten rasch Verstärkung heran, und in dichtem Schneetreiben kamen die wiederholten, verlustreichen Vorstösse der Briten zum Stillstand. Haigs Untergebene unterliessen es aus Angst vor seinen sattsam bekannten Wutausbrüchen, ihren Chef ausreichend zu informieren:

An einem Schlüsselabschnitt des angegriffenen deutschen Grabens war es der englischen Artillerie nicht gelungen, den Stacheldrahtverhau zu zerstören und die MG-Stellungen auszuschalten. So genügten zwei deutsche Maschinengewehre, um 1'000 britische Soldaten zu töten, die verzweifelt bemüht waren, die Drahtverhaue zu überwinden. «Die Deutschen feuerten wie verrückt, während unsere Jungs durch den Schlamm krochen und versuchten, mit Drahtscheren Lücken [in den Verhau] zu schneiden, oder mit den Bajonetten hineinhackten, wenn sie keine Drahtscheren hatten ...», berichtete ein Sanitäter der Scottish Rifles. «Schliesslich waren alle Offiziere tot oder verwundet. Nach drei Tagen hatten wir nur noch einen.»<sup>5</sup> Am dritten Tag der Schlacht brach French den Angriff ab. 12'847 seiner Leute waren gefallen oder verwundet.

Beim Gewinn dieses blutgetränkten Stückchens Erde erlebten die Briten auf andere Weise, wie hoffnungslos der Angreifer beim Grabenkrieg ins Hintertreffen gerät. Wenn man das seltene Glück hatte, ein wenig Boden zu gewinnen, mussten Nachschub und Verstärkung über ein Gelände herangeschafft werden, das mit Kratern, Stacheldraht und Leichen übersät war. Granatsplitter schwirrten durch die Luft, und es gab keinen Laufgraben, in dem man hätte Schutz suchen können. Wenn es schon für einen Infanteristen schwer genug war, ungeschoren durchzukommen, so war es für eine Kavalleriedivision schier unmöglich.

Ausserdem war es extrem schwierig, Nachrichten über die eigene Position und mögliche Artillerieziele abzusetzen. Telefonleitungen fielen unweigerlich feindlichen Granaten zum Opfer, primitive Funkgeräte und ihre schweren Batterien waren zu unhandlich, um sie im Gefechtsfeld bei sich zu tragen, und Signalflaggen waren im Rauch nicht zu erkennen. So blieben nur die Meldegänger, die, während sie durch das von Granaten verwüstete Gelände stolperten, den deutschen Scharfschützen ein ideales Ziel boten. Je weiter die Truppe vorrückte, desto überholter die Nachricht des Melders – wenn er es denn überhaupt lebend zur rückwärtigen Truppe schaffte. Am ersten Tag der Schlacht von Neuve Chapelle brauchten die Offiziere in vorderster Linie neun Stunden, um eine Nachricht an ihren Korpskommandeur zu schicken und eine Antwort zu erhalten. (Deutsche Kommandeure klagten über dasselbe Problem.) Generäle hatten keine Möglichkeit, in Erfahrung zu bringen, ob ihre Truppen, einen oder zwei Kilometer voraus, unsichtbar im

Staub und Rauch, einen feindlichen Graben erobert hatten oder ob sie alle verwundet oder gefallen waren.

In dem Bemühen, diese Schlacht in einem möglichst günstigen Licht darzustellen, meldete French nach London «die Niederlage des Feindes und die Einnahme seiner Stellung».<sup>6</sup> In Abänderung seiner Vorhersagen war er nun überzeugt, dass der Krieg Ende Juni vorbei sein werde. Sein Glaube – und der Haigs – an die Kavallerie war ungebrochen. Einen Monat nach Neuve Chapelle putzte Haig zwei Offiziere herunter, die ihre Skepsis in Bezug auf die Kavallerie zu äussern wagten: «Wenn es nach den beiden ginge, gäbe es die Kavallerie in ihrer jetzigen Form nicht mehr. Der Krieg würde in den Gräben fortgesetzt und beendet.»<sup>7</sup>

Doch an einer anderen Front hatte French einen ungewöhnlichen Sieg errungen: Seine herausgehobene Position hatte den lange gehegten Pazifismus seiner Schwester – vorübergehend – eingeschränkt. Charlotte Despard setzte ihre Armenhilfe in Battersea fort, wo viele Frauen unter den wirtschaftlichen Folgen des Kriegs und der Abwesenheit ihrer an der Front kämpfenden Männer litten. Sie half ihnen, die Schuldeneintreiber abzuwehren, verteilte Milch an stillende Mütter und richtete ein Heim für die Erholung der Wöchnerinnen ein. In einer Kantine, in der es gesunde Mahlzeiten zum Selbstkostenpreis gab, schöpfte sie häufig eigenhändig Suppe aus (obwohl sich einige Gäste über ihren rigorosen Vegetarismus beklagten). Gemeinsam mit Sylvia Pankhurst und anderen gründete sie die League for the Rights of Soldiers and Sailors' Wives and Relations (Liga für die Rechte der Frauen und Angehörigen von Soldaten und Seeleuten). Die Militärbehörden hatten sich in eine Art misogynne Empörung hineingesteigert, indem sie den Soldatenfrauen unterstellten, sie vergnügten sich mit Liebhabern, während ihre Männer im Krieg waren, und nutzten die Notstandsgesetze, um ihnen Ausgehverbote aufzuerlegen – die in einigen Regionen sogar auf alle Frauen ausgeweitet wurden. Nach einer neuen Verordnung beging eine Frau mit einer Geschlechtskrankheit eine Straftat, wenn sie mit einem Angehörigen der Streitkräfte Verkehr hatte. Despard und Pankhurst führten Protestabordnungen zum Kriegsministerium und zu Nr. 10 Downing Street.

Aus Loyalität gegenüber ihrem Bruder besuchte Charlotte Despard militärische Einheiten in Frankreich und England und machte beispielsweise der Kapelle des



5<sup>th</sup> North Staffordshire Regiment ein offizielles Geschenk in Form von Pfeifen und Trommeln. Im März 1915 eröffnete sie das Despard Arms, einen Abstinenz-Pub in der Hampstead Road, in der Nähe der grossen Londoner Bahnhöfe, wo die Züge Richtung Frankreich abgingen. Auf dem Weg zur Front fanden die Männer hier Essen, Gelegenheit zu einem Bad, Schlafstellen, einen Klubraum, künstlerische Darbietungen und eine Fussballmannschaft – die Despard Uniteds. Auf einer Rückreise nach London besuchte ihr Bruder den Pub und bewies in einem Plausch mit den Soldaten seine charakteristische Volkstümlichkeit.

Doch lange konnte Charlotte Despard sich nicht bezähmen. Im April versuchte sie zusammen mit Sylvia Pankhurst und rund 180 anderen britischen Frauen, den Internationalen Frauenfriedenskongress in Den Haag zu besuchen. Auf den Leserbriefseiten der Zeitungen wüteten die Briten gegen dieses *pow-wow with the fraus* (etwa: «Palaver mit den Hunnenweibern»). Besonders empört über diese «Frieden-um-jeden-Preis-Bande»,<sup>8</sup> wie sie sagte, war Emmeline Pankhurst: «Es ist doch undenkbar», schäumte sie in einem Zeitschrifteninterview, «dass englische Frauen sich mit deutschen Frauen zusammensetzen, um Friedensbedingungen auszuhandeln, während die Männer, Söhne und Brüder dieser Frauen ... unsere Männer ermorden.»<sup>9</sup>

In dem geschickt eingefädelten Versuch, Zwietracht in den Reihen der Pazifistinnen zu säen, gewährte die britische Regierung nur etwa 20 «besonnenen Frauen» unter den vorgesehenen Delegierten einen Pass. Doch selbst diese handverlesene Gruppe musste bei ihrer Ankunft im Hafen feststellen, dass ihr Schiff und alle anderen nicht nach Holland fahren durften. Nur drei britischen Frauen, die schon das Land verlassen hatten, gelang es, sich den anderen 1'500 – meist aus neutralen Staaten kommenden – Konferenzteilnehmerinnen anzuschliessen. In einer festlich geschmückten Halle des zoologischen und botanischen Gartens von Den Haag verabschiedeten die Frauen unter den Wedeln von Topfpalmen Resolutionen, die ein Ende der Kämpfe und einen Verhandlungsfrieden verlangten. Die deutschen Delegierten wurden von ihrer Regierung keineswegs schonender behandelt: 28 deutsche Frauen, denen eine Teilnahme an der Konferenz gelungen war, wurden bei ihrer Rückkehr verhaftet.

Nur 150 Kilometer von der Friedenskonferenz entfernt war eine furchtbare

neue Waffe eingesetzt worden. Am 22. April 1915, nahe der zerschossenen Stadt Ypern, sahen französische Soldaten und Truppen aus den französischen Kolonien in Nordafrika einen seltsamen grünlichen Nebel aus den deutschen Stellungen aufsteigen, der vom Wind auf sie zugetrieben wurde. Ein unbekannter Geruch lag in der Luft. Als die beissende Wolke sie erreichte, war sie so dicht, dass die Männer kaum einen oder zwei Meter weit sehen konnten. Rasch begannen die Soldaten zu würgen und nach Luft zu ringen; gelber Schaum drang ihnen aus dem Mund. Hunderte fielen in Krämpfen zu Boden. Wer noch atmen konnte, floh und stolperte in die Notlazarette, blau vor Atemnot, unfähig zu sprechen, aber verzweifelt auf den Hals zeigend. In den folgenden Tagen fielen auch kanadische Einheiten der rätselhaften Wolke zum Opfer. Woraus immer sie bestehen mochte, sie war schwerer als Luft, sank in die Gräben, legte sich auf den Boden und zwang die Männer, den Kopf aus den Gräben in den Kugelhagel zu strecken. «Die Jungs keuchten alle und konnten nicht atmen», erzählte ein Feldweibel später. «Es war grässlich, besonders für die Burschen, die verwundet waren – entsetzlich, verwundet zu sein und dann dort zu liegen! Das Keuchen, dieses Keuchen!»<sup>10</sup>

Die frisch gesprossenen Frühlingsblätter welkten an den Bäumen; das Gras färbte sich gelb und metallisch-grün. Vögel fielen vom Himmel, Hühner, Schweine, Kühe und Pferde wanden sich in Qualen und verendeten; überall lagen ihre verwesenden und aufgeblähten Kadaver. Sogar die immer fetter werdenden Ratten, die normalerweise durch die Gräben schwärmten und die Männer wachhielten, weil sie über sie hinweg liefen, wenn sie unterwegs waren, um sich an den Leichen der gefallenen Soldaten gütlich zu tun, starben zu Tausenden.

Das war der erste grossflächige Einsatz von Giftgas – verflüssigtem Chlor – an der Westfront. So tödlich und qualvoll die Wirkung dieses Stoffs auch war, spätere Gasarten waren noch schlimmer. Wie so viele andere Dinge, die in diesem Krieg eine Rolle spielten, war auch Chlorgas das Produkt eines industriellen Wirtschaftszweigs, in diesem Fall eines Farben-Trusts, der später als IG-Farben berühmt-berüchtigt werden sollte. Chlor und seine Verbindungen wurden schon lange hergestellt, doch diese neuartige militärische Anwendung war ein unseliger Meilenstein in der Entwicklung der Kriegsführung, der ein Spektrum entsetzlicher Möglichkeiten eröffnete.

Alliierte Generäle und Minister wüteten gegen die Deutschen und warfen ihnen beispiellose Grausamkeit vor. Auf der Suche nach der ultimativen Beleidigung verwendete Kitchener ein Wort, mit dem die Briten ihre arabischen Gegner bei Omdurman (zu Unrecht) zu bezeichnen pflegten: «Deutschland ist selbst vor Handlungen nicht zurückgeschreckt, die sich mit denen der Derwische messen können.»<sup>11</sup> Doch so grausig es auch war, am Gas zu ersticken – war diese Todesart wirklich schlimmer, als von Granatsplittern durchsiebt zu werden? Oder sich die Lunge von der Druckwelle einer eigentlich ihr Ziel verfehlenden Granate zu Brei zerquetschen zu lassen? Der Historiker Trevor Wilson macht für die Wut, die der Einsatz von Giftgas hervorrief, einen anderen Faktor verantwortlich. Seit Anbeginn der Geschichtsschreibung waren die Soldaten überzeugt, dass der Sieg dem Mannhaften, Furchtlosen und Wagemutigen zufällt. Nun, da das tödliche Gas nicht von der Hand eines Feindes kam, den man sehen und bezwingen konnte, sondern vom Wind hergetragen wurde, schien jegliche Tapferkeit ihren Sinn verloren zu haben.

Die britischen und französischen Generäle waren offenbar nicht nur von dem Gas überrascht worden, sie hatten seinen Einsatz noch nicht einmal in Betracht ziehen wollen. Die alliierten Kommandeure in der Umgebung von Ypern hatten genügend Hinweise auf einen bevorstehenden Gasangriff erhalten: von einer abgefangenen deutschen Nachricht, in der 20'000 Gasmasken angefordert wurden, von einem Deserteur, der eine Woche vor dem Angriff eine solche Maske mitbrachte, und von gefangenen deutschen Soldaten, die berichteten, in der Nähe ihrer Gräben stünden lange Reihen von Gasbehältern. Trotzdem trafen sie nicht die geringsten Vorkehrungen, sie wollten einfach nicht zur Kenntnis nehmen, dass die Kriegsführung eine ganz neue Richtung einschlagen könnte.

Wie befremdend die britischen Generäle den Krieg fanden, in den sie da geraten waren, zeigte sich schon in der Sprache, die sie verwendeten. «Eine abnorme Sachlage», nannte der Leiter des militärischen Nachrichtendienstes den Grabenkrieg, während ein höherer General ihn schlicht «merkwürdig» nannte. Nach Einschätzung des Chefs des Imperialen Generalstabs (*Chief of the Imperial General Staff*) waren die Verhältnisse an der Front «gegenwärtig nicht normal», obwohl er hoffte:

«Vielleicht werden sie eines Tages normal werden».<sup>12</sup> «Ich weiss nicht, was wir tun sollen», sagte ein verzweifelnder Kitchener. «Das ist kein Krieg.»<sup>13</sup>

Das Gas fügte den Kämpfen eine neue Dimension hinzu, vermochte aber den toten Punkt nicht zu überwinden. Einem Muster folgend, das sich mit jeder neu eingeführten Waffe zu wiederholen schien, wurden die Neuerer von ihrem Erfolg offenbar fast genauso überrascht wie die Gegenseite. Die Deutschen versäumten, die durch ihren ersten Gasangriff ausgelöste Furcht und Verwirrung sowie die vorübergehende Bresche in der alliierten Verteidigungslinie zu nutzen.

Zum Schutz vor Gas begannen die Alliierten eilig, improvisierte Masken aus Heftpflaster und nassem Verbandsmaterial (Chlor löst sich in Wasser auf) auszugeben. Bald darauf waren die Soldaten beider Seiten – sowie Tausende Pferde – mit Gasmasken ausgerüstet. Auch dieses Muster sollte sich wiederholen: Für jede Waffe wurden – in der Regel wirksame – Gegenmassnahmen entwickelt. Noch tiefere Gräben gegen die Kugeln von Maschinengewehren und die Granaten der Artillerie; Flakartillerie gegen Flugzeuge; gegen das Scherenfernrohr, das dem Beobachter ermöglichen sollte, ohne Angst vor Maschinengewehren aus dem Schützengraben zu blicken, die genau gezielte Kugel des Scharfschützen, die dem Beobachter einen Hagel von Glasscherben ins Gesicht prasseln liess.

Im Mai 1915 führten die Alliierten mehrere weitere Angriffe in Haigs Abschnitt durch. Sir John French beobachtete von einem Beobachtungsposten in einem Kirchturm, wie die britische Artillerie die deutschen Stellungen mit einem Feuer von fast 1'000 Schuss pro Minute belegte und es trotzdem nicht schaffte, Wege durch die deutschen Stacheldrahtverhaue zu bahnen, die geschickt in langen, tiefen Gräben von bis zu 6 Meter Breite versteckt waren, oder die meisten deutschen MG-Bunker aus Beton und Stahl zu zerstören. Die MG-Schützen, die in ihren befestigten Unterständen Schutz gesucht hatten, kletterten an die Oberfläche zurück, sobald der britische Beschuss vorbei war, und riefen der schottischen Division, die sich zum Angriff anschickte, über den 150 Meter breiten Streifen Niemandsland zu: «Kommt schon, Jocks, wir warten auf euch!»<sup>14</sup> Bevor Haig am folgenden Tag den Angriff abbrechen liess, waren 458 Offiziere und 11'161 einfache Soldaten gefallen oder verwundet.

Wenn eine Katastrophe auf die andere folgt, muss man irgendjemandem oder

irgendetwas die Schuld daran geben. Als Oberbefehlshaber konnte French schlecht die ihm unterstellten Offiziere bezichtigen, daher machte er einen Mangel an Artilleriemunition verantwortlich. Haig dagegen nutzte seine Fertigkeiten als Meister der Intrige, um French die Schuld zu geben. Auf getrennten Wegen gelangten die beiden unterschiedlichen Schuldzuweisungen nach London, bis French allmählich dämmerte, dass Haig es auf seinen Posten abgesehen hatte. Allerdings war Haig bestens abgesichert: Kriegsminister Kitchener wie auch Georg V. hatten Haig aufgefordert, sie privat auf dem Laufenden zu halten. Lady Haig ergänzte seine Briefe durch Auszüge, die sie aus dem Tagebuch ihres Manns abtippte und der königlichen Familie zukommen liess. Als «wertvolle Dokumente»<sup>15</sup> bezeichnete sie ein Sprecher des Buckingham Palace.

French hatte gar nicht so Unrecht: Es gab auf britischer Seite tatsächlich einen Mangel an Granaten und eine hohe Ausschussquote. Haig machte dafür die britischen Arbeiter verantwortlich, die nach seiner Überzeugung zu viel Urlaub hatten und zu viel tranken – eine bemerkenswerte Auffassung für jemanden aus einer Familie, die ihr Vermögen dem Whisky verdankt. «Man sollte zwei oder drei von ihnen verhaften und erschiessen», schrieb er an seine Frau, «und diese ‚Gewohnheitstrinkerei‘ würde aufhören.»<sup>16</sup> In Wahrheit war kein Land auf einen Krieg von dieser Länge vorbereitet gewesen, schon gar nicht Grossbritannien mit seinem kleinen Freiwilligenheer zur Bekämpfung schlecht bewaffneter Kolonialvölker. In dem dreitägigen Gefecht von Neuve Chapelle – einem leichten Geplänkel im Vergleich zu den gewaltigen Schlachten, die noch kommen sollten – hatte die britische Artillerie fast genauso viele Granaten verschossen wie im gesamten Burenkrieg.

Während dieses entmutigenden Frühjahrs erhielt French auch noch ein beunruhigendes Telegramm vom Kriegsministerium, in dem er aufgefordert wurde, seinen spärlichen Munitionsvorrat augenblicklich den Streitkräften des Empire auf der Halbinsel Gallipoli in der Westtürkei zu schicken. Dort hatte Grossbritannien einen neuen Feldzug begonnen, um die Sackgasse an der Westfront zu umgehen: ein amphibischer Angriff auf die osmanische Armee, die man für weit schwächer und verwundbarer als das deutsche Heer hielt. Mit dem Angriff hoffte man, Konstantinopel (das heutige Istanbul) in die Hand zu bekommen und das Osmanische

Reich zur Kapitulation zu zwingen. French war entsetzt; damit würde sein ohnehin begrenzter Vorrat an Artilleriemunition nicht nur weiter verringert, sondern möglicherweise würde auch ein anderer General den Ruhm für die Herbeiführung der siegreichen Wende erlangen.

French operierte auf dem politischen Parkett nicht geschickter als auf den Schlachtfeldern der neuen Zeit: Er focht seinen Feldzug der Schuldzuweisungen viel zu offen aus. Sein Freund Repington, Times-Korrespondent und Veteran vieler Intrigen, mischte sich mit einem Artikel ein, der mit fetzigen Schlagzeilen aufwartete: «Bedarf an Granaten: Britische Angriffe beeinträchtigt: Unzulänglicher Nachschub die Ursache: Eine Lehre aus Frankreich.» Anschliessend nahm French seinen millionenschweren Freund und Hausgenossen George Moore in die Pflicht: Dieser sollte die Zeitungen veranlassen, Kitchener für die Munitionsknappheit verantwortlich zu machen. In der – völlig unzutreffenden – Annahme, er habe das Vertrauen des Premierministers Asquith, behauptete French, alles sei der Fehler des Kriegsministers gewesen. Sprunghaft, wie er war, hatte er offenbar vergessen, dass er Kitchener Anfang des Frühjahrs in zwei verschiedenen Nachrichten versichert hatte, sein Vorrat an Granaten sei ausreichend.

Wenn er einen reichlichen Vorrat an hochexplosiven Granaten hätte, so schrieb Sir John an seine aktuelle Mätresse, wäre er in der Lage, endlich «diese ungeheure Verteidigungskruste zu durchbrechen ... sobald das geschafft wäre, würden wir den Teufeln schon Beine machen. Was würde ich drum geben, sie im offenen Gelände mit einem starken Kavallerieaufgebot und bespannter Artillerie zu stellen und niederzuwalzen. Nun ja! Vielleicht kommt es ja noch dazu.»<sup>17</sup> Frenchs Briefpartnerin war, wie fast alle Frauen, zu denen er sich hingezogen fühlte, mit einem anderen verheiratet. Die hochgewachsene, elegante Winifred «Wendy» Bennett war mit Percy Bennett verheiratet, einem Diplomaten, den sie als den «Blasierten Percy» bezeichnete. Die Affäre begann Anfang 1915 und sollte, was für French höchst ungewöhnlich war, mehr als ein halbes Jahrzehnt dauern. Sie seien beide, so schrieb er ihr, «gestrandete Seelen, die sich gefunden haben».<sup>18</sup> Sie und French konnten allenfalls einen Nachmittag oder Abend erübrigen, die sie bei seinen kurzen Abstechern nach London zu Verhandlungen mit dem Kriegsministerium in seinen Unterkünften verbrachten, aber sie schrieben sich fast täglich – wobei sie manchmal eine jüngere Schwester als Vermittlerin benutzten. Fast 100 Briefe von

French sind erhalten, in einer flüchtigen, nach rechts geneigten und fast unleserlichen Schrift verfasst. Mit verblüffender Indiskretion beschreibt er militärische Operationen und Truppenbewegungen und seine Verachtung für die französischen Generäle («Man kann ihnen nicht trauen»<sup>19</sup>), für seine Vorgesetzten («Ich wünsche inständig, ich könnte Kitchener loswerden ... Es ist vertrackt, Feinde vor und hinter sich zu haben»), für die Bürokraten im Kriegsministerium («Während sie herumtrödeln, steht Rom in Flammen»<sup>20</sup>).

In einem Brief erwähnt er eine seltsame Episode, in der seine Ansicht – und die seiner Zeit – zum Ausdruck kommt, dass die Ehe dauerhaft und die Liebe heilig sei, aber dass die beiden nie zusammenkämen. Über ein Paar aus seinem Bekanntenkreis schrieb er:

*Sie sind vielleicht seit 17 oder 18 Jahren verheiratet. Vor einigen Jahren stellten sie fest, dass es ihnen nicht bestimmt war, einander zu lieben – so ging jeder seiner Wege, aber sie blieben zusammen und waren nach wie vor sehr gute Freunde. Die Frau fand, wie sie glaubte, ihr «Alter Ego» in einem Gardisten, der hier bei uns dient. Vor ein oder zwei Jahren liess er sie fallen und heiratete. Darauf schrieb ihm der Ehemann, er habe sich seiner Frau gegenüber wie ein Schuft benommen, daher werde er ihn fortan schneiden, was er auch immer getan hat.*

*Ich finde, dieser Ehemann ist ein wirklich feiner Kerl. Du nicht auch?*

*Er sah nicht ein, dass seine Frau nicht glücklich werden sollte, nur weil sie zufällig seine Frau war.<sup>21</sup>*

Zweifellos erhoffte sich French einen ähnlichen Edelmut von seiner seit Langem leidenden Eleanora und vom «Blasierten Percy». Doch das war vermutlich nicht weniger Wunschdenken als seine Erwartung eines baldigen Kriegsendes.

Haig hielt schon lange nichts mehr von French als Oberbefehlshaber. «Er ist so aufbrausend und reizbar», schrieb er an seinen Freund Leopold de Rothschild, «wie eine Sodaflasche, die jederzeit explodieren kann»<sup>22</sup>. Und ein andermal: «French scheint diesen Schurken Repington als seinen Gast zu beherbergen!» Es sei «höchst unsoldatisch», schäumte Haig, «... sich seinen eigenen Reklameagenten zu halten».<sup>23</sup> Nach einer Privataudienz bei Georg V. im Juli, bei der ihm ein

Kriegsorden verliehen wurde, notierte Haig freudig in seinem Tagebuch, der König habe «das Vertrauen in French verloren».<sup>24</sup>

Das Ansehen des Feldmarschalls bröckelte weiter. Die Kabinettsmitglieder zeigten sich befremdet von seinen Stimmungsumschwüngen und Siegesverheissungen, die immer unwahrscheinlicher wurden, nachdem sich Millionen Männer entlang einer Frontlinie gegenüberlagen, die kaum noch Bewegung erkennen liess. Schlimmer noch, in der Technik – wenn auch nicht in gewonnenen Kilometern – schienen die Deutschen Vorteile zu erringen, denn am 30. Juli wandten sie zum ersten Mal in grösserem Massstab eine weitere neue Schreckenswaffe an – die Erfindung eines Hauptmanns der Reserve, der im Zivilleben Chef der Leipziger Feuerwehr war: Wie ein Feuerwehrschauch das Wasser, verspritzte sein Flammenwerfer einen Strahl brennendes Flammöl. Obwohl die Reichweite des Geräts nur gut 20 Meter betrug, löste es bei den britischen Soldaten erhebliche Panik aus.

Die einzige Gemeinsamkeit, die French und Haig noch aufwiesen, war ihr ungebrochener Optimismus: Beide waren überzeugt, dass der Krieg, auf welche Art auch immer, rasch enden werde. «Der Feind ... kann nicht länger als bis Januar durchhalten», schrieb Haig an seine Frau am 10. August 1915, «und ich wäre nicht überrascht, wenn er bis November aufgegeben hätte.»<sup>25</sup> Was natürlich die Notwendigkeit, French als Oberbefehlshaber abzulösen, umso dringlicher machte. Denn wem würde sonst der Ruhm für den Sieg zuteilwerden? Derweilen begann French, der spürte, dass sein Stern im Sinken war, einen entscheidenden Schlag gegen die Deutschen zu planen, um seinen Kritikern den Wind aus den Segeln zu nehmen.



# 11. KAPITEL

## *Mittendrin*

**W**ie die Kriegsführung in industriellem Massstab die Massenproduktion neuer Waffen wie des Giftgases erforderte, so verlangte diese neue Form des Konflikts auch rigorose öffentliche Unterstützung. In früheren britischen Kriegen war das kein Problem gewesen. Obwohl es auch während des Burenkriegs eine gewisse Opposition gegeben hatte, waren damals spektakuläre Siege so rasch erfochten worden, dass die breite Masse genügend Gelegenheit zum Jubeln und die chauvinistischen Dichter und Zeitschriftenillustratoren zur Entfaltung ihrer Künste fanden. Ganz anders diesmal.

Auch gab es nichts Erfreuliches von Grossbritanniens Bündnispartnern zu vermelden: Das schwer gebeutelte französische Heer hockte, nicht anders als das britische, in Schützengraben, Russlands Heer hatte bei seiner frühen Invasion Ostdeutschlands die grösste und bitterste Niederlage des Kriegs erlitten, das kleine Serbien wurde von den Mittelmächten überrannt und Italien, das im Frühjahr 1915 mit dem Versprechen, österreichisch-ungarische Grenzgebiete zu erhalten, auf die alliierte Seite gelockt worden war, steckte schon bald in seinem eigenen verlustreichen Grabenkrieg fest. Und die gemeinsame alliierte Invasion der Halbinsel Gallipoli in der Türkei durch Truppen aus Grossbritannien, Frankreich, Australien, Neuseeland und Neufundland geriet fatalerweise durchaus nicht zu dem erhofften Triumph.

Von Beginn an hatten viele Briten in verantwortlichen Stellungen begriffen, dass dieser Krieg eine Propaganda von nie dagewesener Raffinesse und Reichweite verlangte – zumal in einem Land, wo es mangels Wehrpflicht von der öffentlichen Begeisterung abhing, ob sich die Millionen junger Männer, die man brauchte, freiwillig meldeten. Bislang hatte noch kein Staat es für nötig gehalten,

das Volksempfinden durch Regierungsstellen oder Behörden beeinflussen zu lassen. Der Premierminister betraute mit dieser neuen und heiklen Aufgabe Charles Masterman, Chancellor of the Duchy of Lancaster («Kanzler des Herzogtums Lancaster»), ein alter Titel, der inzwischen so viel wie Minister ohne Geschäftsbereich bedeutete. So kam es, dass Masterman an einem sonnigen Septembertag, nur einen Monat nach dem britischen Kriegseintritt, eine illustre Schar von etwa zwei Dutzend prominenten Schriftstellern um den grossen blauen Konferenztisch einer unverdächtigen Krankenversicherung versammelte – darunter Thomas Hardy, James Barrie, John Galsworthy, Arthur Conan Doyle und H.G. Wells. Für die Schöpfer so unterschiedlicher Figuren wie Peter Pan und Sherlock Holmes war es nicht gerade alltäglich, zum Dienst am Vaterland mit der Feder aufgefordert zu werden; daher erklärten sie sich alle rasch damit einverstanden. Sie wandten sich an Kollegen, und nach einigen Tagen hatten 52 Autoren einen offenen Brief unterzeichnet, in dem sie «alle englisch sprechenden Völker» aufforderten, «für die Ideale Westeuropas gegen die Herrschaft von ‚Blut und Eisern‘ zu kämpfen.<sup>1</sup> Zu den wenigen Autoren, die den Brief nicht unterzeichneten, gehörte Bertrand Russell.

Doch Dissidenten wie er waren selten. Weit häufiger waren Autoren wie der Biograph, Kritiker und Dichter Sir Edmund Gosse. Der Krieg sei, so schrieb er «das beste aller Desinfektionsmittel: Sein roter Strom von Blut ist das *Condys Fluid* [ein beliebtes Antiseptikum und Deodorant], das die abgestandenen Tümpel und verstopften Kanäle des Verstandes reinigt.»<sup>2</sup> Viele Autoren wurden für die Mitarbeit im neuen War Propaganda Bureau (Kriegspropagandabüro) gewonnen, das eine Flut von Büchern, Flugblättern, Zeitungen, Plakaten, Postkarten, Diavorführungen und Filmen unter die Leute brachte, und zwar sowohl in Grossbritannien als auch im Ausland, weil die Regierung sehr an der öffentlichen Meinung der neutralen Staaten interessiert war, besonders der mächtigen Vereinigten Staaten. Niemand wusste, dass das Büro hinter diesem Material steckte; selbst das Parlament hatte kaum eine Ahnung, welche Aufgabe die Behörde hatte. Broschüren und Bücher erschienen unter dem Namen bekannter Verlage, während die Regierung heimlich grosse Teile der Auflagen im Voraus orderte und kostenlos verteilte.

Ein zentrales Thema der Kampagne waren die deutschen Greuelthaten im besetz-

ten Belgien. Doch das tatsächliche Ausmass an zerstörten Häusern und erschossenen Zivilisten reichte dieser neuen Propagandamühle bei Weitem nicht. Vielmehr wurde jede Geschichte, die um drei Ecken kolportiert wurde, jeder Hauch eines Gerüchts als Tatsache verkauft. In Artikeln, Büchern und einflussreichen offiziellen Berichten war von schockierenden Untaten deutscher Soldaten die Rede – von Babys, die sie mit Bajonetten durchbohrten, Menschen, denen sie die Hände abhackten, und belgischen Bauern, die sie kreuzigten, indem sie sie an die Türen ihrer Häuser nagelten. Karikaturen, Zeichnungen oder Plakate illustrierten das Geschehen: Ein riesiger deutscher Soldat, der Kinder auf seinem Bajonett aufgespiesst hatte, der deutsche Kaiser, der mit einem Skelett tanzte, und drei Schweine mit Pickelhauben, die lachend über einem Frauenleichnam hockten.

Ein Star der literarischen Kriegsanstrengungen war der Romancier John Buchan, der seit seiner Zeit in Milners südafrikanischem Kindergarten eine grosse Leserschaft gewonnen hatte. Dem Edinburger Verleger Thomas Nelson stellte er seine geschmeidige Feder für eine Reihe kleiner Bücher zur Verfügung, die eine unmittelbare Geschichte des Krieges im Zuge seiner Entwicklung darstellten. Dort wurden britische Niederlagen verharmlost, die eigenen Heldentaten gefeiert, an berühmte Siege in der Vergangenheit erinnert, Pazifisten verhöhnt, ein früher Sieg vorhergesagt und deutsche Verluste zu hoch beziffert. Der erste Band von *Nelsons History of the War* erschien im Februar 1915; in den folgenden vier Jahren veröffentlichte Buchan mit geringfügiger Unterstützung 24 höchst erfolgreiche Bände von insgesamt mehr als einer Million Wörtern – bei Weitem die meistgelesenen Bücher über den Krieg, während noch gekämpft wurde. Wie jeder gute Propagandist glaubte er auch wirklich, was er manipulierte, denn sein sonniges Naturell erlaubte ihm, absolut jeder Sache eine positive Seite abzugewinnen. Der unausweichliche britische Sieg, so behauptete er, werde eine demokratischere Gesellschaft hervorbringen, daher «könnte dieser Krieg zu einem der glücklichsten Ereignisse in unserer Geschichte werden».<sup>3</sup>

Auch Rudyard Kipling stellte sein schriftstellerisches Talent in den Dienst der Kriegsanstrengungen. Sein unbändiger Hass auf Deutschland beeinflusste sogar seine literarische Produktion, wie in *Swept and Garnished*, einer Geschichte über eine wohlhabende Berliner Matrone, deren elegantes Heim von den Geistern er-

mordeter belgischer Kinder heimgesucht wird. Auch Nichtliterarisches produzierte er reichlich, unter anderem eine Reihe von Broschüren, in denen er ein Loblied auf die Infanterie, die Artillerie, die Kriegsmarine und auf andere Truppengattungen sang. Von allen Soldaten begeisterten ihn am meisten diejenigen, die aus seinem geliebten Indien an die Westfront kamen. Wie alle Kolonialisten rühmte er sich, zu wissen, was die Eingeborenen dachten, in diesem Fall, wie er seinen Lesern versicherte, «dass es ein Krieg unseres Raj, unserer Herrschaft ist – ,der Krieg allen, wie sie auf den Basaren sagen».<sup>4</sup> Natürlich gab es in seinem Werk nicht den geringsten Hinweis darauf, wie gross die Angst vor dem wachsenden indischen Nationalismus war. Alle Armeen zensieren die Post von Frontsoldaten, doch die Briten hatten eine Sondereinheit mit Urdu sprechenden Zensoren eingerichtet, um alle Briefe oder Druckerzeugnisse auszusortieren, in denen die indische Unabhängigkeit propagiert wurde.

Kipling hatte nur Verachtung für alle Drückeberger, die sich der ruhmreichen Aufgabe des Kriegs entzogen: «Wie wird in den kommenden Jahren der junge Mann dastehen, der aus freien Stücken beschlossen hat, sich aus dieser allumfassenden Bruderschaft auszuschliessen?»<sup>5</sup> Dergleichen beschämende Erfahrung brauchte sein Sohn allerdings nicht zu befürchten, denn sein Bataillon wurde im August 1915 an die Front verlegt. Als John Kipling in den Krieg zog, war er laut seiner Mutter «sehr ordentlich und adrett und tapfer und jung»,<sup>6</sup> und – seit neuestem – mit einem kleinen Schnurrbart geschmückt. Da John erst 17 Jahre alt war, brauchte die Armee vom Vater eine Einverständniserklärung, dass der Sohn ins Ausland geschickt wurde. «*Das ist das Leben*»,<sup>7</sup> schrieb John seinen Eltern voller Überschwang, nachdem ein Zerstörer ihren Truppentransporter über den Ärmelkanal geleitet hatte. Weitere Briefe folgten, darunter einer, in dem John die Offiziersverpflegung pries: «Brot, Sardinien, Marmelade, Whisky & Wasser, Klasse!»<sup>8</sup>

Waren Johns Eltern wirklich so zuversichtlich, wie Kiplings endloser Strom von begeisterten Artikeln und Geschichten vermuten liess? Der Schriftsteller Rider Haggard glaubte es nicht: «Beide sehen nicht mehr so wohlgenut aus wie einst ... Ihr Junge ... ist Offizier bei den Irish Guards, und man kann sehen, dass sie entsetzliche Angst haben, er könnte an die Front geschickt werden und fallen, wie fast alle jungen Männer, die sie kennen.»<sup>9</sup>

30 Kilometer von der Front entfernt wurden die Irish Guards, wie John berich-

tete, «in einem prächtigen kleinen Dorf» einquartiert, er selbst im Haus des Bürgermeisters, «einem feinen alten Herrn, der kein Wort Englisch spricht, aber der netteste Bursche ist, den man sich vorstellen kann»,<sup>10</sup> noch dazu mit einer hübschen Tochter. Er schien selbst überrascht zu sein, dass er, gerade 18 geworden, damit betraut war, die Post seiner Männer zu zensieren und als Richter in Kriegsverhandlungen zu urteilen. Dann äussert er sich wieder wie ein Schuljunge über die Pakete von zu Hause: «Zigaretten, Tabak, Schokolade, saubere Hemden, Socken etc. waren höchst willkommen.»<sup>11</sup> Glücklicherweise habe er einen erfahrenen Kommandeur, schrieb John: «Was er nicht über das Spiel weiss, braucht man nicht zu wissen.»<sup>12</sup>

Zu Hause standen die Freiwilligen zwar noch immer Schlange vor den Musterungsbüros, doch die Begeisterung der ersten Kriegswochen war einem massiven sozialen Druck zum Eintritt in die Armee gewichen. Ein Londoner Theater inszenierte ein Stück mit dem Titel *The Man Who Stayed at Home* (Der Mann, der zu Hause blieb). Frauen standen an Strassenecken und überreichten jungen Männern, die keine Uniform trugen, weisse Federn, ein altes Symbol für Feigheit; Fenner Brockway, Herausgeber des *Labour Leader*, einer Zeitung, deren Gründer Keir Hardie schon bald wegen seiner pazifistischen Überzeugungen ins Gefängnis musste, scherzte, er könne sich von den Federn, die man ihm in die Hand gedrückt habe, glatt einen Fächer machen. Auch Musterungsplakate appellierten an das Schamgefühl: Eines zeigte zwei Kinder, die einen düster und schuldbewusst dreinschauenden Vater in Zivilkleidung fragen: «Daddy, was hast DU im Weltkrieg gemacht?» (Hardies Freund Bob Smillie, Chef der schottischen Bergarbeitergewerkschaft, sagte, er würde antworten: «Ich habe versucht, diesen blutigen Wahnsinn aufzuhalten, mein Kind.»<sup>13</sup>)

Hasstiraden gegen die Kriegsgegner waren überall zu hören. «Tötet die Deutschen! Tötet sie!», wettete ein Geistlicher 1915 in seiner Predigt. «... nicht um des Tötens willen, sondern um die Welt zu retten ... Tötet die Guten wie die Schlechten ... Tötet die Jungen wie die Alten ... Tötet die, die unseren Verwundeten halfen, wie die, die den kanadischen Feldwebel kreuzigten [eine Geschichte, die damals die Runde machte] ... Für mich ist es ein Krieg um der Reinheit willen, für mich ist jeder, der in ihm fällt, ein Märtyrer.»<sup>14</sup> Der so sprach, war Arthur Winnington-Ingram, der anglikanische Bischof von London.

Das Parlament bombardierte Hardie auch weiterhin mit seinen kritischen Fragen, obwohl er sich nie wirklich von seinem Schlaganfall erholt hatte. Mehrfach brach er erschöpft zusammen, woraufhin er von den ins Parlament gewählten Ärzten versorgt werden musste. Daheim in Schottland versuchte er es mit der Hydrotherapie, einer damals sehr beliebten Kur, doch das Eintauchen in kalte Bäder trug wenig dazu bei, ihn wieder zu Kräften kommen zu lassen. Er schrieb und sprach auch weiterhin gegen die Katastrophe, die nach und nach sein Lebenswerk zu nichte machte. Wie könne Grossbritannien behaupten, für die Freiheit zu kämpfen, wenn es mit dem zaristischen Russland verbündet sei?

Trotz nachlassender Kräfte reiste er nach Norwich zu einer Konferenz seiner Independent Labour Party. Die Strassen waren voller Soldaten, die Stadt war nachts verdunkelt. Plötzlich wurde der Partei die Nutzung der gebuchten Versammlungssäle verweigert. Nonkonformistische Kirchen sprangen ein: Die örtlichen Unitarier und die abtrünnigen Ursprünglichen Methodisten boten ihre Räumlichkeiten als Ersatz an. Fenner Brockway erinnerte sich an den letzten Abend: «Der kleine Saal war zum Bersten gefüllt und das Licht gedämpft. Hardies üppige weisse Mähne und sein weisser Bart leuchteten mit fast phosphoreszierendem Glanz in der Dunkelheit. Sein Haupt war trotzig gereckt, seine Stimme kräftig und tief ... Als er schilderte, welche Tragödie es war, dass Sozialisten einander ermordeten, brach ihm fast die Stimme.»<sup>15</sup>

Die auf der Konferenz verabschiedeten Resolutionen blieben wirkungslos, denn die meisten anderen linken Gruppierungen und Arbeiterorganisationen in Grossbritannien unterstützten den Krieg – genau wie viele Mitglieder der Independent Labour Party. Eine ehemalige Genossin, die sich gegen Hardie wandte, war die schottische Suffragette Flora Drummond, obwohl sie ihren Sohn vor dem Krieg auf den Namen Keir Hardie Drummond hatte taufen lassen. Die Entzweigung mit alten Freunden und die Verschlechterung seines Gesundheitszustands waren zu viel für ihn. Hardie erklärte, er werde keine Parlamentsdebatten mehr besuchen und sich nach Schottland zurückziehen. «Zehn Millionen Wähler von sozialistischen und Arbeiterparteien in Europa», klagte er, «ohne eine Spur oder einen Hauch von Macht, um den Krieg zu verhindern!»<sup>16</sup>

Noch immer nicht in der Lage, seine Hand zu gebrauchen, diktierte er einen

Brief an Sylvia Pankhurst, in dem er ihr mitteilte, er räume seine Londoner Wohnung. Es gebe ein Gemälde von ihr, von dem er sich beim besten Willen nicht trennen könne, aber er würde ihr gern die Briefe zurückgeben, die sie ihm geschrieben habe. «Sie sind es wahrhaft wert, erhalten zu bleiben ...», teilte er ihr, offenbar in Erwartung seines Todes, mit. «Die Entscheidung, welche bewahrt und veröffentlicht und welche vernichtet werden sollen, überlasse ich Deinem Taktgefühl. Ich bin nicht mehr in der Lage, mich mit solchen Fragen zu beschäftigen.»<sup>17</sup>

Sie sahen sich ein letztes Mal in Hardies winziger Londoner Wohnung. «... leise und gedämpft», fand sie seine Stimme. «Wir waren wortkarg wie nie zuvor, während ich stumm und verzweifelt um mein bisschen Selbstbeherrschung rang ... In seiner Agonie türmte sich Keir, rätselhaft und ungekämmt, wie eine grosse, tragische Ruine vor uns auf.» Als Sylvia versuchte, ihre Tränen zurückzuhalten, sagte Hardie zu ihr: «Du bist sehr mutig gewesen.»<sup>18</sup> Am Ende vernichtete sie die Briefe nicht; beide schienen den Wunsch zu haben, dass die Nachwelt von ihrer Liebe erfuhr.

Derweil waren Sylvias Mutter und Schwester zu einer Art privatem Kriegspropagandabüro geworden, ununterbrochen damit beschäftigt, die Trommel für den Krieg zu rühren und die Regierung aufzufordern, Frauen in den Stellungen von Männern einzusetzen, die in die Armee eingetreten waren. Ein Artikel von Christabel zu dem Thema erregte die Aufmerksamkeit des Königs, woraufhin sein Sekretär an David Lloyd George – den mittlerweile einzigen Munitionsminister, den Grossbritannien jemals hatte – Folgendes schrieb: «Seine Majestät ist entschieden der Meinung, wir sollten mehr Arbeiterinnen einstellen ... Der König hat sich gefragt, ob Sie es für möglich oder ratsam halten, Mrs. Pankhurst einzubeziehen.»<sup>19</sup> Umgehend verabredete Lloyd George ein Treffen mit ihr im Haus eines gemeinsamen Freundes. Jeder hatte eine klare Marschrichtung: Lloyd George wollte mehr Munitionsarbeiter und eine Waffe gegen die Gewerkschaften; Emmeline wollte gleiche Löhne für Frauen (was sie auch für Akkordarbeit, aber nicht für Stundenlöhne erreichte) und, letztlich, das Stimmrecht. Doch im Augenblick arbeiteten sie zusammen.

Wieder einmal schritt Emmeline an der Spitze einer spektakulären Massenprozession von Frauen und Marschkapellen durch London, um vor einem Ministerium der Regierung zu demonstrieren. Trotz Wind und Regen waren 60'000 Menschen

gekommen. Diesmal hatte das britische Finanzministerium jedoch mehr als 4'000 Pfund zur Deckung der Kosten zur Verfügung gestellt. Drei Kilometer Frauen in Regenmänteln, die Schilder trugen wie GRANATEN VON FRAUENHAND / RETTEN DEN MANN IM FERNEN LAND \*. Kostümierte Frauen stellten verschiedene verbündete Nationen dar; das eroberte Belgien marschierte barfuss, mit halb zerrissener Fahne. Entlang des Weges waren Tische aufgebaut, an denen Frauen sich für kriegswichtige Tätigkeiten eintragen konnten. Noch ein Jahr zuvor hatte Emmeline Pankhurst im Gefängnis gesessen, weil sie zum Sprengstoffanschlag gegen Lloyd George Haus aufgerufen hatte, und nun traten die beiden lächelnd Seite an Seite vor die jubelnde Menge. Noch Monate lang feierten die Zeitungen das seltsame neue Pärchen. Eine Schlagzeile lautete: «Die fähigste Frau und der fähigste Mann Englands, einst waren sie Feinde, nun hat der Krieg sie zu Freunden gemacht.»<sup>20</sup>

Der Krieg hatte nicht nur Giftgas an die Westfront gebracht, er suchte auch London selbst mit einer bis dahin unvorstellbaren Waffe heim. Bei ihren kriegerischen Auseinandersetzungen in der Vergangenheit hatten die Europäer im Allgemeinen den Unterschied zwischen Soldaten und Zivilisten beachtet. Zum traditionellen Ideal soldatischer Tugend gehörte sogar die Pflicht, auch die Frauen und Kinder des Feindes ritterlich zu behandeln. Doch da der Krieg jetzt in immer höherem Masse von der Stärke einer ganzen Volkswirtschaft abhing, wurde die Moral der Zivilisten zu einem entscheidenden Angriffspunkt.

Den ersten erschreckenden Hinweis, dass die alten Regeln nicht mehr galten, erhielten die Londoner am 31. Mai 1915, als aus dem Nachthimmel Brandbomben auf die Stadt herabregneten. Sie wurden von einem Zeppelin abgeworfen – einem riesigen Luftschiff, fast so lang wie zwei Fussballfelder, das durch zwei gewaltige, von Stahlgerüsten stabilisierte Wasserstoffzellen getragen wurde und zu hoch flog, um von den britischen Kampfflugzeugen erreicht werden zu können. Bei Kriegsende hatten die deutschen Luftangriffe auf England – durch weitere Zeppeline und bald auch Flugzeuge – rund 1'400 Menschen getötet und etwa 3'400 verwundet. Obwohl diese Zahl vor den Bombenangriffen späterer Kriege verblasst,

---

\* SHELLS MADE BY A WIFE MAY SAVE A HUSBAND'S LIFE.



schien die bloße Vorstellung, dass man Sprengkörper aus den Wolken auf Häuser, Bauernhöfe, Strassen und Schulen abwerfen konnte, die viele hundert Kilometer vom nächsten Schlachtfeld entfernt waren, ein nie dagewesenes Mass an Brutalität darzustellen. Als «barbarische Waffen» wurden die Bomben in der *Times* bezeichnet (obwohl nur wenige Menschen in Europa es für barbarisch gehalten – oder auch nur zur Kenntnis genommen – hatten, als Frankreich und Spanien vor dem Krieg aufständische marokkanische Dörfer aus der Luft bombardierten). Niemand war seelisch darauf vorbereitet, noch nicht einmal die Soldaten, die von der Front kamen. Ein Offizier auf Fronturlaub in London, der eine Frau ins Theater ausführte, sah sich plötzlich wieder in den Krieg versetzt, als eine Bombe in der Nähe landete und die Trümmer des Deckenstücks auf das Publikum streute. «Um Gottes willen», rief er entsetzt, «das darf hier nicht passieren. Das darf hier nicht passieren.»<sup>21</sup>

Eines Nachts hörte Bertrand Russell «ein bestialisches Triumphgeschrei auf der Strasse. Ich sprang aus dem Bett und sah einen brennenden Zeppelin abstürzen. Dieser Triumph der Strasse wurde durch den Gedanken an den Todeskampf tapferer Männer ausgelöst.» Solche hysterischen Ausbrüche brachten ihn zu der «schmerzlichen Erkenntnis, dass die Menschen eben so und nicht anders sind».<sup>22</sup> In den ärmeren Londoner Vierteln rotteten sich nach den Luftangriffen Menschenmengen zusammen und warfen die Schaufenster von Händlern ein, die deutscher oder österreichischer Herkunft waren oder deren Namen einfach deutsch klangen. Ein Gerücht wollte, dass deutsche Bäcker ihre Brote vergifteten. Die Presse tat ein Übriges, um den hysterischen Fremdenhass zu schüren. Marktschreierisch geißelten die Schlagzeilen «den Feind in unserer Mitte». In einem Artikel fand sich der Ratschlag: «Wenn Ihr Kellner sagt, er sei Schweizer, lassen Sie sich seinen Pass zeigen.»

Im East End beobachtete Sylvia Pankhurst entsetzt, wie der Mob einen Bäcker durch die Strasse trieb, die Kleidung noch weiss vom Mehl, während ihm das Blut aus dem Mund tropfte. Eine andere Menschenmenge riss einer Frau die Bluse vom Leib und schlug auf sie ein, bis sie ohnmächtig wurde. Vergebens flehte Sylvia die Polizei an einzugreifen. Eines Nachts klopfte es an ihre Tür. «Ein Mann in Hemdsärmeln, blass und verstört, stolperte herein, ein kleiner Mann mit missgebildetem Bein, sodass er stark hinkte. Stammelnd bat er, telefonieren zu dürfen, und als ich

ihn nach oben führte, erzählte er mir, er komme aus dem Bäckerladen ein paar Türen weiter und sei in London geboren worden, aber seine alten Eltern seien vor einem halben Jahrhundert aus Deutschland eingewandert.»

Sie ging auf die Strasse hinaus und wollte mit der Menge reden, gab aber auf, als sie sah, wie zügellos das Haus des Bäckers geplündert wurde. «Die Luft war erfüllt vom ... Geräusch des krachenden und brechenden Holzes. Männer liessen ein Klavier durch das Fenster herunter ... [Eine] Frau rannte vorbei und zog einen polierten Tisch hinter sich her. In ihrer Hast schrammte sie mit ihm auf dem Bürgersteig entlang – ein Bein zersplitterte, die Tischplatte zerbrach. Daraufhin warf sie die zerbrochene Trophäe fort und lief zurück, um sich eine andere zu holen.»<sup>23</sup>

Eine Lokomotive der London and North Western Railway, die bislang Dachshund geheissen hatte, wurde rasch in Bulldog umbenannt. In der Boulevardpresse erschien eine Flut von Artikeln, die darauf hinwiesen, dass Alfred Milner in Deutschland geboren war. Von einem Ladengeschäft wurden Anzeigen geschaltet, um zu erklären, dass das Eau de Cologne, das dort verkauft wurde, nicht aus Köln kam. Auch vor altehrwürdigen Errungenschaften der Gelehrsamkeit machte die Hysterie nicht Halt: Die Herausgeber der *Cambridge Medieval History* gaben bekannt, dass sie alle deutschen Beiträge aus ihren Bänden entfernen würden.

Die Bürgerrechte wurden aufgeweicht. Das Kriegsnotstandsgesetz (Defence of the Realm Act), das bei Kriegsbeginn ohne Debatte durchs Parlament gepeitscht worden war, wurde ständig erweitert, bis es das normale Leben fast zum Erliegen brachte – von der Einschränkung der Pub-Öffnungszeiten bis zur Zensur der Informationsfreiheit, «die dazu angetan war, Empörung oder Besorgnis hervorzurufen». Ohne Haftbefehl oder Durchsuchungsbeschluss konnten Bürger festgenommen, ihre Wohnungen durchsucht und Dokumente beschlagnahmt werden. Mehr noch, wenn ein Zivilist beschuldigt wurde, gegen Bestimmungen des Gesetzes verstossen zu haben, konnte sein Fall vor einem Kriegsgericht verhandelt werden. Mitte 1915 machte die Polizei eine Razzia in den Büros von Hardies Independent Labour Party, durchsuchte ihre Akten und beschuldigte die Organisation, aufwiegerliches Schrifttum zu verbreiten. Obwohl die Regierung keinen Schuldspruch erreichen konnte, gelang es ihr, Presse und Öffentlichkeit aus dem Gerichtssaal ausschliessen zu lassen.

Infolge einiger kleinerer Schlaganfälle begann Hardies Gehirn zu versagen. Von einer weiteren Wasserkur schickte er Sylvia Pankhurst eine kurze Nachricht, schrieb ihren Namen falsch und teilte ihr mit, er werde nun bald abreisen, «den Verstand nicht besser unter Kontrolle als zur Zeit meiner Ankunft»<sup>24</sup>. Seine Familie hatte Angst, ihn allein spazieren gehen zu lassen. Doch Sylvias Schwester Christabel kannte kein Erbarmen. In einer Juli-Ausgabe ihrer WSPU-Zeitung brachte sie eine Karikatur, auf der Kaiser Wilhelm II. «Keir von Hardie» einen Beutel Gold überreichte. Sylvia wandte sich an die Mutter und bat sie, solche Angriffe zu unterlassen. «Er stirbt»,<sup>25</sup> schrieb sie. Keine Antwort von Emmeline.

Weder zu Wasser noch zu Lande war der Krieg länger so, wie er in den Lehrbüchern stand. Die gewaltigen Kanonen der riesigen Dreadnoughts, in deren Bau Grossbritannien viele Milliarden investiert hatte, und die Zehntausende von Seeleuten, mit denen es sie bemannte, vermochten nichts gegen die eigentliche Gefahr auszurichten, die von der deutschen Seekriegsführung ausging, denn die erwies sich als eine Waffe, der keine Seite bislang viel Aufmerksamkeit gewidmet hatte – dem U-Boot. (Vor 1914 hatten verschiedene britische Admirale gemurrt, U-Boote seien «unenglisch», «die Waffen von Feiglingen, die sich weigerten, wie Männer an der Oberfläche zu kämpfen» oder «eine hinterlistige Angriffsmethode»;<sup>26</sup> einer hatte gefordert, in Gefangenschaft geratene U-Boot-Besatzungen als Piraten zu hängen.) 1915 versenkte Deutschlands kleine, aber moderne U-Boot-Flotte 227 britische Handelsschiffe. Verzweifelt suchte die Royal Navy nach einer Abwehrwaffe.

Schlechte Nachrichten kamen auch von der Halbinsel Gallipoli, wo die Türken sich nicht mit der erwarteten Rolle der leicht zu besiegenden Orientalen begnügten. Sie hatten deutsche Waffen, eine gute Disziplin und eine ausgezeichnete Generalität. Viele alliierte Soldaten, die von türkischen Maschinengewehren getötet wurden, gelangten aus ihren kleinen Landfahrzeugen gar nicht an den Strand von Gallipoli; sie wurden so eng in die Boote gequetscht, dass sie auch noch erschossen aufrecht sitzenblieben. Die Männer, die es an Land schafften, stiessen von der Küste aus nie weiter als knapp 10 Kilometer ins Landesinnere vor. Insgesamt beklagten die Alliierten weit über 200'000 Gefallene und Verwundete. Noch vor Jahresende beschlossen sie, den Feldzug abubrechen.

Noch schlechter standen die Dinge in Russland. Im Mai 1915 stärkten die Deutschen in dem Frontabschnitt, wo die Streitkräfte des Zaren beträchtliche Gebietsgewinne gegen die lustlose österreichisch-ungarische Armee erzielt hatten, ihren Verbündeten mit einer kräftigen Truppenzufuhr den Rücken und begannen, die Russen systematisch weit auf deren eigenes Territorium zurückzudrängen. Unter Vermeidung grösserer Angriffe im Westen konzentrierten die Deutschen in diesem Jahr alle ihre Kräfte auf das Vordringen nach Osten. Stetig kamen die Mittelmächte voran, bis Kälte und Matsch ihrem Vormarsch nach rund 500 Kilometern Einhalt geboten. Durch den neuen Frontverlauf war jetzt ein grosser Teil des Russischen Reichs – weite Gebiete dessen, was heute Polen, Ukraine, Weissrussland, Lettland und Litauen sind – in Feindeshand. Während der ununterbrochenen sechsmonatigen Offensive verlor die russische Armee geschätzte 1,4 Millionen Mann – oder mehr als 7'500 pro Tag. Im Juli hatte der Generalstab alle Kommandeure angewiesen, nach bolschewistischem Propagandamaterial Ausschau zu halten – Flugblättern, die in den Paketen für die Frontsoldaten versteckt wurden –, denn das Heer wurde von der ersten grossen Desertionswelle erfasst. Im August nahmen die deutschen Truppen bei der Einnahme einer belagerten Festung an einem einzigen Tag 90'000 Russen gefangen, darunter 30 Generäle.

Als sich das russische Heer auf einer Front von rund 1'000 Kilometern langsam zurückzog, vernichteten seine Truppen Ernten, Häuser, Schienenstränge, ganze Städte, alles, was dem Feind irgendwie von Nutzen sein konnte. Im westlichen Russland breitete sich allmählich eine Vernichtungszone von mehreren hundert Kilometern aus, in der nichts Essbares wuchs und nur noch wenige Gebäude stehengeblieben waren. Es war die Politik der verbrannten Erde nach dem Vorbild des Burenkriegs, nur in unvorstellbar grösserem Ausmass. Aus diesen verwüsteten Landstrichen vertrieben die zurückweichenden Russen auch gewaltige Menschenmassen. Betroffen waren vor allem Nicht-Russen – ethnische Minderheiten, denen die zaristische Regierung unterstellte, sie könnten mit den deutschen Besatzern kollaborieren. Nachdem gleich zu Anfang einige Bewohner mit Bajonetten niedergemacht und gehängt worden waren, jagten plündernde, Peitschen schwingende Kosaken und andere Einheiten mindestens eine halbe Millionen Juden aus ihren Häusern. Auch 750'000 Polen – und insgesamt etwa genauso viele Litauer,

Letten und Volksdeutsche – wurden gezwungen, nach Osten zu ziehen. Wenn diese verängstigten Flüchtlinge zu Beginn ihrer Vertreibung zurückblickten, konnten sie häufig sehen, wie die russischen Soldaten ihre Häuser und Höfe in Brand steckten. Ein britischer Militärattaché, der mit der russischen Armee reiste, kam an einer Kolonne von Flüchtlingen vorbei, die mehr als 30 Kilometer lang war. «Ganze Familien, die ihre wenigen irdischen Habseligkeiten auf Karren getürmt hatten; zwei zusammengebundene Karren, von einem elenden Pferd gezogen; eine Familie, die eine Kuh trieb; ein armer alter Mann und seine Frau, jeder mit einem riesigen Bündel Plunder, das sie in ein Bettuch gewickelt und sich auf den Rücken gebunden hatten.»<sup>27</sup> Ende 1915 hatte Russland weit über 3 Millionen heimatlose Flüchtlinge – in Karawanen auf der Strasse unterwegs, in Güterwaggons gedrängt oder in Notunterkünften auf Feldern, in Wäldern, Dörfern und Städten zusammengepfercht. Ein Jahr später waren es rund 6 Millionen.<sup>28</sup> Damals vermochte sich niemand vorzustellen, dass keine 30 Jahre später diese Zahlen und das Ausmass der russgeschwärtzen Trümmergebirge ins Unermessliche wachsen würden.

Grossfürst Nikolaj Nikolajewitsch, der Oberkommandierende der russischen Armee, liess wissen, er wünsche bei den Gesprächen nach dem Abendessen in seinem Hauptquartier nur «unterhaltsame Themen, die nicht die Kriegsführung betreffen».<sup>29</sup> Im September wurde ihm behutsam und liebenswürdig eine neue Aufgabe übertragen. Der verträumte und unentschlossene Zar Nikolaus II. übernahm persönlich das Oberkommando über seine Streitkräfte. Der Zar sei, wie der britische Botschafter einmal bemerkte, «mit dem Unglück geschlagen, in jeder Hinsicht schwach zu sein – abgesehen von der eigenen Autokratie».<sup>30</sup> Mit grossem Gepränge hielt er Einzug im Armeehauptquartier, nahm Paraden ab, machte in seinem Rolls-Royce Fahrten in die ländliche Umgebung, spielte Domino, las Romane und gab seltsame Befehle aus – so etwa, als er alle Offiziere beförderte, die zufällig an einem Staatsbankett teilnahmen. «Mein Gehirn findet hier Ruhe ... keine lästigen Fragen, die zum Denken zwingen»,<sup>31</sup> schrieb er an seine Frau.

Bei der Truppe herrschte jedoch noch immer Mangel an Gewehren, und einige Infanterieeinheiten wurden, nur mit Äxten bewaffnet, an die Front geschickt. Im Dezember marschierten Teile der 7. russischen Armee ohne Winterstiefel in ihre

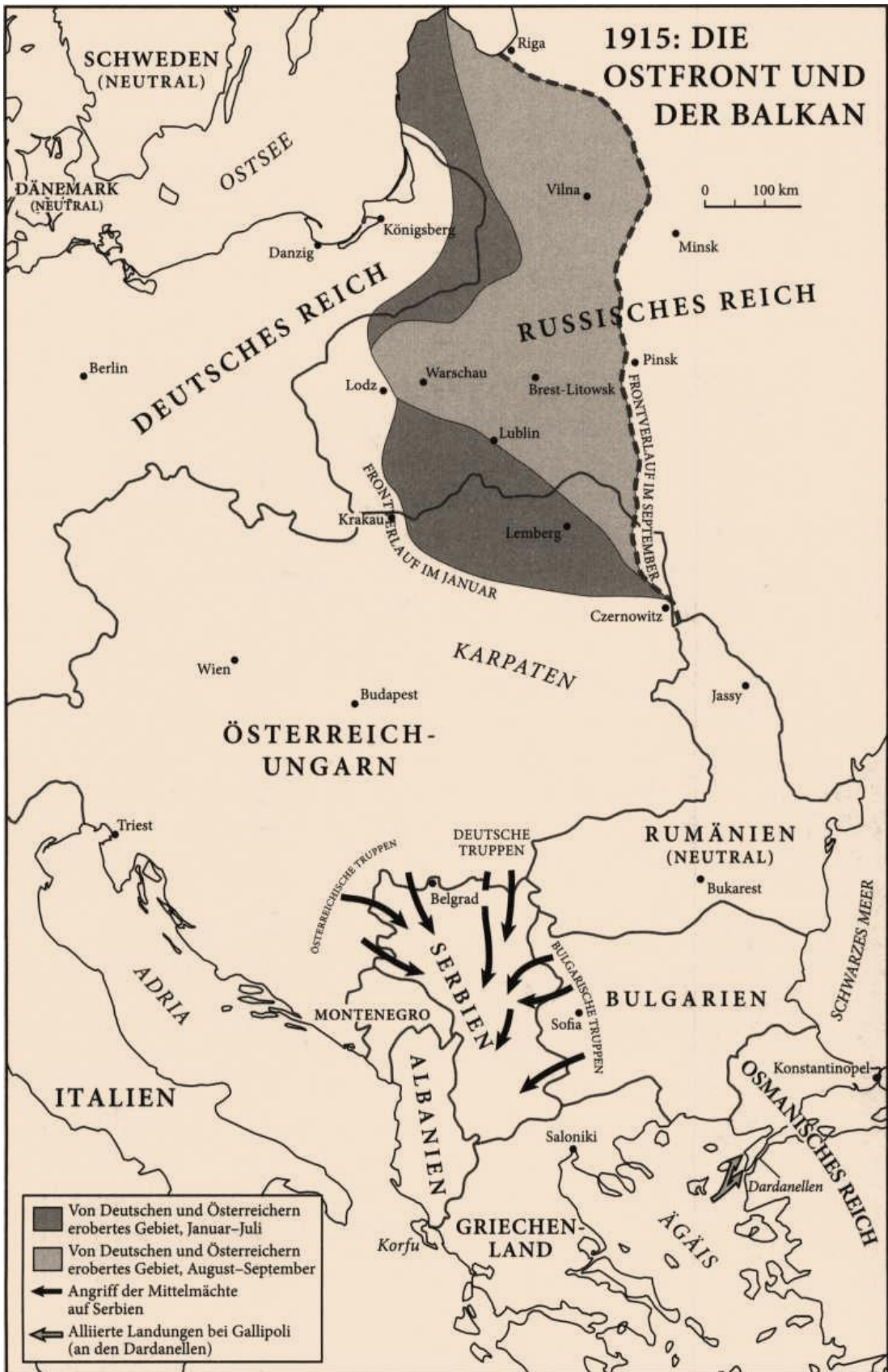
Frontstellungen. Hier und dort begannen die russischen Soldaten von Meuterei zu sprechen. Sobald die Front für den Winter befestigt war, begannen sie mit den österreichisch-ungarischen Truppen zu fraternisieren, indem sie den Feind in seinen Gräben besuchten, Mützen und Helme tauschten und für Fotografien posierten. In dem verzweifelten Versuch, die Truppen zu disziplinieren, legalisierte das Oberkommando der russischen Armee die Prügelstrafe.

Der Zusammenbruch Russlands hätte bedeutet, dass sich die ganze deutsche Kriegs- und Materialstärke gegen die alliierten Kräfte im Westen richten würde. Das erhöhte zusätzlich den Druck auf Sir John French, der grimmig anmerkte, VIP-Besucher wie Premierminister Asquith legten bei Abstechern nach Frankreich stets grossen Wert darauf, nicht nur sein eigenes Hauptquartier, sondern auch das von Haig zu besuchen.

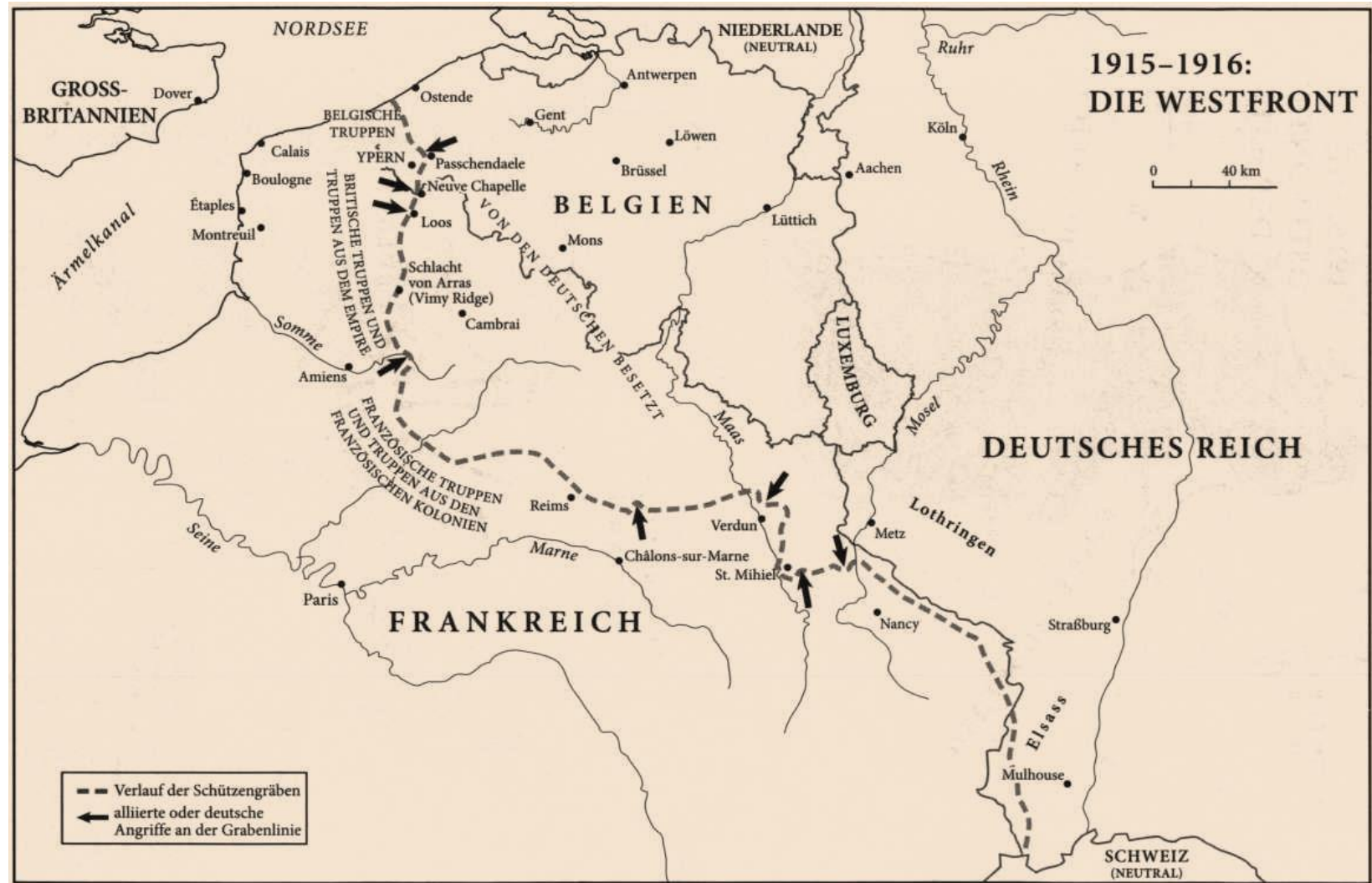
Derweil wurden Pläne für die Entscheidungsschlacht entwickelt, Sir Johns letzte Chance. Obwohl sich der Feldmarschall das sicherlich anders gewünscht hätte – in dem Frontabschnitt, auf den sich Briten und Franzosen für diesen Angriff geeinigt hatten, war Haig der ihm unterstellte Kommandeur. Haig seinerseits versicherte jedem, diesmal würden sie die rückwärtigen Gebiete der Deutschen erreichen und ihre Nachschubverbindungen abschneiden. Einem zu Besuch weilenden französischen General teilte er mit, dass seine Männer «niemals in besserer seelischer Verfassung und kampfesmutiger waren».<sup>32</sup> Zu den Einheiten, die in vorge-schobene Posten verlegt wurden, gehörte auch das Bataillon der Irish Guards, in dem Leutnant John Kipling ungeduldig seiner ersten Schlacht entgegensah. Wenig Gutes verhies die Tatsache, dass der Angriff bei dem französischen Dorf Loos stattfinden sollte, in einem weiteren Kohlerevier, wo den deutschen Verteidigern Schlackenhalde Schutz boten und Fördertürme zu idealen Beobachtungsposten wurden.

In den Wochen zuvor hatte Johns Vater dank des Kriegsministeriums die Westfront besichtigen dürfen. Das Ergebnis war eine Folge von kriegerischen Zeitungsartikeln, die rasch zu einem Buch wurden: *France at War*. Kipling sah die Deutschen «ausserhalb aller Menschlichkeit» und verfiel in höchstes Entzücken, wenn er einen verkohlten Fleck auf dem Boden eines Verbandsplatzes sah, wo ein verwundeter deutscher Major bei lebendigem Leib verbrannt war, als das Gebäude

# 1915: DIE OSTFRONT UND DER BALKAN



- Von Deutschen und Österreichern erobertes Gebiet, Januar-Juli
- Von Deutschen und Österreichern erobertes Gebiet, August-September
- Angriff der Mittelmächte auf Serbien
- Alliierte Landungen bei Gallipoli (an den Dardanellen)





von Artilleriefeuer in Brand geschossen worden war. Das edle Frankreich hingegen, so fand er, sei ohne solchen «menschlichen Abschaum», wie ihn die britischen Pazifisten verkörperten. Wenn er französischen Soldaten und Zivilisten begegnete, fühlte er sich in seinem gerechten Zorn bestätigt. «Wir kämpfen gegen wilde Tiere»,<sup>33</sup> sagte eine Französin, die er zitierte – vielleicht auch erfand.

Obwohl Vater und Sohn sich einmal bis auf 30 Kilometer nahekamen, war der Schriftsteller einfühlsam genug, um zu wissen, dass es seinem Sohn «nicht gefallen würde, wenn ich ihn nachspürte».<sup>34</sup> John verfolgte die Bewegungen seines Vaters durch Zeitungsartikel und die Briefe, die ihm Rudyard fast täglich schrieb, wozu auch Ratschläge gehörten, die er von britischen und französischen Soldaten aufschnappte: Zieh Maschendraht, damit die Granaten nicht in Euren Gräben landen; gib einem Mann eine Trillerpfeife, damit er Euch vor fallenden Mörsergeschossen warnen kann; bei Verhören gefangener Feinde schenke dem einfachen Soldaten Glauben und nicht dem Offizier. Wie in den Briefen, die Kipling an John geschrieben hatte, als dieser noch ein Kind war, fügte er manchmal kleine Zeichnungen ein: einen Rock, den eine Varietékünstlerin getragen hatte, eine Szene aus einem Film, ein Diagramm, das zeigte, wie das Drahtgeflecht aufgezogen werden musste. John antwortete mit einer Geschichte über das Schwein eines französischen Bauern, das sich über die Nahrungsvorräte seines Zugs hergemacht hatte und davongejagt werden musste: «Ich glaube, ich habe noch nie in meinem Leben so gelacht.»<sup>35</sup> In der Hochsommerhitze «hat mein Gesicht die Farbe einer gut eingerauchten Bruyèrepfeife angenommen», berichtete John. «Wir sehen aus wie ein Kolonialregiment, so verbrannt sind wir ... Ich glaube, ich habe mich noch nie so in Form gefühlt.»<sup>36</sup>

Als die Schlacht von Loos näherrückte, hielt Haig verächtlich in seinem Tagebuch fest, Sir John French sehe «älter und fetter» aus.<sup>37</sup> Es sollte die grösste Landoffensive in der britischen Militärgeschichte werden, und French wusste, dass sein Posten auf dem Spiel stand. «Ganz gleich, was geschieht, ich werde meinen Kopf dafür hinhalten müssen», schrieb er am 18. September 1915 an seine Geliebte Winifred Bennett. «Um es in der Kricketsprache auszudrücken, sie werden vielleicht ‚den Werfer austauschen‘.»<sup>38</sup>

Einige Tage später bat John Kipling in einem Brief nach Hause «um ein Paar wirklich gute Pantoffeln (weich & warm mit dicken Sohlen)».<sup>39</sup> Dann, nach einem

30-Kilometer-Marsch durch den Regen: «Nur ein paar hastige Zeilen, da wir heute Abend aufbrechen. Die Frontgräben sind nur 15 Kilometer entfernt. Es wird also kein sehr langer Marsch werden. Das ist *der* grosse Versuch, durchzubrechen & den Krieg zu beenden ... Wir werden morgen mittendrin sein.»<sup>40</sup>

## 12. KAPITEL

### *Not This Tide*

**M**ehr als jeder vorhergehende Krieg war dieser auf riesige Mengen von Industrieerzeugnissen und die zu ihrer Herstellung benötigten Rohstoffe angewiesen. Die Deutschen fanden schon bald ein Wort dafür – *Materialschlacht*. Zu den wichtigeren Produkten zählten optische Präzisionsgeräte – Linsen für Luftaufklärungskameras, Periskope, Entfernungsmesser, Zielfernrohre für Scharfschützengewehre und Feldstecher. Alle waren sehr wichtig, doch Letztere in besonderem Mass: Jeder Offizier oder Unteroffizier musste einen zuverlässigen Feldstecher um den Hals hängen haben, weil das Leben seiner Männer auf dem Gefechtsfeld davon abhing, dass er einen feindlichen Scharf- oder Maschinengewehrschützen ausmachen konnte.

Doch das britische Militär litt unter einem fatalen Mangel an Feldstechern. Ein öffentlicher Aufruf brachte 2'000 Geräte zusammen (unter anderem jeweils vier vom König und der Königin), aber nicht die Zehntausende, die nötig waren. Zur Herstellung hochwertiger Linsen ist ein schwer herzustellendes Spezialglas erforderlich: Es muss das Licht ohne Fehler, Verlust oder Verzerrung übertragen und trotzdem robust genug sein, um beim Grob- und Feinschliff nicht zu reissen oder zu zersplittern. Die optischen Fabriken in England konnten ihre Produktion nur langsam erhöhen.

Daher wandten sich die britischen Behörden im Jahr 1915, als die Vorbereitungen für den grossen Angriff bei Loos gerade anliefen, an die bedeutendste Quelle für Präzisionsoptik: Deutschland.

Vor dem Krieg waren deutsche Unternehmen wie die berühmte Firma Carl Zeiss in Jena wichtige Exporteure hochwertiger optischer Erzeugnisse. Aus London wurde ein Bevollmächtigter des Munitionsministeriums heimlich in die neutrale Schweiz entsandt, er sollte ein Geschäft vorschlagen. Die Antwort aus

Deutschland erfolgte prompt und zustimmend, woraufhin die Grundzüge eines Abkommens entworfen wurden. Danach verpflichtete sich das deutsche Kriegsministerium, je 8'000 bis 10'000 Feldstecher zweier Typen zu beschaffen, die einen für Infanterieoffiziere und die anderen für Artillerieoffiziere. «In Zukunft», so heisst es trocken im offiziellen Bericht der *History of the Ministry of Munitions*, «waren sie bereit, sechs Wochen nach Unterzeichnung des Vertrags 10'000 bis 15'000 [jeden Typs] zu liefern und dafür sogar Facharbeiter aus dem Heer freizustellen, um diese Aufträge rasch abzuwickeln.» Von den einfacheren Ferngläsern für Unteroffiziere konnte Deutschland sofort 10'000 bis 12'000 liefern und 5'000 einen Monat später. Gern wollte es auch 5'000 bis 10'000 Zielfernrohre pro Monat liefern «und so viele Entfernungsmesser verfügbar machen, wie die britische Regierung brauchte. Es wurde vorgeschlagen, dass die britischen Streitkräfte die Ausrüstung gefangener deutscher Offiziere und Geschütze inspizierten, um Muster der betreffenden Geräte in Augenschein zu nehmen.»<sup>1</sup>

Und was wollte das Deutsche Reich für diese erstaunliche Fülle von Geräten, die dazu dienen sollten, mit den britischen Gewehren und Haubitzen die deutschen Soldaten besser aufs Korn zu nehmen? Es wollte einen für viele Erzeugnisse unentbehrlichen Rohstoff – von Telefonkabeln über Fabrikmaschinen bis hin zu den Reifen und Keilriemen von Motorfahrzeugen: Gummi. Wegen der wirksamen Seeblockade der Royal Navy war Gummi für die Deutschen unerreichbar, aber in den afrikanischen und asiatischen Kolonien der Alliierten reichlich vorhanden. Der Gummimangel hätte neben vielen anderen Problemen auch dazu geführt, dass die Deutschen für ihre Militär-Lkw Stahlreifen hätten verwenden müssen, die jedoch die Strassen ruiniert hätten. Man kam überein, den Deutschen das Gummi an der Schweizer Grenze zu übergeben.

Im August 1915, dem ersten Monat dieses streng geheimen Teufelspakts, lieferten die Deutschen den Engländern sogar noch mehr als die ursprünglich vereinbarten Mengen: rund 32'000 Feldstecher, darunter 20'000 der hochwertigen Sorten für Offiziere.<sup>2</sup> Alle Aufzeichnungen, aus denen hervorgehen könnte, wie lange dieser Handel dauerte oder wie viel Gummi das Reich im Gegenzug erhielt, sind verschwunden. Noch frustrierender: Offenbar gibt es keinen schriftlichen Hinweis auf die Überlegungen der Personen, die dieses Abkommen aushandelten. Haben

beide Partner gedacht, sie schnitten besser ab? War den britischen und den deutschen Geschäftsleuten so sehr am Profit gelegen, dass nichts anderes zählte? Oder war der Einfluss des Kriegsgeschehens so allumfassend, dass zur Erhöhung der Kampfkraft alles gerechtfertigt schien, sogar Geschäfte mit dem Feind?

Bei einem Blick durch eben diese hochwertigen Feldstecher am Spätvormittag des 26. September 1915 mochten die deutschen Offiziere an der Front bei Loos nicht glauben, was sie sahen. Am zweiten Tag der grossen Schlacht kamen rund 10'000 britische Soldaten über mehr als 800 Meter Niemandsland auf sie zu marschiert. In diesem Fall gab es – im Unterschied zu allen Angriffen davor und danach – kein vorbereitendes Artilleriefeuer, um die deutschen Maschinengewehrnester auszuschalten. Die deutschen Maschinengewehre lagen in geschützten Bunkern, hinter fast 10 Meter breiten Gürteln aus intakten Stacheldrahtverhauen.

Nach einem deutschen Bericht rückten die Briten «in Kolonnen grosser Breitenausdehnung» an, «in Stärke von je 1'000 Mann ... Die Richtschützen an den M.Gew. leisten die sauberste Arbeit, die sie je geleistet haben ... die Schösser schwimmen in Öl... Von links nach rechts, von rechts nach links; 12'500 Patronen speien allein unsere M. Gew.! ... Die Verluste vermehrten sich auf die Tausende ... Hunderte sah man fallen. Aber unentwegt zogen die Kolonnen im Flankenmarsch weiter ...» Einige britische Offiziere sassen zu Pferde und boten deshalb ein noch besseres Ziel. Die deutschen Schützen standen auf den Brustwehren ihrer Gräben und feuerten in die rasch schrumpfenden Reihen, die weiter vorrückten, bis der erste Pulk die intakten Drahtverhaue erreichte. «Hier erlitt er nochmals bedeutende Verluste. Da machten die Überlebenden kehrt und fluteten in grösster Unordnung in gleicher Richtung zurück.»<sup>3</sup>

Diese britischen Soldaten, fast alles Freiwillige, die sich erst nach Ausbruch des Krieges zur Armee gemeldet hatten, waren nur wenige Wochen zuvor in Frankreich eingetroffen. Als sich die Überlebenden zurückzogen, hörten die Deutschen in einer auf beiden Seiten seltenen Regung des Erbarmens auf zu feuern. «Meine Maschinengewehrschützen waren so voller Mitleid, Betroffenheit und Ekel», sagte später ein deutscher Kommandeur, «dass sie sich weigerten, auch nur noch einen einzigen Schuss abzugeben.»<sup>4</sup>

Die Schlacht von Loos hatte am Tag zuvor begonnen, nachdem Kitchener selbst

die Truppe inspiziert und ihr zu der Ehre gratuliert hatte, die ihr zuteil geworden war. Für Sir Douglas Haig, der die beteiligten Truppen befehligte, war es eine verheissungsvolle Gelegenheit: Wenn der Angriff erfolgreich verlief, würde ihm der Ruhm zuteil; scheiterte er, würde man den Misserfolg wahrscheinlich dem schon in der Kritik stehenden Sir John French zur Last legen. Die provisorischen Kommandoposten der beiden zerstrittenen Generäle waren noch nicht einmal durch eine Telefonleitung verbunden. Derweil hatten die Deutschen, die wussten, dass irgendein Angriff zu erwarten war, ihre Befestigungen verstärkt. Auf Fotografien, die vor dem Angriff entstanden, verleiht die kreidehaltige Erde um Loos den Wällen der deutschen Schützengräben das gespenstische Aussehen langer Reihen von Schneeberühungen auf Sommerfeldern.

Bei diesem Angriff setzten die britischen Streitkräfte zum ersten Mal Giftgas ein. Denn in Zeiten einer wissenschaftlichen, industrialisierten Kriegsführung hat kein Staat eine neue Waffe längere Zeit für sich allein – wie es sich 40 Jahre später auch im Fall der Atombombe zeigte. Haig bestellte 5'000 knapp 2 Meter lange Zylinder mit Chlorgas, jeweils rund 50 Kilogramm schwer, die wegen der Geheimhaltung bei Nacht an die britische Front befördert werden mussten. Auf der letzten Wegstrecke musste man die Behälter, an einer von zwei Männern getragenen Stange hängend, einzeln durch Laufgräben schleppen. Ebenfalls zu zweit wurden Rohre getragen, die, jeweils mit einem Zylinder verbunden, das Gas über die Brustwehr des Grabens ins Niemandsland sprühen sollten. Die Erinnerungen eines Rohrträgers belegen, dass die Qual und Mühsal des Krieges grossenteils einfach darin bestand, das Material an die Front zu befördern: «Der Laufgraben verläuft von Anfang bis Ende im Zickzack. Daher mussten wir die Rohre unmittelbar über dem Kopf tragen, um sie durch die Gräben zu bringen, sonst wären sie an jeder Biegung stecken geblieben. Der Laufgraben ist 5,5 Kilometer lang, ein Weg, für den wir 7 bis 8 Stunden brauchten. Während des gesamten Transports regnete es. An vielen Stellen stand der Graben mehr als 30 Zentimeter unter Wasser.»<sup>5</sup>

In der Morgendämmerung des Angriffstags, dem 25. September, befahl Haig, das Gas abzublasen. Allerdings war der Wind sehr schwach. An einigen Stellen gelangte das Gas bis zu den deutschen Linien, wo die Soldaten aber schon ihre Gasmasken angelegt hatten. An anderen trieb es ins Niemandsland und blieb dort

stehen – was zur Folge hatte, dass die britischen Truppen bei ihrem Angriff durch das Gas hindurch mussten, während sie versuchten, die deutschen Stacheldrahtverhaue zu überwinden, die an einigen Stellen sieben bis acht Reihen stark waren. An einigen wenigen Abschnitten trieb der Wind das Gas auch zurück in die britischen Gräben. Alles in allem erlitten die Briten durch ihr eigenes Gas mehr Verluste als die Deutschen. Der überraschende Gasangriff sollte eigentlich das übliche massive Artilleriefeuer ersetzen, das dem Feind verraten hätte, dass ein umfassender Angriff bevorstand; im Übrigen herrschte noch immer Munitionsknappheit. Doch weder Haig noch French scheinen einen entscheidenden Umstand sonderlich berücksichtigt zu haben: Gas zerschneidet keinen Stacheldraht.

Die britischen Streitkräfte waren bei Weitem in der Überzahl, und tatsächlich – fast grenzt es an ein Wunder – gelang es einer Abteilung, an einer Stelle eine 1‘200 Meter breite Lücke in die erste und zweite Grabenlinie der Deutschen zu reißen. Und wie wurde diese Möglichkeit genutzt? Obwohl French starke Infanteriekräfte in Reserve hielt, war ihm der Fehler unterlaufen, sie viel zu weit von der Front entfernt zu stationieren, denn er vergass, dass Strecken, die auf der Karte nach einem raschen Marsch von wenigen Stunden aussahen, die mehrfache Zeit in Anspruch nehmen konnten, wenn sich die Soldaten auf schmalen Landstrassen im Gänsemarsch an entgegenkommenden Ambulanzen voller Verwundeter vorbeidrücken und schliesslich ihren Weg in noch engeren Laufgräben und durch ein matschiges, zerklüftetes Feld von Granattrichtern fortsetzen mussten – und das alles im strömenden Regen.

Als Frenchs Reserveabteilungen nach einem strapaziösen Nachtmarsch ihre Angriffspositionen endlich erreichten, hatten die Deutschen die Lücke geschlossen und ihre eigenen Reserven herangeführt. Leichen und Körperteile von Briten und Deutschen aus den Kämpfen des ersten Tages bedeckten den Boden und der Gestank des Todes hing in der Luft. An diesem zweiten Tag der Schlacht gab Haig den beiden erschöpften und unerfahrenen Reserven den verhängnisvollen Befehl, direkt gegen die auf dem Hügel stationierten deutschen Maschinengewehre und die intakten Stacheldrahtverhaue vorzumarschieren. Dieser Anblick und das Massaker versetzten die deutschen Offiziere in fassungsloses Staunen.

Hauptmann Graham Pole von den Northumberland Fusiliers, einer der vorrückenden Einheiten, erhielt von seinem Kommandeur die folgende Botschaft: «Der Kommandeur wünscht, dass der Angriff nach echter north-umbrischer Manier mit dem Bajonett geführt wird.»<sup>6</sup> Wie fühlte man sich als Soldat in diesem zum Scheitern verurteilten Angriff? Harry Fellows, der den Befehl hatte, Hauptmann Pole die Nachricht zu überbringen, berichtete:

*Der ganze Hang war vor mir und links und rechts, soweit man blicken konnte, von Hurra schreienden Männern bedeckt, die vorrückten, so rasch sie konnten. Und trotzdem hatte der Feind noch nicht einen einzigen Schuss abgegeben ... Die vordersten Männer mochten noch 100 Schritte von den deutschen Verhaufen entfernt sein ... als die Hölle losbrach. Wie auf ein vorher vereinbartes Signal eröffneten die feindlichen Maschinengewehre ein mörderisches Feuer, von vorn und von der Flanke aus einigen Gebäuden, die dem Blick durch ein paar Bäume entzogen waren. Die Männer stolperten und wankten, dann fielen sie wie Getreide vor einer Sense. Dem Burschen vor mir riss es die Mütze vom Kopf, dann stürzte er – ich stolperte über ihn –, und bis auf den heutigen Tag fühle ich keine Scham, wenn ich bekenne, dass ich blieb, wo ich war: das Gesicht im Gras vergraben, und noch nie hatte die gute Erde so lieblich geduftet... Das Feuer schien stundenlang zu dauern. Später erfuhr ich, dass es noch nicht einmal zehn Minuten waren. Über mir explodierten die Schrapnelle, dann hörte es auf...*

*Nach ein paar Minuten richtete ich mich auf die Knie auf. Selbst wenn ich hundert werden sollte, werde ich den Anblick nie vergessen, der sich meinen Augen bot. Der ganze Hang bestand aus einer Masse hingestreckter Leiber, die teilweise übereinander lagen ... Viele von ihnen, wie der Bursche, über den ich gestolpert war, würden sich nie wieder bewegen. Zahlreiche Männer halfen, obwohl selbst verwundet, ihren verwundeten Kameraden zurück. Trotzdem feuerten die Deutschen keinen Schuss ab ... Mit einem Burschen, dem ich half, weil er einen Schuss in den Fuss abbekommen hatte, erreichte ich den Graben, in dessen Nähe die Schotten ihr Maschinengewehr hatten ... Einer aus der Mannschaft reichte mir seine Wasserflasche: Wasser war ausserordentlich knapp.*



*Ich höre heute noch die Erschütterung in seiner Stimme, als er sagte: «Ye nae had a chance.» (Ihr hattet keine Chance.) ...*

*Es war nervenzerfetzend, die Schreie der Männer zu hören, die verwundet auf dem Hang lagen. Selbst wenn die Deutschen uns gestattet hätten, ihnen zu helfen – was sie nach meiner Meinung getan hätten – wir hatten keine Tragen ...*

*Als ich mich umblickte, sah ich zu meiner Freude, dass Hauptmann Pole unversehrt war, erinnerte mich an die Nachricht, die ich noch immer für ihn hatte, und händigte sie ihm mit einer Entschuldigung wegen der Verspätung aus. Nachdem er sie gelesen hatte, sagte er mit bebender Stimme: «Das spielt zwar keine Rolle mehr, aber ist es nicht genau das, was wir versucht haben?»<sup>7</sup>*

In diesem kurzen, aber grauenhaften Blutbad verloren die Briten von 10'000 Offizieren und Mannschaften mehr als 8'000 – gefallen, verwundet oder vermisst.

Wie bei vielen Episoden dieses Kriegs können wir in dem Angriff vom 26. September 1915 schwerlich etwas anderes sehen als ein offenkundiges, sinnloses Massaker, das von Generälen mit einer geradezu verbrecherischen Missachtung der Bedingungen, denen sich ihre Männer gegenübersehen, veranlasst wurde.

Aber merkwürdigerweise – und das ist besonders typisch für die frühen Schlachten dieses Krieges, als alle Beteiligten noch Berufssoldaten oder Freiwillige waren – kam das nur in ganz wenigen Berichten von Überlebenden zur Sprache. Das Urteil der Generäle in Zweifel zu ziehen hätte natürlich die Frage aufgeworfen, ob ihre Kameraden in einen sinnlosen Tod getrieben wurden. Da solche Fragen nicht gestellt werden durften, kamen viele Mythen über Kriege auf.

Zu den aufgeriebenen Einheiten an diesem Tag gehörte auch das 8. Bataillon des Queens Own Royal West Kent Regiment. In wenig mehr als einer Stunde verlor es 24 seiner 25 Offiziere und 556 – mehr als die Hälfte – der angeworbenen Männer. Der Bataillonskommandeur Oberst Eden Vansittart hatte seine langjährige Armeelaufbahn überwiegend in Indien absolviert und erlebte nun einen grossen Teil des Massakers, bevor er selbst schwer verwundet wurde. Doch in einem langen Bericht über die Schlacht, den er zwei Jahre später schrieb, äusserte er nicht

den geringsten Zorn über die selbstmörderische Situation, in die man seine Männer und ihn selbst gebracht hatte, sondern er fand nur Lob für ihre prachtvolle Haltung. «Vollkommen diszipliniert rückten sie vor wie auf einer Parade, bis sie die unverehrten Stacheldrahtverhaue des Feindes erreichten, die sie nicht überwinden konnten; hier waren unsere Verluste sehr gross.»<sup>8</sup> Zehn Jahre später, als er bereits im Ruhestand war, stellte er die Entscheidung zum Angriff noch immer nicht in Frage; seine Hauptsorge blieb, dass die Verfasser der mehrbändigen Geschichte des Krieges, für die er einen weiteren Bericht vorbereitete, «das tapfere Verhalten» seines Bataillons «deutlicher hervorheben»<sup>9</sup>.

Noch einige Wochen lang flammten die Kämpfe bei Loos sporadisch wieder auf. Zu den gefallen Briten, deren Leichen nie gefunden wurden, gehörte auch Hauptmann Fergus Bowes-Lyon von den 8. Black Watch. Seine Schwester legte, als sie einige Jahre später in der Westminster Abbey heiratete, ihm zu Ehren ihren Brautkranz auf das Grab des Unbekannten Soldaten. Wie die Queen Mum erlebte sie noch die Wende zum 21. Jahrhundert.

Wiederholt kam Sir John French auf einem weissen Pferd zum Truppenbesuch, und er sprach einmal auch zwei Stunden lang mit Verwundeten in einem Feldlazarett nahe der Front. «Tot, sterbend oder schwerstverwundet», schrieb er an Winifred Bennett. «Bedauernswerte, wackere Burschen, die ihre Schmerzen heldenhaft ertragen; einige haben mich sogar angelächelt, als sie mich erkannten.»<sup>10</sup>

Am Ende gewannen die Alliierten einen oder zwei Kilometer Gelände, doch abermals waren die Verluste auf Seiten der Angreifer ungeheuerlich – über 61'000 Briten, die gefallen, verwundet oder vermisst waren. «Es war unmöglich, sie alle zu begraben ... Man ging an den Schützengräben entlang und sah einen Stiefel mit Wickelgamasche, einen Arm oder eine Hand herausragen, manchmal auch Gesichter», berichtete ein Soldat. «Und man sah sie nicht nur, sondern trat auf sie, rutschte und glitt aus ... Schrieb man aber über irgendeinen bestimmten Kameraden nach Hause, behauptete man immer, ihn habe eine Kugel sauber und rasch erwischt, und er habe nichts gespürt.»<sup>11</sup> Zur Grösse von Katzen aufgeschwollen, mästeten sich Ratten an den Leichen im Niemandsland, wobei sie mit den Augen, dem weicheren Fleisch des Gesichts und der Leber begannen, um sich dann im

Laufe von Tagen Stück für Stück voran zu arbeiten, bis nur noch in Khaki – fetzen gehüllte Skelette übrigblieben. Nachts konnten die Soldaten in ihren Gräben ein ständiges Klappern hören – Ratten, die die Blechdosen und Bestecke bei den Skeletten nach Essensresten durchstöberten.

Trotzdem leugneten die britischen Generäle hartnäckig die überlegene Kampfkraft der wichtigsten Waffe. «Die Einführung des Maschinengewehrs», hiess es zwei Monate nach der Schlacht in einer Mitteilung aus Frenchs Hauptquartier an das Munitionsministerium, «hat nach Meinung des Generalstabs nichts an dem generell anerkannten Grundsatz geändert, dass die grössere Zahl von Bajonetten auf Tuchfühlung mit dem Feind am Ende die Entscheidung herbeiführt.»<sup>12</sup> Noch zweieinhalb Jahre später, im Mai 1918, kam bei den britischen Streitkräften nur ein Maschinengewehr auf 61 Mann. Bei den Kanadiern war es eines auf 13, bei den Franzosen eines auf 12.<sup>13</sup>

Es dauerte einige Tage, bis das Ausmass des britischen Blutzolls erkennbar wurde – die «Ehrenlisten» breiteten sich über viele Spalten der *Times* aus, die Namen der Offiziere wurden in etwas grösseren Lettern gedruckt. Rasch gingen die Zuweisungen in der Frage, wer an der Katastrophe schuld sei, hin und her: French, weil er die Reserven zu weit von der Front stationiert hatte, oder Haig, weil er die Truppen direkt gegen intakte deutsche Drahtverhaue und Maschinengewehre geschickt hatte. Über den *Times*-Korrespondenten Repington, der auf Frenchs Seite war, gelangten einige dieser Argumente in die Presse. French veranlasste die *Times*, einen Bericht von seiner Hand zu veröffentlichen, mit dem er andeutete, dass die Reserven dichter an der Front gestanden hätten, als es tatsächlich der Fall war. Doch die Entscheidungsschlacht wurde innerhalb der Regierung geschlagen, und dort stand der Gewinner von vornherein fest. In seinem Schreiben an Kitchener schob Haig einfach die ganze Schuld French in die Schuhe: «Wie berichtet, war mein Angriff ein voller Erfolg», behauptete er vollkommen aberwitzig, «... und zu diesem Zeitpunkt hätten Reserven zur Verfügung stehen müssen.»<sup>14</sup>

Kitchener verlangte von French eine Erklärung für das Debakel von Loos, und im Parlament wurde der angeschlagene Feldmarschall von mehreren Sprechern attackiert, und einer erwähnte sogar die Anwesenheit von Frauen in seinem Hauptquartier. Milner war frustriert, weil er tatenlos zuschauen musste. Im Oberhaus

hielt er eine erbitterte Rede über die «heimlichen Eingeständnisse» und «verwickelten Erklärungen» der schrecklichen Verluste, die von offizieller Seite zu hören seien. Der König selbst überquerte den Ärmelkanal, um sich persönlich ein Bild von den Meinungen der Militärs zu machen. «Douglas Haig kam zum Dinner und ich hatte hinterher ein langes Gespräch mit ihm», schrieb er in sein Tagebuch. «Er ... sagte, der Oberbefehlshaber bedeute ein erhebliches Manko für die Armee, und niemand habe mehr das geringste Vertrauen in ihn.»<sup>15</sup> In einem Speisewagen in England hörte ein Offizier, wie Asquith, Lloyd George und der Aussenminister über Frenchs Ablösung berieten.

Anders als in früheren Kriegen wurde in Loos – wie in früheren Schlachten – ein erstaunlich hoher Prozentsatz der Verluste einfach als «vermisst» aufgeführt. Manchmal wurden die Männer vom gegnerischen Feuer auf einem Gelände niedergemäht, das nicht lange genug gehalten werden konnte, um die Leichen zu bergen, oder es gab keine Leiche, nachdem eine hochexplosive Granate das Opfer in unkenntliche Stücke zerrissen und dazu alle Kameraden getötet hatte, die seinen Tod hätten bezeugen können. Viele britische Opfer bei Loos, die als vermisst gewertet wurden, waren am Tag nach dem verheerenden Massaker an den Reserveabteilungen zu beklagen. Neue Truppen wurden in die Schlacht geworfen, unter ihnen auch das 2. Bataillon der Irish Guards, John Kiplings Einheit, deren Männer in den 48 Stunden zuvor nicht geschlafen und nur wenig gegessen hatten. Doch trotz der Erschöpfung führte Leutnant Kipling seinen Zug durch den Schotter einer Übertageanlage, rief «Come on boys» und konnte zumindest ein von deutschen Verteidigern besetztes Gebäude einnehmen. Am späten Nachmittag verliert sich seine Spur. Laut einem Bericht wurde er an einem Ort verwundet, den die Soldaten Chalk Pit Wood nannten, und kroch in ein Gebäude, das später von den Deutschen erobert wurde, aber weitere Nachrichten gab es nicht. In dem Telegramm des Kriegsministeriums an seine Eltern wurde er als vermisst bezeichnet.

Am Tag, als die Reserve bei Loos niedergemäht wurde, versammelten sich viele tausend Menschen auf dem Trafalgar Square, seit Langem ein bevorzugter Ort für Protestkundgebungen. Sie waren zusammengekommen, um ihre Stimme gegen die allgemeine Wehrpflicht zu erheben, denn daran gab es keinen Zweifel, dass sie eingeführt werden musste, um den unersättlichen Bedarf der Armee zu decken.

Charlotte Despard, die ihre Antikriegsgefühle nicht mehr im Zaum zu halten vermochte, gehörte zu den Rednern, die sich an die Menge wandten – genau wie Sylvia Pankhurst. Nachdem Sylvia gesprochen hatte, fielen ihr Zeitungsjungen auf, die grosse Plakate trugen. Was sie riefen, konnte sie nicht hören, doch schliesslich kam einer so nahe, dass sie sein Plakat lesen konnte: KEIR HARDIE GESTORBEN.

Sie erlitt einen Schwächeanfall und brauchte Hilfe beim Verlassen des Podiums. «Ich war nicht ohnmächtig, aber fassungslos und tief ergriffen ... Ich fühlte mich wie eine von jenen, die ihr Liebstes im Krieg verloren hatten», schrieb sie später, «denn der Krieg hatte ihn getötet, so sicher wie die Männer in den Schützengräben.»<sup>16</sup> Hardie starb in einem Glasgower Krankenhaus, als zu seiner ohnehin angegriffenen Gesundheit noch eine Lungenentzündung kam. In dieser Stadt versammelten sich seine Anhänger einige Tage später, um ihn zu begraben, während in Loos noch immer geschossen wurde. An dem Weg, den der Trauerzug nahm, standen Arbeiter und darunter auch Soldaten, feierlich und barhäuptig. Da Hardies Familie anwesend war, blieb Sylvia der Beerdigung fern, aber sie schickte einen Lorbeerkranz, mit Bändern in den Suffragetten-Farben Lila, Grün und Weiss, aber auch im Rot der Revolution. Die eisige Kälte des Zeitgeistes machte auch vor der Trauerfeier nicht Halt, denn der Vikar sagte kein Wort über Hardies langen Kampf gegen den Krieg; er sprach nur von seiner Jugend in der Evangelischen Unionskirche.

In London gab Sylvia eine Sondernummer ihres *Womans Dreadnought* heraus, der voll rühmender Nachrufe war, einschliesslich ihres eigenen leidenschaftlichen Lebewohls: «Sein Körper war für grosse Taten geschaffen, sein Kopf edel geschnitten wie kein zweiter; seine tiefliegenden Augen leuchteten wie das gekelternete Sonnenlicht, das wir durch das Wasser eines Teichs in brauner Erde aufblitzen sehen.» Sie nannte ihn «den bedeutendsten Menschen unserer Zeit»<sup>17</sup>. Wie in den vielen zehntausend Wörtern, die sie im Laufe ihres Lebens über Hardie schrieb, erwähnte sie seine Frau mit keinem Wort.

Er blieb ihr Leitstern, und indem sie ihren Protest gegen den Krieg unerschütterlich fortsetzte, sah sie sich als Vollstreckerin seines Vermächtnisses. Doch andere zur gleichen Einstellung zu bekehren, während die Männer ihrer Familien an der Front waren, erwies sich als ebenso schwierig, wie es für diesen Mann war,

den sie liebte. Eines Tages wurde sie von George Bernard Shaw gefragt: «Wie können Sie erwarten, die Öffentlichkeit zu bekehren, wenn Sie noch nicht einmal Ihre Mutter und Christabel bekehren können?»<sup>18</sup> Tatsächlich bestand nicht die geringste Hoffnung darauf. Im Oktober taufte Christabel die *Suffragette*, die Zeitung der WSPU, in *Britannia* um, mit dem Motto «Für König, Vaterland und Freiheit». Fortan füllten sich ihre Seiten mit patriotischer Prosa und Poesie, begleitet von den Bildern Johannas von Orléans und anderer kriegerischer Frauen. Der Nationalismus des Blattes wurde so extrem, dass ein Artikel sogar dem Aussenministerium vorwarf, es sei «korrumpiert ... von Deutschfreundlichkeit, deutschem Blut, Verbindungen zu Deutschen und Sympathien für den Feind. [Es] muss GESÄUBERT und sein ganzes Personal ausgetauscht werden.»<sup>19</sup>

Auf der Suche nach einem Verbündeten teilte Christabel Alfred Milner in einem Brief ihren Verdacht mit, dass hochrangige Regierungsposten mit Leuten besetzt seien, die insgeheim mit den Deutschen sympathisierten. «Was die Kriegsführung angeht», so antwortete er, «stimme ich Ihnen vorbehaltlos zu.» Aber, so fuhr er fort, «ich bin anderer Meinung, soweit es die Annahme betrifft, unsere Regierenden handelten aus niederen Beweggründen ... Ich halte sie für unfähig – sogar in hohem Masse ... aber ich unterstelle keinem einzigen, dass er etwas anderes will als das Beste für unser Land.» Und er wies sie freundlich zurecht, weil sie jeden verdächtigte, «der irgendwelches fremdes Blut in seinen Adern hat», wobei er sie darauf hinwies, dass Königin Viktoria Halbdeutsche sei und er selbst eine deutsche Grossmutter habe.<sup>20</sup>

Nicht nur Christabel vermutete überall deutsche Spione und Sympathisanten. Als das Jahr 1915 zu Ende ging, nahm das Bestreben zu, Verräter und Sündenböcke zu finden, mit deren geheimem Wirken man den Mangel an Gefechtserfolgen erklären konnte. Während der Kriegsjahre wurden über 90 Theaterstücke über Spione auf britischen Bühnen aufgeführt, in denen es wimmelte von finsternen deutschen Dienern in arglosen britischen Familien, vergifteten Trinkwasserreservoirs und geheimen Funksprüchen an lauernde U-Boote. Scotland Yard wurde täglich mit durchschnittlich 300 Hinweisen auf mögliche Spione überschüttet. Viele hundert Male wurden Soldaten zu abgelegenen Häusern und Feldern ge-

schickt, um Berichten über geheimnisvolle nächtliche Lichtblitze nachzugehen, bei denen es sich angeblich um Signale für deutsche Luftschiffe handelte. Wehe dem Taubenzüchter, der mit seinen Vögeln gesehen wurde, konnte er doch im Begriff sein, lebenswichtige Staatsgeheimnisse direkt nach Berlin zu schicken. In Wirklichkeit erwies sich die Zahl deutscher Spione in Grossbritannien als bemerkenswert gering. Die meisten wurden schon in den ersten Kriegstagen gefasst, aber der geltungssüchtige Basil Thomson von Scotland Yard sorgte dafür, dass jede Verhaftung oder Verhandlung in dieser Richtung, mochte sie auch noch so unbedeutend sein, in der Presse aufgebauscht wurde.

Wenn John Buchan die Arbeit an seinem mehrbändigen Werk über den Krieg einmal beiseite legte und gerade keinen seiner optimistischen Berichte von der Westfront für die *Times* schrieb, leistete er einen patriotischen Beitrag zur Spionagehysterie. Im Oktober 1915, kurz nach der Schlacht von Loos, veröffentlichte er ein Buch, das sein bekanntestes (später sogar von Alfred Hitchcock verfilmtes) Werk werden sollte: *Die neununddreissig Stufen*. In diesem Roman und seinen Fortsetzungen erfand Buchan die wesentlichen Elemente der modernen Spionagesgeschichte: einen kühnen, athletischen Helden, Jagdszenen, Freunde, die sich als Feinde entpuppen, Feinde, die sich als Freunde erweisen, verschlüsselte Botschaften und entsetzliche Verschwörungen, die alles zu vernichten drohen, wenn es dem Helden nicht rechtzeitig gelingt, aus einem Burgverlies zu entkommen. Angesichts britischer Soldaten, die sich an der Front eingegraben hatten und dort fast ohne Geländegewinne einen blutigen Monat um den anderen ausharren mussten, war die Öffentlichkeit erleichtert und begeistert, Geschichten wie diese zu lesen, in denen individuelle Heldentaten den Sieg brachten.

In den *Neununddreissig Stufen* vereitelt Richard Hannay, Buchans Held, die finsternen Machenschaften eines ganzen Netzes deutscher Spione. Hannay kommt aus den Kolonien und kehrt nach verschiedenen Abenteuern in Südafrika gerade rechtzeitig zurück, um dem «Mutterland» in der Stunde der Not zu helfen. Bezeichnenderweise ist das Mutterland keine Industrienation mit grauen, überfüllten Mietshäusern und rauchenden Fabrikschloten, sondern eine heitere, idyllische Landschaft mit Mooren und Hügeln. Von bösen Deutschen verfolgt, rast Hannay «durch kleine alte Dörfer mit Strohdächern, über friedliche Bäche im Unterland

und an Gärten vorbei, in denen Weissdorn und Goldregen in voller, strahlender Blüte standen. Das Land lag in so tiefem Frieden, dass ich kaum glauben konnte, hinter mir seien Leute her, die mir nach dem Leben trachteten; und noch unglaublicher schien mir, dass in einem Monat, wenn ich nicht ganz unwahrscheinliches Glück hatte, auf den englischen Feldern Tote liegen würden.»<sup>21</sup> Natürlich schnappt Hannay zum guten Schluss des Romans die Spione, bevor sie die gestohlenen Militärpläne auf ihrer Jacht verschwinden lassen können. Das Buch, das sich noch zu Buchans Lebzeiten mehr als eine Million Mal verkaufte, trug dazu bei, dass sich die Zahl der Leute, die sich als Hilfspolizisten bewarben, vervielfachte. Bei dieser Aufgabe durften sich viele Briten mittleren Alters, die nicht mehr für die Schützengräben in Frage kamen, einbilden, sie könnten wenigstens einen deutschen Spion erwischen.

Die britische Niederlage bei Loos konnten jedoch weder Spione noch Verschwörungen erklären, daher war das Schicksal des Oberbefehlshabers besiegelt. Wie French vorhergesagt hatte, wechselte man den Werfer. Um den Schein zu wahren, bekam er das Kommando über die Home Forces – alle Truppen in Grossbritannien und Irland, die weitgehend in der Ausbildung waren – und das bedeutete einen demütigenden Abstieg. Als der Abgesandte des Premierministers ihm die bittere Pille dadurch zu versüssen trachtete, indem er ihm mitteilte, er würde auch geadelt, schlug ihm French trocken vor, er könne ja «Lord Sent-Homer» werden (etwa: Lord Nach-Hause-Geschick). In Anerkennung seiner Rolle beim Widerstand gegen die deutschen Angriffe in Ypern und seiner irischen Vorfahren wurde er zum Viscount von Ypern und High Lake, Grafschaft Roscommon, erhoben. Doch da in Ypern so viel britisches Blut geflossen war, setzte sich der Adelstitel nie so recht durch, und er wurde von Zeitgenossen und späteren Historikern meist auch weiterhin Sir John French genannt. Er blieb beliebt bei den britischen Truppen, die zu Tausenden die Strassen säumten und frenetisch jubelten, als er im Dezember zum letzten Mal sein Hauptquartier verliess. Im Hafen von Boulogne brach noch einmal Jubel aus, als sich sein altes Regiment, die 19<sup>th</sup> Hussars, von ihm verabschiedeten. Für French war es ein Abschied von dieser Front, aber wie es sich ergab, war der Vorhang noch nicht endgültig gefallen; ein wichtiges Nachspiel stand noch aus.

Sein Nachfolger war natürlich Haig, der fest überzeugt war, er werde dort Erfolg haben, wo der unzuverlässige French gescheitert war. «Bei Tisch brillierte



DH nicht gerade», berichtete einer seiner damaligen Stabsoffiziere, «aber er war offenbar sehr guter Dinge und verfolgte das Gespräch in heiterem Schweigen.»<sup>22</sup>

In den Gräben waren die Weihnachtstage alles andere als fröhlich. «Ein heftiger Wind fuhr über die flämischen Felder», schrieb der Kriegskorrespondent Philip Gibbs, «aber es war nass – der Regen peitschte den Männern ins Gesicht, die durch den Schlamm zur Kampflinie marschierten, und nahm ihren Kameraden die Sicht, die auf den Schiesspodesten Wache standen, während das Wasser über die glitschigen Brustwehren in die Schützengräben lief... Sie schliefen in durchnässten Kleidern und Stiefeln voller Wasser ... Ganze Grabenabschnitte versanken in einem Chaos aus Schlamm und Morast.»

An einer Stelle, wo die Linien so nahe beieinander waren, dass jede Seite die glucksenden Stiefel der Feinde hören konnte, berichtete Gibbs von einem Gespräch, das durch Zurufe über die Brustwehren geführt wurde:

*«Wie tief ist es bei euch?», rief ein deutscher Soldat... «Bis zu unseren verflixten Knien», antwortete ein englischer Unteroffizier, der versuchte, seine Handgranaten unter einer Persenning trocken zu halten.*

*«So?... Dann habt ihr Schwein. Wir stehen bis zu den Hüften drin.»<sup>23</sup>*

Als der erste Weihnachtstag bevorstand, erhielten alle britischen Einheiten strenge Order, dass die spontane Fraternisierung des Vorjahrs zu unterbleiben habe. Doch ganz ohne Waffenstillstand hatte längst eine andere Entwicklung eingesetzt, die keines Feiertags bedurfte. An vielen Stellen der Front, wo die Schützengräben von Alliierten und Deutschen sich schon lange unverrückt gegenüberlagen, hatte sich ein stillschweigendes System des «Leben und Lebenlassens» herausgebildet. Wenn man beispielsweise die Deutschen mit Minenwerfern beschoss, während sie zu Mittag oder zu Abend assen, hielten sie es genauso, daher wurde mancherorts das Feuer zu den Mahlzeiten eingestellt. Während eines solchen sicheren Zeitraums kam es sogar vor, dass ein Soldat der anderen Seite bestimmte Signale gab – etwa indem er kurz auf die Brustwehr kletterte und dort auf seine Schulter deutete, wo die Offiziersabzeichen sass –, um anzudeuten, dass ein Kommandeur seinen Besuch angesagt hatte. Dann wurde auf beiden Seiten gefeuert, was die Ge-

wehre und MGs hergaben, wobei die britischen und französischen Infanteristen sehr bald entdeckten, dass sie nur zu hoch zielen mussten, um die Deutschen zu veranlassen, es ihnen nachzutun. Ein ähnlich informelles Einverständnis erstreckte sich manchmal auch auf das Niemandsland, wo man auf die gefürchteten Nachtpatrouillen geschickt wurde, um Drahtverhaue zu reparieren und die feindlichen Befestigungen zu erkunden. Ein junger britischer Offizier beschrieb, wie er eine solche Gruppe führte, «als wir plötzlich hinter einem Erdhügel oder einer Vertiefung auf eine deutsche Patrouille stiessen ... Wir waren, gut sichtbar, vielleicht zwanzig Schritt auseinander. Ich winkte müde, als wollte ich sagen: Was hat es für einen Zweck, uns gegenseitig umzubringen? Der deutsche Offizier schien es zu verstehen, jedenfalls wandten sich beide Trupps ab und kehrten zu ihren Gräben zurück. Zweifellos tadelnswertes Verhalten.»<sup>24</sup>

An einigen Stellen lagen die Frontgräben so weit auseinander, dass das von Kratern zerfurchte Niemandsland sich über mehrere hundert Meter erstreckte. Das leistete der Entstehung einer seltsamen und hartnäckigen Legende Vorschub. Das Niemandsland sei nicht leer, behaupteten einige Soldaten, sondern werde von Deserteuren bevölkert, die in Granattrichtern, Höhlen, verlassenen Gräben und Unterständen Zuflucht gefunden hätten. Nach jedem Gefecht kämen sie bei Dunkelheit aus ihren Verstecken, um den Toten und Sterbenden Essen und Wasser zu stehlen. Ihnen seien im Laufe der Zeit lange Bärte gewachsen und die Uniformen zu Lumpen geworden – bis sie sich neue von den Toten holten. Von ihnen stammten auch die merkwürdigen Geräusche, die man nachts höre. Diese vagabundierende Gemeinschaft im Niemandsland sei international und setze sich aus Deserteuren beider Seiten zusammen. Die Generäle hatten die Fraternisierung verboten, konnten sie aber in solchen Mythen nicht verhindern.

Kein Krieg in der Geschichte hatte jemals so viele Soldaten so lange in einer Pattsituation festgehalten. Das Jahr 1915 begann damit, dass die Deutschen rund 50·500 Quadratkilometer französisches und belgisches Gebiet besetzt hielten. Am Jahresende hatten die alliierten Truppen 21 dieser Quadratkilometer zurückgewonnen, was die Briten mehr als eine Viertelmillion Mann kostete. Immer noch flutete ein endloser Strom von Verwundeten in die Heimat zurück, und immer noch füllten die langen Listen der Gefallenen und Vermissten viele Seiten der Zeitungen.

Aus der ganzen Welt erhielten Rudyard und Carrie Kipling Beileidsbekundungen – von Theodore Roosevelt, Sir Arthur Conan Doyle und anderen Freunden zu Hause und im Ausland. «Ich höre, John sei vermisst gemeldet», hiess es in dem Brief eines Offizierskameraden von den Irish Guards, der in derselben Schlacht verwundet wurde, «aber ich habe das sichere Gefühl, dass sich alles zum Guten wenden wird, denn ... ich bin selbst als vermisst gemeldet worden.»<sup>25</sup> Auch andere schlugen optimistische Töne an: «Wir können nur darauf vertrauen, dass er in Gefangenschaft geraten ist», schrieb der Prince of Wales.

Hartnäckig befragte der verstörte Kipling mehrere Regimentskameraden seines Sohns, doch vergebens. Das Kriegsministerium führte John als «verwundet und vermisst»; Kipling war aufgebracht, als eine Zeitung ihn als «vermisst, vermutlich gefallen» bezeichnete. Mit seiner Frau Carrie klammerte er sich an die Hoffnung, John könne noch irgendwo in einem Lazarett oder Gefangenenlager in Deutschland leben. Je eifriger die Überlebenden der Schlacht bemüht waren, die Eltern mit tröstlichen Nachrichten oder Vermutungen zu versorgen, desto mehr widersprüchliche Informationen trafen ein: John sei am Bein verwundet worden, habe einen Schuss in den Hals bekommen, er sei noch, nachdem er vermisst gemeldet wurde, lebend gesehen worden. Obwohl Kipling alle Staaten verachtete, die in einem Konflikt neutral geblieben waren, den er als titanisches Ringen zwischen Gut und Böse deutete, wandte er sich an den amerikanischen Botschafter und bat ihn, eine Beschreibung seines Sohns an die amerikanische Botschaft in Berlin zu schicken: «Er hat einen dunklen Teint, kräftige Augenbrauen, einen kleinen Schnurrbart, dichtes braunes Haar (glatt), dunkelbraune Augen mit langen Wimpern. Grösse 1,70 m ... er ist kurzsichtig und trägt höchstwahrscheinlich eine Goldrandbrille.»<sup>26</sup>

Nun war es an Violet Cecil, ihren Freunden den Trost zu spenden, den sie zuvor von ihnen empfangen hatte. Milner, Realist wie immer, schrieb in sein Tagebuch: «Wir befürchten, dass er gefallen ist.»<sup>27</sup> An dem Tag, als Carrie die Vermisstenanzeige erhielt, eilte sie sofort zu Violet und schrieb ihr jetzt häufig zwei Briefe am Tag. Violet befragte selbst einen verwundeten Offizier der Irish Guards im Krankenhaus, um zu versuchen, etwas herauszubekommen, und schrieb in der Hoffnung, dass vielleicht eine neutrale Macht helfen könne, an die Kronprinzessin

von Schweden. «Keine Neuigkeiten», teilte Carrie ihr in einem Brief mit, «tiefes Dunkel scheint sich auf alles zu legen. Aber wer wüsste das besser als Du?»<sup>28</sup>

Kipling schrieb weiter, doch des Öfteren verstummte jetzt seine martialische Stimme, und ein ganz anderer schien zu sprechen:

*«Habt ihr Neuigkeiten von meinem Jungen Jack?» / Nicht bei dieser Tide. /  
«Was glaubt ihr, wann kehrt er zurück?» / Nicht bei diesen Winden und bei  
dieser Tide. / «Weiss jemand anders Neues von ihm?» / Nicht bei dieser Tide. /  
Denn was versank, wird schwerlich schwimmen, / Nicht bei diesen Winden und  
dieser Tide. ...»\**

---

\* «Have you news of my boy Jack?» / *Not this tide.* / «When d'you think that he'll come back?» / *Not with this wind blowing, and this tide.* / «Has any one else had word of him?» / *Not this tide.* / *For what is sunk will hardly swim, / Not with this wind blowing, and this tide ...»*

## **TEIL IV**

**1916**

## 13. KAPITEL

### *Wir bedauern nichts*

**A**nfang 1916 hatte sich unter dem Eindruck von Rekrutierungskampagnen, Plakaten (*Bleibt nicht zurück! Folgt eurer Fahne!*\*) und populären Schlagern (*Jungs, wir wollen euch nicht verlieren, finden aber, ihr solltet gehen.*\*\*\*) die stattliche Zahl von zweieinhalb Millionen Männern gemeldet. Ein Historiker nannte Grossbritanniens Freiwilligenheer «die grossartigste Äusserung von Kriegsbegeisterten der ganzen Menschheitsgeschichte»<sup>1</sup>. Aber diese Begeisterung wurde nicht von allen geteilt. Obwohl sich die Mitglieder der Arbeiterklasse nie so entschieden gegen den Krieg wendeten, wie sich Keir Hardie das erträumt hatte, zeigten sie doch nicht so viel Eifer wie die Bessergestellten und traten weit weniger zahlreich in die Armee ein als Akademiker und Angestellte.<sup>2</sup>

Die kriegerisch gesinnten Briten, die sich um verborgene internationalistische Nester der Arbeiterklasse sorgten, wurden im März 1916 beruhigt, als eine Organisation entstand, die sich *British Workers' League* nannte. Die Gruppe, die zum grössten Teil aus Gewerkschaftsfunktionären bestand, formulierte in ihren Programmen Forderungen, die sozialistische Anklänge verrieten, indem sie etwa bessere Löhne und Renten sowie die «staatliche Kontrolle wichtiger Industriezweige» anmahnte<sup>3</sup>. Sie trat aber auch nachdrücklich für den Krieg ein. Als «durch und durch britisch» bezeichnete sie sich und verscrieb sich dem Sieg über «die Deutschen und Österreicher, die jetzt alles daran setzen, uns zu vernichten».<sup>4</sup> Diese Kombination – Forderung nach Wohlfahrtsmassnahmen und unbändiger Nationa-

---

\* «Don't Lag! Follow Your Flag!»

\*\* «Oh, we don't want to lose you, but we think you ought to go.»

lismus –, die damals ungewöhnlich war, konnte man mit dem Aufstieg des Faschismus in den zwanziger und dreissiger Jahren weit häufiger beobachten.

Wie in den späteren faschistischen Arbeiterbewegungen waren einige Führer der League ausgesprochen gewalttätig. Die Anhänger eines dieser Funktionäre – Joseph Havelock Wilson von der National Sailors and Firemens Union – setzten das Büro eines pazifistischen Rivalen in Brand, während sich der Mann noch in dem Gebäude befand. Als er vor dem Feuer floh, versuchten sie, ihn wieder hineinzuwerfen.

Für die Regierung war es natürlich ein Segen, diese «Arbeiterorganisation» zu haben, deren Führer die Independent Labour Party und andere pazifistische Gruppen in ihren öffentlichen Versammlungen und im *British Citizen and Empire Worker*, ihrer aggressiv-chauvinistischen Wochenzeitung, heftig angriffen. Für jede Forderung der League nach höheren Löhnen oder Verstaatlichung der Schlüsselindustrien gab es viel heftigere Angriffe auf «Drückeberger», die sich den Kriegsanstrengungen entzogen, oder auf Verräter des Empire. Die für den Krieg schreibende Presse war begeistert; die *Times* nannte eine Kundgebung der League «ganz zweifelsfrei ... die authentische Stimme der Arbeiterklasse».<sup>5</sup> Weniger als ein Jahr nach ihrer Gründung beanspruchte diese finanziell erstaunlich gut ausgestattete Organisation 74 Wirtschaftszweige im ganzen Land und veranstaltete 100 patriotische Massenkundgebungen pro Woche.

Es gab natürlich Millionen britische Arbeiter, die den Krieg aufrichtig unterstützten. Doch die League war das Geistesprodukt eines Mannes, der alles andere als ein Proletarier war: Alfred Lord Milner. «Ich versuche mit aller Macht, wenn auch ohne Aufsehen», schrieb er an einen Freund, kurz bevor die League an die Öffentlichkeit ging, «eine reine Arbeiterbewegung zu fördern, die, wie ich hoffe, die ILP ... aus den Gewerkschaften hinauswerfen [und] den Imperial Unity and Citizens' Service [die allgemeine Wehrpflicht] in ihrem Programm verankern wird.»<sup>6</sup> Auch die Begeisterung der *Times* für diese «authentische Stimme der Arbeiterklasse» ging auf Milners Wirken zurück, denn der Redakteur war ein guter Freund und Schüler, ein ehemaliges Mitglied des südafrikanischen Kindergartens.

«Man kann sich kaum jemanden vorstellen», so ein Biograph, «der weniger als Milner geeignet wäre, eine Arbeiterbewegung ins Leben zu rufen.»<sup>7</sup>

Doch die League war ganz allein sein Werk: Er hatte in Victor Fisher, einem erfahrenen Journalisten aus dem sozialistischen Lager, die ideale Führungspersönlichkeit gefunden und dann still und heimlich die nötigen Geldgeber aufgetrieben: den Abgeordneten Waldorf Astor, Angehöriger einer berühmten, nicht zur Arbeiterklasse gehörenden Familie, und später den Grossreeder Sir James Knott. Das Geld kam auf ein Sonderkonto der London Joint Stock Bank, von dem Milner es persönlich an Fisher überwies, nachdem er dessen Abrechnungen überprüft hatte. «Sollen wir das Konto ‚Imperial Fund‘ nennen?», fragte Astor. Milner erwiderte: «Es ist nicht nötig und vielleicht auch nicht wünschenswert, ihm einen Namen zu geben ... Ich bin der Direktor der Bank, daher wird man keine Fragen stellen, und ausser uns muss niemand davon wissen.»<sup>8</sup>

Fisher selbst erhielt ein volles Gehalt und 1'000 Pfund Aufwandsentschädigung, mit der bemerkenswerten Zusicherung, dass ihm sein Gehalt nach Beendigung der League noch drei Jahre weiter gezahlt werde. Vor der ersten öffentlichen Kundgebung traf sich Milner mit den meisten Rednern, doch danach hielt er sich im Hintergrund, obwohl er Fisher privat fast jede Woche traf. Es machte ihm nichts aus, mit Gewerkschaftlern zusammenzuarbeiten, denn er war immer offen gewesen für das, was in Grossbritannien gelegentlich als «Gas- und Wasser-Sozialismus» bezeichnet wurde. Öffentlicher Gesundheitsdienst? Bessere Schulen? Verstaatlichung des Stromsektors? Kein Problem: Alles tolerierbar, wenn dadurch die Wirtschaft effizienter gemacht und die Arbeiterklasse stärker für das Empire begeistert wurde – und für den Krieg.

In dem Monat, als die League gegründet wurde, begann auch die Wehrpflicht. Das Massensterben auf den französischen und flandrischen Schlachtfeldern machte sie erforderlich; anders war der unersättliche Appetit des Heeres auf menschliche Körper nicht zu befriedigen. Der Wehrdienst bedeutete eine radikale Veränderung für Grossbritannien, und da sogar einige Kriegsbefürworter unter den Abgeordneten ihre Probleme damit hatten, liess das neue Gesetz den Wehrdienstverweigerern überraschend viel Spielraum. Überall im Land wurden Sondertribunale eingesetzt, und wenn eines dieser Gremien zu der Auffassung gelangte, dass ein Mann grundsätzliche religiöse oder anderweitige Einwände gegen das Tragen von Waffen hatte, konnte er Ersatzdienst leisten – entweder in einem



nicht an Kampfhandlungen beteiligten Truppenteil der Armee oder in beaufsichtigten Arbeitsgruppen, die in der Land- und Forstwirtschaft oder anderen Handarbeitsberufen tätig waren, damit die Kriegswirtschaft in der Heimat nicht zum Erliegen kam. Von der Wehrpflicht ausgenommen waren einige Facharbeiter, die «Arbeiten von nationaler Bedeutung» in kriegswichtigen Industriezweigen verrichteten – und die Iren. Unter allen Umständen wollte die britische Regierung alles vermeiden, was einen neuen nationalistischen Aufstand der äusserst erregbaren Insel hätte provozieren können.

Die Ausbildungslager in Grossbritannien füllten sich mit den neuen Wehrpflichtigen, die letztlich für Haigs Truppen in Frankreich und Belgien bestimmt waren. Die Untergebenen in seinem Hauptquartier «scheinen von meiner Ankunft alle den Erfolg zu erwarten», schrieb der General an seine Frau, «und irgendwie habe ich den Eindruck, dass sie glauben, ich sei von einer höheren Macht ,zum Siegen bestimmt’». <sup>9</sup> Puritanisch, humorlos, unduldsam gegenüber zweideutigen Witzen, Glücksspiel und zotigen Liedern, war Haig überzeugt, dass Gott ihn an die Westfront geführt habe. Er drängte eine zu Besuch weilende Gruppe von Geistlichen, «für die Kriegsziele Grossbritanniens ... zu beten. Wir haben keinen selbstsüchtigen Beweggrund für diesen Krieg, sondern kämpfen für das Wohl der Menschheit.» <sup>10</sup>

«Wir jammern zu viel über den Tod», zitierte Haig beifällig Reverend George Duncan von der schottischen Staatskirche, den Militärgeistlichen, dessen Gottesdienste er besuchte. «Wir sollten ihn als Übergang in einen anderen Raum betrachten.» <sup>11</sup> Duncans Auffassung deckte sich mit der erbarmungslosen Einstellung des Generals. «Die Nation muss lernen, Opfer zu ertragen», schrieb Haig, «... [und] lange Verlustlisten für Ziele zu billigen, die dem Uneingeweihten unzureichend erscheinen mögen ... Drei Jahre Krieg und der Verlust von einem Zehntel der Männer unserer Nation ist kein zu hoher Preis für eine so grosse Sache.» <sup>12</sup>

Für die Männer im wehrfähigen Alter sollte sich der Preis als weit höher erweisen.

Zu Beginn des Jahres war Haig genauso ausdauernd optimistisch wie sein Vorgänger, felsenfest überzeugt, dass er mit seiner Hartnäckigkeit und seinem Geschick dort Erfolg haben werde – und zwar schon bald –, wo French gescheitert war. «Die Deutschen werden wohl noch vor dem kommenden Winter um Frieden nachsuchen», <sup>13</sup> teilte er dem König mit. Kurz nach Übernahme des Kommandos

veranlasste Haig die erneute Rekrutierung von Kavalleristen und liess die Inspektionen seiner fünf Kavalleriedivisionen wieder aufnehmen, um einige Offiziere auf Vordermann zu bringen, «die glauben, die Kavallerie werde nicht mehr gebraucht!!!»<sup>14</sup> In einem Brief an den Generalstabschef meinte er, man müsse vorbereitet sein auf Massnahmen wie Murats berühmte Kavallerieattacke gegen die zurückweichenden Preussen in der Schlacht bei Jena und Auerstedt – anno 1806. Haigs Obsession wurde von den britischen Malern und Illustratoren geteilt, die ihre Leinwände und Magazinseiten mit heroischen Kavallerieangriffen füllten, die nur wenig Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit aufwiesen. «In gestrecktem Galopp den Kanonen entgegen» lautete eine typische Bildunterschrift in den *Illustrated London News*.

An der Front war der Sinn der meisten Soldaten auf weniger ruhmreiche Dinge gerichtet, etwa auf die schleimigen Massen von Fröschen und Schnecken, die die Schützengräben heimsuchten, als es mit dem Tauwetter im Frühjahr wärmer und feuchter wurde. Ein 36-jähriger Infanterieoffizier schrieb an einen Freund: «In letzter Zeit haben sich ein paar Katzen zwischen den Leichen eingenistet, aber ich glaube, sie werden gegen die Ratten am Ende den Kürzeren ziehen; wenn es auch zweifellos wie in allen militärischen Auseinandersetzungen auf einen Abnutzungskrieg hinauslaufen wird.»<sup>15</sup> Diese Bemerkung stammt von Raymond Asquith, einem Sohn des Premierministers und viel bewunderten Anwalt und geistreichen Plauderer. Vom Leben im winterlichen Schützengraben schrieb er an seine Frau, er versuche, ihm «das gleiche Interesse entgegenzubringen ... das ein übellauniger Tourist einem unbequemen Hotel erweist»<sup>16</sup>.

Ein endloser Strom von prominenten Besuchern erfreute sich einer weit angenehmeren Unterbringung, wenn er Haig in seinem Hauptquartier aufsuchte, das sich auf eine Militärakademie, ein Hotel und einige andere Gebäude in der mittelalterlichen französischen Stadt Montreuil verteilte; der Kommandeur selbst lebte in einem kleinen Schloss in der Nähe. «Montreuil war ein Ort, um Malern das Wasser in die Augen zu treiben ... Die winzige, von einer Mauer umgebene Stadt auf einem Hügel besass jenen unwiderstehlichen Zauber, der das gleiche schmerzlich-intensive Sinneserlebnis auslöst wie stille Sommerabende in England», schrieb der Autor C.E. Montague, der in der Armee die Aufgabe hatte, Journalisten die Front zu zeigen.

«Sie war eine geschichtsträchtige Antiquität, unversehrt... sanft verwittert in vielen hundert Jahren Sonnenschein und Ruhe ... ging man zwischen den Gärten mit ihren rosenüberwucherten Mauern umher ... vergass man nicht nur den Krieg, sondern alle Kriege.»<sup>17</sup>

Haigs Stabsoffiziere, deren Uniformen an ihren auffälligen roten Kragenspiegeln und Mützenbändern sowie den Ärmeltressen in Blau und Rot, den Farben des Oberkommandos, zu erkennen waren, verfügten über einen Tennisplatz zum Spielen und enge Kopfsteingassen zum Bummeln. Im Offiziersklub spielte eine Band Ragtime, während die Gäste von hübschen jungen Kellnerinnen aus dem neuen Womens Army Auxiliary Corps in khakifarbenen Strümpfen und Röcken (der Saum laut Vorschrift höchstens 30 Zentimeter über dem Boden) bedient wurden. Auch die Haarschleifen waren im Rot und Blau des Oberkommandos gehalten.

Haig, ein Mann fester Gewohnheiten, trat jeden Morgen um genau 8 Uhr 25 aus dem Schlafzimmer, prüfte das Barometer, machte ein paar Schritte im Schlossgarten und setzte sich um 8 Uhr 30 an den Frühstückstisch. Nach einem Vormittag im Büro – abgesehen von den Tagen, an denen er einen der ihm unterstellten Kommandeure besuchte – unternahm er am Nachmittag in Begleitung einiger Adjutanten und einer Kavallerie-Eskorte mit flatternden Lanzenfähnchen einen zweistündigen Ausritt. Nach der Rückkehr an seinen Schreibtisch unterbrach er seine Arbeit um genau 20 Uhr für das Dinner. Anschliessend arbeitete er weiter oder empfing Besucher bis 22 Uhr 45. Bei Truppeninspektionen achtete er in besonderem Masse auf Erscheinungsbild und Disziplin und vermerkte nach dem Besuch eines Bataillons in seinem Tagebuch missbilligend die «Laschheit ... beim Salutieren».\*<sup>18</sup>

Haig und sein Stab assen vorzüglich, bekamen sie doch steten Nachschub an Foie gras, frischem Fisch und Lamnbraten, die sein Freund Leopold de Rothschild nach Montreuil schickte. «Alle Soldaten sind sehr gut in Form und frohen Mutes», schrieb der General an Rothschild. «Tatsächlich ... muntern die Truppen im Feld

---

\* Einer von Haigs Generälen, der hitzige Edmund Allenby, ebenfalls äusserst penibel in diesen Fragen, machte eines Tages einen Soldaten zur Schnecke, den er mit unvorschriftsmässiger Uniform im Graben antraf. Erst als der Mann keine Antwort gab, entdeckte Allenby, dass er einen Toten angebrüllt hatte.

ihre Freunde auf, wenn sie nach Hause schreiben, und nicht umgekehrt!»<sup>19</sup> Die Zensoren für die ausgehende Post der Soldaten liessen ihm nur besonders optimistische Auszüge zugehen. Doch ihre Hoffnungen auf einen frühen Sieg und eine baldige Rückkehr nach Hause haben die Soldaten in dieser ersten Zeit sicherlich auf den neuen Oberbefehlshaber projiziert.

Haigs extreme Schweigsamkeit ermöglichte Zivilisten und Soldaten gleichermaßen, ihm alle Eigenschaften anzudichten, die sie in ihm sehen wollten. «Haig war wortkarg ... Man musste eine Art verbaler Stenographie lernen, die aus einer Folge von Grunzlauten und Handbewegungen bestand», schrieb sein Adjutant Desmond Morton. So beschreibt Morton folgenden Vorfall: «Die Lagebesprechung dauerte rund zwanzig Minuten, die Haig mit einem Zeigestock vor einer grossmassstäblichen Karte des Schlachtfelds verbrachte. Im Wesentlichen gab er ein Grunzen von sich, in das er nur hin und wieder ein paar Worte einstreute. ‚Nie geglaubt ... Benzin ... Brücke kaputt... wo Kavallerie ?‘ und so fort. Zum Glück konnte ich damals schon den Code entziffern. Ich bin mir sicher, Haig hat geglaubt, er hätte mir einen langen und klaren Vortrag über die ganze Angelegenheit gehalten.»<sup>20</sup>

Bei den Unterebenen, die Haig auswählte, zählten Loyalität und Dienstalter, nicht Initiative. «Wenn zufällig einmal Versager nach Haus geschickt werden», schrieb ein Offizier aus dem Hauptquartier in Montreuil an seine Frau, «erhalten sie das Kommando über neue Abteilungen und erscheinen nach ein paar Monaten wieder auf der Bildfläche, um neuen Schaden anzurichten.»<sup>21</sup> Wie schon sein ganzes Leben lang, verteidigte Haig mit Nachdruck das Senioritätsprinzip, indem er, wenn jemand zur Beförderung vorgeschlagen wurde, verlangte, dass der Empfehlung eine Liste von allen Offizieren beigelegt wurde, die dienstälter waren als der Kandidat. Haig war in der militärischen Bürokratie aufgestiegen, indem er nicht Leute mit Talent oder neuen Ideen um sich gesammelt hatte, sondern Männer, die ihn nicht ausstechen konnten. Es gab damals gewiss keinen Mangel an Mittelmässigkeit beim britischen Militär, Haig aber war insofern ungewöhnlich, als er sich offen zu dieser Eigenschaft bekannte. Jahre zuvor, als seine Schwester an ihn schrieb, sie bezweifle, dass ein bestimmter Offizier, den er in seinen Stab aufnahm, «klug genug für die Aufgabe» sei, erwiderte Haig: «Die sogenannten scharfsinnigen Menschen enttäuschen uns häufig oder schwindeln oder haben andere Nachteile, indem sie etwa unangenehm oder übellaunig sind. Alles, was ich verlange,

sind Menschen mit *durchschnittlicher* Intelligenz, die Wert darauf legen, ordentliche Arbeit zu leisten.»<sup>22</sup>

Während Haig einen grossen Durchbruch plante, wurde nur allzu offensichtlich, dass die Deutschen genau dasselbe taten, und sie schlugen zuerst zu. Ihr Ziel war die französische Armee, deren Frontabschnitt sich auf die Stadtfestung Verdun und den umgebenden Doppeling von kleineren Festungswerken stützte. Der Angriff auf Verdun begann Ende Februar mit dem bis dahin massivsten und längsten Artilleriebeschuss. Niemand kannte das Ausmass der deutschen Verluste, aber in den ersten sechs Wochen wurden 90'000 französische Soldaten getötet oder verwundet. Der erbitterte Kampf dauerte – mörderisch, aber unentschieden – bis ins Frühjahr an, wobei die deutschen Truppen ihre Flammenwerfer einsetzten, wenn sie nahe genug an die französischen Stellungen herankamen. Nicht zum letzten Mal in diesem Krieg wurde der Wunsch, einen winzigen Geländegewinn zu erzielen, zur fixen Idee des angreifenden Kommandeurs.

Bestrebt, die Deutschen von Verdun abzulenken, drängte das französische Oberkommando die britischen Verbündeten, die Vorbereitungen für einen massiven gemeinsamen Angriff zu beschleunigen. Geplant war er an der Nahtstelle des britischen und französischen Frontabschnitts nahe der Somme, die sich gemächlich und verkrautet durch ein ländliches Gebiet voller Weizen- und Zuckerrübenfelder schlängelt. Als immer mehr französische Truppen in den blutigen Schlund von Verdun geworfen wurden, war klar, dass die Hauptlast des Angriffs an der Somme der britischen Armee zufiel. Der 1. Juli 1916 wurde als Datum festgesetzt, und Monate intensiver Vorbereitungen gingen voraus.

In London war der Elitestatus daran zu erkennen, ob man Zugang zu den neuesten unzensierten Nachrichten von den Schlachtfeldern an der Westfront hatte oder nicht. Verschlüsselte Telegramme wurden von Montreuil ans Kriegsministerium geschickt, während längere Berichte von Kurieren, den *Kings Messengers*, überbracht wurden. Am Ostermontag, dem 24. April 1916, berichteten zahlreiche dringliche Telegramme von einem Überraschungsangriff – doch sie stammten nicht aus Haigs Hauptquartier. Viele von ihnen landeten auf dem Schreibtisch des schockierten Kommandeurs der Home Forces, des frischgebackenen Viscount French, der immer noch grollte, weil man ihn von seinem Frontposten weggelobt

hatte. In diesem denkbar ungeeigneten Augenblick war in Irland der grösste Aufstand seit 100 Jahren ausgebrochen.

Etwa 1'750 Nationalisten hatten zu den Waffen gegriffen, entschlossen, Irland nach langen Jahrhunderten englischer Herrschaft ein für allemal vom Vereinigten Königreich abzuspalten. Männer mit geschulterten Gewehren, wenn auch teilweise mit Schlips und Kragen, marschierten Dublins O'Connell Street entlang. Als sie sich dem majestätischen Hauptpostamt näherten, gab James Connolly, der Führer der Kolonne – ein autodidaktischer Sozialist, Freund von Keir Hardie und ehemaliger Soldat – den Befehl «Links um – Attacke!» In wenigen Minuten hatten die Rebellen das Gebäude besetzt und eine grüne Flagge mit einer goldenen Harfe und den Wörtern «Irische Republik» aufgezogen. Bald darauf traten sie auf die Vortreppe und verkündeten einer kleinen Ansammlung von verdutzten Passanten die Einsetzung einer provisorischen Regierung. «Iren und Irinnen», begann ihre Proklamation, «im Namen Gottes und der verstorbenen Generationen, von denen Irland seine alte Tradition nationaler Souveränität herleitet, ruft es durch uns seine Kinder zur Fahne und kämpft für seine Freiheit.»

Rasch kappten die Rebellen die Telefonleitungen und besetzten Bahnhöfe und andere Schlüsselgebäude. In Vorbereitung auf den Gegenangriff der britischen Streitkräfte, mit dem fest zu rechnen war, begannen sie Barrikaden zu errichten, die Hauptstrassen durch quer gestellte Autos zu blockieren und Schützengräben im St. Stephens Green, einem Park in der Stadtmitte, auszuheben. Am Kuppelgebäude Four Courts benutzten sie zur Befestigung dicke Gesetzesbände anstelle von Sandsäcken.

Augenblicklich liess French zwei Infanteriebrigaden nach Irland abrücken und versetzte andere Einheiten in Alarmbereitschaft. Nach Rücksprache mit dem Premierminister, dem König und Kitchener entsandte er noch mehr Truppen und ernannte einen besonders kompromisslosen General zu ihrem Kommandeur. Die britischen Soldaten kesselten die von Aufständischen besetzte Stadtmitte Dublins ein, und die Behörden riefen das Kriegsrecht aus.

Der Osteraufstand, wie er genannt wurde, traf England zwar tief in seinem imperialen Stolz, blieb aber mit seinem Ergebnis weit hinter den Träumen der Rebellen zurück. Ein landesweiter Aufstand, den sie auszulösen hofften, kam nie zustan-

de: Die öffentliche Unterstützung für diese extreme Aktion blieb schwach, die Führer wurden uneins und die von den Deutschen zugesagten Waffen wurden von den Briten abgefangen. Der Aufstand blieb weitgehend auf Dublin beschränkt, wo die britischen Streitkräfte die Rebellen an Zahl schon bald im Verhältnis 20 zu 1 übertrafen. In der Masse jedoch, wie die schlecht bewaffneten Rebellen in ihren Filzhüten und Leinenmützen weiterkämpften, nahm ihr zum Scheitern verurteilter Aufstand die Aura eines tragischen Opfergangs an, der ihn als feste Größe in den nationalen Mythenschatz Irlands eingehen liess – und ihm paradoxerweise eine weit grössere Wirkung verlieh, als eine besser geplante und ausgeführte Erhebung hätte erzielen können.

Als die britischen Streitkräfte näher rückten, beschloss ein Kanonenboot vom Fluss Liffey aus das provisorische Hauptquartier der Rebellen, auf dem ein grosses Schild verkündete: *Wir dienen weder König noch Kaiser, sondern Irland*. Die Aufständischen, die sich in Läden und Fabriken verbarrikadiert hatten, kämpften verbissen weiter und evakuierten, wenn sie konnten, ihre Verwundeten durch Hintertüren und in Mauern geschlagene Löcher. Von mehreren Brandgeschossen getroffen, fing das Hauptpostamt Feuer und war bald nur noch eine schwärzliche Hülle, deren Aussenwände noch heute die Narben des Feuergefechts tragen. Tag und Nacht loderten die Flammen in den Himmel. Frauen, die man beschuldigte, die Rebellen mit Munition zu versorgen, wurden ergriffen und schreiend davongefahren. Für die kurzlebige Armee der Irischen Republik war das letzte Hauptquartier Hanlons Fischgeschäft in der Moore Street.

Nach offiziellen Berichten forderte die Woche erbitterter Strassenkämpfe mehr als 400 Tote und 2'500 Verwundete – unter Aufständischen, Unbeteiligten und britischen Soldaten; allerdings liegen einige Schätzungen wesentlich höher. Die britische Militärbehörde stellte die Führer des Aufstands vor ein Kriegsgericht und verurteilte 15 von ihnen zum Tod durch Erschiessen. Einige befürchteten, neue Aufstände könnten dadurch ausgelöst werden, doch French in London weigerte sich, den General zu überstimmen, den er nach Dublin entsandt hatte. Beim Umgang mit den Suffragetten hatte sich die britische Regierung bemüht, keine Märtyrer zu schaffen; dass French es versäumte, in diesem Fall genauso zu verfahren, sollte sich als entscheidender Fehler herausstellen. James Connolly, der letzte Ver-

urteilte, der vor das Erschiessungskommando gebracht wurde, war so schwer verwundet, dass er auf einer Trage herbeigeschafft und an einen Stuhl festgebunden werden musste, um die Kugeln empfangen zu können. Nicht nur in ganz Irland waren die Menschen empört, sondern auch englische Befürworter der irischen Freiheitsbestrebungen wie Sylvia Pankhurst.

Ihre Zeitung *Womans Dreadnought* war plötzlich eine der wenigen Nachrichtenquellen über den Aufstand, denn die Korrespondentin, die 18-jährige Patricia Lynch, landete einen Coup, indem sie eine staatliche Nachrichtensperre umging und es schaffte, nach Dublin hinein zu gelangen: Unterwegs traf sie einen politisch sympathisierenden Heeresoffizier, der sie durch die Strassensperren schmuggelte, indem er sie als seine Schwester ausgab. Die Ausgabe des *Dreadnought*, in der ihr Bericht «Scenes from the Irish Rebellion» erschien, war sofort vergriffen und musste mehrfach nachgedruckt werden. «Die aussichtslose Tapferkeit des Unterfangens», schrieb Sylvia später über den Aufstand, «sowie die Unterdrückung und die Hinrichtungen haben mich so tief bekümmert, als wäre es ein persönlicher Trauerfall gewesen.»<sup>23</sup>

Angesichts der Ruinen etlicher Dubliner Häuserblocks, die genauso vernichtet waren wie die vom Krieg verwüsteten Ortschaften in Frankreich und Belgien, war der Osteraufstand ein herber Rückschlag für alle, die gehofft hatten, die Zerreißprobe des Krieges werde die Bande stärken, die das Britische Empire zusammenhielten. Niemandem war mehr an diesem Traum gelegen als Milner. Trotz seiner exzellenten administrativen Fähigkeiten hatte er keine besonders enge Beziehung zu Asquith; daher hatte ihm der Premierminister nur kleinere Aufgaben übertragen. Gereizt nahm Milner zur Kenntnis, was ihm von Bewunderern in Regierung und Armee an bürokratischer Inkompetenz zugetragen wurde, Fehlentscheidungen, die er leicht hätte korrigieren können. («Ich werde erst wieder zufrieden sein, wenn ich Sie als Kriegsminister sehe»,<sup>24</sup> schrieb ein General.) Sein einziger Trost war die Liebe zu Violet Cecil.

Doch sie wurde noch immer ganz von ihrer Trauer in Anspruch genommen. Wie viele Frauen in ihrer Situation versuchte sie sich zu trösten, indem sie eine Sammlung von Briefen zusammenstellte, die ihr Sohn ihr in den letzten Wochen seines Lebens geschrieben hatte. Von Hand übertrug sie die Briefe in ein Album,



zusammen mit einer Liste der Dörfer, in denen er während seines kurzen Frankreichaufenthalts die Nächte verbracht hatte, und einer eigenhändig gezeichneten Karte des Waldes, in dem er gestorben war. Und sie musste miterleben, wie eine Familie nach der anderen die gleiche schreckliche Nachricht über einen Sohn, Ehemann oder Bruder erhielt.

Ein beratender Ausschuss, dem Milner angehörte, empfahl, den ganzen Grund und Boden, wenn irgend möglich, landwirtschaftlich zu nutzen – um Grossbritanniens Abhängigkeit von Lebensmitteleinfuhren zu verringern, die über einen von deutschen U-Booten überwachten Ozean herbeigeschafft werden mussten. So verstärkte Violet selbst ihr Gefühl, die Welt sei auf den Kopf gestellt, indem sie gehorsam anordnete, ihre Blumenbeete auf Great Wigsell in Obst- und Gemüsegärten umzuwandeln und Schafe auf den Rasenflächen weiden zu lassen. Da alle Landarbeiter an der Front waren, konnten nur deutsche Kriegsgefangene als Arbeiter eingesetzt werden. «Dieser Ort ist mir vergällt durch die deutschen Gefangenen, die dort pflügen», schrieb sie an ihren Mann. «Es ist mir zuwider, sie auf den Feldern zu sehen ... Früher ritt George dort.» Auch Dienstboten waren schwer zu finden, denn die jungen Frauen suchten sich jetzt Arbeit in den Munitionsfabriken, genauso wie es sich Emmeline Pankhurst gewünscht hatte. Violet verlor ihr Dienstmädchen und musste eine Zeit lang selbst ihre Mahlzeiten kochen und ihre Kleidung nähen.

Derweil wurden auf Hatfield House, dem ehrwürdigen Landsitz von Edward Cecils Familie, die Felder und der private Golfplatz mit Schützengräben und einem künstlich angelegten Sumpf verunstaltet, um ein Übungsgelände für die Erprobung einer neuen, noch in der Entwicklung befindlichen Waffe – den Panzer – zu schaffen. Der König reiste an, um sich einen Tag lang anzuschauen, wie die gewaltigen Fahrzeuge sich durch das Stammland der Cecils wälzten. Der grösste Teil des Herrenhauses mit seiner 10'000 ledergebundene Bände umfassenden Bibliothek, den Marmorböden, Blattgolddecken und den bei Waterloo erbeuteten Fahnen war wie viele ähnliche Prachtbauten in ein Genesungsheim für verwundete Soldaten verwandelt worden, während die Familienmitglieder mit einem kleinen Winkel vorlieb nahmen.

Im Monat des Osteraufstands veranstalteten Sylvia Pankhurst und ihre Anhän-

ger eine Antikriegskundgebung auf dem Trafalgar Square, zu dem sie mit einer Arbeitergruppe aus dem East End marschierten. Nie von besonderer Bescheidenheit geplagt, schrieb sie später: «Ich wusste, dass mich die braven Londoner liebten ... In ihrer fröhlichen Liebenswürdigkeit riefen einige: *Good old Sylvia!*»<sup>25</sup>

Auf dem Platz selbst ging es allerdings weit weniger lebenswürdig zu. Die Demonstranten wurden von rechten Schlägern und Soldaten angegriffen, die die breitkrepfigen Hüte der berüchtigt rauflustigen australischen und neuseeländischen Truppen trugen. Sie zerrissen die Spruchbänder der Marschierer und brüllten so laut, dass die Sprecher nicht zu verstehen waren. Andere Störenfriede verspritzten rote und gelbe Farbe. Sylvia versuchte, den Aufruhr zu übertönen, doch ihre Stimme ging unter. Schliesslich wurde sie von zwei Polizisten veranlasst, das Podium zu verlassen, bevor die Gewalt völlig aus dem Ruder lief. Christabel kablete von Übersee, wo sie sich auf einer Vortragsreise durch Nordamerika befand, an ihre Mutter: «Missbillige und verurteile Sylvias törichtes und unpatriotisches Verhalten aufs Schärfste ... Bring das an die Öffentlichkeit.»<sup>26</sup>

Doch Sylvia stand nicht allein. Der Sozialist William Holliday war im Jahr zuvor zu drei Monaten Zwangsarbeit verurteilt worden, weil er öffentlich verkündet hatte: «Die Freiheit wird nicht auf dem blutgetränkten Boden Frankreichs erstritten, sondern näher der Heimat – unser Feind ist im eigenen Land.»<sup>27</sup> In höherer Instanz freigesprochen, wurde er unter einem Vorwand erneut verhaftet und starb im Gefängnis. Auch andere trauten sich, ihre Meinung kundzutun: Die ersten Männer, die den Kriegsdienst verweigerten, waren einige Gewerkschaftler, eine Handvoll Abgeordnete und einige Intellektuelle, unter denen Bertrand Russell und der namhafte Journalist Edmund Dene Morel die bekanntesten waren – beide sassen wegen ihrer Ansichten später monatelang im Gefängnis.

Morel, ein stämmiger Mann von beeindruckender Energie, war schon vor 1914 mehr als zehn Jahre lang die treibende Kraft der ersten grossen, internationalen Menschenrechtskampagne des Jahrhunderts – im Kampf gegen das Zwangsarbeitssystem, mit dem König Leopold II. von Belgien Profite aus dem Kongo presste. Dieses System prangerte Morel lauter als jeder andere an.<sup>28</sup> In Grossbritannien war er führend in der Sparte seines Metiers, die man heute investigativen Journalismus nennen würde. Nach dem Krieg wurde Morel ein Gründungsmitglied der

Union of Democratic Control, eines Zusammenschlusses zahlreicher liberaler, sozialistischer und gewerkschaftlicher Persönlichkeiten und Gruppierungen, die meinten, Grossbritanniens Kriegseintritt sei ein Riesenfehler gewesen, der nur möglich war, weil die Aussenpolitik unabhängig von offener, parlamentarischer Kontrolle agierte. Gegen Kriegsende hatten die zur UDC zusammengeschlossenen Organisationen, zumeist örtliche oder regionale Gewerkschaftsgruppen, insgesamt mehr als 650'000 Mitglieder. Die UDC verlangte, den Krieg durch einen Verhandlungsfrieden zu beenden, der sich auf verschiedenen Prinzipien gründete, darunter auch, dass es bei einer Friedensregelung keine territoriale Veränderung ohne eine Volksbefragung der dort lebenden Menschen geben dürfe.

Morel veröffentlichte unzählige Büchern, Artikeln und Broschüren, in denen er seine Auffassung darlegte, dass der Krieg nicht allein auf deutsche Aggression zurückzuführen sei, sondern auch auf verschiedene Geheimverträge und Abkommen – unter anderem die Übereinkunft Grossbritanniens mit Frankreich – und auf ein unkontrolliertes Wettrüsten. Schon mehrere Jahre vor dem Krieg schrieb er, die Führer aller grösseren Staaten in Europa erzählten ihren Völkern, «dass ihnen selbst der Frieden ausserordentlich am Herzen liege, dass aber die Nachbarn ein streitsüchtiges Pack seien und dass man sich deshalb bis an die Zähne bewaffnen müsse, um sie in Schach zu halten». 1916, drei Jahre vor den Versailler Verträgen, die praktisch für den Aufstieg des Nationalsozialismus sorgten, begriff er schon, dass das gefährlichste Ergebnis des Konflikts der totale Sieg der einen Seite wäre – «ein Krieg, der eine Seite in die Lage versetzt, der anderen ihren Willen ungehindert aufzuzwingen ... ein Krieg, der in allseitiger Erschöpfung endet und in einen verdrossenen Frieden führt»<sup>29</sup>. Obwohl Morel viel Anerkennung für die Aufdeckung des Kongo-Skandals geerntet hatte, griffen ihn die Zeitungen nun wütend als deutschen Agenten an; schon bald wurden seine Schriften zensiert, sein Briefkasten füllte sich mit Hassschreiben, die Polizei nahm eine Hausdurchsuchung vor und beschlagnahmte die Privatpapiere in seinem Arbeitszimmer.

Die allgemeine Wehrpflicht erweckte die Antikriegsbewegung des Landes zu neuem Leben. So unterzeichneten im Jahr 1916 rund 200'000 Briten eine Eingabe, die einen Verhandlungsfrieden forderte. Abgesehen von Russland, nach Ausbruch

der Revolution im Jahr darauf, entwickelte sich in keiner Grossmacht eine ähnlich umfangreiche und lautstarke Antikriegsbewegung wie in Grossbritannien. Natürlich kannte auch kein anderer Staat so tief verwurzelte Bürgerrechtstraditionen, die eine solche Bewegung überhaupt erst zur Entfaltung kommen liessen. Bis zum Ende des Krieges weigerten sich über 20'000 wehrfähige Männer, in die britischen Streitkräfte einzutreten.<sup>30</sup> Einige akzeptierten als Wehrdienstverweigerer einen Ersatzdienst, doch über 6'000 Personen büssten eine Gefängnisstrafe ab – in der Regel, weil sie diese Option aus grundsätzlichen Erwägungen ablehnten oder weil man ihnen den offiziellen Status des Wehrdienstverweigerers nicht zuerkannte. Heute ist es relativ leicht, zurückzublicken und die vielen tragischen Konsequenzen des Ersten Weltkriegs zu erkennen, doch als die Kanonen feuerten und jeder unter dem überwältigenden Druck von Freunden und Angehörigen stand, den Krieg zu unterstützen, erforderte diese Verweigerung schon aussergewöhnlichen Mut.

Als die Antikriegsgruppierungen ihren Kampf gegen den Strom der Zeit auch weiterhin fortsetzten, wurden ihre Büros durchsucht, ihre Post geöffnet und ihre Organisationen von Informanten und Agents Provocateurs unterwandert. Bald darauf begannen die Behörden, Sportveranstaltungen, Kinos, Theater und U-Bahnstationen nach Männern zu durchkämmen, die keine Uniform trugen. Überall sahen sich Pazifisten hysterischer Wut ausgesetzt. In einer Druckschrift von «Einer kleinen Mutter» hiess es in charakteristischen Worten: «Wir Frauen ... werden den Ruf ‚Friede! Friede!‘ ... nicht dulden. Es gibt nur eine Temperatur für die Frauen des britischen Volks, und das ist die Weissglut ... Wir Frauen opfern unsere ‚einzigsten Sohnes die als menschliche Munition die Lücken füllen.›<sup>31</sup> 75'000 Exemplare wurden in wenigen Tagen verkauft. «Der Wehrdienstverweigerer ist eine Geschwulst – ein menschlicher Giftpilz – den es unverzüglich auszurotten gilt»,<sup>32</sup> geiferte das Revolverblatt *John Bull*. Der *Daily Express* behauptete, Wehrdienstverweigerer würden mit deutschem Geld finanziert. Wer gegen den Krieg war, wurde so allgemein geächtet, dass er manchmal geradezu bestürzt war, wenn man ihm freundlich begegnete. Als Morel auf der Strasse von einem alten Freund, der jetzt in Uniform war, herzlich begrüsst wurde, war Morel so gerührt, dass er in Tränen ausbrach und ausrief: «Ich hätte nicht gedacht, dass jetzt noch jemand mit mir spricht.»<sup>33</sup>

Als im April 1916 auf Einladung der grössten Gruppe, der No-Conscription Fellowship (NCF), die Verweigerer unterstützte, rund 2'000 Sympathisanten in einer Londoner Quäker-Versammlungshalle zusammenkamen, staute sich draussen auf der Strasse eine wütende Menge. Der Vorsitzende der Organisation, so berichtet der junge Journalist Fenner Brockway, «wollte durch den Lärm unseres Beifalls nicht weitere Angriffe provozieren. Daher bat er uns, die Begeisterung stumm zum Ausdruck zu bringen, und die dicht gedrängten Zuhörer reagierten ausserordentlich diszipliniert.» Als Bertrand Russell sich an die Versammlung wandte, wurde er «mit Tausenden von flatternden Taschentüchern empfangen, die das Geräusch einer auffrischenden und abnehmenden Brise machten, aber ansonsten war nicht der geringste Laut zu vernehmen.»<sup>34</sup>

In einer Prosa, die sich durch moralische Klarheit auszeichnete, fuhr Russell fort, Artikel, Bücher und Briefe an Zeitungen zu schreiben. Er hasste den deutschen Militarismus, wie er stets betonte, liebte die freiheitliche Tradition Englands und hätte einen alliierten Sieg dem Deutschlands vorgezogen. Doch je länger der Krieg dauerte, desto mehr militarisierte sich Grossbritannien nach dem Vorbild Deutschlands, während das Töten und Verstümmeln von Millionen Männern für eine verbitterte und gefährliche Nachkriegswelt sorgte. Mit seinem enormen Prestige trat er nicht nur für die No-Conscription Fellowship ein, auch für einen Grossteil des Krieges war seine wallende graue Mähne ein vertrauter, täglicher Anblick im Sitz der NCF. Als der Leiter der Gruppe wegen Nichtbefolgen der Einberufung ins Gefängnis musste, übernahm Russell den stellvertretenden Vorsitz. Er hörte sich auch Kriegsgerichtsverhandlungen gegen Kriegsdienstverweigerer an, besuchte die Verurteilten im Gefängnis und verrichtete sich stundenlang trivialen Büroarbeiten, indem er etwa zahlreiche «Lieber-Genosse – Schreiben» an Sektionen im ganzen Land verfasste und sie mit «Brüderlich der Eure, Bertrand Russell» unterschrieb. Und er machte allen klar, dass er genau wie die jüngeren Männer und Frauen um ihn herum bereit war, seine Freiheit für seine Überzeugungen zu opfern. Als man einige Leute vor Gericht stellte, die ein NFC-Flugblatt verteilt hatten, schrieb er sogleich an die *Times*: «Sechs Männer sind wegen Verteilung dieses Flugblatts zu unterschiedlichen Zuchthausstrafen verurteilt worden. Ich möchte darauf hinweisen, dass ich der Verfasser dieses Flugblatts bin und dass

ich, wenn es sich um ein strafwürdiges Vergehen handelt, in erster Linie dafür verantwortlich zu machen bin.»<sup>35</sup> Dafür wurde er mit einer Geldstrafe von 100 Pfund belegt (deren Bezahlung er verweigerte, sodass er die Behörden zu einer Pfändung zwang) und seines Postens an der Universität Cambridge enthoben, ausserdem bekam er keinen Pass, um zu einer Gastprofessur nach Harvard zu reisen. Noch war die Regierung besorgt, es könnte in den Vereinigten Staaten einen schlechten Eindruck machen, wenn man einen so namhaften Intellektuellen ins Gefängnis steckte. Übrigens kam Russell, wie viele tausend Briten in dieser Zeit, aus einer weltanschaulich zerstrittenen Familie: Ein Vetter ersten Grades hatte einen leitenden Posten im Kriegsministerium und veranlasste einmal sogar eine Durchsuchung des NCF-Hauptquartiers.

In der – zutreffenden – Annahme, dass früher oder später die meisten ihrer Führungspersonen verhaftet würden, bestimmte die NCF nach dem Vorbild der WSPU eine «Schattenführung». Wenn ein Funktionär verhaftet wurde, rückte automatisch ein im Voraus bestimmter Ersatz – Frau oder Mann – an seine Stelle. Entsprechend befanden sich auch, wie ein Mitglied schrieb, «an verschiedenen geheimen Orten – vergraben in einem Obstgarten in Surrey oder eingeschlossen im unverdächtigen Safe eines Kaufmanns oder versteckt an der Rückseite eines Bücherschranks eines gemässigten Sympathisanten ... Kopien aller Dokumente, die möglicherweise beschlagnahmt werden konnten.»<sup>36</sup> Dazu gehörten tägliche Berichte über die Zahl der verhafteten, vor ein Kriegsgericht gestellten und zu Gefängnis verurteilten Männer, dazu Karteikarten, die über den Aufenthaltsort jedes Wehrdienstverweigerers Auskunft gaben. Jeder Fall von Misshandlung wurde festgehalten und einem aus der kleinen Gruppe von sympathisierenden Abgeordneten übergeben, die bereit waren, im Unterhaus Fragen zu stellen. Häufig waren die Mitteilungen verschlüsselt: Wenn es in einem Telegramm hiess, es sei eine Versammlung in Manchester geplant, war damit Newcastle gemeint. Häufig durchsuchten Basil Thomsons Scotland-Yard-Beamte das NFC-Büro; deshalb sorgten die Funktionäre dafür, dass genügend unwichtige Dokumente auf Schreibtischen und Regalen herumlagen, damit die Polizisten glaubten, sie hätten aufschlussreiches Material in die Hände bekommen.

Die inhaftierten Wehrdienstverweigerer verbüssten ihre Strafe bei Zwangsar-

beit. Während der ersten zwei Wochen bekam ein Häftling in seiner 2 x 3,5 Meter grossen Zelle keine Matratze zum Schlafen. Die Strafgefangenen mussten in der Regel pro Tag eine bestimmte Anzahl von sperrigen Postsäcken aus Segeltuch mit einer Nadel zusammennähen, die dick wie ein Grillspiess war. NCF-Mitglieder, die auf freiem Fuss waren, unterstützten Familien, deren Väter oder Brüder hinter Gitter sassen. Einmal wöchentlich und zu besonderen Anlässen wie am Heiligen Abend versammelten sich grössere Gruppen vor den Mauern der Gefängnisse, um Kirchen- und Arbeiterlieder zu singen.

«Die Sänger dürften kaum wissen, wie sehr wir uns auf die Abende freuen, an denen sie zu erwarten sind», schrieb ein Verweigerer aus dem Gefängnis an die viel gelesene Wochenzeitschrift der NCF, die zu ihren besten Zeiten eine Auflage von 100'000 Exemplaren hatte. «Ich kann diesen unbekanntenen Freunden nicht genug danken.»<sup>37</sup>

Jeder, der aus welchen Gründen auch immer – als Wehrdienstverweigerer oder aufgrund einer Beschäftigung «von nationaler Bedeutung» – Freistellung vom Kriegsdienst beantragte, musste einem der vielen Sondertribunale Rede und Antwort stehen. Das militärische Mitglied des Tribunals fragte einen sozialistischen Aktivisten: «Leisten Sie Arbeit von nationaler Bedeutung?» «Nein», lautete die Antwort, «ich bin mit Arbeiten von internationaler Bedeutung beschäftigt.»<sup>38</sup>

Einen weiteren rhetorischen Sieg konnte die NCF in einem Gerichtsprozess verzeichnen, in dem der Staatsanwalt Sir Archibald Bodkin – er ging in die Geschichte ein als der Mann, der im Nachkriegsengland ein Publikationsverbot für James Joyce Roman *Ulysses* erwirkte – von der Anklagebank herab donnerte: «Der Krieg würde unmöglich, wenn alle Männer der Auffassung wären, dass er falsch ist.»<sup>39</sup> Begeistert veröffentlichte die NCF ein Plakat genau dieses Wortlauts, wobei sie Bodkin pflichtgemäss als Urheber nannte. Daraufhin wurde ein NCF-Mitglied verhaftet, weil er dieses subversive Plakat geklebt hatte. Prompt verlangte der NCF-Anwalt die Verhaftung Bodkins, da er der Verfasser des anstössigen Textes sei. Die Zeitung der Organisation – die sich mit bewusster Ironie *Tribunal* nannte – verlangte, dass Bodkin sich selber anklage, und erklärte, die NCF sei bereit, seine Frau und Kinder finanziell zu unterstützen, falls er sich selbst ins Gefängnis schicke.

Im Frühjahr 1916 zeugten einige verzweifelte Anrufe im NCF-Büro von einer Krise, die für Humor keinen Platz mehr liess. Als die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, ging man davon aus, dass ein Mann, dem vor dem Tribunal der Status des Wehrdienstverweigerers abgesprochen wurde, zum Kriegsdienst einberufen würde – wo ihn, einmal an der Front, für Befehlsverweigerung die kriegsübliche Strafe erwartete: Tod durch Erschiessen. Eine solche Gruppe wurde zwangsweise zum Militär eingezogen und, als sie sich weigerte, den Befehlen zu gehorchen, in Ketten gelegt, auf Wasser und Brot gesetzt und in die lichtlosen Zellen einer Festung in Harwich eingeschlossen, die während der napoleonischen Kriege von Gefangenen aus Granitsteinen errichtet worden war. Eines Tages eröffnete ihnen ein Offizier, dass sie an die Front in Frankreich geschickt würden. «Wenn ihr erstmal jenseits des Ärmelkanals seid», sagte er, «können eure Freunde im Parlament und anderswo nichts mehr für euch tun.»<sup>40</sup>

Die 17 Männer wurden in einen Zug nach Southampton gesetzt. Als er durch die Aussenbezirke von London fuhr, warf einer von ihnen eine Nachricht aus dem Fenster. Zum Glück wurde sie von einem mit der NCF sympathisierenden Mitglied der militanten Nationalen Gewerkschaft der Eisenbahner gefunden. Als er im NCF-Büro anrief, schaltete es sich sofort ein. Als Premierminister Asquith zwei Tage später im Parlament zu dem Fall befragt wurde, schwor er, nichts davon zu wissen. Lord Derby, Generaldirektor der Rekrutierung, vermittelte – zu Recht oder zu Unrecht – den Eindruck, er wisse Bescheid, und behauptete, die Armee handle vollkommen rechtmässig; und was die 17 unseligen Verweigerer angehe, «so werden sie bei Befehlsverweigerung natürlich erschossen – und zwar völlig rechtmässig!»<sup>41</sup>

Weitere Proteste kamen aus der liberalen Presse, auf die das Kriegsministerium mit einer eigenen Propagandakampagne antwortete. Bertrand Russell schloss sich einer Delegation an, die Asquith aufsuchte, um für das Leben der Männer zu bitten. «Bevor wir gingen», berichtete Russell später, «hielt ich eine Brandrede in fast biblischer Sprache und erklärte ihm, dass sein Name mit Schande bedeckt in die Geschichte eingehen werde. Danach hatte ich nicht mehr das Vergnügen, ihn noch einmal zu treffen.»<sup>42</sup> Unterdessen konnten die entsetzten Familienangehörigen und pazifistischen Freunde der Betroffenen nichts über deren Schicksal erfahren. Die



verzweifelten Mütter von neun der Männer suchten Sylvia Pankhurst auf und baten sie um Hilfe. Sie wurde daraufhin selbst im Kriegsministerium vorstellig. Ende Mai schickte die Armee weitere Verweigerer-Gruppen – teilweise in Handschellen – aus verschiedenen Teilen des Landes über den Ärmelkanal. Offenbar waren jetzt fast 50 Kriegsdienstverweigerer in Frankreich und mussten damit rechnen, standrechtlich erschossen zu werden, wenn sie sich weigerten zu kämpfen. Als eine dieser Gruppen durch die Tore eines Militärlagers in Wales geführt wurde, spielte eine Kapelle einen Trauermarsch.

«In Frankreich kann ein Kriegsgericht abgehalten und eine Hinrichtung durchgeführt werden, ohne dass die Öffentlichkeit in England davon erfährt», schrieb Russell an eine Zeitung. «Der Name des Opfers kann dann einfach in einer Verlustliste bekannt gegeben werden, sodass die Wahrheit vielleicht erst nach dem Krieg herauskommen wird.»<sup>43</sup>

Die Angehörigen und Unterstützer der Häftlinge wussten nicht, wo diese gefangengehalten wurden. Doch eines Tages, Anfang Juni 1916, erhielt die NCF einen Hinweis: eine jener Feldpostkarten, die den Militärzensoren das mühselige Lesen der Post ersparen sollte. 10 Millionen solcher Karten waren an die Soldaten auf dem Kontinent ausgegeben worden, jeweils mit einem halben Dutzend vorgedruckter Botschaften, die der Absender entweder unter- oder austreichen konnte. Diese Karte war von einem 27-jährigen Lehrer namens Bert Brocklesby unterzeichnet, einem der vermissten Männer. Bis auf zwei waren alle Nachrichten durchgestrichen. Die eine lautete *I am being sent down to the base* (Ich werde zum Stützpunkt geschickt). Die andere *I have received no letter from you for a long time* (Ich habe lange keinen Brief von Dir bekommen). Doch Brocklesby hatte auch geschickt und kaum sichtbar viele einzelne Buchstaben ausgestrichen, sodass die Nachricht jetzt lautete: «I am being sent... to ... b ... ou ... long.»

Augenblicklich schickte die NCF zwei Geistliche nach Boulogne.

Aber würden sie rechtzeitig eintreffen? Während die Geistlichen den Ärmelkanal überquerten, wurde eine weitere Nachricht aus Frankreich hinausgeschmuggelt, die die Mutter eines Quäker-Verweigerers namens Stuart Beavis erhielt. «Man hat uns heute warnend darauf hingewiesen, dass wir uns von nun an in der Kriegszone befinden», schrieb er unbeeindruckt, «wo die Militärbehörden unbeschränkte Macht genießen, das heisst Ungehorsam wird strengstens, wahrscheinlich sogar mit dem Tod bestraft ... Sei nicht traurig, wenn es zum Schlimmsten

kommt; viele sind frohen Mutes für eine schlechtere Sache gestorben.»<sup>44</sup> An das *Tribunal* des NFC schickte er eine kurze Mitteilung, seine Kameraden und ihn betreffend, und beendete sie mit den Worten: «Wir bedauern nichts.»<sup>45</sup>

Während die einsitzenden Wehrdienstverweigerer in Boulogne ihr Schicksal erwarteten, erschien der Entdeckungsreisende Ernest Shackleton, der lange keinen Kontakt nach Europa gehabt hatte, unvermutet auf South Georgia, einer der südlichsten Inseln der Erde. Sein Schiff war im antarktischen Packeis eingeschlossen und zerquetscht worden und anschliessend gesunken. Nach Monaten auf treibenden Eisschollen gelangte er mit seinen Männern endlich auf das antarktische Festland. Auf der Suche nach einem Schiff, das sie rettete, gelang ihm ein wahres Heldstück: In einem kleinen Boot brachte er eine handverlesene Gruppe von einem halben Dutzend Männer über eines der stürmischsten Seegebiete der Welt bis zu einer norwegischen Walfangstation auf der 1'300 Kilometer entfernten Insel South Georgia. Shackleton war anderthalb Jahre von der Welt abgeschnitten gewesen. Die erste Frage, die er dem verblüfften Leiter der Station stellte, lautete: «Sagen Sie mir, wann war der Krieg vorbei?»

«Der Krieg ist noch nicht vorbei», antwortete der Norweger. «Millionen werden abgeschlachtet. Europa ist wahnsinnig. Die ganze Welt ist wahnsinnig.»<sup>46</sup>

Der Wahnsinn nahm noch zu, und nicht nur dort, wo die feindlichen Heere gegeneinander kämpften. So hatten die Türken im Kaukasus, wo sich Russland und das Osmanische Reich gegenüberstanden, die Armenier gerade unter dem Vorwand, sie paktierten mit Russland, deportiert und einen Völkermord an ihnen begangen. Niemand weiss genau, wie viele Armenier dabei starben, doch die meisten Forscher schätzen, dass es anderthalb Millionen waren.

Dieser Massenmord erwuchs nur aus einem der vielen ethnischen Konflikte, die durch den Krieg erneut angeheizt wurden. Auch gegen seine griechische Volksgruppe ging das Osmanische Reich mit äusserster Härte vor: Dörfer wurden geplündert und niedergebrannt, Tausende umgebracht und Hunderttausende zur Zwangsarbeit verpflichtet. Und auf dem Balkan, dem Pulverfass Europas, machte sich Österreich-Ungarn die alten Animositäten zwischen Serben, Kroaten, Muslimen, Bulgaren und anderen Volksgruppen zunutze, um Serbien rücksichtslos zu

unterwerfen. Bei Kriegsende hatte das winzige Land anteilig die höchsten militärischen und zivilen Verluste aller kriegführenden Staaten zu beklagen: fast ein Fünftel der Bevölkerung. Anscheinend hatte der Krieg überall lang aufgestaute Hassgefühle freigesetzt.

Während zu Land an vielen Fronten erbittert gekämpft wurde, trafen im Spätfrühjahr 1916 die britische und die deutsche Flotte zur grössten Seeschlacht des Krieges aufeinander: An der Skagerrakschlacht waren 250 Schiffe und 100'000 Mann beteiligt. «Hätten wir von Anfang an die nackte Faust anstelle der behandschuhten Hand benutzt», schrieb ein wutschnaubender Kipling, «hätten wir den Krieg aller Wahrscheinlichkeit nach abkürzen können.»<sup>47</sup> Doch obwohl das Skagerrak die grösste Seeschlacht seit 100 Jahren erlebte, endete diese lang erwartete Auseinandersetzung der blossen Fäuste mit dem gleichen blutigen Patt wie die Kämpfe in den Schützengräben Frankreichs.

Grossbritanniens Kriegsmarine litt unter demselben Missverhältnis zwischen Feuerkraft und Nachrichtenwesen wie das Heer. Die gewaltigen Schlachtschiffe und Schlachtkreuzer konnten Salven von schrecklicher Wirkung abfeuern, und jede Granate wog fast eine Tonne. Doch wenn es galt, Befehle und Nachrichten zu übermitteln, blieben die Admirale dem vergangenen Jahrhundert verhaftet und zeigten eine unerklärliche Abneigung, die neuen drahtlosen Geräte einzusetzen, mit denen ihre Schiffe ausgerüstet waren. Sie benutzten lieber Blinklichter bei Nacht und das altehrwürdige, aus der Segelschiffahrt überkommene System der farbigen SignalfLAGgen bei Tag – beide hinter Regenschauern oder dem dichten Rauch von Schornsteinen und Geschützen kaum oder gar nicht zu erkennen. Im nebligen Wetter kurz vor der Schlacht kollidierten zwei britische Schlachtkreuzer, rammte ein Schlachtschiff ein Handelsschiff, und drei Zerstörer schafften es, ineinander zu fahren. Noch grösser war das Durcheinander, als die eigentliche Schlacht begann: Die feindlichen Flotten mit ihren hohen, schwerfälligen Schiffen beschossen und versenkten sich gegenseitig; die Ungetüme explodierten, wenn ihre Munitionsmagazine getroffen wurden; viele tausend Mann Besatzung auf beiden Seiten wurden in Stücke gerissen oder sanken in ihren riesigen, stählernen Särgen auf den Grund des Meeres. Die Deutschen versenkten mehr Schiffe und töteten mehr feindliche Seeleute als die Briten, konnten die Royal Navy aber nicht

hinreichend schwächen, um deren Blockade Deutschlands zu brechen. Die verbleibenden, schwer mitgenommenen Schiffe dampften in verschiedene Richtungen nach Hause, während beide Seiten den Sieg für sich reklamierten.

An den weiter entfernten Fronten in Afrika hatten kleine Kontingente von britischen, südafrikanischen, französischen und belgischen Truppen – mit einer weit grösseren Zahl afrikanischer Wehrpflichtiger – überall gegen deutsche Soldaten (mit ihren eigenen indigenen Wehrpflichtigen) gekämpft, von Kamerun an der Westküste des Kontinents bis Deutsch-Ostafrika unweit der Südspitze Tanganjikas im Osten. Während die erschöpften Soldaten tropischen Krankheiten zum Opfer fielen, behandelten die Oberkommandierenden einander mit altmodischer Ritterlichkeit: So schickte der südafrikanische General Jan Smuts, der die Streitkräfte des Britischen Empire in Ostafrika befehligte, einen Kurier mit weisser Flagge, um seinem deutschen Gegner Paul von Lettow-Vorbeck zu gratulieren, der von allen Nachrichten aus der Heimat abgeschnitten war: Der Kaiser hatte ihm einen der höchsten deutschen Orden verliehen.

Wie das Deutsche Reich es unverblümt auf die zentralafrikanischen Kolonien Frankreichs und Belgiens abgesehen hatte, weil es dann über einen durchgehenden Streifen von Besitzungen quer über den Kontinent verfügt hätte – «Mittelafrika» nannten ihn Berlins Strategen –, so unternahmen auch die Alliierten alle Anstrengungen, um sich Deutschlands afrikanische Kolonien anzueignen. Das britische Kabinett setzte einen Ausschuss ein, das Territorial Desiderata Committee, um genau solche Besitzungen im Auge zu behalten – und das nicht nur in Afrika. Die ölreichen Gebiete um den Persischen Golf mussten einem Weltreich ins Auge stechen, dessen Militär zunehmend auf Öl als Energieträger angewiesen war. All das wurde von John Buchan höchst einseitig und absichtsvoll kommentiert. Deutschland verwalte seine afrikanischen Kolonien «mit Peitsche und Kette», schrieb er, während Grossbritannien «traditionelle Lebensweisen grosszügig neben den modernen dulde».<sup>48</sup>

Von ähnlichen Begehrlichkeiten getrieben, traten weitere Länder in den Krieg ein: Zu den Mittelmächten gesellten sich Bulgarien, dem Teile Serbiens zugesagt worden waren, und Griechenland, weil es türkische Gebiete bekommen sollte, während sich Rumänien, das ein Auge auf österreichischungarisches Territorium geworfen hatte, Ende 1916 für die Alliierten entschied. Im pazifischen Raum be-

teiligte sich Japan an der Auseinandersetzung, um sich einige deutsche Inselkolonien anzueignen und mit Hilfe britischer Truppen den von Deutschen kontrollierten Hafen Tsingtau in China einzunehmen. Australien und Neuseeland, die Truppen nach Europa und in den östlichen Mittelmeerraum entsandt hatten, wo sie unter britischem Kommando kämpften, hatten Deutschland Samoa, Neu-Guinea und die Salomonen abgenommen. Von Wüste und Regenwald bis hin zu fernen Atollen verschlang der Krieg den ganzen Globus.

In den französischen Häfen traf in gewaltigen Strömen der Nachschub für jene Divisionen von Haig ein, die Vorbereitungen trafen, um die deutschen Linien an der Somme zu durchbrechen. Eine halbe Million britische Soldaten, drei Mal so viele wie beim Durchbruchversuch von Loos, wurden auf einem knapp 30 Kilometer langen Frontabschnitt zusammengezogen; 120'000 von ihnen sollten allein am ersten Tag angreifen. Das war der *Big Push* (der «Grosse Vorstoss»), eine so massive Konzentration von Menschen und Material auf so kleinem Raum, dass die deutschen Verteidigungslinien, wie die Generäle glaubten, bersten müssten, als würden sie von einer ungeheuren Flutwelle getroffen. Sobald das geschehen sei, sollte das Bajonett zur entscheidenden Waffe in der Hand der britischen Soldaten werden. Der führende Bajonettexperte des Militärs, der mit sehr buschigen Augenbrauen gesegnete Major Ronald «Bloody» Campbell, ein Apostel der Körperertüchtigung, dessen gebrochene Nase und verunstaltete Ohren stolzes Zeugnis ablegten von seiner Karriere als Mittelgewichtschampion in der Armee, bereiste die britischen Stützpunkte in Frankreich, um den Umgang mit der Waffe zu demonstrieren und den Soldaten Vorträge zu halten: «Wenn ein Deutscher die Hände hochhält und sagt: ‚Kamerad – ich habe eine Frau und sieben Kinder‘, was macht ihr dann? – Na klar ... ihr jagt ihm das Bajonett in den Bauch und sagt zu ihm, nun werde er keine weiteren mehr haben!»<sup>49</sup> Nachdem die Deutschen in den Gräben mit den Bajonetten erledigt waren, sollte der Feind, wie sich Haig ausdrückte, «im Freien bekämpft» werden,<sup>50</sup> daher wurden die Bataillone intensiv darauf vorbereitet, auf grabenlosen Feldern und Wiesen zu operieren. Durch die Lücke in den feindlichen Linien sollten zum Schluss natürlich die Reiter von drei Kavallerieabteilungen preschen.

Mochten solche Pläne auch noch vergangenen Jahrhunderten verhaftet sein, der Umfang der Vorbereitungen gehörte zumindest dem Zeitalter der Massenproduktion an. Die Truppen verlegten 110'000 Kilometer Telefonkabel. Tausende Soldaten entluden und stapelten Munition in riesigen Depots; andere schwitzten mit nacktem Oberkörper in der Sommerhitze beim Bau von Strassen und Schienenwegen, die raschen Nachschub an die Front gewährleisten sollten. Für die Somme-Offensive wurden 90 Kilometer Normalspurschienen gelegt, für deren Gleisbetten der knappe Schotter aus England importiert war. Da in der Angriffszone so viele britische Soldaten konzentriert waren, dass sie eine normale Grossstadt hätten bevölkern können, mussten Brunnen gegraben und viele Kilometer Wasserleitungen gelegt werden. Pferde, Traktoren und noch mehr schwitzende Soldaten mussten schwere Geschütze in Stellung bringen – keine leichte Aufgabe, denn eine einzige 8-Zoll-Haubitze wog 13 Tonnen.

Die britischen Truppen sollten laut Plan in aufeinanderfolgenden Wellen das Niemandsland überwinden. Alles war genau festgelegt: Jede Welle sollte in geschlossener Linie 100 Schritt vor der nächsten Welle mit gleichbleibender Geschwindigkeit von 100 Schritt pro Minute vorrücken. Welchen Schutz hatten sie vor dem Maschinengewehrfeuer, das bei Loos so entsetzliche Opfer gefordert hatte? Ganz einfach: Das vorbereitende Artilleriefeuer würde nicht nur die Stacheldrahtverhaue der Deutschen zerstören, sondern auch die Schützengräben und Feuerstellungen, in denen die Scharf- und Maschinengewehrschützen Deckung fanden. Wie sollte das auch anders sein, wenn pro 15 Meter Frontlinie ein Geschütz zur Verfügung stand, sodass die Briten auf die deutschen Gräben fünf volle Tage hindurch insgesamt anderthalb Millionen Granaten herabregnen lassen konnten? «Nach Abschluss des Artilleriefeuers kann es da absolut nichts mehr geben»,<sup>51</sup> versicherte General Sir Henry Rawlinson, Kommandeur der meisten Angriffstruppen, seinen Untergebenen mit Nachdruck. Wenn das nicht ausreichte, werde den britischen Soldaten, sobald sie aus ihren Schützengräben kletterten, eine «Feuerwalze» der Artillerie voranrollen, ein beweglicher Vorhang aus Granatsplittern, der alle überlebenden Deutschen durchsieben würde, sobald sie aus ihren unterirdischen Befestigungen krochen, um sich den Angreifern entgegenzustellen.

31 Seiten umfasste der Plan für den ersten Angriffstag, und auf seinen Karten

waren die zur Eroberung vorgesehenen deutschen Schützengräben bereits mit englischen Bezeichnungen versehen. So gründliche Vorbereitungen waren kaum zu verbergen, daher gab es hin und wieder beunruhigende Anzeichen dafür, dass die Deutschen fast so viel darüber wussten wie die Briten. Als eine der für den Angriff bestimmten Einheiten in Stellung ging, wurde ihr aus den deutschen Gräben ein Schild entgegengehalten: EIN HERZLICHES WILLKOMMEN DER 29. DIVISION.

Im Somme-Abschnitt hatten die Deutschen seit anderthalb Jahren keinen Angriff mehr durchgeführt, stattdessen hatten sie die Zeit genutzt, um ihre Verteidigungsanlagen zu verstärken. Es gab vielfältige Hinweise darauf, dass diese Befestigungen beunruhigend widerstandsfähig waren. Von beiden Seiten trieben jetzt Mineure eilig Tunnel unter die Gräben der anderen Seite, um dort Sprengladungen zu platzieren; einige überraschte britische Mineure, die in einer Tiefe gruben, in der sie sich weit unter dem Niveau des deutschen Grabensystems wähnten, stießen plötzlich völlig ungewollt durch die Wand eines deutschen Unterstands. Doch diese und andere Anzeichen dafür, dass die Deutschen ihre Schutzräume und Verteidigungsanlagen sehr tief angelegt hatten, wurden einfach ignoriert.

Einige Wochen vor dem Angriff nahm General Rawlinson mit 167 anderen Offizieren an einem Festbankett für ehemalige Eton-Schüler im Hotel Godbert in Amiens teil, einer nahe gelegenen französischen Stadt, deren Bars und Bordelle ein blendendes Geschäft mit den auf die Offensive wartenden britischen Soldaten machten. Auf Latein stimmten Rawlinson und die anderen Eton-Absolventen die Schulhymne *Carmen Etonense* an, deren Refrain lautet

*Solange mildes Licht  
die Küsten Englands wärmt,  
möge Eton blühen!  
Es möge blühen! Es wird blühen!\**<sup>52</sup>

Die einfachen Soldaten unterhielten sich in Erwartung des grossen Tages auf andere Weise. Ein bewegender Ausschnitt aus einem Dokumentarfilm über diese

---

\* Donee oras Anglia / Alma lux fovebit / Floreat Etona! / Floreat! Fiorebit!

Monate, aufgenommen aus einer Rotkreuz-Barkasse, die auf einem Kanal hinter den Linien fuhr, zeigt viele hundert spliternackte alliierte Soldaten, die lächelnd und in die Kamera winkend im Wasser wateten, badeten oder die warme Sonne am Kanalufer genossen. Ohne Helm und Uniform ist ihre Nationalität beim besten Willen nicht auszumachen; ihre nackten Leiber machen sie nur als Menschen kenntlich.

Auf einem schwarzen Pferd, umgeben von seiner üblichen Eskorte von Kavalleristen, inspizierte Haig seine Divisionen, wie sie für den Angriff ausgebildet wurden – die deutschen Schützengräben waren durch weisse Bänder auf dem Boden angedeutet. Am 20. Juni schrieb der Oberbefehlshaber an seine Frau: «Die Situation wird vorteilhafter für uns.»<sup>53</sup> Am 22. Juni fügte er hinzu: «*Ich spüre*, dass jeder Schritt in meinem Plan mit Gottes Hilfe zustande gekommen ist.»<sup>54</sup> Um noch zusätzliche Hilfe von oben zu erhalten, lud er Reverend Duncan, seinen Lieblingsprediger, in seine vorgeschobene Kommandozentrale ein. Am 30. Juni, dem Tag vor Beginn des Angriffs, als das schwere Artilleriefeuer seit vier Tagen donnerte, schrieb Haig in sein Tagebuch: «Die Männer sind in bester Stimmung ... Der Draht war noch nie so zerschnitten und die Artillerievorbereitung noch nie so gründlich.»<sup>55</sup> Um das Mass vollzumachen, bliesen die Briten auch noch tödliche Chlorwolken in Richtung der deutschen Linien. Haig hielt nur einen einzigen nachdenklich stimmenden Hinweis fest, eine Klage, dass zwei Abteilungen am Nordende des Angriffsabschnitts keine erfolgreiche Aufklärungsoperation zustande brachten, was eigentlich im Schutz der Dunkelheit ein Leichtes hätte sein müssen, wenn denn der britische Artilleriebeschuss die deutschen Drahtverhaue tatsächlich zerstört hatte.

Als die Stunde X – 7 Uhr 30 am 1. Juli 1916 – näherrückte, wurden zehn gewaltige Minen unter den deutschen Gräben gezündet. In der Nähe des Dorfs La Boisseile befindet sich heute noch der Krater einer dieser Explosionen; die 30 Tonnen Sprengstoff rissen einen kahlen, klaffenden Trichter in französische Felder; obwohl durch ein Jahrhundert Erosion teilweise wieder aufgefüllt, ist er noch immer fast 17 Meter tief und 67 Meter breit.

In seinem Landhaus unweit der Küste von Kent konnte Alfred Milner das dumpfe Grollen der Artillerie hören, und als der Beschuss seinen Höhepunkt erreichte – 224'221 Granaten in den letzten 65 Minuten –, war das Dröhnen sogar



noch bis Hampstead Heath in London zu hören. In dieser einen Woche feuerten die Briten mehr Geschosse ab als in den ersten zwölf Monaten des Kriegs; nach fünf Tagen pausenlosem Trommelfeuer bluteten einige Artilleristen aus den Ohren. In einem Wald bei Gommecourt wurden Bäume entwurzelt, in die Luft geschleudert und der ganze Wald in Brand gesetzt. Soldaten der 1. Somerset Light Infantry sassen auf der Brustwehr ihrer Gräben und begleiteten die gewaltigen Explosionen mit Beifallsrufen. An die Männer, die ins Niemandsland vorrücken sollten, gaben Offiziere eine grosse Ration Rum aus. Captain W. P. Nevill vom 8. East Surrey Battalion gab jedem seiner vier Züge einen Fussball und versprach demjenigen einen Preis, dem es als Erstem gelang, den Ball bis zum deutschen Graben zu treten. Ein Zug schrieb auf seinen Ball:

*DER GROSSE EUROPACUP*

*DAS FINALE:*

*EAST SURREYS GEGEN BAYERN*

## 14. KAPITEL

### *Allmächtiger, wo ist der Rest der Jungs?*

Die Vorbereitungen für die Somme-Offensive liefen bereits auf Hochtouren, als die erste Gruppe der nach Frankreich verschleppten Wehrdienstverweigerer mit anderen Soldaten auf den Exerzierplatz eines Militärcamps gebracht wurde und den Befehl erhielt: «Rechts um! Marsch!» Die anderen Soldaten marschierten davon; die siebzehn blieben unbeweglich stehen.

Das Militär zog ihnen fünf Tage vom Sold ab, was die Betroffenen amüsierte, weil sie schon aus Prinzip jeden Sold ablehnten. Doch sonst hatten sie wenig zu lachen. In regelmässigen Abständen mussten sie sich Urteile anhören, in denen Soldaten wegen Fahnenflucht oder Befehlsverweigerung zum Tod verurteilt wurden. Natürlich wussten sie auch, dass in Irland gerade die Führer des Osteraufstands von militärischen Exekutionskommandos erschossen worden waren. Von Zeit zu Zeit konnten sie den Kanonendonner von der Front hören.

Sie weigerten sich, irgendwelche Arbeit zu verrichten. Zornige Feldwebel verhängten die sogenannte Feldstrafe Nr. 1, bei der der Delinquent zwei Stunden lang mit ausgebreiteten Armen in Kreuzigungshaltung an ein festes Objekt wie ein La-fettenrad oder einen Gefängniszaun gebunden wurde.

«Wir wurden so fixiert, dass unser Gesicht dem Stacheldraht des inneren Zauns zugewandt war», berichtete der Wehrdienstverweigerer Cornelius Barritt. «... ich befand mich so nahe an dem Zaun, dass ich, wenn ich den Kopf wenden wollte, sehr vorsichtig sein musste, damit mein Gesicht nicht von den Stacheln zerrissen wurde. Noch ungemütlicher wurde es, als es zu regnen anfang und der kalte Wind direkt über die Hügelkuppe strich.»<sup>1</sup>

Doch die Männer verloren nicht den Mut, denn wenn die Offiziere nicht hinsahen, verhielten sich die einfachen Soldaten unerwartet freundlich. Einer gab dem Ver-

weigerer Alfred Evans sein Abendessen, und ein Feldweibel der Irish Guards kaufte von seinem eigenen Geld, als seine Vorgesetzten Feierabend gemacht hatten, für die ganze Gruppe der Verweigerer Kuchen, Obst und Schokolade in der Kantine des Stützpunktes. Offenbar besorgt, dass die Männer mit ihrem Pazifismus die Moral der Truppe untergraben könnten, entfernte die Armee sie aus dem Stützpunkt und verlegte sie in eine Fischhalle im Hafen von Boulogne, die in ein Militärgefängnis umgewandelt worden war. Dort wurden sie in Gruppenzellen eingeschlossen und bekamen pro Tag nur Wasser und vier Zwieback.

Von Zelle zu Zelle konnten sich die Männer nur durch Astlöcher in den Holzwänden verständigen. So gut es ging, hielt die gesamte Gruppe – zu der ein Lehrer, ein Uhrmacher, ein Studentenmissionar, mehrere Angestellte und ein Katholik aus einer Gewerkschafterfamilie gehörten – Debatten ab: über Marxismus, Tolstojischen Pazifismus und die Vorzüge der internationalen Kunstsprache Esperanto. Die Quäker unter ihnen hielten ein Quäkertreffen ab. Einige waren wegen ihres Glaubens hinter Gitter gebracht worden, andere vom Sozialismus, viele von beidem. So waren die Lieder, die sie sangen, teils Kirchenlieder

*Baut auf ihn, solange das Leben währt  
Baut auf ihn, bis diese Welt vergeht\**

teils das bekannte Arbeiterlied *The Red Flag*:

*Des Volkes Fahn von tiefem Rot  
Bedeckt die unseren im Tod,  
Und ehe die noch steif und kalt  
Ihr Herzensblut färbt jede Falt'.\*\**

«Ratten waren keine seltenen Besucher», schrieb Barritt. «Sie sassen auf dem Rand eines Löscheimers und tranken von dem Wasser, und liefen einem während des Essens auch einmal am Rücken hoch ... Wir waren jetzt zu elft in einer Zelle ... Es

\* Trusting Him while life shall last, / Trusting Him till earth be past.

\*\* The people's flag is deepest red, / It shrouded oft our martyred dead, / And ere their limbs grew stiff and cold, / Their hearts' blood dyed its every fold.

konnten jeweils sechs auf einer Seite liegen, wobei sich unsere Füsse fast berührten; aber es war ein Problem, einen Platz für den Eimer zu finden, der für ‚sanitäre‘ Zwecke in der Zelle stand. Die Zellen massen 3,58 x 3,43 Meter.»<sup>2</sup>

Unfähig zu begreifen, dass so viele Menschen nur ihrem eigenen Gewissen gehorchten, gelangte das Militär zunächst zu der Auffassung, dass Barritt und drei andere Verweigerer die Rädelsführer und damit für die Gehorsamsverweigerung der grösseren Gruppe verantwortlich seien. Sie kamen vor ein Kriegsgericht und wurden schuldig gesprochen. Keiner von ihnen wusste, ob die Nachrichten, die sie hinausgeschmuggelt hatten, nach England gelangt waren – oder dort irgendeine Wirkung hätten. Am 15. Juni 1916, nur zwei Wochen vor dem geplanten Beginn der Somme-Offensive, wurden die vier «Rädelsführer» zur Urteilsvollstreckung in ein nahegelegenes Heereslager gebracht.

«Ich blickte oft hinüber in Richtung der weissen Klippen von Dover», erinnerte sich einer, «denn das war vielleicht unsere letzte Gelegenheit.»<sup>3</sup> Sie wurden auf einen grossen Exerzierplatz geführt, wo an drei Seiten einige hundert Soldaten als Zeugen versammelt waren. Ein Kommandeur befahl Ruhe. «Als ich vortrat, erhaschte ich einen Blick auf das Dokument, das dem Adjutanten ausgehändigt wurde. Ganz oben stand in grossen roten Buchstaben und doppelt unterstrichen das Wort ‚Tod‘.»<sup>4</sup>

Während jeder der Männer vortrat, verlas der Adjutant Namen, Kennziffer, Anklage und verkündete: «Verurteilt zum Tode durch Erschiessen.» Pause. «Bestätigt durch General Sir Douglas Haig.» Längere Pause. «Und umgewandelt in zehn Jahre Zuchthaus.»<sup>5</sup>

In den folgenden Tagen, während Züge und Lkw-Konvois um sie herum das letzte Material für die grosse Offensive an die Front schafften, teilte man insgesamt 34 britischen Wehrdienstverweigerern in Stützpunkten auf französischem Boden mit, dass sie zum Tode verurteilt und zu einer zehnjährigen Haftstrafe begnadigt worden seien; rund 15 andere bekamen mildere Strafen. Keiner von ihnen wusste von dem Besuch, den Bertrand Russell und andere Mitglieder der No-Conscription Fellowship dem Premierminister Asquith abgestattet hatten,<sup>6</sup> aber dieser Besuch war entscheidend für die Rettung ihres Lebens, denn unmittelbar danach übermittelte der Premierminister einen Geheimbefehl an Haig, mit dem er anord-

nete, dass kein Verweigerer erschossen werden dürfe. Zwei Wochen nach den ersten Urteilssprüchen wurden die Wehrdienstverweigerer nach England zurückgebracht und an Zivilgefängnisse überstellt – wie es von da an mit allen Verweigerern geschah, die auch den Ersatzdienst ablehnten. Höhnische Zuschauer bewarfen sie mit Eiern und Tomaten, als sie in Southampton landeten. Doch die Männer hatten die Gewissheit, dass sie ihren Überzeugungen selbst unter Androhung des Todes treu geblieben waren. «Als ich dort stand und die Urteile für die anderen aus unserer Gruppe vernahm», schrieb ein Verweigerer später über diesen Tag auf dem Exerzierplatz, «empfand ich Freude und Triumph ob des Privilegs ... für eine Wahrheit einzustehen, die die Welt noch nicht begriffen hatte, die sie aber eines Tages als eines ihrer kostbarsten Vermächtnisse zu schätzen wüsste.»<sup>7</sup>

Überall auf den Britischen Inseln warteten Millionen Menschen gespannt auf Nachrichten vom grossen Angriff. «Das Krankenhaus wurde angewiesen, alle Rekonvaleszenten zu entlassen und uns auf den grossen Ansturm von Verwundeten vorzubereiten», schrieb die Schriftstellerin Vera Brittain, die damals als Hilfschwester in London arbeitete. «Wir wussten, dass ein ungeheures Artilleriefeuer begonnen hatte, denn wir konnten die Vibrationen der Kanonen spüren ... Stunde um Stunde, in dem Masse, wie die Rekonvaleszenten abreisten, verlängerten wir die Reihen der weissen Betten, die so unheilvoll waren in ihrer weissen, erwartungsvollen Leere.»<sup>8</sup>

Haig wartete ungeduldig in seinem vorgeschobenen Kommandoposten im Château de Beauquesne, 15 Kilometer vom Schlachtfeld entfernt. Im Morgenrauen des 1. Juli blickte ein Beobachter des Royal Flying Corps auf eine Nebelbank hinab, die einen Teil der Front bedeckte: «Es waren kleine Wellen zu sehen ... Ergebnis des schrecklichen Beschusses, der dort unten stattgefunden hatte. Das Ganze sah wie ein weiter See aus Nebel aus, in den man Tausende von Steinen geworfen hatte.»<sup>9</sup> Dann, nach fünf Tagen ununterbrochenem Beschuss, hörte das britische Feuer plötzlich auf, und Schweigen legte sich über das Schlachtfeld.

Als um 7 Uhr 30 die Pfeifen ertönten, begannen die aufeinander folgenden Angriffswellen ihren Vormarsch, wie geplant: 100 Schritt pro Minute. Langsam rückte jeder Mann mit seinen fast 30 Kilogramm Gepäck vor – unter anderem 200 Schuss Munition, Handgranaten, Schaufel, Lebensmittel und Wasser für zwei Ta-

ge. Doch als diese Soldaten tatsächlich die Grabenleiter hinaufkletterten und über die Brustwehr stiegen, bot sich ihnen ein schrecklicher Anblick. Die vielfältigen Stacheldrahtverhaue vor den deutschen Schützengräben und die überall verteilten und gut befestigten Maschinengewehr-Stellungen waren weitgehend unversehrt.

Offiziere hatten es beim Blick durch ihre Scherenfernrohre schon befürchtet; auch einige deutsche Deserteure, die durch das Geschützfeuer gelangt waren, hatten Ähnliches berichtet. Doch jeder Angriffsplan entwickelt eine ungeheure Eigendynamik; selten ist ein Kommandeur bereit zu der Einsicht, dass eine Sache katastrophal misslingt. Man muss mutig sein, um eine Offensive abubrechen, weil ein General, der sich dazu durchringt, Gefahr läuft, als Feigling zu gelten. Aber Haig war nicht der Mann für solche Mutproben. Die Pfeifen ertönten, die Männer schrien Hurra und Hauptmann Nevills Kompanie der East Surreys schoss ihre Fussbälle ab. Wider besseres Wissen hofften die Soldaten darauf, am Leben zu bleiben – und manchmal sogar auf noch mehr: Die Soldaten des 1. Newfoundland Regiments wussten, dass eine junge Dame aus der besten Gesellschaft daheim versprochen hatte, den ersten Mann des Regiments zu heiraten, dem ein Viktoria-kreuz verliehen würde.

Wie sich herausstellte, war an dem tagelangen Geschützfeuer nichts beeindruckender als der dadurch verursachte Lärm. Mehr als ein Viertel der britischen Granaten waren Blindgänger, die sich in der Erde vergruben und, falls überhaupt, erst explodierten, wenn sie Jahrzehnte später von der Egge irgendeines unglücklichen französischen Bauern gestreift wurden. Zwei Drittel der abgefeuerten Geschosse waren Schrapnelle, die zur Zerstörung von Maschinengewehrstellungen aus Beton, Stahl oder Steinen von nahen Häusern denkbar ungeeignet waren. Auch gegen das undurchdringliche Dickicht der deutschen Stacheldrahtverhaue konnten die Schrapnelle, die kleine Stahlkugeln in alle Richtungen streuten, nur etwas ausrichten, wenn sie genau in der richtigen Höhe über dem Boden platzten. Doch ihre Zünder waren höchst unzuverlässig, daher explodierten sie oft erst, nachdem sie sich tief in die Erde gebohrt hatten, wo sie wenig zerstörten und so viel Metall im Boden versenkten, dass Soldaten, die versuchten, sich in der Dunkelheit oder im Pulverrauch zu orientieren, manchmal feststellen mussten, dass ihr Kompass nicht mehr funktionierte.

Die restlichen britischen Geschosse waren hochexplosive Granaten, die zwar eine deutsche Maschinengewehrstellung wirklich zerstören konnten, aber nur wenn sie punktgenau trafen. Bei Geschützen, die aus einer Entfernung von mehreren Kilometern abgeschossen wurden, war das fast unmöglich. Die vielen Fotografien von der Westfront, die zeigen, wie eine explodierende Granate eine Erdfontäne aufspritzen lässt, belegen in der Regel, dass das Geschoss sich in den schlammigen Boden vergraben hat und seine Energie sinnlos verschwendet, indem es den Dreck in die Luft schleudert. Die deutschen Maschinengewehrschützen harrten während des Geschützfeuers in ihren bis zu 12 Meter tiefen Unterständen aus, in denen sie Strom, Wasser und Belüftung hatten. Es war zwar für sie ausserordentlich unangenehm, sich dort eine Woche lang, weitgehend ohne Schlaf und zeitweise mit angelegten Gasmasken aufzuhalten, endete aber selten tödlich. An einer der wenigen Stellen, wo britische Truppen am 1. Juli die deutsche Frontlinie erreichten, brannte in einem der Unterstände noch das elektrische Licht. Und als schliesslich nach mehreren zehntausend britischen Toten ein grösseres Stück des Frontgrabens erobert war, berichtete ein Soldat: «Ich bin nicht auf einen einzigen Unterstand gestossen, dessen Dach durch unser Geschützfeuer zum Einsturz gebracht worden ist.»<sup>10</sup>

Unerklärlicherweise explodierte eine unterirdische Mine unter den deutschen Linien 10 Minuten vor der Stunde X und signalisierte damit deutlich, dass der Angriff unmittelbar bevorstand. Wie eine letzte Warnung wurden die restlichen Minen um 7 Uhr 28 gezündet, gefolgt von einer zweiminütigen Wartezeit, damit die viele hundert Meter in die Luft geschleuderten Trümmer zur Erde zurückfallen konnten – dann erst kletterten die britischen Soldaten aus ihren Gräben, um vorzurücken. Diese zwei Minuten liessen den deutschen Maschinengewehrschützen genügend Zeit, um auf ihren Leitern und Treppen aus den Unterständen zu klettern und ihre Plätze in den Maschinengewehrstellungen einzunehmen, von denen es auf dem angegriffenen Frontabschnitt rund 1'000 gab. Mit sehr unguen Gefühlen vernahmen die Briten während dieser zwei Minuten die Signalhörner, die die deutschen Schützen in ihre Stellungen riefen.

Noch bevor die Briten ihre Gräben verlassen konnten, hatten einige Maschinengewehre bereits zu feuern begonnen, sodass Ströme deutscher Kugeln Erde und Gras aufwirbelten, als sie über den oberen Rand der britischen Brustwehren stri-

chen – ein erschreckender Hinweis darauf, dass das fünftägige Sperrfeuer der Artillerie vergebens war. An anderen Stellen warteten die deutschen Schützen noch ab, während die Briten vorrückten. Von einigen Ausnahmen abgesehen, war den Angriffseinheiten befohlen worden, zu gehen und nicht zu laufen. «Gemächlichen Schrittes kommen die ersten Wellen an. Glauben sie doch, in den vorderen Gräben alles tot zu finden», schrieb ein deutscher Soldat, der sie kommen sah. «... Tödlicher Geschosshagel schlägt dem Angreifer entgegen ... Rote Leuchtkugeln klettern in den blauen Himmel und sinken gleich blutigen Zähnen in das weisse Trümmerfeld, aus Schluchten, Tälern und Hohlwegen des Hinterlandes heulen Granaten heran und schlagen in die Stürmer, reißen ganze Gruppen nieder.» Wie die Briten waren auch die Deutschen reich versehen mit Ar

tillerieschossen; die lagen unter Tarnnetzen und waren in den Wochen vor dem Angriff nicht verwendet worden, um der britischen Luftwaffe ihre Lage nicht zu verraten. Jetzt schossen sie ihre tödlichen Schrapnelle ab, deren Auswirkung die Deutschen beobachten konnten: «Da wirft einer die Arme mit der charakteristischen Bewegung, die den Tod anzeigt, in die Luft. Dort stürzt einer im Sprung zusammen ... Da ... wälzt sich einer schwer getroffen am Boden ... Hilferufe ... Todesschreie ... Röcheln, Wimmern.»<sup>11</sup>

Die Deutschen waren genauso in den traditionellen Vorstellungen von militärischer Ehre gefangen wie ihre Gegner, daher endet der folgende deutsche Bericht über das Blutbad des ersten Tages, wie so viele britische Schilderungen, nicht mit einem Kommentar zum selbstmörderischen Charakter des Angriffs, sondern zur Tapferkeit der Soldaten. «Es ist ein mörderisches Hin und Her, ein Schauspiel unerhörter Tapferkeit, Kühnheit und Entschlossenheit auf allen Seiten.»

Der Plan, nebeneinander in geordneter Linie vorzurücken, wurde rasch aufgegeben: Die Männer teilten sich in kleine Gruppen auf, die hinter kleinen Hügeln und in Granattrichtern Schutz suchten. Doch ein Rückzug kam für die stark dezimierten britischen Truppen nicht in Frage, denn jedes Bataillon hatte einige Männer als sogenannte «Schlachtpolizisten» eingeteilt, die Nachzügler vorwärtstrieben. «Als wir zu den deutschen Drahtverhauen gelangten, sahen wir – nach allem, was man uns vorher erzählt hatte – zu unserer grenzenlosen Verblüffung, dass sie unbeschädigt waren», erinnerte sich ein britischer Gefreiter. «Der Oberst und ich



gingen hinter einer kleinen Böschung in Deckung, doch nach einer Weile erhob sich der Oberst auf Hände und Knie, um besser sehen zu können. Sofort wurde er von einer einzigen Kugel in die Stirn getroffen.»<sup>12</sup> Da die Artillerie nur wenig Stacheldraht zerstört hatte, mussten die britischen Soldaten zusammenrücken, um durch die wenigen Lücken zu gelangen, die zu finden waren – wodurch das Schlachtfeld noch mehr zum Schiessstand wurde. Viele Soldaten starben, als sie mit der Kleidung, vor allem die Schotten mit ihren wehenden Kilts, im Draht hängenblieben und dem gegnerischen Feuer preisgegeben waren. «Aus unserer ganzen Kompanie kamen dort nur drei durch», berichtete ein Gefreiter des 4. Tyneside Scottish Battalion. «Da waren noch mein Leutnant, ein Feldwebel und ich. Die übrigen schien es im Niemandsland erwischt zu haben ... Der Offizier sagte: ‚Allmächtiger, wo ist der Rest der Jungs?‘»<sup>13</sup>

Die vielgepriesene «Feuerwalze», die die deutschen MG- und Scharfschützen veranlassen sollte, in Deckung zu bleiben, richtete wenig aus. Sie kroch zwar entsprechend dem festgelegten Zeitplan vorwärts – setzte dann aber ihren Weg nutzlos in unbestimmte Ferne fort, während die britischen Soldaten, die ihr eigentlich folgen sollten, schon längst durch die intakten Stacheldrahtverhaue aufgehalten waren. Die Truppen hatten keine Möglichkeit, ihre Artillerie im rückwärtigen Bereich über die Planänderung zu informieren. Vergebens wartete die Kavallerie hinter den britischen Linien. Wer im Niemandsland überlebte, wartete manchmal bis zum Einbruch der Dunkelheit, bevor er in den eigenen Graben zurückkroch, doch selbst dann noch liess das ständige Streufeuere der deutschen Maschinengewehre Funken aufstieben, wenn die Kugeln den britischen Stacheldraht trafen.

Von den 120'000 britischen Soldaten, die am 1. Juli 1916 in die Schlacht gingen, waren 57'000 tot oder verwundet, bevor der Tag vorüber war – fast zwei Mann Verlust pro Meter Front. 19'000 fielen, die meisten in der katastrophalen ersten Stunde des Angriffs, und weitere 2'000 starben schwerverwundet in den Lazaretten. Bei den Deutschen betrug der geschätzte Verluste 8'000 Mann. Wie üblich waren die höchsten Opfer unter den Offizieren – drei Viertel wurden getötet oder verwundet. Viele hatten noch wenige Wochen zuvor das Festbankett für Eton-Absolventen besucht: Mehr als 30 ehemalige Eton-Schüler kamen am 1. Juli ums Leben. Captain Nevill von den East Surreys, der die Fussbälle verteilt hatte, erhielt in den ersten Minuten des Kampfes einen tödlichen Kopfschuss.

Das 1. Newfoundland Regiment, das sich auf seinen Viktoriakreuz-Träger und die junge Frau freute, die sich als Belohnung ausgelobt hatte, wurde praktisch ausgelöscht. Die 752 Männer kletterten aus ihren Gräben, um auf die skelettartigen Überreste eines Obstgartens vorzurücken, und wurden von einem deutschen Maschinengewehr unter Beschuss genommen; am Ende des Tages waren 684 tot, verwundet oder vermisst, darunter alle Offiziere. Die deutschen Truppen, die von den Neufundländern angegriffen wurden, verloren nicht einen einzigen Mann. Nur im äussersten Süden der Angriffszone, auf einem Frontabschnitt von rund 5 Kilometern, konnten die Briten einen nennenswerten Gebietsgewinn verzeichnen – rund anderthalb Kilometer. Es waren die blutigsten 24 Stunden, die irgendeine Armee in diesem Krieg erlitt.

Die angreifenden Soldaten hatten den Befehl bekommen, sich nicht um verwundete Kameraden zu kümmern, sondern sie den Bahrenträgern zu überlassen, die folgen würden. Zu den Toten und Verwundeten gehörten jedoch auch viele hundert Bahrenträger, nirgendwo gab es genügend Männer, um die Schwerverwundeten rechtzeitig zu Verbandsplätzen zu schaffen. Die Bahren gingen aus; einige Verwundete wurden zu zweit auf einer Bahre oder auf Wellblechen getragen, deren Ränder den Trägern die Finger aufrissen. Viele Verwundete, die den ersten Tag überlebten, blieben auf dem Schlachtfeld. Wochen später fanden ihre Kameraden sie in Granattrichtern, in denen sie kriechend Schutz gesucht, ihre Bibel herausgenommen und sich in ihre wasserdichte Zeltplane gewickelt hatten, um allein und in Schmerzen zu sterben.

Auch auf andere Weise forderte der schreckliche Tag noch im Nachhinein Opfer. Der Bataillonskommandeur Oberstleutnant E. T. F. Sandys, der an diesem Tag erleben musste, wie mehr als 500 seiner Männer fielen oder verwundet wurden, erschoss sich zwei Monate später in einem Londoner Hotelzimmer, nachdem er an einen Offizierskameraden geschrieben hatte: «Seit dem 1. Juli habe ich nicht mehr einen Augenblick lang meinen Frieden gefunden.»<sup>14</sup>

Am zweiten Tag der Schlacht erhielt Haig die Mitteilung, dass die Verluste bislang mehr als 40'000 betragen – eine starke Untertreibung, obwohl immer noch eine entsetzliche Zahl. «Das ist nicht als schwerer Verlust anzusehen», schrieb er in

sein Tagebuch, «bedenkt man die Zahl der Beteiligten und die Länge der angegriffenen Front.»<sup>15</sup>

Im Fortgang der Kämpfe blieben die Gewinne minimal: eine halber Kilometer hier, ein paar hundert Meter dort, und an einigen Stellen kein Zentimeter. Aber das tat Haigs Optimismus keinen Abbruch. Als das Blutbad schon eine Woche andauerte, schrieb er an seine Frau: «Noch vierzehn Tage, und hoffe mit Gottes Hilfe, einige entscheidende Ergebnisse zu erzielen.»<sup>16</sup> Einige Tage später teilte er ihr mit: «Wenn wir dieses Mal keinen Erfolg haben, wird er uns das nächste Mal zuteil werden!»<sup>17</sup>

Sogar heute noch vertreten Haigs Fürsprecher die Ansicht, die Schlacht an der Somme habe ihre eigentliche Aufgabe erfüllt, indem sie bei Verdun den Druck auf die Franzosen milderte, was bis zu einem gewissen Grad auch stimmte. Aber die Deutschen hatten bereits eine Woche vor Beginn der Somme-Offensive bei einem Entscheidungsangriff, der kläglich gescheitert war, jede Hoffnung auf Eroberung der Festung begraben müssen – wobei sie weitgehend die gleichen bitteren Erfahrungen machten wie die Briten: In diesem Krieg waren die Verteidiger gegenüber den Angreifern stets im Vorteil. Obwohl sich also die Gefahr bei Verdun verringert hatte, gab Haig stur und unnachgiebig immer neue Befehle zum Angriff an der Somme aus – ungläubliche viereinhalb Monate lang.

Die beste Waffe der Deutschen blieb der Stacheldraht. Jede Woche beförderten sie 7'000 Tonnen davon an die Front, in langen Rollen, in zwei Lagen auf Güterwagen gestapelt. Beide Seiten verwendeten sehr wirksame neue Drahtsorten, die teilweise alle zwei bis fünf Zentimeter geschärfte Stacheln besaßen. Angesichts solcher Hindernisse waren die britischen Soldaten nicht mehr in der Stimmung, Fussbälle zu treten. Unter den Soldaten, die neu in die Schlacht geworfen wurden, «waren wenige, in deren Verhalten sich grosse Bereitschaft zum Kampf ausdrückte», schrieb Graham Seton Hutchison, ein Kompaniechef. «Sie gingen sehr diszipliniert in Stellung, wirkten aber teilnahmslos, als schickten sie sich ins Unvermeidliche ... Ich blickte über das Tal – lange Linien von Männern, Offiziere bewegten sich mit eingezogenem Kopf vorwärts, wie es die moderne Taktik verlangt, sodass sie eher Bittstellern glichen als der Vorhut einer grossen Offensive ... Weiss explodierende Schrapnelle tauchten über den Bäumen und spärlich über

dem Kamm auf\* ... Ein Inferno von Gewehr- und MG-Feuer setzte ein ... Die Linie geriet ins Stocken. Schlaff und still fielen Männer nach vorn. Das Zischen und Krachen der Kugeln erfüllte die Luft und strich über die langen Gräser.»

Hutchison, der mit seinen Männern im Niemandsland festsass, erblickte verblüfft «eine Schwadron indischer Kavallerie, dunkle Gesichter unter glänzenden Helmen, die durch das Tal auf den Hang zugaloppierten. Keine anderen Soldaten hätten einen ermutigenderen Anblick bieten können als diese Eingeborenen aus Indien mit Lanze und Schwert, die in irrwitziger Kavalkade auf die Hügellinie zuhielten. Ein paar verschwanden hinter ihr: Sie kamen nicht zurück. Auf die anderen richtete sich jedes Geschütz und Gewehr des Feindes.»<sup>18</sup>

Soldaten, die in Vorbereitung eines solchen Angriffs vorverlegt wurden, erblickten die eigene Zukunft in dem schauerlichen Verkehr, der ihnen entgegen kam. «Die Flut der Verwundeten strömte in endlosen Kolonnen von Ambulanzwagen von den Schlachtfeldern an der Somme zurück», schrieb der Korrespondent Philip Gibbs. «... Reihe um Reihe wurden die Schwerverwundeten auf blutbefleckten Bahren auf das Gras vor den Zelten gelegt, wo sie warteten, bis sie an die Reihe kamen ... Wolken von Chloroformdunst wehten über die Strassen.»<sup>19</sup>

In seinen Berichten begann Haig, das Wort «Erfolg» neu zu definieren: «Durchbruch» war gestern; den Deutschen durch einen «Abnutzungskampf» Verluste zuzufügen wurde zum neuen Schlagwort. Seine vollmundigen Erfolgsversprechungen stützten sich nun nicht mehr auf die winzigen Gebietsgewinne, sondern auf den Preis an Toten und Verwundeten, der den Deutschen abverlangt wurde – der erste Hinweis auf einen grundlegenden Wandel seiner Rhetorik. Die Abnutzung zum Massstab des Erfolgs zu machen war angesichts dieses Kriegs sicherlich realistischer, als Gebietsgewinne zu messen, nur hatte es den Nachteil, dass die Ver-

---

\* Wenn ein Besucher heute diesen Ort aufsucht – oder viele andere, die in Erinnerungen an die Westfront als Hügel, Täler oder Kämmen bezeichnet werden –, stellt er fest, dass die Hänge keineswegs steil und manchmal sogar kaum wahrnehmbar sind. Die Überlebenden beschrieben, wie das Gelände aussah, wenn man es vorsichtig aus einem Graben betrachtete oder wenn man im Niemandsland flach auf den Erdboden gepresst war, um den Kugeln auszuweichen. Lag die Stellung, die man angriff, auch nur ein wenig höher, konnte man in ein verheerendes Schussfeld geraten.

luste der anderen Seite immer unbekannt waren. Das Einzige, was man mit Sicherheit wusste, waren die eigenen entsetzlichen Verluste, sodass nur die Hoffnung blieb, die des Feindes seien mindestens genauso gross. Nach einer Schlacht im August berichtete Haig auf einer höchst spärlichen empirischen Basis nach London, die deutschen Verluste «können nicht geringer als die unseren sein».<sup>20</sup>

Gelegentlich konnte Haig, durch diese perverse Logik veranlasst, in heftige Wut geraten, wenn er die britischen Verluste – und demzufolge die deutschen – für zu gering hielt. Nach einem Angriff der 49. Division auf den Delville-Wald bei Longueval war er so ärgerlich, dass er in seinem Tagebuch beklagte, dass «der Gesamtverlust dieser Division unter eintausend liegt!»<sup>21</sup> Die Haltung des Oberbefehlshabers prägte die seiner Untergebenen. Am 30. September des folgenden Jahres schrieb General Rawlinson in *sein* Tagebuch: «Mit Lawford diniert. In blender Verfassung. In seiner Division 11'000 Verluste seit dem 31. Juli.»<sup>22</sup>

Einige Erzpatrioten unter den Zivilisten teilten Haigs Auffassung, dass hohe Verluste ein Mass des Erfolgs seien. Als die Schlacht an der Somme seit einem Monat tobte, erhielt der General einen Brief von einem anonymen Bewunderer: «Die Hoffnungen der Menschheit ruhen auf Ihnen – ‚Hungriger Haig‘, wie Sie hier bei uns in der Heimat genannt werden. Und wenn Sie von 500'000 Opfern berichten, die Seele des Empire wird sie verschmerzen. Sie werden mit der Kavallerie Englands und Frankreichs durchbrechen und den grössten Sieg erringen, den die Geschichte je gesehen hat... Weiter so, ruhmreicher General!»<sup>23</sup>

Haig fiel es leicht, so hohe Verluste zu verlangen, weil er beschlossen hatte, sie nicht zu sehen. Er «hielt es für seine Pflicht, auf einen Besuch der Verbandsplätze zu verzichten», schrieb sein Sohn, «weil solche Besuche ihm physische Übelkeit verursachten.»<sup>24</sup>

Was hätte Haig wohl gesehen, wenn er ein solches Lazarett besucht hätte? Ein englischer Militärarzt, der unweit des Somme-Schlachtfelds tätig war, beschrieb die Situation wie folgt:

*Bahren blockierten den Fussboden im Keller, die Durchgänge, die zerbombten Bunker über der Erde und die Zugänge von aussen. Häufig waren wir endlose Stunden ohne Pause tätig: an rohen Toilettentischen, an Männern, die auf Bahren lagen, an Männern, die hockten oder sassen ... Ständig kamen Träger, die*

*ihre Bahren stolpernd herbeischleppten, mühsam die Kellertreppe bewältigten, sich einen Weg herein oder hinaus und einen Platz zum Absetzen ihrer Lasten suchten ... Manchmal erbrach sich ein Mann auf einer der Bahren plötzlich und heftig, spie seinen Mageninhalt über sich und seine Nachbarn. Ich habe Kavalleristen gesehen, denen flüssiger Kot aus den aufgeschnürten Beinen ihrer Breeches sickerte. Gelegentlich seufzte ein Mann auf seiner Bahre und starb. All das war Routine ... Niemand sprach viel... wir sahen zu, dass wir mit unserer Arbeit vorankamen.<sup>25</sup>*

Dieses Feldlazarett befand sich im Keller eines Schlosses. Viele waren schlimmer: 30 Zentimeter tief im Schlamm, ohne fließend Wasser oder unter Beschuss. Denken Sie an die Erfahrungen eines Mannes, der an einem solchen Ort versorgt wurde, und multiplizieren Sie diese mit 21 Millionen – der Zahl der Männer, die im Krieg verwundet wurden.

In Haigs Tagebuch steht wenig über die Verwundeten, abgesehen von Bemerkungen wie derjenigen vom 25. Juli 1916, in der berichtet, ein Arzt habe ihm mitgeteilt, dass «die Moral der Verwundeten vorbildlich sei ... alle seien jetzt sehr zuversichtlich und voller Schneid. Wahrhaftig, die britische Rasse ist die beste der Welt!»<sup>26</sup>

Täglich landeten auf Haigs Schreibtisch die unvermeidlich optimistischen Berichte seines Nachrichtenchefs Brigadegeneral John Charteris, von dem ein Offizierskamerad schrieb: «ein munterer, herzlicher Bursche und so optimistisch wie Candide, der aus jedem verdammten Vorstoss von knapp hundert Metern einen glorreichen Sieg zauberte – wie Kaninchen aus einem Hut.»<sup>27</sup> Zu Beginn des Krieges lediglich Hauptmann, aber als Mitglied von Haigs «Hindubande» zu seinen Proteges zählend, hatte er genauso rasch Karriere gemacht wie sein Chef. Charteris nachrichtendienstliche Einschätzungen waren, soweit es Dinge wie die Stationierung feindlicher Truppen betraf, durchaus professionell, aber wenn es um weniger konkrete Fragen wie die deutsche Moral und Kriegsstärke ging, versorgte er Haig regelmässig mit denkbar schön gefärbten Lageberichten. Am 9. Juli etwa versicherte er Haig, dass die Deutschen keine Reserven mehr hätten, wenn die Briten ihre Offensive weitere sechs Wochen lang fortführten.

Bald wurde die Zahl der britischen Gefallenen so gross, dass sie in Massengräbern beerdigt wurden. Als in den Bahnhöfen Charing Cross und Waterloo die Kette der Lazarettzüge voll Verwundeter gar nicht mehr abriss und sich die Bahnsteige mit verzweifelten Ehefrauen und Müttern füllten, bekam Haig vom Kriegsministerium höfliche, aber dringliche Anfragen, warum so viele Männer starben – und für so wenig. Trotzdem ging das Blutbad weiter: An einem einzigen Tag Mitte September wurden 30'000 britische Soldaten getötet oder verwundet. «Die da oben' fangen an, sich wegen der Situation ein wenig Sorgen zu machen»,<sup>28</sup> notierte Haig auf eine Nachricht vom Chef des Imperialen Generalstabs, aber er erwiderte lediglich, dass «die Aufrechterhaltung eines stetigen Offensivdrucks schliesslich zum vollständigen Zusammenbruch [der Deutschen] führen wird».<sup>29</sup> Niemand widersprach ihm: Der König besuchte Montreuil und brachte seine Zufriedenheit zum Ausdruck; auch Asquith kam, und Haig fand ihn «sehr liebenswürdig», obwohl er missbilligend festhielt, wie viel Brandy der Premierminister trank. (Jahre später, nachdem Auszüge aus Haigs Tagebüchern veröffentlicht worden waren, forderte Winston Churchill einen Mittagsgast auf: «Trinken Sie noch ein Glas, alter Junge. Ich schreibe es auch nicht in mein Tagebuch!»<sup>30</sup>)

Während die Kämpfe sich bis in die herbstlichen Regenfälle hinzogen, gingen kurz vor einem weiteren Angriff ein Gefreiter namens Arthur Surfleet und ein Freund an einem Friedhof in der Nähe ihres Feldlagers vorbei. Zu ihrer Überraschung sahen sie Männer, die damit beschäftigt waren, Gräber auszuheben – für Soldaten, die noch nicht gefallen waren. «Wenn das nicht gefühllos ist, weiss ich nicht, was das Wort bedeutet. Allein die Tatsache, dass wir uns abwandten und *lediglich angeekelt* zurückstapften in unsere schmutzigen Hütten, lässt mich vermuten, dass mit uns allen eine seltsame Veränderung vor sich gegangen sein muss, seit wir hier draussen sind.»

Es war in der Tat eine seltsame Veränderung, und Surfleet war nicht der Einzige, der sie spürte. Nach all dem Wirbel um den «Grossen Vorstoss» wurden die schrecklichen Verluste an der Somme in der zweiten Hälfte des Jahres 1916 für viele britische Soldaten zum Wendepunkt. Keine Wende zur Rebellion, aber zu einem hartnäckigen Zynismus, der Überzeugung, dass keine Schlacht noch etwas verändern könne. So marschierten die Männer zwar noch immer pflichtgemäss an die Front, aber sie sangen nicht mehr.

Ein Soldat, der einen Kameraden eilig in den Schützengraben kommen sah, eine mit einem roten Band zusammengebundene Rolle Karten unter dem Arm, rief aus: «Lasst ihn um Gottes willen durch, er kommt mit dem Friedensvertrag.»<sup>31</sup>

Der ungeheure Blutzoll veranlasste die Soldaten weniger, den Zweck des Kriegs in Frage zu stellen, als grössere Solidarität mit denen zu empfinden, die ihn mit ihnen erduldeten. So spürte Surfleet beispielsweise ein Gefühl von «Korpsgeist oder Kameradschaft – ich weiss nicht, was es war». Bei einem Blick «in die Gesichter der anderen wusste ich, dass ich einer von ihnen war».<sup>32</sup> Manchmal fand man Befriedigung darin, die anderen einzuweisen. Burgon Bickersteth, ein ehemaliger anglikanischer Laienmissionar, beschrieb, wie es war, eine Stellung in den Schützengräben an frisch eingetroffene Kameraden zu übergeben:

*Ganz toll fühlt man sich bei solcher «Übergabe». Man ist überlegen in puncto Wissen und Erfahrung, bestrebt, dem Neuankömmling nicht «zu viel Angst zu machen», aber doch nicht abgeneigt, ihn mit der «blutigen» Realität des Ortes zu beeindrucken. «Hier musst du tagsüber auf die Scharfschützen Acht geben.» «An dem grossen Drahtknäuel da drüben kriechen die Boches nachts raus» – und sofort. Die Geschehnisse der letzten Tage, die eigentlich fürchterlich waren, erscheinen jetzt in rosigen Farben. «Aber sonst ist alles in Ordnung», beeilt man sich hinzuzufügen, «eigentlich ganz gemütlich, kein Grund zur Beunruhigung.» «Klar», sagt der Neuankömmling, etwas unsicher.<sup>33</sup>*

In einer solchen Stimme hören wir die Kraft, die dafür sorgt, dass Soldaten selten meutern, und den höheren Zweck des Krieges – oder das Fehlen eines solchen – fast unerheblich macht für die Männer, die kämpfen. Die Möglichkeit menschlicher Brüderlichkeit, die die Sozialisten predigten, war zutiefst real, aber die Brüderlichkeit, wie sie die Männer jetzt empfanden, kam von ganz allein durch das gemeinsame Erlebnis der Feuertaufe zustande. Je qualvoller und schmerzlicher diese Erfahrung, desto stärker das Gefühl, zu einer Bruderschaft zu gehören, zu der kein Zivilist Zutritt hatte. Obwohl der Dichter Robert Graves den Krieg für «entsetzlichen Unsinn» hielt und seine Erinnerungen *Good-bye to All That* ein



klassischer Bericht über den Prozess einer Ernüchterung ist, empfand er das Gespräch mit seinen Eltern als «fast unmöglich», als er nach etwa zwei Kriegsjahren verwundet nach Hause kam. Schliesslich kürzte Graves die Zeit ab, die er hätte in England bleiben können, um an die Front zurückzukehren – und war damit keineswegs der Einzige. «Sobald du einmal in ihren Armen gelegen hast», schreibt Guy Chapman, ein anderer Autor und Westfront-Veteran, über die Schlacht, «kann dir keine andere Geliebte mehr genügen. Du magst sie verabscheuen, verfluchen, aber du kannst nicht von ihr lassen ... Kein Wein gibt uns einen stärkeren Rausch, keine Droge heftigere Verzückungen ... Selbst die, die sie am meisten hassen, sind ihrem Zauber verfallen. Sie erheben sich aus ihren Umarmungen, erschöpft, beschmutzt, vielleicht beschämt; aber sie gehören immer noch ihr.»<sup>34</sup>

Was konnte das mörderische Patt beenden? Als die Hoffnung auf einen Durchbruch schwand, sehnten sich die erschöpften Männer nach einer Superwaffe. Was immer sie sein mochte, sie musste unverwundbar für Kugeln sein und, vor allem, Stacheldraht überwinden können. Auch die zivile Öffentlichkeit hoffte auf ein solches kriegsentscheidendes Wunderwerk, und immer wieder machten verheissungsvolle Gerüchte die Runde. Mitte September 1916 brachten die Briten endlich ihre neue Geheimwaffe zum Einsatz: den Panzer. Paradoxerweise bedurfte es dieser technisch höchst komplexen Waffe, um die einfachste aller Waffen zu überwinden, gegen die so vieles vergeblich versucht worden war – von Enterhaken bis hin zu Torpedos auf Rädern. Als die neuen Panzer auf die verwüstete Landschaft an der Somme rumpelten, sah es so aus, als wäre das Problem des Stacheldrahts endlich gelöst.

Die ersten Modelle waren riesige Stahlrhomboide; ihre beiden Rautenketten liefen direkt um den ganzen Rumpf des Panzers. Die Seitentürme und manchmal auch die Vorder- und Rückseite waren mit Geschützen gespickt. Das ganze mit Panzerplatten bedeckte Gefährt wog 28 Tonnen und war fast 10 Meter lang. Man stelle sich den Schrecken der deutschen Soldaten vor, als sie sahen, wie sich dieses Ungetüm durchs Niemandsland auf sie zuwälzte und über den Stacheldraht rollte, als wäre er Gras. Wenn das Erscheinungsbild allein Kriege gewinnen könnte, hätten die Panzer auf der Stelle den Sieg errungen.

Im nächsten Weltkrieg betrachtete man schnelle Panzer als Ersatz für die Kavallerie. Doch diese erste Generation verhielt sich im Vergleich zu ihren Nachkommen wie ein Flusspferd zu einer Antilope: Ihre Durchschnittsgeschwindigkeit lag bei kläglichen 3 Kilometern pro Stunde. Ausserdem war bei einigen Modellen der Kühler im überfüllten *Innenraum* untergebracht, wodurch es rasch zu Temperaturen von über 50 Grad Celsius kommen konnte; manchmal wurden ganze Panzerbesetzungen von der Hitze und den Abgasen bewusstlos. Auch litt der Panzer unter dem zeittypischen Missverhältnis von Feuerkraft und Nachrichtentechnik: Er besass kein Funkgerät, nur Brieftauben, die in der Hoffnung, sie würden zum Hauptquartier zurückfliegen, aus kleinen Öffnungen freigelassen werden konnten. Von den 49 Panzern, die in ihren ersten Einsatz rumpelten, fielen alle bis auf 18 vor oder während des Gefechts durch Defekte aus oder blieben in Granattrichtern stecken, sodass sie zu Zielscheiben für die Artillerie wurden. Der Überraschungseffekt des ersten Panzeinsatzes – der weit grösser hätte sein können, wenn Haig gewartet hätte, bis mehr Panzer zur Verfügung standen – wurde vermässelt; so wie die Deutschen den Vorteil ihrer ersten Giftgasverwendung im Jahr zuvor nicht wirklich zu nutzen wussten.

Während die Panzerkonstrukteure sich beeilten, Verbesserungen vorzunehmen (und die Deutschen, panzerbrechende Waffen zu entwickeln), griff Haig wieder auf seine mittlerweile sattsam bekannte Taktik zurück: massives Geschützfeuer, gefolgt von Infanterieangriffen. Während der viereinhalbmonatigen Schlacht schossen beide Seiten 30 Millionen Granaten aufeinander ab. (Auch heute noch fördert jeder heftige Frühlingsregen das metallische Glänzen von Schrapnellen zutage; allein im Jahr 2005, fast 90 Jahre nach den Kämpfen, haben französische Kampfmittelräumdienste 50 Tonnen Granaten von den Schlachtfeldern an der Somme entfernt.<sup>35</sup>) Jedenfalls trieben Haigs sture Befehle seine Männer immer wieder nach vorn. Am 7. Oktober 1916 versicherte er dem Imperialen Generalstab, dass sich «sehr viele, wenn nicht alle deutschen Kräfte in unserem Frontabschnitt von der Aufgabe, unsere Vorstösse aufzuhalten, überfordert fühlen».<sup>36</sup>

Doch der Verlauf der deutschen Frontlinie sprach eine andere Sprache: Als die Kämpfe in Herbstniederschlägen und Schlamm zum Stillstand kamen, hatten die Truppen unter britischem Kommando an der Somme-Front fast 500'000 Männer

verloren<sup>37</sup>, darunter mindestens 125'000 Gefallene. Die ebenfalls an der Schlacht beteiligten französischen Truppen hatten 200'000 Gefallene und Verwundete zu beklagen. Dabei hatten die Alliierten rund 18 Quadratkilometer erobert.

Wir würden es uns allerdings zu leicht machen, die Schlacht an der Somme nur als einen Beleg für die Verbohrtheit von Douglas Haig anzusehen. Die Deutschen trugen ihren Teil an mörderischer Sturheit zur Schlacht bei, vor allem durch den fatalen Befehl von Generalstabschef General Erich von Falkenhayn, keinen Fussbreit Boden verloren zu geben. Die Folge: Jedes Mal wenn es den Briten gelang, einen Flecken pulverisierte Erde zu erobern, versuchten die Deutschen, sie zurückzugewinnen, häufig indem sie wie ihre Gegner direkt in ein mörderisches Maschinengewehrfeuer marschierten. Nach einer Zählung gab es während dieser monatelangen Schlacht mehr als 300 solcher Gegenangriffe, und sie trugen – mehr als jeder andere Faktor – dazu bei, dass die Deutschen in der Schlacht an der Somme fast genauso viele Gefallene zu beklagen hatten wie die Alliierten. Von einer berichtete der Journalist Philip Gibbs: Die deutschen Soldaten «rückten Schulter an Schulter, wie ein massiver Balken, gegen unsere Männer vor. Es war der reine Selbstmord. Ich sah unsere Männer ihre Maschinengewehre betätigen, und wie die rechte Seite des lebendigen Balkens zersplitterte, und dann fiel die ganze Linie ins versengte Gras. Die nächste Angriffslinie folgte. Es waren grosse Männer, und sie zauderten nicht bei ihrem Vorrücken ... Sie marschierten wie Männer, die wussten, dass sie in den Tod gingen.»<sup>38</sup> Selten hatte in diesem Krieg nur die eine Seite ein Monopol auf den Wahnsinn.

# 15. KAPITEL

## *Die Waffen wegwerfen*

**N**ach zweijährigem Kampf überstiegen die Opferzahlen schon bei Weitem die Verluste der 15-jährigen Napoleonischen Kriege. Und das waren nicht nur militärische Tote. Obwohl Grossbritannien und Frankreich die deutschen Luftangriffe auf Städte als schockierende Barbarei verurteilt hatten, bombardierten sie jetzt Deutschland ihrerseits aus der Luft, und indirekt brachte die Royal Navy noch eine weit grössere Zahl von Zivilisten durch ihre Seeblockade um. Durch die Kontrolle entscheidender Engpässe – der Strasse von Gibraltar, des Suezkanals, des Ärmelkanals und der Nordsee – umgab die britische Kriegsmarine die Mittelmächte mit einer fast unüberwindlichen Barriere. Dadurch hatte Deutschland keinen Zugang mehr zu seinen wichtigsten Rohstoffen – Baumwolle, Kupfer und zu den 25 Prozent Nahrungsmitteln, die es vor dem Krieg importiert hatte. Doch auch die Ernten im Landesinneren waren stark eingeschränkt, denn die deutschen Landwirte hatten die Hälfte ihres Düngers eingeführt.

Das deutsche Oberkommando war felsenfest von einem kurzen Krieg überzeugt; deshalb hatte es diese Situation nicht eingeplant. Da Heer und Marine vorrangig mit Lebensmitteln versorgt wurden, griff der Hunger in der Zivilbevölkerung um sich, und bei Kriegsende waren Hunderttausende verhungert. Eine Schlechtwetterperiode Ende 1916 vernichtete fast die halbe Kartoffelernte des Landes und bescherte Deutschland und Österreich-Ungarn den sogenannten «Steckrübenwinter». Mehr als 50 Hungerrevolten brachen aus. Als eines Morgens auf einer Berliner Strasse ein Pferd zusammenbrach und verendete, kam es, wie eine ausländische Besucherin später schilderte, zu folgender Szene: «Im Nu, als hätte man darauf gelauert, stürmten die Frauen, mit langen Küchenmessern be

waffnet, aus den umliegenden Häusern auf den Kadaver. Man schrie und schlug sich um die besten Stücke, das dampfende Blut spritzte ihnen über Gesicht und Kleider ... Erst als das Pferd wie ein Skelett in der Wüste abgenagt dalag, zerstreuten sich die Frauen rasch, die eroberten Fleischklumpen ängstlich an die platten Brüste gepresst.»<sup>1</sup>

Dergleichen hatte Europa noch nicht erlebt: Millionen Zivilisten mussten in Waffenfabriken arbeiten, und beide Kriegsgegner versuchten, die gesamte Bevölkerung des anderen durch Hunger in die Knie zu zwingen. In Reaktion auf die britische Blockade durchstreiften deutsche U-Boote Nordatlantik, Nordpolarmeer, Mittelmeer und Nordsee, wobei ihre Kapitäne durch giftbespritzte Periskope nicht in erster Linie nach feindlichen Kriegsschiffen Ausschau hielten (die ihnen, da sie schneller waren, fast immer entkommen konnten), sondern nach alliierten Handelsschiffen. Ob diese Waffen, Industriegüter oder Nahrungsmittel transportierten, war egal; alle waren geeignete Ziele. Bis Kriegsende versenkten die U-Boote mit ihren Torpedos 5282 Handelsschiffe und Zehntausende Seeleute mit ihnen. Bis dahin hatten die Alliierten trotz verzweifelter Bemühungen kein Mittel gefunden, um abgetauchte U-Boote zu entdecken.

Noch etwas anderes, bis dahin in Europa Unbekanntes, brachte der totale Krieg: Hunderttausende Zivilisten in Belgien, Osteuropa und den besetzten Teilen Frankreichs und Russlands wurden zwangsverpflichtet und mussten in Arbeitsbataillonen die verschiedensten Arbeiten verrichten, von der Munitionsproduktion in deutschen Fabriken bis zum Ausheben von Schützengräben an der Front. Oft lebten diese Männer und Frauen unter härtesten Bedingungen in Lagern, die mit Stacheldraht eingezäunt waren. Aber auch die Alliierten hatten keine weisse Weste: Wie die Deutschen praktizierten sie seit Jahrzehnten Zwangsarbeit in ihren afrikanischen Kolonien, doch jetzt wuchs die Zahl solcher Arbeiter, während sich ihre Bedingungen zugleich unerträglich verschlechterten, denn beide Seiten zwangen zahllose Afrikaner, militärisches Nachschubmaterial über grosse Entfernungen durch Gelände zu schleppen, in dem es keine Strasse für Fahrzeuge gab.

Massenhafter Tod in der Zivilbevölkerung und Zwangsarbeitslager wurden schon 25 Jahre später ein allzu vertrauter Anblick in ganz Europa; und ein anderes Geschehen nahm auf unheimliche Weise eine noch spätere Epoche des 20. Jahrhunderts vorweg. Um Zivilisten im besetzten Belgien daran zu hindern, ins neutra-

le Holland zu fliehen, sicherten die Deutschen 1915 die Grenze zwischen den beiden Ländern mit einem Stacheldrahtzaun, den sie unter eine tödliche elektrische Spannung von 2'000 Volt setzten. Einigen gelang es, ihn zu überwinden, aber mindestens 300 Menschen liessen ihr Leben bei dem Versuch.<sup>2</sup>

Im Unterschied zu anderen Kriegen davor und danach gab es keine Friedensverhandlungen hinter den Kulissen, während die Schlachten tobten. Beide Seiten waren entschlossen, bis zum bitteren Ende zu kämpfen, und jetzt, nach zwei Jahren Krieg, galt jemand, der auf der einen oder anderen Seite in verantwortlicher Stellung für Friedensverhandlungen eintrat, fast als Verräter. Als Reverend Edward Lyttelton, der Direktor von Eton, in einer Predigt mögliche Kompromisse zur Beendigung der Feindseligkeiten skizzierte, zwang ihn die Empörung, die sich daraufhin erhob, zum Rücktritt.

Für Menschen, die weniger im Blickpunkt der Öffentlichkeit standen, gab es zunächst noch etwas grössere Spielräume. So hatte Bertrand Russell von Anfang an Friedensbedingungen vorgeschlagen, etwa das Versprechen an Deutschland, dass es kein «ursprünglich deutsches Territorium» verlieren sollte – im Gegensatz zu umstrittenen Gebieten wie Elsass-Lothringen oder einem besetzten Land wie Belgien. Für die Zukunft schlug er einen «Internationalen Rat» vor, der Streitigkeiten lösen sollte, bevor sie in Kriege ausarteten. Im Jahr 1916 forderte er Präsident Woodrow Wilson in einem Brief auf, seinen Einfluss zur Einleitung von Friedensgesprächen geltend zu machen.

Obwohl Russell den grössten Teil seines Lebens in den exklusiven Kreisen von Cambridge und im literarischen London verbracht hatte, entdeckte er zu seiner Überraschung, dass er die Fähigkeit besass, zu einem weit grösseren Publikum zu sprechen. Im Sommer 1916 begab er sich auf eine dreiwöchige Vortragsreise durch die Industrie- und Bergarbeiterstädte in Südwales, um für einen Verhandlungsfrieden zu werben. Obwohl er auf Schritt und Tritt von Zwischenrufern und Polizisten in Uniform und Zivil verfolgt wurde, hatte er in dieser traditionell sozialistischen Region manchmal 2'000 und mehr Zuhörer, die ihm begeistert zujubelten. Als die Behörden ihm die Versammlungshallen verschlossen, sprach er unter freiem Himmel. Nach dieser Reise wurde Russell von zwei Scotland-Yard-Be-

amenten aufgesucht, die ihm mitteilten, die Vorträge, die er in Schottland und Nord-England geplant habe, dürfe er nicht mehr halten. «Das bringt mich zum Kochen»,<sup>3</sup> schrieb er. Ein Vertreter des Kriegsministeriums bot Russell die Aufhebung des Vortragsverbots an, aber nur, falls Russell die Politik aufgebe und zur Mathematik zurückkehre.

Während Russell und andere Kriegsgegner weiterhin auf Verhandlungen drängten, war eine andere Aktivistin wesentlich kühner. In einem naiven Versuch, diese Verhandlungen tatsächlich in die Wege zu leiten, reiste sie nach Deutschland.

Nachdem Emily Hobhouse Anfang des Krieges bei einer Quäker-Hilfsorganisation in Frankreich gearbeitet hatte, zog sie sich den Zorn Whitehalls zu, indem sie mehrere Monate in Holland verbrachte, um die Arbeit fortzusetzen, die 1915 mit dem Frauenfriedenskongress in Den Haag begann. Besorgte britische Diplomaten verständigten sich in Briefen und Telegrammen darüber, dass man ihr in Zukunft Pass und Passierscheine verweigern werde. Violet Cecils Schwager, ein hochrangiger Beamter im Aussenministerium, nannte sie in einem Schreiben «eine Frau, die sich bekanntlich schon öfter durch lächerliches und unerwünschtes Verhalten hervorgetan hat»<sup>4</sup>.

Emily Hobhouse ging wie immer auf eigene Faust vor und nahm als einzige Britin<sup>5</sup> an jener Konferenz von Sozialisten aus beiden Lagern und mehreren neutralen Staaten teil, die in einem Hotel in dem kleinen Schweizer Dorf Kiental stattfand. Die Teilnehmer, überwiegend sektiererische Ideologen, von denen wenige, und schon gar nicht Emily, irgendwelche Parteien repräsentierten, stritten eine Woche lang über Fragen wie «Die Haltung des Proletariats zur Friedensfrage», die bei den lediglich 43 Delegierten zu sieben konkurrierenden Resolutionen führte. Das abschliessende Kompromissmanifest der Konferenz verkündete «Nieder mit dem Krieg!» und wurde einer uninteressierten Welt am 1. Mai bekanntgegeben. Die Delegierten dürften wohl ohnmächtige Wut empfunden haben, als sie in alle Richtungen davonfuhren, während die Arbeiter an einem halben Dutzend Fronten weiterhin ihr Bestes taten, um einander umzubringen. Der 1. Mai 1916 war keine Werbung für die Solidarität des internationalen Proletariats. Doch in Berlin zeigte sich ein kurzer Hoffnungsschimmer, als der Sozialist Karl Liebknecht eine kleine Friedensdemonstration anführte. Er landete zwar, wie seine Gesinnungsgenossin

Rosa Luxemburg, umgehend im Gefängnis, aber am Tag der Gerichtsverhandlung legten 50'000 Arbeiter in Berliner Munitionsfabriken die Arbeit nieder – der erste politische Proteststreik im Kriegsdeutschland.

Der Solo-Kreuzzug der Emily Hobhouse gegen die britischen Konzentrationslager im Burenkrieg hatte weltweit Resonanz gefunden; wie kaum jemand vor ihr hatte sie es praktisch im Alleingang geschafft, ein Problem auf die Tagesordnung internationaler Politik zu setzen. Jetzt, angesichts eines unvergleichlich grösseren Konflikts, hoffte sie, dass es ihr noch einmal gelingen könnte. Im Juni tauchte sie zum Entsetzen der britischen Regierung in Berlin auf, wo sie auch mit dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt Gottlieb von Jagow zusammentraf, den sie schon vor dem Krieg kennengelernt hatte. Ihr Bericht über das Gespräch mit Jagow war von Wunschenken bestimmt, denn sie hatte den Eindruck gewonnen, er sei bereit, sie als Mittlerin für den Austausch möglicher Friedensbedingungen mit der britischen Regierung in Anspruch zu nehmen. Nur ein frommer Wunsch war wohl auch ihre Annahme, zwei «hochrangige Regierungsvertreter» hätten angedeutet, Deutschland sei unter Umständen bereit, im Falle eines Friedensschlusses Elsass-Lothringen an Frankreich abzutreten. Sie besuchte auch ein Berliner Internierungslager für britische Zivilisten, die bei Ausbruch des Kriegs in Deutschland gelebt hatten, und sprach mit Jagow über einen Austausch der zivilen Gefangenen. Am Tag ihrer Rückkehr nach London schickte sie mit charakteristischem Selbstbewusstsein dem Aussenminister Sir Edward Grey ein Telegramm, weil sie annahm, er wolle die Nachrichten, die sie aus Berlin mitbrachte, aus erster Hand hören: «Ankomme London gegen Mittag erwarte freundliche Anweisungen Westminster Palace Hotel.»<sup>6</sup> Sie wartete vergeblich. Doch entschlossen wie immer, gelang es ihr schliesslich, mit mindestens einem Beamten im Aussenministerium, mehreren Abgeordneten, einigen Zeitungsredakteuren, dem Erzbischof von Canterbury und sogar mit Alfred Milner, ihrem Widersacher aus südafrikanischen Tagen, zu sprechen. «Wir brauchen eine Brücke», schrieb sie ihrem alten Freund, dem Burenführer Jan Smuts, der jetzt ein getreuer Verbündeter der Briten war. «Lasst mich diese Brücke sein. Ich habe mit ihrem Bau begonnen – und fürchte mich nicht, sie zunächst allein zu überqueren.»<sup>7</sup>



Da die Regierungsvertreter in Hinblick auf Elsass-Lothringen skeptisch reagierten – denn aus Deutschland kamen in dieser Hinsicht keine anderen Signale –, legte Emily ihnen stattdessen einen detaillierten Plan zu einem Gefangenenaustausch vor. Warum sollten Grossbritannien und Deutschland nicht alle zivilen Gefangenen austauschen, soweit es sich nicht um Männer im wehrfähigen Alter handelte? Sogar das Aussenministerium musste einräumen, dass das «ganz vernünftig» war. Sie hatte auch einen Vorschlag, wie eine partielle Aufhebung der britischen Seeblockade so einzurichten war, dass dringend erforderliche Lebensmittel in das besetzte Belgien gelangen konnten. Die Regierung hatte jedoch wenig Interesse daran und verweigerte ihr einen Pass, als sie das Land wieder verlassen wollte. Im Parlament fragten empörte Abgeordnete, wie es dieser Bürgerin gelungen sei, sich mehrere Wochen in einem feindlichen Land aufzuhalten. Überraschend stellte sich heraus, dass solche Reisen nicht ausdrücklich verboten waren; woraufhin eine solche Regelung im Nachhinein umgehend verabschiedet wurde. Aber wie immer hütete sich die Regierung, eine Märtyrerin zu schaffen. «Nach ausführlicher Diskussion», so berichtete Asquith dem König, «kam das Kabinett überein, dass es nicht opportun wäre, sie vor Gericht zu stellen oder zu internieren.»<sup>8</sup>

Emily Hobhouse hatte nicht nur Berlin besucht, sondern auch unter strenger deutscher Aufsicht eine zweiwöchige Rundreise durch das besetzte Belgien absolviert. In Sylvia Pankhursts *Womans Dreadnought* berichtete sie, dass die deutsche Besatzung bei Weitem nicht so grausam sei wie einst das Niederbrennen burischer Farmen in Südafrika durch die Briten. Das mag sein, aber die Deutschen haben sich durchaus brutal verhalten und damit in gewisser Weise die noch rücksichtsloseren Besatzungspraktiken der Nationalsozialisten im Zweiten Weltkrieg vorgezogen. Abgesehen davon, dass sie mehr als 5'000 belgische Zivilisten vorsätzlich erschossen und Tausende Gebäude in Brand setzten, haben sie in die berühmte Löwener Universitätsbibliothek Benzin geschüttet und sie mit ihrer unschätzbaren Sammlung von 230'000 Büchern und 750 mittelalterlichen Handschriften bis auf die Fundamente abbrennen lassen. Ausserdem sorgten die Besatzungsbehörden für einen regen Güterverkehr: Gelder aus belgischen Tresorräumen, Maschinen aus belgischen Fabriken, mehr als die Hälfte des belgischen Rinderbestands, fast die Hälfte der Schweine und zwei Drittel der Pferde wurden nach

Deutschland geschafft. All das blieb Emily Hobhouse weitgehend verborgen, weil ihr jedes Gespräch mit Belgiern untersagt war. Nachdem Basil Thomson sie in Scotland Yard befragt hatte, berichtete er, sie sei «zu genau jenen Schlüssen gelangt, die ihr die Deutschen suggeriert haben»,<sup>9</sup> womit er im Grossen und Ganzen recht hatte.

Obwohl ihr die britische Regierung keine Anerkennung zollte und behauptete, sie hätte schon lange etwas Ähnliches vorgehabt, zeitigte ihr lautstarkes Drängen doch einen Erfolg: Das Aussenministerium unterbreitete dem Parlament einen Vorschlag für einen Austausch ziviler Gefangener, der unmittelbar auf ihren Entwurf zurückzugehen schien. Einige Monate später gelangten Grossbritannien und Deutschland zu einer Einigung über diese Frage. Mehr erreichte Hobhouse allerdings nicht. Doch so hoffnungslos ihre Einsamer-Wolf-Diplomatie auch war und so naiv sie auch in Hinblick auf das, was sie in Belgien gesehen hatte, sein mochte, sie war im gesamten Verlauf des mörderischsten Konflikts, den die Welt je erlebt hatte, von allen kriegführenden Ländern der einzige Mensch, der im Bemühen um Frieden tatsächlich die andere Seite aufsuchte.

Die Mächtigen liessen Emily Hobhouse glatt abblitzen, doch auf einen Mann machte sie einen bleibenden Eindruck. Stephen Hobhouse, Sohn eines Veters ersten Grades, war bei Ausbruch des Krieges Anfang dreissig und genoss in hohem Masse die Privilegien eines Kindes aus vornehmem Haus. Sein Vater war Abgeordneter und wohlhabender Landbesitzer. Nachdem Stephen auf einem grossen Landsitz aus dem Jahr 1685 in der Obhut einiger Gouvernanten aufgewachsen war, wurde er nach Eton geschickt, wo er ein paar Preise gewann: für herausragende Schulleistungen einen Buchpreis (*Deeds that Won the Empire*), für herausragende Schiessleistungen einen Silberpokal und für das Kommando über die beste Abteilung seines Bataillons der Eton College Rifle Volunteers noch einen Pokal. 1897, im Jahr des diamantenen Thronjubiläums, marschierten die Volunteers zum nahen Windsor Castle und brachten der Königin auf dem Vorplatz im Licht ihrer Fackeln ein Ständchen.

Dann kamen Oxford, Rudern auf der Themse, Jagdgesellschaften, die Ballsaison in London. Doch mit Beginn des Burenkriegs sah sich Hobhouse in seiner «patriotischen Leidenschaft für die britische Sache» beeinträchtigt.

«Ich erinnere mich ... dass ich mit Emily, einer Cousine, die ich häufig sah ... ernsthaft diskutierte ... So war mein Bewusstsein zweifellos schon auf das Erwachen vorbereitet.»<sup>10</sup>

Dieses Erwachen kam mit 20 Jahren, nachdem er eine Broschüre von Tolstoi gelesen hatte, die er sich für ein paar Penny auf dem Bahnhof in Oxford gekauft hatte. Von da an war Stephen Hobhouse leidenschaftlicher Pazifist. Ausserdem war er entsetzt, dass er als ältester Sohn das «semi-feudale» 700-Hektar-Gut seiner Familie erben und an seinem 21. Geburtstag die traditionellen Grussworte an die versammelten Pachtbauern und ihre Familien richten sollte. An eine Tante schrieb er: «Einerseits wird von mir erwartet, die Dinge zu akzeptieren, wie sie sind, andererseits möchte ich, dass sie werden, wie sie sein sollten – wie kann ich da einen Kompromiss schaffen?»<sup>11</sup>

Er machte wenige Kompromisse. Nachdem er sein Erbe ausgeschlagen hatte, wurde er Quäker und leitete einen Klub für Jungen aus den Londoner Slums. Auch diverse Gesundheitsprobleme – unter anderem bekam er zwei Nervenzusammenbrüche und Scharlach – konnten ihn nicht davon abhalten, eine einfache Wohnung in einem Arbeiterviertel zu beziehen, wo er die Mitbewohner seines Mietshauses nachahmte, indem er Zeitungspapier als Tischdecke benutzte. In Griechenland und der Türkei arbeitete er für Quäker-Hilfsmissionen, die Flüchtlinge der Balkankriege von 1912/13 unterstützten, und sah bei dieser Gelegenheit, wie einst seine Cousine Emily in Südafrika, mit eigenen Augen, wie der Krieg Bauernhöfe und Dörfer in Trümmer verwandelte.

Im Jahr 1914, zwei Tage bevor Grossbritannien in den Krieg eintrat, hörte Hobhouse, wie Keir Hardie am Fuss der Nelsonsäule auf dem Trafalgar Square verzweifelt für Frieden plädierte. Im Jahr darauf begegnete er seiner zukünftigen Frau Rosa auf einer Dinnerparty christlicher Pazifisten, wo er gerührt «den Ausdruck eifriger und liebevoller Neugier auf dem Gesicht meiner Cousine Emily»<sup>12</sup> zur Kenntnis nahm, als sie die ersten Anzeichen einer keimenden Romanze bemerkte. Die beiden heirateten einige Monate später, fuhren aber, fest entschlossen, ein einfaches Leben zu führen, von ihrer Trauung mit dem Bus nach Hause. Anfang 1916 sprach Rosa auf der gleichen Rednerbühne wie Charlotte Despard bei einer Kundgebung der Independent Labour Party, und wenig später verbrachte sie drei Mo-

nate im Gefängnis, weil sie pazifistische Flugblätter verteilt hatte. Etwas später im selben Jahr wurde Stephen eingezogen und verweigerte sowohl den Militär- als auch den Ersatzdienst, wobei er sich auf seine Überzeugungen als «Internationaler Sozialist» und Christ berief.

Der Ankläger im Kriegsgerichtsprozess gegen Hobhouse war der junge Leutnant A.V. Nettell. Da dieser wusste, dass die Gesundheit des Angeklagten viel zu labil für den Militärdienst war, drängte er ihn, sich der Musterung zu unterziehen – vergeblich. Im Gegensatz zu zahlreichen Offizieren, die mit den ihnen anvertrauten Wehrdienstverweigerern eher unsanft umsprangen, behandelte Nettell Hobhouse und 11 weitere Verweigerer, die mit diesem inhaftiert waren, mit dem gebührenden Respekt. Die zwölf Männer wurden den Bestimmungen gemäss zu Zuchthaus verurteilt, doch bevor sie fortgebracht wurden, überreichte Hobhouse Leutnant Nettell noch ein von allen zwölf Häftlingen unterzeichnetes Exemplar der Gedichte von Wordsworth. Das Geschenk machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Offizier. «Wenige Dinge haben mich so bewegt ... Ich danke Gott aus ganzem Herzen, dass ich ihn kennenlernen durfte»,<sup>13</sup> schrieb Nettell ein halbes Jahrhundert später an Hobhouse Witwe Rosa.

Ohnehin besorgt, dass Stephens Gesundheitszustand dem Gefängnis nicht gewachsen sei, wurden die Befürchtungen seiner Frau und seiner Eltern noch grösser, als sie hörten, dass er in Einzelhaft sass.

Als immer mehr Familien die Nachricht erhielten, ein Sohn oder Ehemann sei gefallen oder vermisst, machten die britischen Hellseher gute Geschäfte. Gegen ein entsprechendes Honorar hielten sie eine spiritistische Sitzung ab, in der sie für bekümmerte Angehörige die Verbindung zum Geist des vermissten Soldaten herstellten, der ihnen über den Äther Hinweise auf den Ort seiner Gefangenschaft zukommen liess. Die Männer, deren Tod bestätigt war, konnten die Hellseher allerdings nicht zurückbringen. Überall, von der entlegensten schottischen Insel bis in die höchsten Spitzen der Londoner Gesellschaft, forderte der Krieg unerbittlich seinen Tribut. Als Raymond Asquith, der Sohn des Premierministers, am 15. September 1916 einen weiteren Angriff an der Somme-Front anführte, traf ihn eine deutsche Kugel in die Brust. In dem Versuch, durch zur Schau getragene Unbekümmertheit die Moral seiner Männer zu stärken, zündete er sich eine Zigarette

an, nachdem er zu Boden gestürzt war. Er starb auf dem Weg zum Verbandsplatz.

So viele Tote für ein so winziges Stück Erde, dass es auf einer Wandkarte Europas kaum auszumachen war! Wie liess sich das alles zu Hause erklären? Niemand war sich dieses Problems stärker bewusst als der Apostel der hohen Verluste selbst. «Eine Gefahr, die dem Land droht... ist die unvernünftige Ungeduld», schrieb Haig Mitte 1916. «Die Militärgeschichte kennt eine Fülle von Beispielen, in denen vernünftige militärische Grundsätze unter dem Druck einer schlecht informierten Öffentlichkeit aufgegeben werden mussten. Die Presse ist das beste zur Verfügung stehende Mittel, um dieser Gefahr im gegenwärtigen Krieg zu begegnen.»<sup>14</sup>

Daher wurde die Presse stärker als je zuvor in die Pflicht genommen. Später schrieb John Buchan: «Für Grossbritannien gilt, dass der Krieg ohne die Zeitungen nicht einen Monat lang hätte geführt werden können.»<sup>15</sup> Eine Flut von Vorschriften legte fest, was im Druck erscheinen durfte. Regelmässig informierte die Regierung die Redakteure über Themen, «die nicht erwähnt werden sollten», und nannte, sich der ominösen Macht der Unbestimmtheit bedienend, «Sachverhalte, die es zu vermeiden oder mit äusserster Vorsicht zu behandeln galt»<sup>16</sup>. Auch die Erwähnung dieser Anweisungen war verboten. Lloyd George teilte Bertrand Russell mit, er werde nicht zögern, jemanden für die Veröffentlichung der Bergpredigt vor Gericht zu stellen, wenn sie die Kriegsanstrengungen beeinträchtige. Als alles vorüber war, wurden die Helden der Propagandatrommeln gebührend geehrt: Mindestens zwölf Ritter- und ein halbes Dutzend Peerwürden wurden den während des Krieges tätigen Zeitungskorrespondenten, -redakteuren oder -eigentümern zuteil, nur die Peerswürden wurden in der Regel den Eigentümern verliehen.

An der Front schrieben die Korrespondenten die britischen Verluste regelmässig schön. Als William Beach Thomas von der *Daily Mail* über das Blutbad an der Somme berichtete, fielen ihm beim Anblick eines toten britischen Soldaten die folgenden Worte ein: «Sogar als er dort lag, vermittelte er in höherem Masse den Eindruck ruhiger Zuverlässigkeit und schlichter Standhaftigkeit als andere.»<sup>17</sup> Später bekannte Beach Thomas, der den grössten Teil des Krieges in Frankreich verbrachte: «Ich war zutiefst beschämt über das, was ich geschrieben hatte.»<sup>18</sup>

Haig betrachtete das halbe Dutzend fester Westfrontkorrespondenten als eine Art britischer Hilfstruppe. Sie wurden mit Hauptmannsuniformen ausgestattet und erhielten Fahrer, Eskorten und bequeme Unterkünfte. Als Haig einmal vom patriotischen Ton ihrer Berichte besonders angetan war, lud er die Gruppe zu sich ein und ehrte sie mit dem höchsten Kompliment, das er zu vergeben hatte: «Gentlemen, Sie haben das Spiel wie Männer gespielt!»<sup>19</sup>

Das Spiel beeindruckte die Leser in der Heimat allerdings stärker als die Soldaten. Der typische Kriegskorrespondent, meinte C. E. Montague, dessen Aufgabe es war, solche Männer zu betreuen und zu zensieren, habe «einen gewissen unbekümmerten, schneidigen Ton angeschlagen, der die kämpfende Truppe empört hat. Diese forschen Berichte suggerierten, dass es für die Offiziere und Mannschaften keinen grösseren Spass gebe, als *over the top* zu gehen, das heisst, zum Angriff aus den Gräben zu klettern; als sei eine Schlacht ein rauhes, vergnügtes Picknick; als könne solch ein Kampf für die Männer gar nicht lange genug dauern ... Die meisten Männer hatten ihr Leben lang angenommen, dass wahr sei, ‚was in der Zeitung steht‘.» Das war vorbei. In einem Unterstand sagte ein Feldweibel einmal zu Montague: «Man kann doch kein Wort glauben von dem, was man da liest, oder, Sir?»<sup>20</sup>

Entscheidend für die Darstellung des Krieges in der Öffentlichkeit war der bewährte John Buchan, der jetzt an der Front eine erstaunliche Vielfalt von Aufgaben wahrnahm. Während er weiterhin fast jedes Jahre einen patriotischen Spionageroman veröffentlichte, war er auch das, was man heute einen «eingebetteten Korrespondenten» (embedded correspondent) nennen würde, der für die *Times* und die *Daily News* schrieb; gleichzeitig trug er die Uniform von Haigs Nachrichtendienst und setzte wöchentlich das Kommunique auf, das an die Presse, an das britische diplomatische Korps und andere offizielle Stellen geschickt wurde. Ausserdem war er als bekannter Literat und umgänglicher Mensch ein idealer Führer für prominente Besucher, die die Front besichtigen wollten. So überliess Haig Lord Northcliffe, den Besitzer der *Times* und anderer Zeitungen, der Obhut Buchans zu einem einwöchigen, privilegierten Frontbesuch. Hinterher stellte der Oberbefehlshaber höchst befriedigt fest, dass Northcliffe sich «äusserst bemüht zeigte, dem Militär auf jede mögliche Weise zu helfen».<sup>21</sup> (Nach einem weiteren Besuch Northcliffes wusste der General triumphierend zu berichten, der Verleger habe

vorgeschlagen, «ich soll ihm schreiben, wenn etwas in der *Times* erscheint, was mir nicht gefällt».22)

Mit dem Auge des Romanciers registrierte Buchan manch eine Besonderheit bei Haig, obwohl er sie seinen Lesern erst Jahrzehnte nach dem Krieg verriet. So bemerkte er, dass Haig, nachdem er Oberkommandierender geworden war, seinen schottischen Tonfall ein bisschen ablegte; sein Akzent schien gewissermassen südwärts zu wandern. Auch schien ihm «Sir John Frenchs Fähigkeit zu fehlen, Soldaten anzusprechen, die er zufällig traf. Ich erinnere mich, dass er es einmal versuchte. Er sah einen einsamen Gefreiten am Strassenrand und zwang sich, das Wort an ihn zu richten.

Haig: ‚Na, guter Mann, wo haben Sie den Krieg begonnen?‘

Gefreiter (bleich wie der Tod): ‚Ich schwör bei Gott, Sir, ich habe nie irgendeinen Krieg begonnene Das war sein letzter Versuch.›23

Ähnlich ungeschickt verhielt sich Haig beim Dinner. «Wenn bedeutende und gebildete Gäste zu Besuch kamen ... musste eine Art Konversationsprogramm vorbereitet werden ... um zu verhindern, dass der Oberbefehlshaber dasass und keinen Ton herausbrachte. Beispielsweise hatte sein Hauslehrer Walter Pater einmal etwas über Stil gesagt, woran er sich erinnerte; daher bemühte man sich, das Gespräch auf dieses Thema zu lenken.›24

Derweil brachte Buchan, ein unerschöpflicher Quell literarischer Energie, mehrere viel gelesene Folgen von *Nelsons History of the War* heraus. Ende 1916, schon beinahe bevor sich der Pulverdampf verzogen hatte, erschienen mehrere schmale Bände über die Somme-Schlacht. Sie hatten Erfolg als Propagandaschriften, weil Buchan sich in seiner Prosa auf leicht verständliche, überschaubare Ereignisse beschränkte: ein eroberter Schützengraben, ein eingenommenes Dorf, ein kleiner Hügel, der in einem triumphalen Sturmangriff genommen wurde. Auch die Karten in den Büchern waren zu einem enormen Massstab aufgebläht, sodass die britischen Gebietsgewinne sich über ganze Seiten erstreckten. Wie konnte der Leser, der vor dem Krieg noch nie etwas von diesen winzigen französischen Dörfern gehört hatte, daran zweifeln, dass dieser Weiler oder dieser Kamm so «wichtig» oder «strategisch» war, wie der berühmte Autor behauptete?

Buchans Somme-Bände enthalten eine Fülle von kurzen Heldenporträts, etwa wie der Gefreite McFadzean von den Royal Irish Rifles sich auf zwei explodierende Handgranaten warf, um seine Kameraden zu retten; oder wie Lord Lucas,

ein einbeiniger Pilot, über den deutschen Linien verschwand. Alle diese Männer, «Büroangestellte und Ladenjungen, Ackerleute und Schäfer, Sachsen und Kelten, Coliegeabsolventen und Hafenarbeiter, Männer, die in der freien Natur oft der Gefahr ins Auge geschaut hatten, und Männer, deren grösstes Abenteuer ein sonntäglicher Fahrradausflug gewesen war»,<sup>25</sup> hatten, so Buchan, ihrem Land tapfer gedient, und jeder Brite hatte selbstverständlich stolz auf sie zu sein. Auch die Fotografien in den Büchern waren entsprechend aufbereitet: Schottische Truppen mit Dudelsackpfeifern oder Soldaten, die auf dem Weg an die Front fröhlich ihre Helme schwenkten.

Dass der erste Panzerangriff ein schrecklicher Misserfolg gewesen war, hielt Buchan nicht davon ab, ein Loblied auf die neue Wunderwaffe anzustimmen; hell-sichtig ahnte er, wie begeistert die Öffentlichkeit schon bald auf diese «seltsamen Maschinen» reagieren würde, «die wie monströse Kröten aussehend, gleichmütig über Stacheldraht und Gräben krochen, Häuser umstiessen, Bäume beiseite fegten und auch die dicksten Mauern überwandten ... Die Besatzungen der Panzer – die sie Seiner Majestät Landschiffe nannten – schienen etwas von der Unbeschwertheit des britischen Seemanns angenommen zu haben ... Mit unerschöpflichem Humor schilderten sie, wie der Feind sie umringte, wenn sie steckenblieben, und vergebens versuchte, ihre Panzerung zu knacken, während sie lachend im Inneren sassien.»<sup>26</sup>

Kein Wort verlor Buchan über die Panzerbesatzungen, die zu verkohlten Skeletten verschmort waren, wenn Granaten die Treibstofftanks ihrer Fahrzeuge in Brand gesetzt hatten, so wenig, wie er sich auf Einzelheiten über den Tod oder die Verwundung von fast einer halben Million britischer Soldaten an der Somme einliess. Vielmehr hielt er sich an die Version Haigs und des Generals Charteris, wonach «ein vernichtender Schlag»<sup>27</sup> gegen die Moral des Feindes geführt worden sei, und gelangte zu dem etwas unbestimmten Schluss, dass «wir unser Hauptziel erreicht haben».<sup>28</sup> Genau das wollten die Briten natürlich hören.

Glaubte Buchan, was er dort schrieb? Gewiss nicht. Er hatte gute Freunde in Infanterieregimentern, die wussten, wie sinnlos dieses Blutbad war; Peter Buitenhuis, der Historiker der Kriegspropaganda, vermutet sogar, es sei «der Stress infolge der Scheinheiligkeit»<sup>29</sup> seiner Veröffentlichungen über die Somme-Offensi-



ve gewesen, der ihn kurz darauf zwang, sich wegen eines Magengeschwürs unters Messer zu begeben. Aber wir werden es nie genauer erfahren, denn wie gross Buchans Missbehagen in dieser Hinsicht auch gewesen sein mag, er behielt es immer für sich; in seinen Veröffentlichungen, Tagebüchern oder Briefen gibt es keinerlei Hinweis darauf.

Ein anderer zum Propagandisten mutierter Schriftsteller, Rudyard Kipling, den der Tod seines Sohns in tiefster Seele getroffen hatte, setzte seine Berichte von verschiedenen Fronten zwar fort, schlug jetzt aber einen eher düsteren, bitteren Ton an. «Wann immer der deutsche Mann und die deutsche Frau eine geeignete Nährkultur entdecken, in der sie gedeihen können», schrieb er Mitte 1916, «bringen sie, genau wie Krankheitskeime, Tod und Verlust für zivilisierte Menschen ... Die Deutschen sind wie Typhus oder Pest – *Pestio Teutonicus*.»<sup>30</sup> In einer Rede erklärte er, die Welt sei geteilt in «Menschen und Deutsche»,<sup>31</sup> wenn auch seine Wut auf einige dieser Menschen – Juden, Iren und faule Gewerkschaftler, die nach seiner Meinung dafür gesorgt hatten, dass die Nation zu wenig Munition hatte – ebenfalls wuchs.

Er litt darunter, nicht zu wissen, was mit John geschehen war. Aus den Briefwechseln und Gesprächen mit über 20 Überlebenden der Schlacht bei Loos stellten Kipling und seine Frau einen Zeitplan zusammen, an welchen Orten sich John am Tag seines Verschwindens zuletzt aufgehalten hatte, und trugen diese Stationen auf einer Karte ein. In seiner Verzweiflung liess Kipling Flugblätter auf Deutsch drucken, in denen er um Informationen bat, und bewog das Royal Flying Corps, sie über den deutschen Schützengräben abzuwerfen.

Eine Bestätigung, dass John vor seinem Verschwinden verwundet worden war, kam von dem Schriftsteller Rider Haggard; er hatte den Angehörigen der Irish Guardsman ausfindig gemacht, der John als Letzter lebend gesehen hatte. John habe vor Schmerzen geschrien, so erfuhr Haggard von dem Soldaten, weil ihm ein Granatsplitter den Mund zerrissen hatte. Diese Nachricht mochte Haggard nicht weitergeben, daher konnte sich der ahnungslose Kipling die folgende Szene ausmalen:

*Mein Sohn wurde getötet, als er über einen Scherz lachte.  
Ich wollte, ich wüsste,  
was es für einer war, könnte er mir doch nützen in einer Zeit,  
wo Scherze so selten sind.\*<sup>32</sup>*

Wer den Schriftsteller auf seinem Landsitz in Sussex besuchte, stellte fest, dass er älter und ganz grau aussah und mehr Sorgenfalten bekommen hatte. Als Julia Catlin Park, eine amerikanische Freundin, ihn aufsuchte, erwähnte er seinen Jungen erst beim Abschied; da drückte er ihr ganz fest die Hand und sagte: «Danke Gott auf den Knien, Julia, dass du keinen Sohn hast.»<sup>33</sup>

Das unfassbare Blutbad an der Somme stellte das Militär vor das bis dahin schwierigste Öffentlichkeitsproblem und zwang den neuen Berufsstand der Propagandisten, über das gedruckte Wort hinauszugehen. Offenbar innovativer im Kommunikationswesen als auf dem Schlachtfeld, wandten sich die Militärbehörden dem neuen Medium Film zu und produzierten einen der ersten und einflussreichsten Propagandafilme aller Zeiten. Zwei Kameraleute mit unhandlichen Kurbelkameras erhielten fast unbeschränkten Zutritt zur Front und drehten den 75-minütigen Film *Battle of the Somme*, der schon im August 1916, als die Schlacht noch nicht einmal zur Hälfte vorbei war, in die Kinos gebracht wurde. Allein in London hatte er in 34 Filmtheatern Premiere, im ganzen Land waren 100 Kopien im Umlauf. Vor den Kinos bildeten sich lange Schlangen, in West Ealing musste die herbeigerufene Polizei die ungeduldige Menge in Schach halten. In den ersten sechs Wochen nach der Premiere sahen ihn 19 Millionen Menschen; am Ende dürfte es die Mehrheit der britischen Bevölkerung gewesen sein. (Als die Deutschen diesen Erfolg sahen, beeilten sie sich, ein Gegenstück zu produzieren – *Bei unseren Helden an der Somme*.)

Der Film liefert ruckartige, flackernde, manchmal verschwommene Bilder, gelegentlich unterbrochen durch die charakteristischen Zwischentitel aus der Stummfilmzeit. Das Medium war noch neu; in jeder Einstellung schauen alle neugierig in die Kamera, auch Männer, von denen man meinen sollte, dass sie an Wichtigeres

---

\* My son was killed while laughing at some jest. I would I knew / What it was, and it might serve me in a time when jests are few.

zu denken haben: britische Soldaten auf dem Weg in die Schlacht, gefangene Deutsche, Verwundete, die noch aufrecht gehen können, sogar ein britischer Soldat, der durch einen Graben läuft und auf den Schultern einen Kameraden trägt, der, wie ein Zwischentitel uns mitteilt, 30 Minuten später stirbt.

Das Publikum, das nur an kurze Wochenschausequenzen offizieller Standardsituationen wie etwa Paraden gewöhnt war, empfand den Film als ausgesprochen aufregend. Seine Schwarzweissbilder lieferten eine Vielzahl von Einzelheiten über das Leben, das einfache Soldaten aus der Arbeiterklasse an der Front führten. Es waren die militärischen Spielarten täglicher Verrichtungen, die den Menschen in der Heimat wohlbekannt waren – Pferde füttern und tränken, eine Mahlzeit über dem Feuer zubereiten, Post öffnen, in einem Teich am Strassenrand Geschirr spülen, an einem Gottesdienst auf schlammigem Feld teilnehmen – und zusätzlich die Schinderei beim Entladen und Schleppen unzähliger schwerer Kisten mit Artilleriemunition.

Viele Teile des Films waren dazu gedacht, Ehrfurcht einzuflößen, etwa Einstellungen, die zeigten, wie riesige Minen unter den deutschen Stellungen explodierten oder wie schwere Haubitzen abgefeuert wurden. HERRLICHER BESCHUSS DEUTSCHER SCHÜTZENGRÄBEN, heisst es im Zwischentitel. Von einigen Szenen, darunter einer bekannten, die zeigt, wie Männer aus einem Graben zum Angriff ausschwärmen, wobei einige getroffen werden und fallen, nimmt man heute an, dass sie gestellt sind und weit hinter der Front aufgenommen wurden, doch weder die Zuschauer noch die Kritiker scheinen das damals bemerkt zu haben, so gefesselt waren sie von den Bildern, die ihnen das authentische Geschehen des wirklichen Krieges wiederzugeben schienen.

Millionen Menschen dürften sich *The Battle of the Somme* in der Hoffnung angeschaut haben, ein vertrautes Gesicht zu entdecken – oder in der Angst: Wenn man nun die Verwundung oder den Tod eines Ehemanns oder Sohns zu sehen bekam? Denn obwohl die Opfer der Schlacht manchmal arg sentimental gezeigt wurden – DER HUND DES MANCHESTERMANNS FIEL BEIM ANGRIFF AUF DEN GRABEN DANZIG ALLEY MIT SEINEM HERRCHEN oder – etwas missverständlich – VERWUNDETE WARTEN AM MINDEN-POSTEN AUF VERSORGUNG UND BEWEISEN, WIE RASCH VERWUNDETE VERSORGT WURDEN –, so ist das Bemerkenswerte daran doch, dass sie überhaupt

vorgeführt wurden. Im Gegensatz zu fast der gesamten früheren Propaganda in diesem Krieg scheute sich der Film nicht, britische Gefallene zu zeigen und eine erstaunliche Zahl von Verwundeten zu präsentieren: gehend, humpelnd oder auf Bahren getragen oder gefahren.

Der Film, hiess es im *Star*, «hat die Londoner stärker aufgerüttelt als irgendetwas anderes seit Beginn des Krieges. Alle sprechen davon ... Offensichtlich haben diese bewegten Bilder uns den Krieg nähergebracht als das geschriebene Wort oder die Fotografie.»<sup>34</sup> Männer im Publikum jubelten, wenn Angriffe gezeigt wurden; Frauen weinten beim Anblick der Verwundeten; Menschen schrien bei den gestellten Sequenzen auf, in denen britische Soldaten fielen, als wären sie selbst von Kugeln getroffen worden.

Die Zeitungen bekamen viele Zuschriften von Trauernden zu dem Film, und oft ging es um das gleiche Thema. «Ich habe einen Sohn in der Schlacht verloren», hiess es einem typischen Brief an die *Times*, «zweimal habe ich den Somme-Film gesehen. Ich werde ihn mir wieder anschauen. Ich möchte wissen, wie das Leben war und das Leben-im-Tod, das unsere Lieben erduldeten – und ich möchte noch einmal bei ihnen sein.»<sup>35</sup>

Die Regierung war ein kalkuliertes Risiko eingegangen, als sie erlaubte, diese Bilder landesweit in den Filmtheatern zu zeigen. David Lloyd George, unlängst zum Kriegsminister ernannt, meinte, der Film werde, so schmerzlich er auch sei, die zivile Unterstützung des Krieges stärken – und er hatte recht. Je schrecklicher das Leiden, so die schaurige emotionale Logik der öffentlichen Meinung, desto edler das Opfer der Verwundeten und Gefallenen – und desto lohnender die Ziele, für die diese Opfer erbracht wurden.

Wie sah das Schlachtfeld nach viereinhalb Monaten Kampf aus? Ein Zivilist bekam die seltene Gelegenheit, es sich genauer anzusehen, und lieferte einigen ausgewählten Freunden eine lebhaftere Beschreibung der Somme-Front im November 1916, als die lange, nutzlose Offensive gerade zum Stillstand kam:

«Alle Dörfer ... sind absolut flach – kein Stein steht mehr auf dem anderen. Blickt man über diese weite Trostlosigkeit, sieht man allenfalls ein paar Baumstümpfe, bar aller Blätter und Äste ... Nirgends gibt es zwei Quadratmeter Boden, der nicht von Granaten zerfurcht ist.» Alle Strassen «sind metertief in zähem Schlamm versunken, durch die sich zahllose Fahrzeuge quälen, Reiter stapfen,

Soldaten marschieren, entweder blitzsauber auf ihrem Weg zu den Schützengraben oder von Kampf bis Fuss mit Schlamm bedeckt und entsetzlich erschöpft auf dem Weg zurück.» An dem seit Monaten erbittert umkämpften Bois Delville «war der Boden zwischen den zerfetzten Bäumen bedeckt mit fast schon zu Staub und Klumpen verwesenen Leichen, Uniformfetzen und Stahlhelmen von Deutschen und Briten, mit Gewehren, Schanzwerkzeugen, Schrapnellen, Handgranaten, Maschinengewehrurten, Wasserflaschen und allen möglichen Bruchstücken von Waffen und Kleidungsresten.»<sup>36</sup>

Der Beobachter, der hier nach einer exklusiven achttägigen Besichtigungstour seine Eindrücke zusammenfasst, war Alfred Milner. Nachdem er den Ärmelkanal überquert hatte, war «das einzige Erlebnis, das von fern an Unbequemlichkeit erinnerte», eine Nacht, die er im Haus eines französischen Bauern zubrachte; ansonsten schlief er in requirierten Schlössern. In einem Schloss «hatte ich ein prachtvolles Schlafzimmer und jeglichen Komfort ... Zum Dinner spielte die Divisionskapelle – gar nicht schlecht. Musikkapellen sind hier draussen wichtig, und es gibt nicht genug von ihnen.» Jeder Tag bot ein volles Programm: Besprechungen mit Generälen, Ausritt mit einem Begleitoffizier, ein Abstecher zu einem Stützpunkt des Royal Flying Corps, um einen Blick auf die modernsten Kampfflugzeuge und die neuen Panzer zu werfen. Milner beobachtete deutsche Flugabwehrkanonen im Kampf («Die explodierenden Geschosse sahen aus wie kleine Schäfchenwolken»), hörte den «gewaltigen Kanonendonner» der Artillerie und wurde durch mehrere eroberte deutsche Unterstände geführt, einer von ihnen «eine perfekte Suite unterirdischer Zimmer, mit Holz verkleidet, teilweise mit Teppichen ausgelegt und durch Stollen verbunden.»

Immer wieder traf er Offiziere, die er noch aus Südafrika kannte, darunter natürlich auch den Oberbefehlshaber. An drei Abenden war er bei Haig und seinem Stab zum Dinner geladen, und jedes Mal notierte Milner stolz: «Nach dem Dinner unterhielt ich mich % oder % Stunden privat mit Haig in seinem Zimmer, bevor er sich wieder an die Arbeit setzte und ich in den Gemeinschaftssalon zurückkehrte.» Mochte der General bei Konversationen im grösseren Kreis auch denkbar unbeholfen sein, er verstand sich ausgezeichnet darauf, einflussreichen Leuten das Gefühl zu geben, sie seien wichtig; Milner wusste nicht, dass diese persönlichen

Plaudereien nach Tisch zu Haigs Standardprozedere bei prominenten Besuchern gehörte. Am Sonntag nahm der Oberbefehlshaber ihn zum Gottesdienst von Reverend Duncan, seinem Lieblingsprediger, mit. Am letzten Vormittag im Hauptquartier «bat Haig mich nach dem Frühstück in sein Zimmer und ging mit mir an einer grossen Reliefkarte die Operationen des Vortags noch einmal durch, indem er mir genau die Stellungen zeigte, die wir gewonnen hatten, und warum er ihnen Bedeutung beimass.» Es mag merkwürdig erscheinen, dass Haig einen Besucher, der nicht der Regierung angehörte, mit so ausgesuchter Aufmerksamkeit behandelte, aber der General hatte einen scharfen Blick für Leute, die in London im Kommen waren. Er hatte Milner selbst an die Front eingeladen.

Seit zwei Jahren litt Milner unter wachsender Ruhelosigkeit, überzeugt, dass er weit fähiger sei als die Männer in der Umgebung des färb- und schwunglosen Asquith, der offenbar keine Idee hatte, wie er das endlose Patt des Krieges beenden sollte. Der Premierminister trank zu viel – daher sein Spottname *Squiff* («Schwips») –, gestattete keiner Krise, seine allabendliche zweistündige Bridgeparty zu unterbrechen, und verbrachte behagliche, arbeitsfreie Wochenenden auf den Landsitzen von Freunden, während Hunderttausende starben. Einmal erregte er Anstoss, als er eine Samstagmorgenbesprechung in Downing Street 10 in seiner Golfkleidung besuchte. Seine Kritiker, darunter auch die entschieden für den Krieg eintretende Zeitung von Milners British Workers' League, murrten über die «Squiffery», die die ganze Regierung anstecke.

Der Erfolg der Wehrpflicht – Milner war nachdrücklich für sie eingetreten –, die dafür sorgte, dass die Schützengräben wohlgefüllt blieben, wertete er mit seinen Bewunderern als Beweis für seinen Weitblick. Auch zu vielen anderen Problemen hatte er sehr klare Vorstellungen, die manchmal durch Rückmeldungen von Freunden in hohen militärischen Stellungen geprägt waren. Im Jahr 1915 gehörte er im Oberhaus zu den Ersten, die für den Rückzug britischer Truppen von dem katastrophalen Brückenkopf auf der Halbinsel Gallipoli eintraten – was ungewöhnlich freimütig für einen Parlamentarier in Kriegszeiten war. Er hatte Ideen, wie man eine Propagandakampagne intensiver gestalten konnte, und empörte sich wie über viele andere Ärgernisse auch darüber, dass die Royal Navy sich im Skagerrak von den Deutschen «überlisten» liess.

Seine Reden wurden, sooft er darum bat, in voller Länge in der *Times* abgedruckt. Bedenkt man, dass Milner und Lloyd George während des Burenkriegs erbitterte Gegner waren, ist man doch überrascht, dass der neue Kriegsminister Lloyd George jetzt zu Milners Verbündeten gehörte. Seit Anfang 1916, als man sich zum ersten Mal zu einem Arbeitsdinner bei Milner traf, kam jetzt eine Gruppe einflussreicher Politiker und Journalisten, darunter auch gelegentlich Lloyd George, regelmässig zu vertraulichen Gesprächen zusammen. Die Gruppe, die den Beinamen «Montagabend-Kabale» trug, hatte ein gemeinsames Ziel: Asquith aus dem Amt zu manövrieren. Zweifellos hatten Gerüchte über diese Zusammenkünfte Haig veranlasst, Milner nach Frankreich einzuladen.

Obwohl vor allem die grossen Schlachten des Krieges in Erinnerung geblieben sind, war die Luft über der Westfront auch dann, wenn keine Schlacht mit berühmtem Namen tobte, erfüllt von Gewehrkugeln, Mörsersalven, Granatsplittern und tödlichen Gaswolken (die jetzt aus Artilleriegeschossen freigesetzt wurden). Die Verluste durch diese ständigen Geplänkel blieben im Rahmen dessen, was britische Kommandeure kaltschnäuzig als «normalen Schwund» bezeichneten – bis zu 5'000 Mann pro Woche. Für die Soldaten konnten solche kleineren Kampfhandlungen, die nie den Weg in die Zeitungen fanden, in jeder Hinsicht genauso tödlich oder schrecklich verlaufen wie eine berühmte Schlacht.

So geschah es auch in den frostigen Stunden kurz vor der Dämmerung des 26. November 1916 an einem vermeintlich ruhigen Frontabschnitt, nördlich der Region, in der die Schlacht an der Somme gerade zu Ende gegangen war. Dort hielten einige «Bantam-Bataillone» die Stellung. Zu Anfang des Krieges musste ein Rekrut mindestens eine Körpergrösse von 1,60 Meter aufweisen; kleinere Freiwillige wurden abgewiesen. Als jedoch der Bedarf an «Menschenmaterial» zunahm, durften sich Männer, die knapp über 1,50 Meter waren, zu Sondereinheiten melden, wo sie Gewehre mit kürzeren Schäften erhielten. Geringe Körpergrösse geht häufig auf Unternährung in der Kindheit zurück. Daher gehörten diesen Bataillonen fast nur solche Männer an, die in Armut aufgewachsen waren, vielfach in Schottland oder im industriellen Norden Englands. Viele waren im zivilen Leben Bergleute; in diesem Beruf konnte ihre geringe Körpergrösse von Vorteil sein, weil in

einigen nördlichen Kohlebergwerken die Flöze unter Tage nur 90 cm hoch waren. Obwohl von vielen konservativen britischen Generälen verachtet, nach deren beschränkter Weitsicht grösser gleich besser war, und von den Deutschen verspottet, die wie Hähne krächten, um sie zu ärgern, kämpften und starben die Bantams wie alle anderen. Mehr als ein Drittel der an der Somme-Offensive beteiligten Bantams wurde während der ersten zwei Monate an der Somme getötet, verwundet oder vermisst. Eine Einheit schrieb das folgende Lied:

*Wir sind die Bantam-Landser,  
Die Kompanie der Kurzen,  
wir sind nicht gross und können nicht kämpfen,  
Wozu taugen wir bloss?  
Und kommen wir nach Berlin, wird der Kaiser sagen, Hoch, Hoch mein Gott,  
was für ein toller Haufen Ist die Bantam-Kompanie. \*<sup>37</sup>*

In diesem Abschnitt, den die Bantams jetzt hielten, verlief die Front an einer Stelle, die King Crater genannt wurde und nur 50 Schritt von den deutschen Gräben entfernt war. Unter den Bantams befand sich auch der Hauptgefreite Joseph «Willie» Stones. Der 25-jährige Familienvater – Frau und zwei Töchter zu Hause – hatte ein Jahr lang in Frankreich gedient, genoss die Anerkennung seiner Vorgesetzten und war zwei Mal befördert worden. Am 26. November, nachts um etwa 2 Uhr 15, inspizierte Stones in Begleitung eines Leutnants den Frontgraben, als sie auf einen etwa 12 Mann starken deutschen Spähtrupp stiessen, der sich unbemerkt durchs Niemandsland geschlichen hatte. Die Deutschen schossen und trafen den Leutnant tödlich. Stones entkam. Er lief durch den Graben, dann nach hinten und schrie verzweifelt: «Die Hunnen sind im King Crater!»

Derweil eilten die Deutschen in die entgegengesetzte Richtung, wobei sie um sich schossen, Handgranaten in Unterstände warfen und sich dann, einen Gefangenen im Schlepptau, über das Niemandsland davonmachten.

---

\* We are the Bantam sodgers, / The short-ass companee. /  
We have no height, we cannot fight. / What bloody good are we? / And when we get to Berlin, the Kaiser  
he will say, / Hoch, Hoch mein Gott, what a bloody fine lot / is the Bantam companee.



Das war in diesem Abschnitt einer von mehreren Überfällen, die die Deutschen in dieser Nacht verübten. Einige britische Soldaten wurden von Panik ergriffen, verliessen den Frontgraben fluchtartig und riefen: «Lauft um euer Leben, die Deutschen sind da!» Unter ihnen waren die Hauptgefreiten John McDonald, der als Wache in der Nähe des King Crater eingeteilt war, und Peter Goggins, der sich in einem nahegelegenen Unterstand aufhielt. Stones und ein weiterer Soldat wurden in einiger Entfernung hinter der Frontlinie angehalten und ohne ihre Gewehre angetroffen – ein schwerwiegendes Dienstvergehen.

Man kann sich gut vorstellen, wie erschrocken die Soldaten waren, als die Dunkelheit plötzlich von deutschen Stimmen, explodierenden Handgranaten und den Schreien der Verwundeten widerhallte. Nach der Flucht schienen Stones, laut Aussage eines Soldaten, der ihn sah, «die Beine zu versagen. Er sass eine ganze Weile da und versuchte mehrere Male aufzustehen.» Selbst nachdem er den Befehl erhalten hatte, an die Front zurückzukehren, «wollten ihm die Beine noch immer nicht gehorchen.»<sup>38</sup> (Schon zwei Mal zuvor hatte Stones den Militärarzt des Bataillons aufgesucht und über rheumatische Schmerzen in den Beinen geklagt.) Ein Feldwebel berichtete, er habe sich «in einem sehr erschöpften Zustand befunden und gezittert... Er sagte, die Deutschen hätten ihn durch den Graben gejagt ... Er schien völlig fertig zu sein.»<sup>39</sup>

Panik war nach Ansicht der höheren Offiziere keine Entschuldigung für einen Soldaten, «seine Waffen wegzuwerfen und von der Front davonzulaufen», so die offizielle Anklage gegen Stones, genauso wenig wie die Behauptung, er sei auf Befehl seines sterbenden Leutnants nach hinten gelaufen, um seine Kameraden zu warnen. Im Dezember 1916 wurden die traumatischen Ereignisse dieser Nacht in mehreren Kriegsgerichtsprozessen aufgearbeitet, in deren Verlauf 26 Bantams, unter ihnen Stones, Goggins und McDonald, zum Tod verurteilt wurden.

Häufig empfohlen Generäle nach einem vom Kriegsgericht verhängten Todesurteil die Begnadigung des Verurteilten, und Haig, der am Ende entscheiden musste, stimmte dem in der Regel zu; 89 Prozent der Todesurteile, die während des Krieges über seinen Schreibtisch gingen, wandelte er abmildernd um. Joseph Stones hatte gute Gründe für die Annahme, dass auch sein eigenes Urteil abgemildert würde, weil die Kommandeure seiner Kompanie wie auch seiner Brigade um

Milde baten. «Ich bin persönlich mit ihm im Niemandsland gewesen und habe ihn nie anders als entschlossen und tapfer erlebt», schrieb Ersterer. «... ich darf mit gutem Grund behaupten, dass er der Letzte wäre, den ich zu einer feigen Handlung für fähig hielte.»<sup>40</sup> Doch der Divisionskommandeur und zwei Generäle über ihm bestätigten die Urteile, und damit hing das Schicksal aller verurteilten Bantams nun von Haig ab.<sup>41</sup>

Die Waffen bei Feindberührung wegzuworfen war nicht das einzige Vergehen, das die ganze Strenge der britischen Militärgerichtsbarkeit auf den Plan rief. Im selben Monat tat ein Mann in einer ganz in der Nähe stationierten Einheit etwas, das im Zivilleben überhaupt kein Verbrechen gewesen wäre: Er schrieb einen Brief an eine Zeitung.

Mit 32 Jahren war Albert Rochester älter als der durchschnittliche Soldat, und als er sich zu Kriegsbeginn freiwillig meldete, hatte er eine schwangere Frau und drei Kinder. Der leidenschaftliche Sozialist und Kolumnist für die Zeitung der britischen Eisenbahngewerkschaft war Stellwärter bei der Great Western Railway und bediente die Signalmasten, die Lokführern anzeigten, ob eine Schienenstrecke frei war. Er wurde an der Somme verwundet und war im Dezember 1916 als Unteroffizier an der Front. Obwohl Keir Hardie entsetzt war, als sich Hunderttausende Gewerkschaftler freiwillig zum Kriegsdienst meldeten, bedeutete der Eintritt in die Armee nicht, dass sie ihr Klassenbewusstsein vollständig aufgaben.

Wie die meisten Armeen war auch das britische Militär ein Abbild seiner Gesellschaft, und jeder Offizier hatte einen Burschen, das heisst einen persönlichen Diener. Darüber ärgerte sich Rochester masslos und das war auch das Hauptthema eines zornigen Briefs aus einem Ruhequartier, das er als einen «schmutzigen, stinkenden Stall voller Mist ... Schlamm und Ratten»<sup>42</sup> beschrieb. Er adressierte sein Schreiben an die Londoner *Daily Mail*, weil er besonders erbost war über deren Korrespondenten William Beach Thomas und seine «lächerlichen Berichte über die Zuneigung und Kameradschaft zwischen Offizieren und Mannschaft».<sup>43</sup> Rochester berichtet:

*In der Infanterie der britischen Streitkräfte sind nicht weniger als 60'000 Mann (oder 3 vollständige Divisionen) als Burschen beschäftigt. Oder nehmen wir den Stab einer Infanteriebrigade, der aus sechs Offizieren besteht. Diesem hal-*

*ben Dutzend Männer stehen fünf zehn bis achtzehn Diener, Stallburschen, Kellner in der Messe etc. zur Verfügung. Die Hauptquartiere der Infanteriebrigaden vereinnahmen also weitere 5'000 Männer (5 Bataillone) ... Jeder General, Oberst, Major, viele Hauptleute und Subalternoffiziere haben ihre eigenen Pferde und Stallburschen ...Es herrscht Einigkeit darüber, dass diese Tiere ...für Offiziere praktisch nutzlos sind, abgesehen von einem kurzen Galopp alle vierzehn Tage ... Ich überlasse es meinen Lesern, sich zu überlegen, was diese Pferde und Stallburschen das Land an Futter, Lebensmittelrationen, Sattelzeug etc. kosten ... Würde man alle diese Burschen, Diener, Stallburschen, Kellner, Inhaber von offiziellen und inoffiziellen «Druckposten» namentlich erfassen, würde sich womöglich herausstellen, dass eine halbe Million Männer für Aufgaben abgestellt sind, die nicht notwendig sind, um diesen Krieg zu gewinnen.<sup>44</sup>*

In dem feierlichen Schlusswort seines Briefs sind die patriotischen wie sozialistischen Überzeugungen Rochesters deutlich erkennbar: «Ich fordere also als Soldat im Namen von Millionen Bürger-Soldaten ... dass Offiziere nicht als Träger königlichen Blutes angesehen werden; dass ihnen zugemutet wird, ihre Stiefel selbst zu putzen, sich ihr Essen selbst zu holen und ihr Rasierwasser selbst zu erwärmen. Das wird ihnen vielleicht mehr Achtung für ihre Brüder in den einfachen Dienstgraden einflößen. Und ganz gewiss Männer für wichtigere militärische Aufgaben freisetzen.»<sup>45</sup>

Rochesters Brief erreichte die Redaktion der *Daily Mail* nicht. Ein Zensor fing ihn ab, und sein Verfasser wurde vor ein Kriegsgericht zitiert, wo er sich wegen «Verstosses gegen die militärische Ordnung und Disziplin» zu verantworten hatte.

In seinem Prozess verteidigte Rochester sich mit brillanter Beredsamkeit: Wenn aktive Offiziere wie Winston Churchill öffentliche Reden halten dürften, dann müsse das «dem einfachen Soldaten» gleichfalls gestattet sein. Der Hinweis auf Churchill, den kein Zensor jemals in die Schranken wies, war ein glänzender Einfall. Churchill hatte in der ersten Hälfte des Jahres 1916 ein Infanteriebataillon an der Front befehligt, aber während dieser Zeit Urlaub genommen und in einer Unterhausrede die Marineführung angegriffen.

Rochester hätte einen hervorragenden Anwalt abgegeben. «Die Zensurvorschriften», sagte er, «die verhindern sollen, dass solche Dokumente in die Hand des Feindes gelangen, die den Eindruck erwecken könnten, es herrsche Unzufriedenheit in der Armee, kann ich nur begrüßen ... [Aber] ich denke, der Brief könnte insofern zur Entmutigung des Feindes beitragen, als ich nur versucht habe, die Kampfkraft unserer Armee zu stärken ... Ich denke, der Brief würde dem Feind zeigen, dass auch in den Mannschaftsdienstgraden der Wunsch vorherrscht, alles zu tun, um ihm den entscheidenden Schlag zu versetzen.» Ausserdem sei er erst vor zwei Wochen auf Urlaub in London gewesen, und wenn er die Zensur hätte umgehen wollen, hätte er seinen Brief doch nur direkt bei der *Daily Mail* abgeben müssen.

Der einzige Zeuge seiner Verteidigung war der Divisionsgeistliche, der ihm eher indirekte Unterstützung gewährte: «Ich kenne den Angeklagten seit etwa drei Monaten ... Ich denke, er ist ein vollkommen ehrlicher Mensch und aufrichtiger Patriot; in politischen Fragen vertritt er ziemlich entschiedene Auffassungen; ich glaube, er würde sich selbst als Sozialisten bezeichnen; als politischer Redner ist er gewohnt, seine Auffassungen energisch kundzutun ... Aber ich habe keinen Anlass zur Annahme, dass seine Ansichten seiner Bereitschaft, sich der Disziplin unterzuordnen, Abbruch tun.»

Das Kriegsgericht sprach Rochester schuldig. Freunde, die an den Tischen in der Offiziersmesse der Brigade gewartet hatten, erzählten ihm, sie hätten mitgehört, wie die Offiziere wütend über frühere Briefe sprachen, die er nach Hause sandte. Diese Briefe hätten sie als Zensoren gelesen, und daher sei es möglich, dass sie nur auf einen Vorwand gewartet hätten, ihn zu bestrafen. Rochester berichtete, dass er nach der Entdeckung seines Briefs zunächst vor seinen kommandierenden General zitiert worden sei, der lange in Indien gedient hatte. Und der habe getobt: «Ich mach Sie fertig, Mann. Ich mach Sie fertig, bis Sie nicht mehr wissen, ob Sie Männlein oder Weiblein sind.»<sup>46</sup>

Er verlor seine Unteroffiziersstreifen, wurde zu 90 Tagen Feldstrafe Nr. 1, schwerer körperlicher Arbeit und zu einer Stunde «Gepäckmarsch» morgens und nachmittags verurteilt. Der General wollte ihn kleinkriegen, und «ehrlich», schrieb Rochester später, «... ich hatte Angst.»<sup>47</sup>

Ein stämmiger Feldwebel brachte ihn zu einem kleinen, von Posten bewachten Nebengebäude, das vor Ort als Militärgefängnis diente. Der Winter war besonders streng; die Flüsse waren zugefroren, und in den Schützengräben bildete sich an den Tellerrändern Eis, bevor die Soldaten ihre Mahlzeit beendet hatten. In dieser bitterkalten Nacht teilte Rochester sich seine Zelle mit einer Handvoll Männern. «Pro Gefangenen war nur eine Decke erlaubt, deshalb legten wir eine Decke auf das schmutzige Stroh und krochen unter der restlichen Streu zusammen. Lebendige Ratten ... hielten uns stundenlang wach, sodass wir begannen, uns unsere Probleme von der Seele zu reden.»<sup>48</sup> Während sie sich die ganze Nacht hindurch unterhielten, wurde Rochester klar, dass die anderen in weit grösseren Schwierigkeiten steckten als er selbst. Seine Zellengenossen waren Bantams, und unter ihnen auch Stones, Goggins und McDonald.

Wie Rochester feststellte, waren die drei ebenfalls Arbeiter: Stones und Goggins Bergleute aus Durham, hoch im Norden Englands, der für seine militanten Gewerkschaften bekannt war, und McDonald Stahlarbeiter aus dem nahegelegenen Sunderland. Während sich diese Männer neben mir zusammenrollten», schrieb Rochester, «... sprachen sie alle hoffnungsvoll von Freispruch. Die armen Teufel!»<sup>49</sup>

Am Morgen, nach einem kargen Frühstück, brachten pistolenbewaffnete Militärpolizisten die drei verurteilten Bantams in eine abgelegene Zelle. Inzwischen wurde Rochester von zwei Wachen, die ihn in die Mitte nahmen, zu einem Depot geführt, wo man ihm drei Holzpfähle, drei Seile und einen Spaten aushändigte. Dann führten ihn die Wachen auf einen Hügel, «bis wir einen abgeschiedenen Ort erreichten, der von Bäumen umgeben war».<sup>50</sup> Ein Offizier und zwei Unteroffiziere kamen, markierten drei Stellen im Schnee, einige Meter auseinander, und befahlen Rochester, dort jeweils ein Pfahlloch auszuheben. Plötzlich wurde ihm bewusst, dass hier seine Zellengenossen erschossen werden sollten – wenn Haig die Todesurteile nicht umwandelte.

In Grossbritannien war es ein deprimierender Winter für Kriegsgegner. Mehrere tausend Wehrdienstverweigerer sassen im Gefängnis, doch es gab kaum Anzeichen für zunehmende Antikriegsstimmung, auf die sie unermüdlich hofften. Doch manchmal kam Ermutigendes von unerwarteter Seite. Im Dezember erhielt Bertrand Russell einen Brief, der mit den Worten begann: «Habe hier heute Nacht

an der Somme gerade Ihr Buch *Grundlagen für eine soziale Umgestaltung* zu Ende gelesen ... Nur aufgrund solcher Gedanken wie der Ihren, nur aufgrund der Existenz von Männern und Frauen wie Ihnen erscheint es mir sinnvoll, den Krieg zu überleben ... Vielleicht wird Ihnen die Gewissheit wohl tun, dass Sie verstanden und bewundert werden und dass es Menschen gibt, die froh wären, mit Ihnen zu arbeiten.»<sup>51</sup> Der Verfasser, Leutnant Arthur Graeme West von den 6. Oxfordshire and Buckinghamshire Light Infantry, fiel drei Monate später, mit 25 Jahren.

Ende des Jahres musste Herbert Asquith schliesslich seiner nachlässigen Amtsführung Tribut zollen. Unter Druck erklärte er sich einverstanden mit der Forderung Milners und anderer Kritiker nach straffer, umfassender Kontrolle der Kriegsführung durch ein kleines Gremium – schon bald als Kriegskabinetts bezeichnet – unter Leitung von Lloyd George. Als wenig später Asquith' Rückhalt im Parlament weiter bröckelte, begab er sich zum Buckingham Palace, um dem König sein Rücktrittsgesuch zu überreichen. Sein Nachfolger wurde Lloyd George. Umgehend bestimmte der neue Premierminister die anderen vier Mitglieder seines Kriegskabinetts, eines allmächtigen Gremiums, das bis Kriegsende über 500 Mal zusammentrat.

Am Abend des 8. Dezember 1916 bekam Milner in seiner Londoner Stadtwohnung eine Nachricht, die ihn in die Nr. 10 Downing Street rief. Bevor er das Haus verliess, teilte er Violet Cecil in einer Notiz die Neuigkeit mit und fügte mit einer Anspielung auf Rousseau hinzu: «Ich habe absolut keine Neigung, einen Regierungsposten anzunehmen, vor allem nicht, wenn ich nicht ein Teil der *obersten Richtschnur* bin.»<sup>52</sup> Das aber war er als Mitglied des neuen, zum innersten Kreis gehörenden Kriegskabinetts – als Minister ohne Geschäftsbereich, dessen Aufgabe es war, die Kriegsanstrengungen zu beaufsichtigen. Mit 64 Jahren und seit über zehn Jahren im politischen Abseits, war Alfred Milner plötzlich zu einem der mächtigsten Männer des umkämpften Weltreichs aufgestiegen, dem seine ganze Liebe galt.

**TEIL V**

**1917**

## 16. KAPITEL

### *In den Pranken des Löwen*

**D**ie drei verurteilten Bantams, die darauf warteten, dass Haig ihr Urteil umwandelte, hatten gute Gründe, dies zu hoffen. Schliesslich hatte Haig fast 90 Prozent der Todesurteile abgemildert. Nach seinem Arrest liess Joseph Stones keinerlei böse Vorahnung in einem Brief an seine Schwester erkennen: «Ich schicke Dir ein paar Zeilen, um Dir mitzuteilen, dass es mir gut geht. Ich hatte bisher keine Zeit, Dir zu schreiben ... Bald ist Weihnachten, und ich hoffe, dass Ihr alle froh und vergnügt seid. Ich wünschte nur, ich könnte zu Hause sein, um Euch alle glücklich zu machen.»<sup>1</sup>

Doch Haig liess keinen Zweifel daran, dass nach seiner Meinung in bestimmten Fällen die Höchststrafe vollkommen gerechtfertigt war. So wurde in den ersten Wochen der Schlacht an der Somme ein Gefreiter namens Arthur Rearp angeklagt, weil er seinen Posten in einem Frontgraben verlassen hatte. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tod, empfahl aber Milde.

Als das Urteil auf dem Schreibtisch von Rearps Divisionschef landete, schloss sich dieser der Empfehlung an, genauso wie der Offizier auf der nächsthöheren Ebene, der kommandierende General des Korps. Doch als der Fall Haig zur Kenntnis gelangte – es war die Zeit der steil ansteigenden Opferzahlen –, war dieser nicht in der Stimmung, Gnade walten zu lassen.

Er bestätigte das Todesurteil. Im Bericht des Kriegsgerichts hiess es: «Das Gericht empfiehlt die Begnadigung des Angeklagten wegen des intensiven Artilleriefeu-ers, dem er ausgesetzt war, und seines guten Charakters», aber Haig unterstrich das Wort «Artilleriefeu-ers» und schrieb: «Wie können wir jemals gewinnen, wenn wir diese Ausrede gelten lassen?» Dann befahl er, diese Auffassung «den Korps- und Divisionskommandeuren mitzuteilen».<sup>2</sup>

Nach den ungeschriebenen Gesetzen des Militärs war das eine scharfe Rüge, wor-



aufhin sich alle Generäle bemüssigt fühlten, ihr «zur Kenntnis genommen» unter Haigs Kommentare zu setzen.<sup>3</sup>

Verstohlene Gerüchte über diese Vorgänge gelangten nach England. «Uns erreichen ständig Berichte über eine grosse Zahl von Hinrichtungen», schrieb Sylvia Pankhurst, die die trauernde Familie eines hingerichteten Soldaten aus dem Londoner East End besuchte. «Oft erzählen uns Männer bedrückt, dass sie Hinrichtungskommandos angehörten, denen man befohlen hatte, sechs oder sieben arme Burschen zu erschiessen.»<sup>4</sup> Je länger das blutige Patt in den Schützengräben anhielt, desto strenger wurde die Disziplin. Bislang war in jedem Kriegsjahr ein unheilvoller, steiler Anstieg der vom britischen Militär verfügbaren Hinrichtungen zu verzeichnen, meist wegen Fahnenflucht: im Jahr 1914: vier, 1915: 55, 1916: 95. (Die tatsächlichen Zahlen sind sogar noch etwas höher, weil die Unterlagen der über 100'000 indischen Soldaten an der Westfront verschwunden sind.) Im beträchtlich grösseren deutschen Heer, das wir uns in Hinblick auf die Disziplin im Allgemeinen sehr viel drakonischer vorstellen, sind während des gesamten Krieges nur 48 Mann vor ein Erschiessungskommando gekommen.<sup>5</sup>

Die strikte Disziplinarordnung der Armee nahm keine Notiz von dem Syndrom, das damals «Granatschock» (shell shock) oder Kriegsneurose hiess: Bei heftigem Beschuss mit Granaten, der lange genug anhielt, verlor auch der gehorsamste Soldat, wenn er keine Möglichkeit hatte, sich zu wehren, jede Selbstbeherrschung. Das konnte die verschiedensten Formen annehmen: Panik, Flucht, Schlaflosigkeit oder – wie bei Joseph Stones – Lähmung der Beine. «Auch abgesehen von der Zahl der Menschen ... die in Stücke gerissen werden, sind die Explosionen so schrecklich, dass jeder in einem Umkreis von hundert Metern Gefahr läuft, nach ein paar Stunden den Verstand zu verlieren», schrieb ein britischer Leutnant, nachdem er in Ypern unter Mörserbeschuss geraten war. «Das 7. Bataillon musste mehrere Männer in einem Zustand plappernder Hilflosigkeit nach hinten bringen lassen.»<sup>6</sup> Unter Kriegsneurosen litten so viele Offiziere und Mannschaften, dass die Briten bei Kriegsende 19 Militärkrankenhäuser ausschliesslich zur Behandlung dieses Leidens eingerichtet hatten. Höhere Kommandeure wie Haig, die selbst nur selten unter Feuer gerieten, begriffen wenig von diesen Zusammenhängen. Sie dachten nicht in den Kategorien von seelischen Erkrankungen, sondern nur von Soldaten, die ihre Pflicht taten oder nicht.

Als die gegen die Bantams verhängten Todesurteile über die Befehlskette schliesslich bis hinauf zu Haig gelangt waren, wandelte er die weit überwiegende Mehrheit ab. Doch bei Stones, Goggins und McDonald legte er einen strengeren Massstab an, vermutlich weil sie den Unteroffiziersrang hatten. «Bei dreien, nämlich 1 Feldweibel und 2 Unteroffizieren, bestätigte ich die Urteile»,<sup>7</sup> schrieb er in sein Tagebuch.

Einige Tage später, in einer klirrend kalten Januarnacht – dichter Schnee bedeckte den Boden, die Artillerie grollte und das Mondlicht glänzte auf den Bajonetten der Wachen vor dem Bauernhof, in dem die Militärpolizei der Division ihren Sitz hatte –, fuhr ein Befehlsfahrzeug auf dem Hof vor, und vier Offiziere stiegen aus. Die drei Gefangenen wurden in Handschellen herausgeführt. Einer der Offiziere entrollte ein Dokument und verlas im Licht einer Taschenlampe Haigs Bestätigung der Todesurteile. Ein Gefangener stöhnte auf, die anderen blieben stumm.

Kurz vor Sonnenaufgang holte eine Ambulanz die drei Männer von dem Bauernhof ab und brachte sie zum Hinrichtungsplatz. Mit Handschellen und verbundenen Augen wurden sie an die Pfähle gefesselt, für die Albert Rochester die Löcher ausgehoben hatte. Rochester schaute zu, wie ein Offizier jedem Mann über dem Herzen einen weissen Briefumschlag als Zielscheibe ansteckte. Für jeden der drei war ein eigenes zwölköpfiges Erschiessungskommando abgestellt; auf ein Kommando des Offiziers ertönte das Krachen von 36 Gewehrschüssen. Um sicherzugehen, dass der Auftrag ordnungsgemäss ausgeführt war, trat der Offizier näher und feuerte noch einen letzten Revolverschuss in jede der Leichen.

«Als Militärgefangener», schrieb Rochester später, «half ich die Spuren dieses dreifachen Mordes zu beseitigen. Ich nahm die Pfähle heraus – mit dem Feuerholz wurde am nächsten Morgen das Frühstück für die Militärpolizisten bereitet; und die Seile wurden in den Ställen verwendet.»

*Die Ambulanz brachte die Leichen zur Scheune zurück ... Ich half, sie zu ihrem letzten Ruheplatz zu bringen; dann sammelte ich das blutgetränkte Stroh ein und verbrannte es.*

*Auf Anordnung der Militärpolizisten holte ich alle Habseligkeiten der toten Männer aus ihren Uniformjacken ... Ein paar Briefe, eine Pfeife, einige Glimmstängel, ein Foto.*

*Ich könnte Ihnen berichten, wie die Polizisten vor Lachen brüllten, als sie die liebevollen und hoffnungsfrohen Formulierungen der Ehefrauen lasen; wie sie verstummen, nachdem sie den Brief eines kleinen Mädchens an «dear Daddy» entdeckt hatten; von dem blutbefleckten Schnee, der die französischen Bauern entsetzte; von der Mitteilung des Militärgeistlichen, er habe noch nie so tapfere Männer erlebt wie diese drei, mit denen er bis zu jenem verhängnisvollen Sonnenaufgang gebetet hatte; von den anderen Beispielen für die «Militärjustiz», die ich entdeckt habe ... Aber was nützt es!<sup>8</sup>*

Daheim in Durham erfuhr Stones Ehefrau Lizzie, die bislang sich und ihre Kinder von 17 Shilling und 6 Penny wöchentlich – eine Unterstützung für Angehörige von Kriegsteilnehmern – durchgebracht hatte, dass sie diese Zuwendung nach Josephs Hinrichtung nicht mehr erhalten werde und dass sie auch kein Anrecht auf eine Witwenrente habe. Ein Arbeitskollege hatte Stones versprochen, er werde sich um Lizzy und die Mädchen kümmern, falls Stones nicht aus dem Krieg zurückkehre. Tatsächlich heiratete er sie, aber der Makel der Hinrichtung veranlasste sie, aus Durham wegzuziehen.

Während Rochester noch die eigene Gefängnisstrafe für den unveröffentlichten Brief an die *Daily Mail* verbüßte, verkündete er, der aus seinem Herzen nie eine Mördergrube machte, dem zu seiner Bewachung abgestellten Militärpolizisten voller Empörung, nach seiner Ansicht habe die Bestrafung der drei Männer jedes vernünftige Mass überschritten. Aber bald begann er, sich um die eigene Sicherheit zu sorgen. Wenn ihn nun Offiziere, die ihm übelnahmen, dass er ihre Privilegien in Frage stellte, für die gefährlichsten Aufgaben einteilten – nächtliche Erkundungsgänge etwa oder die Reparatur von Stacheldrahtverhauen im Niemandsland?

Doch eines Tages erhielt er im Gefängnis einen Kassiber. «Lieber Rochester», stand dort. «Ich habe mit Bestürzung von Deiner misslichen Lage gehört. Mach Dir keine Sorgen. Ich bringe das in Ordnung.»<sup>9</sup> Das Schreiben stammte vom Chef der nationalen Eisenbahnergewerkschaft. Ein Soldat aus Rochesters Zug hatte ihm auf Heimaturlaub berichtet, dass – und warum – ein Mitglied seiner Gewerkschaft im Gefängnis sass. Kurz darauf teilte man Rochester mit, dass sein Urteil aufgehoben sei und dass er entlassen werde. Sein Gewerkschaftschef hatte den Kriegs-

minister aufgesucht, der gern bereit war, einer für die Kriegsführung so wichtigen Gewerkschaft einen Gefallen zu tun.

Rochester erhielt einen neuen Posten bei den Eisenbahnern, die für die in Frankreich fahrenden britischen Militärzüge zuständig waren. Das war nicht ungefährlich, denn Züge waren bevorzugte Ziele für Angriffe, die er trocken «als nette kleine Zwischenfälle mit Granaten und Bomben» bezeichnete – aber sicherlich besser als nächtliche Erkundungen im Niemandsland. Mit den französischen Eisenbahnergewerkschaftlern diskutierte Rochester über Politik und machte sich über den masslos luxuriösen Salonzug lustig, der dem Generaldirektor des Transportwesens für die britischen Streitkräfte zur Verfügung stand: «Badezimmer, Rauchzimmer, Esszimmer; von den Stecknadeln bis zu den Webteppichen, von der Bibliothek bis zu den Hausschuhen und dem Champagner ein fahrender Club ... mit Köchen, Kammerdienern, Hauptfeldwebeln und höheren Dienstgraden.»<sup>10</sup> Er war dankbar, dass er noch lebte, schwor aber, er werde, sobald er frei sei, die Geschichte seiner drei Mitgefangenen erzählen, die weniger Glück hatten.

Passend zum nie dagewesenen Ausmass des Krieges war Lloyd George Kriegskabinett eine Neuheit in der britischen Politik. Es war kein Unterausschuss des eigentlichen Kabinetts, sondern bestand aus fünf Männern, denen die gesamte Verantwortung für die Kriegsführung übertragen war. Entscheidend war dabei die Arbeitsbeziehung zwischen Lloyd George und Milner, die so eng wie unwahrscheinlich war. Der Premierminister war ein Liberaler und sein neuer Minister ohne Geschäftsbereich ein Konservativer; Lloyd George, dessen verarmter Vater jung gestorben war, wuchs teilweise bei seinem Onkel, einem Schuhmacher, auf, während der Oxford-Absolvent Milner mit der Elite des Landes verkehrte; Lloyd George war ein begnadeter Redner seiner Zeit – auf Englisch und in seiner Muttersprache, dem Walisischen –, während Milner einen schlechten öffentlichen Redner abgab, dessen Stimme seine Zuhörer als piepsig oder dünn empfanden. Zehn Jahre zuvor hatte der Burenkrieg sie tief entzweit, doch jetzt, da Grossbritannien ums Überleben kämpfte, zeigte sich, dass die beiden Männer glänzend miteinander auskamen. Der exzentrische Premierminister begann jeden Morgen mit einem seltsamen Cocktail aus Eiern, Honig, Sahne und Portwein; um 11 Uhr kam er mit dem Chef des Imperialen Generalstabs und Milner zu einer Besprechung zusammen, bei der

ein Adjutant Protokoll führte; erst um 12 Uhr stiessen die anderen Mitglieder des Kriegskabinetts dazu. Milner gehörte also dem inneren Kreis des inneren Kreises an.

Da Milner noch nicht einmal einen Hauch von Volkstümlichkeit besass, wusste Lloyd George genau, dass sein Freund nie sein politischer Rivale werden konnte. Aber er wusste auch, dass er in Milner einen hervorragenden Administrator mit einem Auge für Talente und mit der Fähigkeit hatte, bürokratische Auswüchse zurückzustutzen. Er liess Milner viel freie Hand, woraufhin dieser rasch zum zweitmächtigsten Zivilisten in Grossbritannien aufstieg. Ein Foto aus dieser Zeit zeigt ihn, wie er, angetan mit einem Bowler, die Handschuhe in der einen Hand, den Regenschirm in der anderen, mit langen, zielstrebigem Schritten durch die Downing Street geht, endlich wieder in Amt und Würden. Mit Beginn des Jahres 1917 lancierte er Mitglieder seines alten südafrikanischen Kindergartens, alles intelligente, junge Oxford-Absolventen, in Regierungspositionen: ein Unterstaatssekretär hier und ein Büroleiter dort; ein Kindergarten-Mitglied brachte er sogar als Privatsekretär des Premierministers unter. Die «Milner-Männer», wie die Presse sie nannte, besetzten bald viele dieser provisorischen Hütten, die man im Garten hinter dem Haus 10 Downing Street einrichtete, um dem kriegsbedingt anwachsenden Bedarf an Büroräumen zu begegnen; «Gartenvorstadt» wurden sie genannt. Der Präsident von Milners British Workers' League wurde umgehend zum Arbeitsminister ernannt. Da Milner die Propaganda intensiver angehen wollte, manövrierte er seinen alten Protege John Buchan in eine einflussreiche Stellung: Er wurde Informationsdirektor und war Lloyd George direkt unterstellt. Buchan war sicher hocheifrig, denn trotz seines leutseligen Auftretens verraten seine Briefe, dass ihm sehr an ehrenvollen Ämtern gelegen war. Wie immer ungeheuer fleissig, brachte er unentwegt neue Folgen seiner mehrbändigen Kriegsgeschichte heraus, und in einem seiner Romane nannte er einen der Schurken nach dem Mann, der in Berlin die gleiche Aufgabe versah wie er selbst, dem Propagandachef Ferdinand Carl von Stumm.

Als das enorme Ausmass der britischen Verluste an der Somme bekannt wurde, begann das Kriegskabinet Haigs teuer erkaufte Sturmbock-Strategie in Frage zu stellen. Lloyd George schlug vor, die britischen Waffen und Männer zu verlegen, irgendwohin, wo sie nicht gegen eine unüberwindliche Mauer von deutschem Sta-

cheldraht und Maschinengewehren anrennen mussten – nach Ägypten beispielsweise, zu einem Vorstoss gegen die Türken. Oder warum nicht nach Italien, um sie gegen das angeschlagene Österreich-Ungarn einzusetzen? Doch Haig, ein gerissener politischer Grabenkämpfer, bewies, dass er mehr Macht hatte als seine nominellen Vorgesetzten, und sorgte dafür, dass von seinen Armeen in Frankreich und Belgien nicht zu viele Kräfte an andere Fronten verlegt wurden.

In dieser verborgenen Schlacht erwies sich als entscheidend, dass Haig sein Verhältnis zu Lord Northcliffe so sorgfältig gepflegt hatte, denn Lloyd George verdankte seine Position teilweise dem Pressebaron, dessen Zeitungen ihn gefeiert und durch ihre pausenlose Kritik zu Asquith' erzwungenem Rücktritt beigetragen hatten. Als nun Lloyd George und das Kriegskabinett versuchten, so stark in die Militärstrategie einzugreifen, wie es der sanfte Asquith nie gewagt hätte, wandte sich Haig an Northcliffe und vertraute seinem Tagebuch an, der Magnat sei sich «der Verantwortung durchaus bewusst, die er übernommen hat, als er Lloyd George an die Regierung brachte», und fest «entschlossen, ihn auf dem richtigen Kurs zu halten oder zum Rücktritt zu zwingen».<sup>11</sup> Auch wirkte sich Haigs allbekannte Beziehung zur königlichen Familie nicht gerade zu seinem Nachteil aus. «Es ist mir eine grosse Freude und Befriedigung», schrieb König Georg V. an Haig, «Ihnen mitteilen zu können, dass ich beschlossen habe, Sie zum Feldmarschall in meiner Armee zu ernennen ... Ich hoffe, Sie betrachten es als Neujahresgeschenk von mir und dem Land.»<sup>12</sup>

Haig war also unangreifbar, trotzdem fand die erste wichtige militärische Entwicklung des Jahres 1917 nicht an der Westfront – oder überhaupt zu Lande – statt.

Obwohl in den letzten beiden Jahren Millionen Soldaten gefallen oder verwundet wurden, bewegte sich die Front auf ihrer gesamten Länge von fast 800 Kilometern nirgends um Entfernungen, die nicht in einem Fussmarsch von wenigen Stunden zurückzulegen waren. Dergleichen hatte es in der Militärgeschichte noch nie gegeben, und die Deutschen waren nicht weniger frustriert als die Alliierten.

Ausserdem kämpfte Deutschland in Ost und West gegen Streitkräfte, die gemeinsam erheblich grösser waren; auch an der Heimatfront war die Situation äusserst angespannt. Ohnehin herrschte im Land verzweifelter Nahrungsmangel, und

nun liess eisige Kälte Flüsse und Kanäle zufrieren, auf denen üblicherweise die Kohle transportiert wurde, sodass Millionen Städter, so der Historiker David Stevenson, «Kälte und Hunger in einem seit vorindustriellen Zeiten unbekanntem Ausmass erduldeten».<sup>13</sup>

Noch schlimmer war die Situation in Österreich-Ungarn, und militärisch bescherte der Verbündete für Deutschland eine grössere Belastung als angenommen. Sein Operettenheer war zwar reich an prächtigen Uniformen, aber in jeder anderen Hinsicht schwach, und seine Regierung war so unfähig, dass sie in den ersten acht Monaten nicht daran gedacht hatte, eine Wiener Handelsfirma daran zu hindern, Nahrung und Arzneimittel über neutrale Länder an die russischen Streitkräfte zu verkaufen.<sup>14</sup> Das tragische Patt vor Verdun machte alle deutschen Hoffnungen auf neue Sturmangriffe gegen die Franzosen oder Briten zunichte. Was blieb also? Wie Lloyd George suchten die Deutschen nach einer Möglichkeit, die Sackgasse an der Westfront zu umgehen. Das veranlasste sie zu einer der riskantesten Entscheidungen des ganzen Krieges.

Seit Beginn des Konflikts hatten deutsche U-Boote Hunderte alliierter Schiffe versenkt – berüchtigt war die Torpedierung des britischen Passagierdampfers *Lusitania* im Jahr 1915. Hauptziele waren Schiffe, die den Atlantik überquerten und kriegswichtige Fracht an Bord hatten – Nahrungsmittel sowie eine Vielzahl von Waffen und Industrieerzeugnissen, die Grossbritannien und Frankreich von amerikanischen Produzenten kauften. Die Deutschen scheuten sich jedoch, amerikanische Schiffe zu versenken, weil das die Vereinigten Staaten hätte veranlassen können, an der Seite der Alliierten in den Krieg einzutreten.

Das Risiko, das Deutschland Anfang 1917 einging, war die Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges, wodurch fast jedes Schiff, das Kurs auf alliierte Häfen nahm, zum Freiwild wurde – auch wenn es unter neutraler Flagge fuhr. Wenn es gelang, die für die britische und französische Kriegsführung so entscheidenden atlantischen Nachschublinien zu unterbrechen, mussten die Alliierten, so hoffte Deutschland, um Frieden nachsuchen. Die Gefahr eines uneingeschränkten U-Boot-Krieges lag natürlich darin, dass mit Sicherheit auch amerikanische Schiffe versenkt und amerikanische Seeleute getötet würden und dass daher die Vereinigten Staaten, die grösste Volkswirtschaft der Welt, früher oder später in

den Krieg eintraten. So leichtsinnig die Entscheidung auch erscheinen mochte, das deutsche Oberkommando ging davon aus, dass das Durchtrennen der atlantischen Lebensader sogar im Fall eines amerikanischen Kriegseintritts Grossbritannien und Frankreich in weniger als sechs Monaten, lange bevor eine nennenswerte Zahl von amerikanischen Soldaten ausgebildet und nach Europa geschickt werden konnte, in die Knie zwingen würde. Trotz der Grösse des Landes rangierte das stehende Heer der Vereinigten Staaten nur an 17. Stelle in der Welt. Und im Übrigen, wie sollten die amerikanischen Truppen den Atlantik überqueren? Die deutschen Marinekommandeure waren zuversichtlich, dass amerikanische Truppen Transporte und Handelsschiffe den U-Booten gleichermassen zum Opfer fallen würden, weil die primitive Technik der Alliierten zur Unterwasserortung von U-Booten praktisch nutzlos war.

Im Januar 1917 versenkten die Deutschen 171 alliierte und neutrale Schiffe; im Februar, nach der neuen Erklärung, 234; im März 281 und im April 373.<sup>15</sup> In Tonnage gemessen, waren die Verluste sogar noch katastrophaler: Die Deutschen vernichteten allein im April mehr als 880'000 Tonnen Handelsschiffsraum – eine Zerstörungsrate, die ausgereicht hätte, um im Lauf von weniger als drei Jahren alle auf den Weltmeeren fahrenden Frachter abzuschliessen. Diese tödliche Wirkung wurde erzielt, obwohl im Durchschnitt nur jeweils 30 U-Boote auf den Schifffahrtswegen operierten. Von vier Schiffen, die von Grossbritannien aus nach Übersee fuhren, würde nach Berechnungen der Marine ein Schiff nicht zurückkehren. Bei solchen Aussichten weigerten sich die Kapitäne Hunderter neutraler Schiffe, in britischen Häfen auszulaufen.

Endlich hatten die Deutschen eine Möglichkeit entdeckt, Grossbritanniens Lebensmittelversorgung empfindlich zu treffen. In den ersten sechs Monaten des uneingeschränkten U-Boot-Krieges landeten 47'000 Tonnen Fleisch und noch weit grössere Mengen anderer Nahrungsmittel auf dem Meeresgrund. Der Schatten dieser Verluste lag über den Sitzungen des Kriegskabinetts. Es sah so aus, als könnten die U-Boote Grossbritannien rascher aushungern als die Blockade der Royal Navy das Deutsche Reich. «... bei diesem Tempo werde Grossbritannien in fünf Monaten auf die Knie gezwungen sein ...», schrieb Churchill. «Es hatte den Anschein, als wollte die Zeit, die bisher als unbestechlicher Verbündeter gegolten hatte, auf die andere Seite überwechseln.»<sup>16</sup>



Nichts schürt die Spionagehysterie so sehr wie ein Krieg, der sich ungünstig entwickelt. Wenn die Lebensmittel knapp und die Zeitungen mit Berichten über versenkte Schiffe voll sind, wenn die Soldaten zu Tausenden fallen, ohne dass die Frontlinie sich bewegt, kommen die Menschen leicht auf den Gedanken, dass sie das nicht nur dem Feind, sondern auch unsichtbaren Verrätern in der Heimat zu verdanken haben. Die britische Paranoia wurde aus vielen Quellen gespeist, von John Buchans rasch aufeinanderfolgenden Spionageromanen über Christabel Pankhursts *Britannia* mit ihren wütenden Angriffen gegen verräterische Germanophile in hohen Regierungspositionen bis hin zu jenem demagogischen Redner und Journalisten, der so passend Horatio Bottomley hiess [frei: Horatio Hinterfotzig] und dazu aufrief, die Wehrdienstverweigerer in den Tower zu schaffen und zu erschiessen.

Wenn Panik um sich greift, bieten sich natürlich auf allen Ebenen gute Karrierechancen, indem man verborgene Feinde entdeckt. In England gab es genügend Leute, die darauf brannten, unter ihnen auch Scotland Yards eleganter Selbstdarsteller Basil Thomson. Sein Pech, dass ein deprimierender Mangel an echten deutschen Spionen herrschte. Trotz aller Bemühungen, ihnen Brände oder Unfälle in Fabriken anzulasten, ist nicht ein einziger Fall feindlicher Sabotage bekannt, der sich während des Krieges in Grossbritannien ereignete. Und der ehrgeizige Spionagejäger wusste natürlich, dass Beförderung und Bewunderung nur zu haben waren, wenn es ihm gelang, im Inland subversive Kräfte aufzuspüren: Daher passte es durchaus ins Bild, dass bei einem Gewerkschaftstreffen in Southampton während des Krieges zwei verlegene Kriminalbeamte entdeckt wurden, die sich unter einem Konzertflügel versteckt hatten.

Verschiedene Regierungsstellen beeilten sich, Geheimdienstabteilungen einzurichten. Ein solches Büro wurde im Jahr 1916 von hochrangigen Vertretern des neu gegründeten Munitionsministeriums geschaffen, weil man äusserst nervös wegen einer Streikwelle war, die in Mittelengland am schottischen River Clyde die Fabriken für Kanonen, Granaten und andere wichtige Kriegsgüter ergriff. Ausserdem kam es zu Mietstreiks schottischer Munitionsarbeiterinnen, die über steigende Preise und unzulängliche Wohnverhältnisse empört waren.

Im Gegensatz zu vielen anderen Repräsentanten der herrschenden Kreise leugnete Alfred Milner nicht, dass Arbeiter existentielle Probleme hatten, etwa «das schikanöse und gewissenlose Verhalten einiger Arbeitgeber ... und die ungebremste Profitgier». Doch sobald diese Ärgernisse abgestellt waren, galt es seiner Meinung nach, «gegen die Agitatoren vorzugehen. Die Beseitigung der Missstände allein wird sie nicht besänftigen. Sie sind darauf aus, Unfrieden zu stiften.»<sup>17</sup> Bald nach seinem Eintritt ins Kriegskabinett landete eine Flut von aufgebauschten Berichten der Geheimdienstabteilung des Munitionsministeriums auf seinem Schreibtisch.<sup>18</sup> «Niemand kann heute sagen, wie weit die Unruhen in den Fabriken noch geschürt werden», hiess es in einem Bericht. «Es kann durchaus zum Generalstreik kommen.»<sup>19</sup> Die subversiven Kräfte in der Arbeiterschaft seien aktiver denn je – «30 Prozent sind illoyale und notorische Bummelanten» –, weil der «Wehrdienst die patriotischen Elemente abgeschöpft hat»<sup>20</sup>. Schlimmer noch, die grosse Zahl von Polizisten, die in die Armee eingetreten seien, hätten die Kräfte geschwächt, die die Arbeiterschaft in der Heimat normalerweise in Schach hielten.

Die Historikerin Sheila Rowbotham weist darauf hin, dass die Agenten, die diese Berichte aufsetzten, häufig Ex-Soldaten waren, deren Blick auf die ausspionierten Leute von der eigenen Erfahrung geprägt war.<sup>21</sup> An eine Welt klarer Hierarchien und unverzüglich befolgter Befehle gewöhnt, wurden Streiks für sie immer durch Rädelsführer und nicht etwa durch hohe Mieten oder niedrige Löhne ausgelöst. Wenn sie die ungepflegten, anarchischen Gruppen der Pazifisten sahen, stellten sie sich eine straffe Befehlskette vor. In den FBI-Berichten über die Beobachtung der amerikanischen Antikriegsbewegung in der Vietnam-Ära kommt die gleiche Einstellung zum Ausdruck.

Die militanten Kräfte hatten nach Auskunft der Agenten des Munitionsministeriums verschiedene Möglichkeiten zur Übermittlung des Startsignals für einen Streik entwickelt: «Es wurde ein vierfacher Nachrichtenweg verwendet: Ein Mann fuhr mit dem Zug, ein zweiter mit dem Auto und ein dritter mit dem Motorrad», während gleichzeitig noch ein Telegramm mit der verschlüsselten Botschaft «Kommt herein, Zimmermädchen» abgeschickt wurde.<sup>22</sup> Nach Einschätzung der Agenten war die Situation sehr bedenklich: «Wir haben es zweifellos mit einer

sehr gefährlichen und schädlichen Organisation zu tun ... bei der es sich in Wirklichkeit um eine Revolution in den Fabriken handelt.»<sup>23</sup>

Die Berichte, die Milner und einigen anderen Regierungsvertretern zugehen, waren mit kryptischen Verweisen auf verdeckte Ermittler gespickt: «F» und «B» lieferten nützliche Informationen, und «V» war es gelungen, sich mit einem besonders gefährlichen Agitator anzufreunden. Ein Agent mit dem Decknamen «George» berichtete von einem Treffen in Sheffield, wo ein Sprecher äusserte: «Die Arbeiterklasse muss sich weigern, weiterhin die für die Fortsetzung des Krieges erforderlichen Werkzeuge herzustellen.»<sup>24</sup>

In dieser Zeit gab es tatsächlich viele Streiks in Grossbritannien, doch anders, als es sich Keir Hardie erhofft hatte, waren sie nicht unmittelbar gegen den Krieg gerichtet. Die Inflation schmälerte die Löhne, und mit weiteren Massnahmen versuchten die Arbeitgeber, einige der mühsam erstrittenen Errungenschaften der Arbeitskämpfe rückgängig zu machen. Trotzdem, Hardies Geist lebte noch. Viele Kriegsgegner waren Schriftsteller und Intellektuelle, darunter aber stammten nicht wenige aus der Arbeiterklasse.

Beispielsweise gab es bei John S. Clarke, dem die Agenten grösste Aufmerksamkeit schenkten, keine Verbindung zu Oxford, Cambridge oder irgendeinem eleganten Intellektuellenzirkel. In der armen Grafschaft Durham, aus der auch die drei in Frankreich hingerichteten Bantam-Soldaten stammten, wurde er als dreizehntes von vierzehn Kindern geboren, von denen nur die Hälfte Kindheit und Jugend überlebte. Die Familie Clarke betrieb einen Zirkus. Mit zehn Jahren begann er, in der Manege zu arbeiten, ohne Sattel und Zaumzeug auf einem Pferd reitend, vollführte er Kunststücke. Mit zwölf fuhr er zur See, wurde Zeuge eines Mords an Bord eines Trampschiffs und erhielt einen Messerstich im Antwerpener Hafengebiet. In Südafrika ging er von Bord und lebte zwei Monate in einem Zuludorf, dann heuerte er wieder als Schiffsjunge an und verdiente sich so den Weg nach Hause. Wenn er kein Schiff fand, das ihm zusagte, arbeitete er im Familienunternehmen. Eines Abends musste er einspringen, als ein betrunkenener Kollege über ein Seil stolperte und sich ausser Gefecht setzte. So kam es, dass er mit 17 Jahren plötzlich als jüngster Löwenbändiger Grossbritanniens in der Manege stand.

Wie Clarke später schrieb, sind an einem Löwen nicht die Zähne am gefährlich-

sten, sondern die Pranken. Das schien einem schlechtgelaunten Löwen nicht so recht klar zu sein, denn ganz am Anfang von Clarks Dompteurkarriere packte das Tier den Oberschenkel seines Bändigers mit dem Maul. «Ich rührte mich nicht, sondern sprach freundlich auf ihn ein, bis sich seine Kiefer entspannten. Unaufhörlich weiter sprechend, verdrückte ich mich.»<sup>25</sup> Die Arbeit mit vielen verschiedenen Tierarten hinterliess nicht wenige Narben auf Clarks Körper. Schon bald arbeitete er mit den damaligen radikalen Bewegungen zusammen und wurde 1906, mit 21 Jahren, verhaftet, weil er sich an einer Verschwörung beteiligt hatte, deren Ziel es war, für die Revolutionäre in Russland Waffen aus Schottland heraus zu schmuggeln. Er war kaum zur Schule gegangen und hatte sich im Wesentlichen alles selbst beigebracht, vermochte aber trotzdem, seine politischen Auffassungen in Artikeln, Streitschriften und Spottgedichten wirksam zu Gehör zu bringen:

*Der Hausbesitzer nennt es Miete und zwinkert mit dem Auge /  
Der Kaufmann sagt Profit und seufzt ganz tief /  
der Banker nennt es Zinsen und packt es in den Beutel /  
Doch unser Freund, der Dieb, der nennt es ehrlich Sore.\*<sup>26</sup>*

Nach verschiedenen Abenteuern, unter anderem der Leitung eines Zoos, schloss sich Clarke der kleinen, linksgerichteten Socialist Labour Party an und wurde Herausgeber und Redakteur ihrer Zeitung, des *Socialist*. Wie seine Parteigenossen bezog er entschieden und kompromisslos Stellung gegen den Krieg. «Ihr gebt uns den Krieg», erklärten sie kämpferisch. «Wir geben euch dafür die Revolution.»<sup>27</sup> Bei Kriegsende hatte die Zeitung, trotz wiederholter Razzien und Schikanen gegen ihre Drucker, eine Auflage von 20'000 Exemplaren. Regelmässig veröffentlichte sie Clarks Angriffe gegen den Krieg und die Kriegsgewinnler in der Industrie, ausserdem pries sie den Widerstand in anderen Ländern, indem sie etwa die pro-

---

\* The landlord calls it rent and he winks the other eye, /  
The merchant calls it profit and he sighs a heavy sigh, /  
The banker calls it interest and puts it in the bag, /  
But our honest friend the burglar simply calls it swag.

vokante Rede abdruckte, die der Sozialist Karl Liebknecht 1916 vor einem Kriegsgericht hielt.

Ihre Leser fand die Zeitung vor allem in Schottland und Nordengland, wo Parteiaktivisten einige Streiks organisierten, die bei den Geheimdienstagenten der Regierung so grosse Besorgnis auslösten. Nachdem ein sympathisierender Polizist Clarke über eine bevorstehende Verhaftung informiert hatte, floh dieser aus Schottland, kam bei Derby auf dem Bauernhof eines Gleichgesinnten unter und verdiente seinen Lebensunterhalt als Arbeiter, während er mit zahlreichen Mitstreitern den *Socialist* aus dem Untergrund weiterführte.

Derby war ein Zentrum der militanten Arbeiterbewegung, eine Stadt mit Rangierbahnhöfen, voller Kohlerauch und mit auffälligen Fabrikgebäuden aus Ziegeln, wo die Zünder, Flugzeugmotoren, Gewehrteile und Geschütze für das Militär hergestellt wurden. Ob die Spionagejäger des Munitionsministeriums wussten, dass die Region eine heimliche Basis für Clarke und den *Socialist* war, wissen wir nicht. Doch bei ihrer Suche nach subversiven Elementen geriet auch die Freundin in ihr Visier, die mit einiger Sicherheit für Clarkes Versteck gesorgt hatte.<sup>28</sup> Für verdeckte Vermittler, die auf Ruhm und Beförderung aus waren, musste sie ein ideales Ziel abgeben, denn in ihrem Haushalt liefen mehrere Stränge linker Aktivitäten zusammen.

Die würdig und entschlossen aussehende 52-jährige Alice Wheeldon verdiente sich ihren Lebensunterhalt damit, dass sie im Wohnzimmer eines Hauses in der Pear Tree Road in Derby Secondhand-Kleidung verkaufte. Sie war bekannt dafür, dass sie nicht lange fackelte: Machte sich jemand bei einer ihrer politischen Reden durch Zwischenrufe unbeliebt, gab es schon mal mit dem Regenschirm einen Klaps auf den Kopf. Die Tochter eines Lokomotivführers hatte in ihrer Jugend als Hausmädchen gearbeitet und lebte nun von ihrem alkoholabhängigen Mann, einem Mechaniker, getrennt. Nellie, eine ihrer Töchter, half Alice im Altkleiderladen; zwei andere, Hettie und Winnie, beide zwischen 20 und 30, unterrichteten an einer Schule, genauso wie es Alice Sohn Willie tat, bis er 1916 eingezogen wurde. Da er nicht als Wehrdienstverweigerer anerkannt war, versteckte er sich jetzt in der Hoffnung, aus dem Land fliehen zu können. Die ganze Familie gehörte seit Langem der politischen Linken an: Alice und ihre beiden als Lehrerinnen tätigen

Töchter hatten in der WSPU der Pankhursts mitgearbeitet, bis diese anfangen, den Krieg zu unterstützen, ausserdem waren sie, wie ihr Freund John S. Clarke, Mitglieder der Socialist Labour Party. Hettie Wheeldon war auch Sekretärin der No-Conscription Fellowship in Derby. Obwohl verheiratet, war Winnie, wie Agenten des Munitionsministeriums eifrig berichteten, eine Anhängerin der freien Liebe und früher sogar einmal Atheistin gewesen.

Entscheidend aber war in den Augen der Agenten, dass die Familie Wheeldon junge Männer bei sich versteckte, die sich der Einberufung entzogen – das sogenannte *flying corps* (was in diesem Fall nicht als «Fliegerkorps», sondern als «Flüchtlingskorps» zu lesen ist). Einige entzogen sich aus prinzipiellen politischen Gründen, andere waren einfach jung und hatten Angst. «Viele Genossen hielten immer die Tür offen für diese Männer auf der Flucht», erinnerte sich ein Aktivist, der die Familie gut kannte. «Das Haus von Mrs. Wheeldon in Derby war ein Zufluchtsort für jeden, der gegen den Krieg war.»<sup>29</sup> Anfang 1917 versteckten die Wheeldons einen jungen Sozialisten in ihrem Haus, der, wie Hettie an ihre Schwester schrieb, «entsetzliche Angst hat. Bleibt den ganzen Tag im Haus und traut sich nur nachts hinaus.»<sup>30</sup> Ein häufiger Besucher, auf den die Geheimagenten ihre Hoffnungen setzten, war ein junger Mann, der um Hettie warb – ein Agitator der Arbeiterbewegung, der als Mechaniker für die Schifffahrtsgesellschaft Cunard in Liverpool arbeitete und seine Kontakte zu radikalen Seeleuten und irischen Nationalisten nutzte, um Deserteure und Kriegsgegner aus England hinauszuschmuggeln.

Für einen solchen Spionagejäger musste der Gedanke, einen Vorwand zu finden, um die ganze Familie hinter Gitter zu bringen, äusserst verlockend erscheinen. Die Agenten begannen, die Post der Familie Wheeldon zu überwachen. Der Inhalt eines Päckchens, das Alice Winnie schickte, die mit ihrem Mann in Southampton lebte, enthielt, wie die Spitzel sorgfältig notierten, vier Mince Pies, zwei Paar Strümpfe und ein gefülltes Hähnchen. Dank der minuziösen Postschnüffelei haben wir ein rührend genaues Bild vom Leben in dieser belagerten Familie, von ihren Alltagsorgen (Winnie schrieb ihrer Mutter, dass sie sich Sorgen wegen der Verspätung ihrer Periode mache) bis zur Lektüre, zu der sozialistische Zeitungen, das *Tribunal* des NCF und George Bernard Shaws Schauspiel *Frau Warrens*

*Gewerbe* gehörten. Selbst in Kriegszeiten gehörte ständiges Lesen untrennbar zum Leben überzeugter Sozialisten.\*<sup>31</sup>

Eines Tages tauchte bei den Wheeldons ein Geheimagent des Munitionsministeriums auf, der den Decknamen Alex Gordon benutzte, und behauptete, ein *Conchie*, ein Wehrdienstverweigerer, auf der Flucht zu sein. Vertrauensselig wie immer liess Alice ihn im Haus übernachten und vertraute ihm ihre Sorgen wegen ihres flüchtigen Sohns an: Sie bemühe sich, für Willie, einen weiteren Verweigerer und Winnies Mann, der ebenfalls befürchtete, eingezogen zu werden, eine heimliche Ausreise zu organisieren. Hoherfreut führte Gordon daraufhin seinen unmittelbaren Vorgesetzten Herbert Booth ein und stellte ihn als den «Genossen Bert» vor, einen angeblichen Deserteur des Heeres. Während Hettie Verdacht schöpfte, scheint Alice beiden Männern geglaubt zu haben, die daraufhin die Falle zuschnappen liessen.

Am 30. Januar 1917 wurden Alice, ihre Töchter Hettie und Winnie sowie Winnies Ehemann Alf Mason verhaftet – Winnie und Hettie in den Schulen, in denen sie unterrichteten. Vom Fenster des Klassenzimmers aus beobachteten Hetties erstaunte Schüler, wie Polizisten in Zivil, den unvermeidlichen Bowler auf dem Kopf, ihre Lehrerinnen abführten. Die Familie wusste ja schon immer, dass sie ein Risiko einging, wenn sie flüchtigen Kriegsgegnern half, aber die Anklage, die jetzt gegen sie erhoben wurde, verschlug ihr doch den Atem. Allen vier Personen wurde vorgeworfen, «sich verschworen, verbündet und den gemeinsamen Entschluss gefasst zu haben ... einen vorsätzlichen Mord aus niedrigen Beweggründen zu begehen.» Und gegen wen hatten sie ein Mordkomplott geschmiedet? Schlagzeilen auf beiden Seiten des Atlantiks verkündeten die schockierende Nachricht: Ihre Opfer waren Arthur Henderson, ein Mitglied des Kriegskabinetts, und Premierminister David Lloyd George.

Für eine Regierung, der daran gelegen war, die Kriegsgegner in Misskredit zu bringen, konnte keine Anklage gelegener kommen. Der Attorney General, der höchste Staatsanwalt des Landes, begab sich persönlich nach Derby, um bei der

---

\* Sechs Monate zuvor hatte Bertrand Russell, als er in Wales eine Reihe von Vorträgen gegen den Krieg hielt, einer Freundin von all «diesen Arbeitern» berichtet, «die hungrig sind nach geistiger Nahrung ... Bei den Treffen bin ich immer wieder erstaunt, wie viele von ihnen meine *Probleme der Philosophie* gelesen haben.»

Vorverhandlung den Standpunkt der Anklage darzulegen. Fassungslos warteten die vier Familienmitglieder im Gefängnis auf den Prozessbeginn.

Im selben Monat, als die Wheeldons verhaftet wurden, schlich sich der Passagierdampfer *Kildonan Castle*, der in besseren Tagen als Luxusdampfer auf der Route nach Kapstadt unterwegs war, in Begleitung eines englischen Zerstörers aus dem schottischen Hafen Oban. Es gab keine Pressemitteilung. An Bord befand sich eine 51-köpfige Gruppe hochrangiger Militärs und Zivilisten aus Grossbritannien, Frankreich und Italien. Leiter der britischen Gruppe war Alfred Milner, der hier seine erste Überseeaufgabe seit seinem Eintritt ins Kriegsministerium übernommen hatte.

Die Delegation war auf dem Weg nach Russland. Milner schätzte, dass das Land die entsetzliche Zahl von 6 Millionen Opfern zu beklagen hatte. Ihr riesiges, schwerfälliges Heer war wiederholt und demütigend von weit kleineren deutschen Kräften geschlagen worden, die weite russische Gebiete besetzt hielten und für ihre Kriegsanstrengungen nun auf die dort vorhandenen Vorräte an Getreide, Kohle, Eisen und anderen Bodenschätzen zurückgreifen konnten. Die Briten und Franzosen wurden zunehmend ungeduldig angesichts der Schwerfälligkeit ihres Verbündeten. Was war zu tun?

Ungeachtet des Spiessrutenlaufs durch deutsche U-Boote hatten alliierte Schiffe grosse Mengen an Ausrüstung und Vorräten in russischen Nordmeerhäfen angeliefert. Im Lauf von zwei Jahren hatte etwa Grossbritannien an Russland 2,5 Millionen Ladungen Munition, eine Million Gewehre, 27'000 Maschinengewehre, 8 Millionen Handgranaten und fast 1'000 Kampfflugzeuge oder Flugzeugmotoren verkauft. Doch die britischen Militärattachés sahen wenig Anzeichen dafür, dass diese Rüstungsgüter auch tatsächlich zu den russischen Truppen an der Front gelangten. Warum? Von den verschwiegenen Behörden waren kaum Informationen zu bekommen, doch Russlands Gesandte baten um mehr Lieferungen und riesige Darlehen, um ihre Kosten zu decken. Was war von Russland als Partner in diesem Krieg tatsächlich zu erwarten? Das wollte die Gruppe von hochrangigen Vertretern der alliierten Mächte herausfinden.

Während das Schiff und seine Eskorte am nördlichen Rand des europäischen Kontinents entlang fuhren, suchten die Männer am Ausguck das Wasser ständig



nach deutschen U-Booten ab. Jeder an Bord wusste, dass er in dem eiskalten Wasser nicht mehr als ein paar Minuten überleben konnte. Doch der eigentliche Schock kam für die alliierte Delegation erst, als die *Kildonan Castle* im Hafen von Romanow am Murman, dem heutigen Murmansk, einlief, dem einzigen eisfreien Hafen in der russischen Arktis. Tausende Kisten mit britischer und französischer Munition stapelten sich auf Kais und unbebauten Grundstücken. In schneebedeckten Behältern warteten die Einzelteile von Sopwith- und Nieuport-Jagdflugzeugen auf den Zusammenbau. Während Schiffe im Durchschnitt pro Tag 1'500 Tonnen Nachschub anlieferten, konnten über die Schienenverbindung, die aus dem Hafen führte, wegen Mangels an Ersatzteilen und Korruption offizieller Stellen nur 200 Tonnen pro Tag weiterbefördert werden.

Diese Zugverbindung musste auch die Delegation für die Fahrt in die Hauptstadt des Zarenreichs nutzen. Der Eisenbahnverkehr war so langsam, dass selbst dieser Sonderzug voller Minister und Generäle, die auf halbem Weg von Sondergesandten des Zaren begrüsst wurden, drei Tage und Nächte brauchte, um schnaufend und ächzend die 1'100 Kilometer bis zu der Stadt zurückzulegen, die jetzt Petrograd hiess. (In einem Anfall von Patriotismus hatte sich Russland des deutsch klingenden Namens «Sankt Petersburg» entledigt.) Im königlichen Palast in Zarskoje Selo (Puschkin) vor den Toren der Stadt wurde die alliierte Delegation von Offizieren in Galauniform dem Zar vorgestellt. Milner überreichte mehrere Briefe von König Georg V., dem Vetter des Zaren, und bekam zwei Tage später eine fast zweistündige Privataudienz bei ihm. Nach einem Mittagmahl, an dem auch die Zarin und einige ihrer Kinder teilnahmen, erklärte Milner seinem Freund General Henry Wilson, dem ranghöchsten Offizier der Delegation, dass das Kaiserpaar «zwar sehr liebenswürdig war ..., aber sehr klar zu verstehen gegeben hat, dass es keine Erörterung innerer Angelegenheiten Russlands dulden wird».<sup>32</sup>

Eine endlose Folge von prachtvollen Festbanketts, Galaempfangen, Opernaufführungen und feierlichen Ordensverleihungen trieben den stets auf Effektivität bedachten Milner fast zur Verzweiflung. Einmal habe er sich, so ein Augenzeuge, «ständig in seinem Stuhl zurückgeworfen, hörbar aufgestöhnt» und gemurmelt: «Wir vergeuden unsere Zeit!»<sup>33</sup> Zu seinem Entsetzen brachte es ein Mittagessen

mit Trinksprüchen und gewundenen Reden über die Freundschaft der beiden grossen Verbündeten auf qualvolle fünf Stunden. Einige der anderen Delegierten amüsierten sich prächtig<sup>34</sup>

Ohne Umschweife konnte Milner nur reden, als er sich mit einigen reformorientierten Beamten aus Moskau traf, die ganz offen über Russlands prekäre Lage sprachen. Derweil stattete Wilson der Front einen kurzen Besuch ab, wo er erfuhr, dass die russischen Soldaten nach zweieinhalb Jahren Krieg noch immer keine Drahtscheren hatten. Da man von ihnen erwartete, den deutschen Stacheldraht mit blossen Händen niederzureissen, fragten ihn einige, ob das auch in den britischen Truppen so gehandhabt werde. Während sich die Delegation in Moskau aufhielt, brachen auf den Strassen Hungerrevolten aus. Die Inflation war ausser Kontrolle, und die Regierung druckte so rasch neue Banknoten, dass sie noch nicht einmal Seriennummern bekamen.

Die Furcht, dass deutsche Spione Informationen von den höchst bestechlichen russischen Beamten bekommen könnten, war bei den alliierten Delegierten so gross, dass sie Petrograd mitten in der Nacht verliessen, wobei jeder noch ein Paar Schuhe opferte. Diese liessen sie nämlich im Hotel vor ihren Zimmertüren stehen, als erwarteten sie die Schuhe am nächsten Morgen geputzt zurück, während sie in Wirklichkeit längst zu ihrem Schiff unterwegs waren. Nach einer weiteren Zugreise im Schneckentempo wurde Milner auf dem Schiff, das ihn wieder nach England brachte, von düsteren Gedanken gequält. Auf den Strassen Petrograds hatte es eine Kundgebung gegen den Krieg gegeben, und der britische Militärattache schätzte, dass schon eine Million russische Soldaten desertiert waren, die meist unauffällig in ihre Dörfer zurückkehrten.

Wieder in England teilte Milner dem Kriegskabinett jedoch in einem höchst untypischen Anfall von Wunschdenken mit: «Bei dem Gerede über Revolution und vor allem über die angebliche Illoyalität der Streitkräfte wird erheblich übertrieben.» Trotz des Engpasses, den, wie er selbst gesehen hatte, die Bahnverbindung darstellte, drängte er seine Kollegen, alles in ihrer Macht Stehende zu tun,

\* «Ich trug das Grosseffizierskreuz der Ehrenlegion, den Bruststern und das Halsband des Bathordens sowie meine Ehrenzeichen», schrieb General Wilson in sein Tagebuch. «... Alles in allem machte ich eine prächtige Figur als Mann! Beim Dinner des Aussenamtes und dem anschliessenden Empfang einiges Aufsehen erregt... Zum Mittagessen bei der Grossherzogin ... Schönes Schloss mit Blick auf die Nawa.»

um Russland noch mehr Militärhilfe zukommen zu lassen, vielleicht in Verbindung mit alliierten Technikern, die dafür sorgten, dass die Lieferungen tatsächlich an die Front kamen und verwendet wurden. Er sah keine Alternative. Ein unfähiger Verbündeter im Osten sei besser als gar keiner, erläuterte er, und wenn die Armee des Zaren keine Waffen besäße, um den Kampf gegen die Deutschen fortzusetzen, sei die Gefahr einer Revolution noch viel grösser. «Wenn es zu einer Umwälzung kommt», schrieb er, «könnte sich das katastrophal auf den Kriegsverlauf auswirken.»<sup>35</sup>

## 17. KAPITEL

### *Die Welt ist mein Vaterland*

Inzwischen war der Krieg zu der verlustreichsten Katastrophe geworden, die Europa seit der grossen Pandemie des 14. Jahrhunderts, dem Schwarzen Tod, heimgesucht hatte. «Ich habe euch bisher nicht die Wahrheit mitgeteilt», schrieb der indische Soldat Bhagail Singh an seine Familie im Januar 1917 von der Westfront, ohne zu wissen, dass seine Worte von Zensoren abgeschrieben wurden, die die Kampfmoral der Soldaten überwachen sollten. «Jetzt will ich euch die Wahrheit sagen ... Geht davon aus, dass wir heute oder morgen fallen. Es gibt absolut keine Hoffnung, dass wir jemals zurückkehren ... Niemand wird überleben. Ich verbringe meine Tage und Nächte mit Klagen.»<sup>1</sup> Im nächsten Monat schrieb ein anderer Inder: «Wir sind wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden ... Es gibt keine Hoffnung auf Entrinnen.»<sup>2</sup>

Im Gegensatz zur Beulenpest war der Kataklysmus, der den Kontinent verwüstete, natürlich ganz und gar Menschenwerk – trotzdem blieb die organisierte Opposition klein. Obwohl die fahnenflüchtigen Soldaten in Russland mit den Füßen gegen den Krieg abstimmten, war offener Protest gefährlich, aber auch in anderen Ländern ging man mit Dissidenten nicht sanfter um. Selbst wenn man den Kriegsgegnern mehr Freiheit gelassen hätte, wäre die Zahl der Proteste möglicherweise nicht grösser gewesen. Überall hatte der Krieg glühenden Chauvinismus geweckt, Hexenjagden auf Verräter entfesselt und eine Stimmung erzeugt, die die Öffentlichkeit jedes Mal in Wallung brachte, wenn es den Anschein hatte, als liesse die Kriegsbereitschaft zu wünschen übrig.

Nur in Grossbritannien gab es politischen Spielraum genug für eine nennenswerte Antikriegsbewegung, und doch wurden im März 1917, kurz nach Milners

Rückkehr aus Russland, einige ihrer Mitglieder Opfer des ersten grossen Schauprozesses des Krieges. Frederick Edwin Smith, der höchste Ankläger des Landes, hatte schon verkündet, er werde den Wheeldon-Fall persönlich übernehmen. Smith, ein wortgewaltiger Rechtskonservativer, war bekannt für seine Liebe zu Brandy und Zigarren, seinen Witz und seinen Snobismus. Ein frisch in das Unterhaus gewählter Gewerkschafter, der sich noch nicht auskannte, fragte ihn einmal nach dem Weg zu den Toiletten. «Den Flur entlang, erste rechts, erste links und die Treppe hinunter», erklärte ihm Smith. «Dann sehen Sie eine Tür, auf der ‚Gentlemen‘ steht, aber lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken.»<sup>3</sup>

Smith nutzte seinen Einfluss, um den Prozess von Derby nach London verlegen zu lassen, weil es sich besser eignete für ein öffentliches Spektakel, das die Kriegsgegner einschüchtern sollte. «Die Protagonisten dieses Falls», erklärte er, «sind eine sehr radikale und gefährliche Gruppierung ... von tiefer Feindseligkeit gegen dieses Land erfüllt, bieten sie Fahnenflüchtigen Zuflucht und sind finster entschlossen, Grossbritannien in der Stunde seiner grössten Not Schaden zuzufügen.»<sup>4</sup>

In der Zwischenzeit war der junge Willie Wheeldon als Verweigerer auf der Flucht in Southampton verhaftet worden. Die Öffentlichkeit war fasziniert, was der Boulevardpresse phantastische Auflagen bescherte: Acht Fotografien und die Balkenüberschrift «Das Lloyd-George-Mordkomplott» nahmen die Titelseite des *Daily Sketch* ein. In anderen Zeitungen waren Alice Wheeldon und ihre beiden Töchter in ihren langen Gefängniskleidern abgebildet, wie sie unter den Augen einer Aufseherin den Prozessbeginn erwarteten. Selbst in ihren Zellen wurden die drei Frauen regelmässig an den Krieg erinnert: dann nämlich, wenn sie den Geschützdonner aus einer nahegelegenen Akademie für Artillerieoffiziere hörten. «Ich denke, es sind nur die röchelnden Todeszuckungen des Kapitalismus»,<sup>5</sup> schrieb Hettie Wheeldon an eine Freundin über die Tortur, die sie durchmachten. Auch ihre Mutter schrieb aus dem Gefängnis und beendete einen ihrer Briefe mit den Worten: «Ja, wir werden durchhalten, wie Du sagst, und lieber zerbrechen, als uns zu beugen. Bis dann, Genossin, lass die Fahne wehen ... wir sehen uns wieder.» Unter ihre Unterschrift setzte sie ihren Protest gegen den allgegenwärtigen patriotischen Wahnsinn: «Die Welt ist mein Vaterland.»<sup>6</sup>

Der Prozess fand im Gerichtsgebäude Old Bailey statt, einem säulenge-

schmückten und höchst eindrucksvoll von Turm und Kuppel gekrönten Prachtbau. Im Gerichtssaal sassen dichtgedrängt Reporter neben Angehörigen der High Society und Aktivisten der Antikriegsbewegung. Der Ankläger fasste die Anklage gegen die Wheeldons zusammen: Von Winnies Ehemann Alf Mason, einem Assistenten in einem Chemielabor, habe Alice in einer mit Watte ausgepolsterten Blechschachtel zwei Ampullen mit Strychnin und zwei mit Kurare erhalten. Dann wurde Geheimagent Herbert Booth in den Zeugenstand gerufen, er sagte aus, Alice habe ihm und seinem Kollegen Alex Gordon berichtet, dass Lloyd George samstagnachmittags immer Golf spiele, weshalb es ein Leichtes sei, sich auf dem Golfplatz hinter einem Busch zu verstecken und wie die südafrikanischen Indianer mittels eines Blasrohrs einen Pfeil mit vergifteter Spitze auf ihn abzuschiesen.

Die Beweise für dieses abenteuerliche Mordkomplott waren, um es vorsichtig auszudrücken, dünn. Abgesehen von der Vorlage der Giftpackung verliess sich die Anklage in erster Linie auf Booth' Ausführungen, obwohl dieser weit weniger Zeit im Haus der Wheeldons verbracht hatte als sein Untergebener Gordon. In dem Bemühen, die Geschworenen zu schockieren, wies die Staatsanwaltschaft daraufhin, dass Winnie Lloyd George in einem Brief als «dieses verdammte walisische Arschloch» titulierte. F. E. Smith war vor Gericht ein mitreissender Redner, und daher konnten sich Geschworene und Richter der Wirkung der von ihm und seinen drei Assistenten vorgetragenen Anschuldigungen, düsteren Anspielungen und Verweisen auf Grossbritanniens Stunde der Not nicht entziehen. Mehrfach lobte der Richter die Staatsanwälte und half ihnen bei der Befragung der Zeugen. Stolz bekannte Alice, die Familie habe in der Tat Männern geholfen, die auf der Flucht vor der Einberufung waren. Aus ihrem ablehnenden, herausfordernden Verhalten und ihrer fehlenden Bereitschaft, um Gnade zu bitten, geht deutlich hervor, dass sie und ihre «Mitverschworenen» wussten, wie gering ihre Chance war, die Geschworenen von ihrer Unschuld zu überzeugen. Während einer Vorverhandlung las Hettie Wheeldon trotzig eine Zeitung, als wolle sie deutlich machen, dass es keinen Zweck habe, einer solchen Farce Aufmerksamkeit zu schenken. Während der Hauptverhandlung tadelte der Richter die Angeklagten wegen ihrer zur Schau gestellten «Leichtfertigkeit». Doch als Alice im Zeugenstand auf eine Frage zu ihrem Sohn antworten sollte, der wegen Nichtbefolgens der Einberufung zu 18

Monaten Gefängnis verurteilt war, verhielt sich Alice, die in einer Zeitung als «hager und bleich»<sup>7</sup> beschrieben wurde, alles andere als leichtfertig. Sie weinte.

Obwohl das dürftige Belastungsmaterial, das vorlag, vor allem von Alex Gordon zu stammen schien, dem ersten Agenten, der sich bei den Wheeldons eingeschlichen hatte, erklärte Smith, «dass ich diesen Zeugen aus Gründen, die mir vernünftig erscheinen, nicht aufrufen werde».<sup>8</sup> Vergebens versicherten die Wheeldons, dass es dieser geheimnisvolle Gordon gewesen sei, der die Gifte von ihnen verlangt habe. Er habe erklärt, Alice zu helfen, ihren Sohn und andere Verweigerer ausser Landes zu bringen, brauche dafür aber Gift für einige Hunde, die ein Internierungslager bewachten, in dem Verweigerer gefangen gehalten würden. Vergebens fragte der ansonsten unfähige Verteidiger der Wheeldons, warum die Anklage diesen Zeugen nicht vorladen wolle. Er selbst habe Gordon befragen wollen, sagte er später, aber die Ankläger hätten Gordons Aufenthaltsort nicht preisgegeben.

Der Prozess dauerte weniger als eine Woche. Am Ende liess der Richter keinen Zweifel daran, welchen Spruch er von den Geschworenen erwartete, indem er das Vergiften zur «gefährlichsten und heimtückischsten Form der Verschwörung» erklärte. An einem Samstag, nach einem zermürbenden Verhandlungstag mit Zeugenaussagen und abschliessenden Plädoyers, forderte er die Geschworenen auf, augenblicklich mit der Beratung zu beginnen. Sie brauchten nur eine halbe Stunde. Hettie Wheeldon wurde für nichtschuldig erklärt, ihre Mutter jedoch für schuldig der Verschwörung und Anstiftung zum Mord. Wegen ihrer Mitwirkung an der Beschaffung des Giftes wurden auch Winnie und Alf Mason der Verschwörung für schuldig befunden. Wegen ihrer Jugend – Alf war 24 und Winnie 23 – empfahlen die Geschworenen Milde.

Doch der Richter hatte kein Interesse an Gnadenakten, daher verurteilte er Alice Wheeldon umgehend zu zehn Jahren Zuchthaus, Alf Mason zu sieben Jahren und Winnie, der er attestierte, sie habe «unter dem schlechten und bösen Einfluss ihrer Mutter gestanden»<sup>9</sup>, zu fünf Jahren. Unbewegt nahm Alice ihr Urteil hin. Aufseher führten die Gefangenen fort. Mit seinen abschliessenden Worten im Gerichtssaal verurteilte der Richter im Grunde genommen auch noch die allgemeine Schulpflicht. Er sei entsetzt, sagte er, dass sich die beiden Wheeldon-Töchter, obwohl

Lehrerinnen, über den Premierminister «in einer Sprache geäußert haben, die selbst noch im Mund des niedrigsten Rowdys schockierend wäre ... Da ist es kaum denkbar, dass die Schulbildung tatsächlich die Segnung ist, die wir erhofft haben.»<sup>10</sup>

Gegen Ende der Verhandlung passierte etwas, das in jedem normalen Strafprozess undenkbar gewesen wäre. Eine Frau, die nichts mit dem Fall zu tun hatte, betrat den Zeugenstand und ergriff das Wort. Der Richter gab nicht nur seine Zustimmung, sondern forderte die anwesenden Reporter sogar auf, «sich Notizen zu machen». Die Sprecherin, elegant gekleidet und redegewandt wie immer, war Emmeline Pankhurst.

Sie stand dort, weil die Wheeldon-Frauen einst Mitglieder ihrer Womens Social and Political Union waren und weil sie jetzt als treue Patriotin darauf brannte, sich und die WSPU von ihnen zu distanzieren. «My Lord», wandte sie sich an den Richter, «da hier der Name von Mr. Lloyd George im Zusammenhang mit uns erwähnt wurde, möchte ich feststellen, dass gerade heute, in dieser schicksalhaften Krise unseres Landes, nach unserer Meinung kein Leben so wichtig für die Sicherheit unseres Landes ist wie das Leben unseres Premierministers. Davon sind wir so tief überzeugt, dass wir, wenn nötig, sogar unser eigenes Leben aufs Spiel setzen würden, um das seine zu schützen. Und ich möchte auch zur Ehrenrettung der Frauen ... erklären, dass die Meinungen der Gefangenen, ihre Handlungen, ihre Art, sich auszudrücken, für uns, die wir uns seit Beginn dieses Krieges patriotischer Arbeit verschrieben haben, ein Greuel ist.»<sup>11</sup>

Noch vier Jahre zuvor hatte Lloyd George die WSPU-Suffragetten durch seinen Widerstand gegen das Wahlrecht für Frauen so erzürnt, dass sie ihm eine Bombe in sein neu erbautes Haus warfen. «Wir haben versucht, ihn in die Luft zu jagen, um sein Gewissen wachzurütteln»,<sup>12</sup> hatte Emmeline Pankhurst damals stolz erklärt. Wegen Beihilfe zu diesem Verbrechen war sie im selben Gerichtsgebäude zu einer dreijährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden. Diese Vergangenheit war jetzt begraben, und in den kommenden Monaten sollte sie dem Premierminister auf einer Auslandsmission einen noch weit grösseren Gefallen erweisen.

Nach dem Wheeldon-Prozess sprach die Rechte mit Abscheu von einem Mordkomplott eines finsternen Netzwerks von Sozialisten und Wehrdienstverweigerern. Aber viele Linke waren überzeugt, dass Booth und Gordon die Wheeldons herein-



gelegt hatten. Sogar für einige Befürworter des Krieges klang der Verschwörungsvorwurf weniger überzeugend als der Plot des neuesten Romans von John Buchan. Im Parlament stellten einige Abgeordnete peinlich genaue Fragen. Wie der Sacco-Vanzetti-Fall in den Vereinigten Staaten hat die Wheeldon-Affäre seither immer wieder die Gemüter bewegt.\* Sie wirft die Frage auf: Warum hat die britische Regierung mitten in einem schrecklichen Krieg so viel Mühe darauf verwendet, diese unglückliche Familie mit derart an den Haaren herbeigezogenen Beschuldigungen vor Gericht zu bringen?

Die Mitglieder der Antikriegsbewegung einzuschüchtern war natürlich das Hauptmotiv, aber bei vielen Beteiligten spielte auch persönlicher Ehrgeiz eine Rolle. Der Ankläger Smith, ein Relikt der Asquith-Regierung, ergriff begeistert die Gelegenheit, seine Loyalität zu beweisen, indem er persönlich den Prozess übernahm. Zusätzlich angeheizt wurde die Affäre durch die Rivalität der wuchernenden Geheimdienste. Der militärische Abschirmdienst, Basil Thomson bei Scotland Yard und die Geheimdienstabteilung des Munitionsministeriums lieferten sich erbitterte Grabenkämpfe – da war eine Ermittlung, die zu einer sensationellen Verurteilung vor Gericht führte, natürlich ein Glücksfall. Alex Gordon hatte in den Wochen, bevor er sich bei den Wheeldons einschmeichelte, das Gefühl, sein Posten im Munitionsministerium stehe auf dem Spiel, denn er hatte einen früheren Auftrag vollständig vermasselt. Aus Manchester hatte er nämlich berichtet, alles sei ruhig, und dann musste er erleben, dass die städtischen Strassenbahnfahrer kurz darauf in den Ausstand traten. Der Wheeldon-Fall verschaffte ihm Gelegenheit, die Scharte auszuwetzen und sich wieder beliebt zu machen.

Unterdessen befand sich der ehrgeizige Thomson in einer Zwickmühle. Wenn es ein Mordkomplott gegen den Premierminister gab, wollte er natürlich das Verdienst für sich beanspruchen, es verhindert zu haben. Genauso war ihm aber an dem Nachweis gelegen, dass die Spionagejäger des Munitionsministeriums ein unzuverlässiger Haufen waren, die seinen Profis von Scotland Yard nicht das Was-

---

\* Allein in den letzten Jahrzehnten hat sie Pat Barkers Roman *Das Auge in der Tür*, zwei Theaterstücke, zwei Sachbücher, ein Fernsehspiel der BBC und einen Band Gedichte angeregt.

ser reichen konnten, und dass sie die Arbeit seinen Leuten überlassen sollten. (Bald nach dem Wheeldon-Prozess war das dann auch der Fall.) In einem der von Selbstlob triefenden Memoranden, die er nach dem Krieg verfasste, verstand es Thomson tatsächlich, beide Behauptungen aufzustellen, während er gleichzeitig andeutete, die Idee des «Giftkomplotts» stamme von Alex Gordon. Nachdem er diesen als «einen dünnen, verschlagen aussehenden Mann von etwa dreissig Jahren mit langem, fettigem schwarzem Haar» beschrieben hatte, fügte er hinzu: «Ich hatte das unbehagliche Gefühl, dass er als Agent Provocateur, wie die Franzosen sagen, aufgetreten war.»<sup>13</sup>

Thomson hatte recht. Ohne die kriegsbedingte Paranoia hätte sich die abenteuerliche Geschichte der Anklage – ein geplanter Anschlag auf den Premierminister mit Blasrohr und Giftpfeil – nicht halten lassen, weil der Hauptzeuge Gordon, der behauptete, von dem Plan erfahren zu haben, nie aussagen musste. Kein Wunder, denn der Mann wäre für jeden Staatsanwalt ein Alptraum gewesen. Erst nach dem Arrest der Wheeldons scheint die Anklage entdeckt zu haben, dass «Gordon» nicht sein richtiger Name war, dass er ein Vorstrafenregister hatte und dass ihm in einem Fall sogar Schuldunfähigkeit attestiert wurde.

In seiner kurzen Laufbahn als Spion erwies er sich als dreister Agent Provocateur und schien diese Rolle sehr genossen zu haben. An dem Tag, als Mason und die Wheeldons verurteilt wurden, erhielten Milner und andere Regierungsvertreter von einem besorgten Geheimdienstagenten die Mitteilung, dass «Gordon nach Leicester und Coventry gereist ist und dort der A. S. E. [einer Gewerkschaft] Gift und Bomben angeboten hat».<sup>14</sup> Weitere Berichte dieser Art trafen ein. Wenn Gordon fortfuhr, in Grossbritannien umherzureisen und allen möglichen Leuten Gift anzubieten, musste er über kurz oder lang auffliegen und den ganzen Prozess gegen die Wheeldons auf peinlichste Weise zur Farce machen. Rasch fand man eine Lösung: Gordon wurde in Plymouth mit 100 Pfund und einer einfachen Fahrkarte auf ein Schiff nach Kapstadt verfrachtet.

Ein Freund und politischer Genosse der Wheeldons, der ehemalige Löwenbändiger John S. Clarke, verfasste gern Grabinschriften auf politische Feinde, auch wenn sie noch am Leben waren. Das *Epitaph on Alex Gordon* – veröffentlicht im *Socialist*, der Zeitung, die er nach wie vor aus dem Untergrund herausgab – wurde oft und gern bei Arbeiterkundgebungen rezitiert:

*Halt inne, Fremder, nahe bist du jenem Fleck,  
durch ein metallisch Kreuz markiert,  
wo nun verrotten tief im Dreck,  
des Schurken Alex sterblich Reste.*

*Maden schwärmen dort in grosser Zahl,  
eifern um die Wette, diese Luder,  
und vergiessen Tränen bitterer Qual,  
um zu beklagen – nicht zu fressen – ihren Bruder.\*<sup>15</sup>*

Keine Woche nach dem Schuldspruch gegen die Wheeldons wurde die Welt, wie man sie bis dahin kannte, auf den Kopf gestellt.

«Am Nachmittag des 13. März 1917», schrieb Winston Churchill später, «teilte uns die russische Botschaft in London mit, dass sie nicht mehr mit Petrograd in Verbindung stehe. Einige Tage lang herrschte Aufruhr in der Stadt... Dann plötzlich ... war alles still... Die Grossmacht, zu der wir eine enge Kriegskameradschaft unterhielten, ohne die alle Pläne sinnlos wurden, war verstummt. Mit wirksamer russischer Unterstützung konnten die Alliierten an allen Fronten zugleich angreifen. Ohne diese Hilfe war durchaus denkbar, dass der Krieg verloren war.»<sup>16</sup>

Wenige Tage nachdem Milner und seine Delegation die russische Hauptstadt verlassen hatten, begannen Demonstranten durch die verschneiten Strassen zu marschieren und gegen die Lebensmittel- und Brennstoffknappheit zu protestieren. Sie brüllten revolutionäre Parolen, schlugen Schaufensterscheiben ein und sangen die Internationale. Aber das war erst der Anfang. Die Reihen der Demonstranten wurden rasch durch einige der 200'000 streikenden Munitionsarbeiter verstärkt. Auf den Barrikaden und den gefrierenden Prachtstrassen brachen erbitterte Kämpfe aus, in deren Verlauf die zaristische Regierung die Kontrolle über die Stadt verlor. Eine militärische Einheit meuterte, tötete ihren befehlshabenden Offizier und stellte sich samt ihren Waffen in den Dienst der Aufständischen. Der Rest der Stadtgarnison, die den Befehl bekam, die Meuterei niederzuschlagen,

\* Stop! stranger, thou art near the spot / Marked by this cross metallic, / Where buried deep doth lie and rot, / The corpse of filthy Alex. // And maggot-worms in swarms below, / Compete with one another, / In shedding tears of bitter woe, / To mourn – not eat – a brother.

schloss sich stattdessen den Aufständischen an, verwüstete die Regierungsgebäude und kampierte herausfordernd in den Ballsälen des Schlosses. Ein Panzerwagen, der an den Seiten die Kreideinschrift «Freiheit» trug, rollte durch die Strassen. Auch Mannschaften der im Hafen liegenden Schiffe meuterten.

Es war ein Aufbegehren der einfachen Soldaten – ein Aufstand von der Art, wie sie alle Generäle in diesem Krieg seit Langem befürchteten. Am 17. März wurde der Zar gezwungen abzudanken, eine Provisorische Regierung übernahm die Macht, und einige Tage später wurden Zar Nikolaus II. und seine Familie in dem Schloss, in dem Milner sie im Monat zuvor besucht hatte, unter Hausarrest gestellt. Petrograds Hauptgefängnis und das Archiv der Geheimpolizei gingen in Flammen auf. Überall in dem Riesenreich begannen jubelnde Soldaten und Zivilisten, Fahnen herunterzureissen, Standbilder umzustürzen und die Tafeln mit dem zaristischen Doppeladler zu zerschlagen. Mehr als 300 Jahre Romanow-Herrschaft waren plötzlich Geschichte.

Die Deutschen waren begeistert, während die entsetzten Alliierten schwachen Trost daraus schöpften, dass Russlands Provisorische Regierung – von ihnen stark unter Druck gesetzt – erklärte, sie werde im Krieg bleiben. Aber diese Zusage bedeutete wenig, denn die Petrograder Stadtregierung geriet – im Verlauf eines Vorgangs, der sich in einigen anderen Grossstädten wiederholte – unter den Einfluss eines viel radikaleren Sowjets oder Rates –, der dem Militär eigene Befehle zu erteilen begann. Unter anderem sollten die Männer in allen militärischen Einheiten ihre eigenen Soldatenräte wählen, ein spektakulärer Bruch mit der jahrhundertealten Befehlskette. Die ohnehin schon hohe Rate von Fahnenflucht stieg noch weiter an, Matrosen lynchten Dutzende Marineoffiziere, und am 27. März 1917 verkündete der Petrograder Sowjet, die Völker Europas sollten «die Entscheidung über die Frage von Krieg und Frieden» selbst in die Hand nehmen. Er forderte die Arbeiter in Deutschland und Österreich-Ungarn auf, sich ihren russischen Genossen anzuschliessen und sich zu weigern, in einem Krieg der «Könige, Grossgrundbesitzer und Bankiers» zu kämpfen. Ein Vertreter des russischen Kriegsministeriums gestand einem britischen Militärattache, dass die Disziplin der Armee zusammenbreche: Wenn Reservetruppen nach vorn geschickt würden, desertierten so viele,

dass weniger als ein Viertel die Front erreichte. Die Armee kämpfte zwar noch, aber wie lange bei dieser Desertionsrate?

Überall auf dem Kontinent reagierten radikale Kriegsgegner begeistert auf die Nachrichten aus Petrograd. «Die herrlichen Dinge in Russland wirken auf mich wie ein Lebenselixier», schreibt Rosa Luxemburg aus der deutschen Gefängniszelle, in die man sie wegen ihrer Kriegsproteste gebracht hatte. «... Ich bin felsenfest überzeugt, dass eine neue Epoche jetzt beginnt und dass der Krieg nicht mehr lange dauern kann.»<sup>17</sup> Die Wehrdienstverweigerer, die ihre Zeit im Londoner Gefängnis Wormwood Scrubs absassen, nahmen erfreut zur Kenntnis, dass eine der ersten Handlungen der Provisorischen Regierung eine Amnestie für alle politischen Gefangenen war – auch die 800 Verweigerer in russischen Gefängnissen.

Emrys Hughes, der künftige Ehemann von Keir Hardies Tochter, sass in Wales ein, als ein anderer Verweigerer ihm verstoßen eine in ein Handtuch eingewickelte Zeitungsseite zusteckte; mit dem Rücken zum Guckloch in der Zellentür las er die sensationelle Nachricht: «Die alte Ordnung war tot, eine neue Gesellschaft wurde geboren ... das Ende des Krieges war in Sicht.»<sup>18</sup> Bertrand Russell begrüßte den Aufstand in Russland «als wunderbares Ereignis ... beglückender als alles, was seit Beginn des Krieges geschehen ist.»<sup>19</sup> Ende März drängten sich fast 12'000 Londoner bei einer Kundgebung in der Royal Albert Hall, um zu zeigen, dass sie die Russen unterstützten, die den Zaren gestürzt hatten; 5'000 weitere Besucher mussten abgewiesen werden, weil kein Platz mehr war. Zum ersten Mal seit einem Jahr konnte eine öffentliche Versammlung von Dissidenten stattfinden, ohne dass sie von patriotischen Horden aufgelöst wurde. «Gar zu gern hätte ich ihnen am Ende zugerufen, kommt mit und lasst uns Wormwood Scrubs niederreißen», schrieb Russell. «Sie hätten es alle getan ... Ein solches Treffen wäre noch einen Monat zuvor vollkommen unmöglich gewesen.»<sup>20</sup>

«Ich erinnere mich noch an die Bergleute», schrieb der Labour-Politiker Aneurin Bevan Jahre später, «als sie hörten, dass die zaristische Tyrannei gestürzt worden sei; sie versammelten sich auf den Strassen, die Tränen liefen ihnen über das Gesicht und sie schüttelten sich die Hände.»<sup>21</sup> Die Versammlungen am 1. Mai brachten noch mehr Feiern: Eine linksgerichtete Zeitung sprach von 70'000 Teilnehmern in Glasgow, einem Friedensmarsch in London und einer Kundgebung in

Liverpool, bei der echte Russen auftraten: 150 verwirrte Matrosen, die sich zufällig im Hafen befanden und nun als Helden begrüsst wurden. In Manchester erklärte der Vorsitzende der Transportgewerkschaft: «Revolutionen beginnen wie die Mildtätigkeit im eigenen Land.»<sup>22</sup>

Frankreich erlebte Streiks und die grössten Maikundgebungen der Kriegsjahre mit wehenden roten Fahnen und mit Rednern, die den Frieden forderten. Ein amerikanischer Korrespondent beobachtete an der Ostfront durch seinen Feldstecher, wie sich russische und deutsche Soldaten im Niemandsland trafen und durch Zeichensprache verständigten: Die Russen bliesen in ihre offenen Handflächen, um zu zeigen, dass der Zar fortgeweht war, die Deutschen bohrten ihre Bajonette in die Erde. War dies am Ende der Augenblick, den Hardie so leidenschaftlich herbeigesehnt hatte, der Augenblick, wo die Soldaten beider Seiten sich weigerten, einander weiterhin zu töten? Jubelnd pries Sylvia Pankhurst den Umsturz in Russland als «den ersten Strahl der Morgenröte nach einer langen und qualvollen Nacht.»<sup>23</sup>

Zu Wasser und zu Lande sah es alles andere als günstig für die Alliierten aus. Deutschlands verschärfter U-Boot-Krieg hatte die wichtigste transatlantische Lebensader schwer beeinträchtigt und verbreitete Schrecken und Angst unter den Seeleuten und Passagieren. Für sie bekam die Gefahr, von einem Torpedo getroffen zu werden, eine zusätzliche Dimension durch die Möglichkeit, dass die Explosion die Dampfkessel im Maschinenraum zum Platzen brachte und die Menschen durch den freigesetzten kochend heissen Dampf verbrüht wurden. Der Offizier eines Handelsschiffs, das Nachschub für Russland beförderte, berichtete, einige hohe Beamte, die an Bord waren, seien während des grössten Teils der Reise an Deck, in der Nähe der Rettungsboote geblieben. Das Gebiet südwestlich von Irland, das die Schiffe mit Kurs auf die meisten grösseren englischen und irischen Häfen durchquerten, hatte sich in einen «wahren Friedhof britischer Seefahrt»<sup>24</sup> verwandelt, wie Churchill schrieb.

Sobald ein U-Boot seine Position durch das Abfeuern eines Torpedos verriet, konnte ein britisches Kriegsschiff es angreifen, indem es Wasserbomben abwarf – Unterwasserwaffen, die in der vermuteten Tiefe des U-Bootes zur Explosion gebracht wurden. Allerdings war selten ein Kriegsschiff in der Nähe, denn die Royal Navy konnte unmöglich alle Frachter begleiten, die zu Tausenden den At-

lantik überquerten. Nur wenige U-Boote wurden versenkt, und bedenklicher war, dass Deutschland seine U-Boot-Flotte auch noch vergrößerte. Lange hatte sich die britische Admiralität gegen eine mögliche Lösung gestäubt: die Handelsschiffe in Konvois fahren zu lassen, die durch einen Schutzschirm von Zerstörern und anderen kleinen Kriegsschiffen umringt wurden. Konvois waren schwerfällig, mussten sich auf die Geschwindigkeit des langsamsten Schiffs einstellen und überlasteten jeden Hafen, weil sie mit ihren Dutzenden von Schiffen gleichzeitig einfielen. Die Marineführung, so der Kriegshistoriker Trevor Wilson, «war durchdrungen von einer stolzen Tradition, nach der die schneidige Jagd auf den Feind als angemessenes Verhalten galt, nicht aber die gemächliche Begleitfahrt von Handelsschiffen».<sup>25</sup> Die Kriegsmarine sah sich lieber als Kavallerie der See. Doch am Ende siegte die Vernunft. Milner, der jetzt die gesamte britische Kriegswirtschaft mit nie dagewesener Machtvollkommenheit beaufsichtigte, war sich über die Abhängigkeit des Landes vom Schiffsverkehr vollkommen im Klaren und trug entscheidend dazu bei, Lloyd George von der Einführung des Konvoisystems zu überzeugen. Am 10. Mai 1917 stachen 17 Handelsschiffe und ihre Eskorte von Gibraltar aus mit Kurs auf England in See, mit dem Erfolg, dass zu einer Zeit, als mehr als 300 Schiffe pro Monat torpediert wurden, nicht ein einziges Mitglied des Konvois verloren ging.

Die Konvois erschwerten den U-Booten das Leben beträchtlich, denn wenn eines einen Frachter torpedierte, konnten schnelle Zerstörer aus der Eskorte rasch an die betreffende Stelle fahren, um ihre Wasserbomben zu werfen. Da die Elektromotoren es bei Unterwasserfahrten nur auf acht Knoten brachten, nicht einmal ein Viertel der Geschwindigkeit eines Zerstörers, hatten die U-Boote Schwierigkeiten, sich in Sicherheit zu bringen. Noch vor Ende des Jahres wurde mehr als die Hälfte des britischen Überseehandels von Schiffen in Konvois abgewickelt. Die «Abschussquote» der U-Boote sank drastisch. Das Unterseeboot, obwohl noch immer sehr gefürchtet, war keine kriegsentscheidende Waffe mehr. Deutschland hatte sein riskantes Spiel auf See verloren.

Das deutsche Oberkommando wusste seit Langem, dass der uneingeschränkte U-Boot-Krieg das Risiko barg, die Vereinigten Staaten zum Kriegseintritt zu veranlassen. Und das war auch der Fall – allerdings weit früher, als die Deutschen

es in ihren Planspielen vorgesehen hatten. Im März brachte die amerikanische Presse in grosser Aufmachung die Nachricht von der berüchtigten «Zimmermann-Depesche», die vom britischen Nachrichtendienst genüsslich entschlüsselt und an Washington übermittelt worden war. Es handelte sich um den törichten Versuch des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt Arthur Zimmermann, Mexiko mit dem Versprechen, es werde Texas, New Mexico und Arizona bekommen, zum Kriegseintritt an der Seite Deutschlands zu bewegen. Kurz darauf versenkten deutsche U-Boote drei amerikanische Handelsschiffe, was zum Tod vieler Seeleute und zu einem Aufschrei im Kongress und in der Presse führte. Am 7. April 1917 erklärten die Vereinigten Staaten dem Deutschen Reich den Krieg. Obwohl jeder wusste, dass es fast ein Jahr dauerte, bis amerikanische Soldaten in nennenswerter Zahl ausgebildet und auf Europas Schlachtfeldern eingesetzt werden konnten, war die moralische Wirkung auf Grossbritannien, Frankreich und Italien ungeheuer. Ausserdem unterstützte die umfangreiche Flotte der amerikanischen Zerstörer die britischen Kriegsschiffe schon bald beim Schutz der Konvois. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte verpflichteten sich damit die Vereinigten Staaten, an einem grösseren Landkrieg auf dem europäischen Kontinent teilzunehmen. Das sollte die Machtverhältnisse in der Welt dauerhaft verändern.

Nachdem die Deutschen im U-Boot-Krieg in die Schranken verwiesen waren, liessen sie sich gleich danach auf ein noch riskanteres Spiel ein. Obwohl die russischen Armeen dem Zusammenbruch nahe waren, mussten die Mittelmächte an der langen Ostfront mehr als eine Million Soldaten einsetzen. Wenn Russland aber durch die Revolution einen vollkommenen Kollaps erlitt und alle Kampfhandlungen einstellte, konnte das deutsche Oberkommando die meisten dieser Truppen nach Frankreich und Belgien verlegen, einen entscheidenden Angriff zur Eroberung von Paris führen und die alliierten Kräfte in die Knie zwingen, bevor die Amerikaner nennenswert eingriffen. Die Deutschen mussten also weitere Unruhen in Russland schüren.

Von Kriegsbeginn an waren deutsche Agenten in Kontakt mit der Gruppe der extremsten russischen Revolutionäre, den Bolschewiki, von denen viele im Schweizer Exil lebten. Die Bolschewiki wollten überall, auch in Deutschland, den Kapitalismus und Militarismus stürzen. Doch in Berlin war man viel mehr daran



interessiert, dass diese Russen entschlossen waren, ihr Land aus dem Krieg zurückzuziehen. Allerdings waren die Bolschewiki handlungsunfähig, weil ihre im Exil lebende Führung von den Anhängern zu Hause abgeschnitten war. Lenin, die beherrschende Persönlichkeit dieser Fraktion, lebte mit seiner Frau in einem möblierten Zimmer einer schäbigen Arbeiterwohnung in Zürich, neben einer Wurstfabrik. Täglich verbrachte er Stunden in der öffentlichen Bibliothek, wo er Nachforschungen betrieb, bitterböse Artikel und Flugschriften gegen Rivalen auf der Linken verfasste und die baldige Ablösung des Kapitalismus vorhersagte, aber er war fast 2'000 Kilometer von seinen Anhängern entfernt und nicht in der Lage, in Russland die Führung zu übernehmen.

Anfang April 1917 stellte die deutsche Regierung der bolschewistischen Führung den berühmten «versiegelten Zug» zur Verfügung, wie er später genannt wurde. Dieser Zug brachte die Exilanten durch Deutschland, von der Schweizer Grenze bis an die Ostsee, wo sie sich nach Petrograd einschiffen und ihre Revolution einleiten konnten. Die 32 Russen, die sich in ihren abgetragenen Kleidern auf die Reise machten, stiegen in kaum sechs Monaten vom mittellosen Exil an die höchste Spitze der politischen Macht in einem Riesenreich auf, das sich von der Ostsee bis an den Pazifik erstreckte.

In dem Zug, der durch die Nacht dampfte, befanden sich in Begleitung der Revolutionäre auch zwei deutsche Offiziere – von denen einer fließend russisch sprach, aber den Befehl hatte, dies zu verheimlichen, um die Gespräche besser belauschen und nach Berlin berichten zu können. Die ausgelassenen Passagiere sangen linke Lieder, aber als der Zug in Mannheim einfuhr, forderte einer der deutschen Offiziere sie ärgerlich auf, still zu sein. In Frankfurt hörten einige deutsche Soldaten auf dem Bahnsteig, der Zug sei voller russischer Revolutionäre, und sie liefen herbei, um mit ihnen zu sprechen. Obwohl ihre Truppenführer sie zurückriefen, weckte die Begegnung bei den Russen die optimistische Erwartung, das Deutsche Reich, der Industrie-Titan des Kontinents, sei für die Revolution genauso reif wie ihr eigenes rückständiges Land.

Während des grössten Teils der Reise stand Lenin am Zugfenster, die Daumen in den Armlöchern seiner Weste. An den Feldern und Dörfern, durch die der Zug rollte, fiel ihm vor allem eines auf: Junge Männer waren nicht zu sehen. Sie waren alle an der Front.

Die Begleitoffiziere verteilten belegte Brote und Bier; Lenins Frau bereitete für alle Tee auf einem tragbaren Kerosinkocher. Schliesslich erreichte der Zug die Ostsee, wo die Bolschewiki eine Fähre bestiegen und dann über Schweden und Finnland nach Russland reisten, wo Parteifunktionäre eine riesige Menschenmenge mobilisierten, die sie auf dem finnischen Bahnhof von Petrograd begrüsst. In dem vom Krieg verwüsteten Land, das im Begriff war, eine jahrhundertlange Autokratie abzuschütteln, fand die Botschaft der Partei – «Frieden, Land und Brot» – sofort gewaltigen Anklang. Auf dem kriegsmüden Kontinent erwies sie sich überdies als hochansteckend. Nach Churchills Worten hatte das Deutsche Reich den Revolutionär Lenin «wie einen Pestbazillus» nach Russland geschickt. Es blieb nur abzuwarten, wie rasch sich der Bazillus ausbreitete.

Was für Churchill ein Bazillus war, begrüssten die britischen Kriegsgegner als ihre Befreiung. Nur wenige schenkten den verschiedenen Linksfraktionen in Russland Beachtung; sie hofften einfach – und vor allem –, dass andere Staaten folgen würden, wenn der Druck der Öffentlichkeit endlich einen von ihnen zwänge, alle Kampfhandlungen vollständig einzustellen.

In der Zwischenzeit nötigte der Krieg immer mehr Verweigerer in die grauen, mit Pfeilen bedeckten Uniformen, die britische Gefangene tragen mussten. Unter ihnen befand sich auch Stephen Hobhouse. In jedem Gefängnis, in dem er einsass, befanden sich über vier oder fünf Stockwerke lange Reihen von Zellen, die einander über eine offene Fläche hinweg gegenüber lagen. «Über dem freien Raum im ersten Stock ist ein Drahtnetz gespannt, das jeden verzweifelten Menschen daran hindern soll, sich durch einen Sprung von oben das Leben zu nehmen.»<sup>26</sup> In jeder Zellentür befand sich ein Guckloch, «in dem man manchmal das finstere Auge des Wärters erblicken konnte, der den Häftling ausspähte.»<sup>27</sup> Manchmal schlichen die Wärter unhörbar in Filzpantoffeln über die Flure, um die Häftlinge unvermutet überwachen zu können. Von den täglichen Mahlzeiten bestanden zwei nur aus Haferbrei, trockenem Brot und Salz, die dritte vorwiegend aus Kartoffeln. Jeder Tag begann mit dem Leeren der Latrineneimer. Einmal im Monat durfte man einen Brief abschicken und empfangen – aber nicht während der ersten beiden Monate der Haft. Regelmässig fanden Gottesdienste statt, doch «als ich einmal das Te De-

um sang und mich umblickte, um ein Gefühl der Gemeinsamkeit mit den Gesichtern um mich her zu bekommen, fuhr die barsche Stimme des Wärters dazwischen: ‚Nummer B.27, Augen nach vorn!‘<sup>28</sup>

Hobhouse erhielt Zuspruch von unerwarteter Seite. «Jeder Soldat weiss, dass unendlich viel mehr Mut dazu gehört, seelisches Leiden – wie es etwa durch Einzelhaft etc. verursacht wird – zu ertragen, als körperliches Leiden zu verkraften», schrieb sein Bruder Paul, der zwei Mal an der Front verwundet worden war und sich nun wieder auf dem Weg in die Schützengräben befand. «So unterschiedlich auch unsere Auffassungen in Hinblick auf die Methoden sein mögen, ich bete für Dich, dass man Dir Dein gegenwärtiges Los etwas erleichtert und dass Dir Deine Gesundheit erhalten bleibt für den Wiederaufbau nach dem Krieg. Viel Glück für Dich.»<sup>29</sup>

Stephen war in Einzelhaft gesteckt worden, weil er sich nicht an das «Schweigebot» halten wollte, das den Gefangenen untersagte, miteinander zu reden. Fast alle Kriegsdienstverweigerer fanden Schliche und Listen, sich trotzdem miteinander zu verständigen: durch fast unhörbares Flüstern oder Klopfzeichen an den Wasserrohren, die als gemeinschaftliche Morseleitungen genutzt wurden. Doch Hobhouse lehnte alle diese Tricks ab. «Stephen hatte ein sehr ... hinderliches Gewissen»<sup>30</sup>, erinnerte sich ein Mithäftling. «Der Geist der Liebe verlangt, dass ich mit meinen Mitgefangenen spreche», schrieb er seiner Frau Rosa, «der Geist der Wahrheit, dass ich offen mit ihnen spreche.»<sup>31</sup> Daher teilte er seinen Wärtern mit, er habe die Absicht, mit seinen Kameraden zu reden, sooft ihm danach sei.

Von da an wurde ihm alles, was er für das Zusammennähen von Postsäcken – die vorgeschriebene Arbeit im Gefängnis – brauchte, in die Zelle gebracht. Und wenn die Männer zur täglichen Körperertüchtigung hinausgeführt wurden, trennte man Hobhouse von den anderen. Sein Bruder schickte von der Front in Frankreich eine Nachricht an die Familie: «Sagt Stephen, er soll den Mut nicht verlieren.»<sup>32</sup>

Offenbar beeindruckte Hobhouse sogar die Aufseher mit seiner moralischen Integrität. Bei einem der monatlichen Besuche sprach er unter der Aufsicht eines Wärters mit Rosa, nur durch einen Tisch von ihr getrennt, und nicht durch das übliche Doppelgitter oder Drahtnetz. Am Ende des Besuchs fragte sie den Aufseher, ob sie ihren Mann zum Abschied küssen könne. «Barsch verbot es der Wärter.» Stephen wurde in seine Zelle zurückgeführt.

Bald danach, so berichtete er später, «hörte ich einen Schlüssel im Schloss, und der tyrannische Wächter unseres Besuchs trat ein und bat mich auf eine Weise, die seine tiefe Rührung erkennen liess, ihm zu glauben, dass er über den Zwischenfall genauso unglücklich sei, wie wir ihn sicherlich empfunden hätten ... Mein Glaube an die Menschheit war wiederhergestellt.»<sup>33</sup>

Als ihn seine Mutter zum ersten Mal besuchte, wurde sie von dem Familienchauffeur zum Gefängnis gefahren, einem ehemaligen Kutscher. Er trat zusammen mit ihr ein und sagte: «Tut mir leid, Sie so zu sehen, Mr. Stephen».<sup>34</sup>

Die ungeheuer energische Margaret Hobhouse war daran gewöhnt, ihren Willen durchzusetzen. Sie war zwar nicht Pazifistin, aber sie liebte ihren Sohn und war tief besorgt, was die Zustände im Gefängnis bei einem Menschen anrichteten, der schon vor dem Krieg mehrere Nervenzusammenbrüche hatte und jetzt unter Übelkeit und Verdauungsproblemen litt. Sie wandte sich an einen Mann, von dem sie meinte, Hilfe erwarten zu können. Als Stephen Hobhouse in einer kleinen ländlichen Kirche nahe beim Herrensitz der Familie in Somerset getauft wurde, konnte sein Pate nicht kommen, und gemäss einer alten Sitte sprang ein guter Freund der Familie als Vertreter ein. Dieser Freund war Alfred Milner.

Milner hörte ihr aufmerksam zu und tat sein Bestes. Die Aktenordner in den British National Archives sind mit Notizen und Briefen über den Hobhouse-Fall gefüllt – sie sind an Milner und seine Mitarbeiter gerichtet und stammen von Beamten, die unbedingt beweisen wollten, dass sie die Sorgen des Ministers ernst nahmen. Aus dem Gefängnis Wormwood Scrubs trafen maschinenschriftliche Kopien von Auszügen aus einem Brief ein, den Hobhouse an Rosa gerichtet hatte.<sup>35</sup> Von einem Beamten mit unleserlicher Unterschrift kam eine scharfsinnige Einschätzung: «Wenn es möglich wäre, ihn aus medizinischen Gründen aus der Armee zu entlassen, kann er nach meiner Meinung kein gefährlicher Friedensagitator werden. Er ist einfach nur ein Schwärmer ... Er hat zwar eine gewisse Gefolgschaft, die ihn bewundert, weil er für seine Sache leidet, aber sein Einfluss würde wahrscheinlich verringert und nicht verstärkt, wenn es möglich wäre, seinem ‚Martyrium‘ ein Ende zu setzen.»<sup>36</sup> Der damalige Kriegsminister Lord Derby schliesslich schrieb einen unnachsichtigen Brief an Milner, in dem er ein bitterböses Urteil über die Kriegsdienstverweigerer fällte («die meisten von ihnen sind

Neurotiker») und darauf beharrte, dass er Hobhouse nicht entlassen könne, weil «er sich kategorisch einer ärztlichen Untersuchung verweigert».<sup>37</sup>

Hätte Stephen Hobhouse gewusst, dass seine Mutter seinetwegen alle Hebel in Bewegung setzte, wäre er zweifellos entsetzt gewesen. Sie unternahm noch einen energischen Versuch, der in seinem ganzen Ausmass weder ihm noch der Öffentlichkeit bekannt wurde. Später berichtete Stephen: «Obwohl sie ihren ältesten Sohn in seiner radikalen Verweigerung für starrsinnig und töricht hielt, gelangte sie immer stärker zu der Überzeugung, dass ihm und den ungefähr 1'350 damals einsitzenden Kriegsdienstverweigerern mit den verschärften Haftbedingungen schreiendes Unrecht widerfuhr. So entschloss sie sich, die Fakten zusammenzutragen und sie mit einem wohlbegründeten Aufruf in einem Buch zu veröffentlichen.»<sup>38</sup>

*Appeal unto Caesar* erschien Mitte 1917 und war, so stand auf dem Umschlag, von «Mrs. Henry Hobhouse» verfasst. Rasch waren 18'000 Exemplare verkauft, und Hunderte Gewerkschaftsorganisationen und andere Bürgerrechtsgruppen unterstützten ihren Aufruf zur Freilassung der einsitzenden Wehrdienstverweigerer. Nicht zuletzt wurde das Buch deshalb ernst genommen, weil Margaret Hobhouse den Krieg unterstützte – sie war eine Konservative, Mutter zweier Söhne, die an der Front kämpften, und die Ehefrau eines prominenten, wohlhabenden Mannes, der eine führende Rolle in der Kirche von England spielte. Das Buch sollte noch mehr Ansehen bekommen durch eine Einleitung von dem bekannten Oxford-Altphilologen Gilbert Murray und durch die Unterstützung von vier bedeutenden Peers, darunter kein einziger Kriegsgegner, genauso wenig wie viele andere, die es positiv rezensierten. «Dieses Buch hat mich aufgewühlt», schrieb der Romanzier John Galsworthy im *Observer*. «Ich kann nur jedem ans Herz legen, es zu lesen.»

Erst über 50 Jahre später entdeckte die kanadische Wissenschaftlerin Jo Vellacott, wer der nie preisgegebene Ghostwriter des Buchs war: Bertrand Russell. Schliesslich hatte Margaret Hobhouse keine Erfahrung als Schriftstellerin, aber Russell war ein brillanter Stilist; wie der Briefwechsel der beiden (den zu vernichten sie ihn bat, was er aber nicht befolgte) erkennen lässt, waren sich beide darüber im Klaren, dass das Buch viel glaubwürdiger wäre, wenn man sie für die Verfasserin hielte.

Russell war nicht nur Sozialist und amtierender Vorsitzender der No-Conscription Fellowship, sondern auch ein leidenschaftlicher Freidenker. Fand er es amüsant, seine geschmeidige Feder in den Dienst eines Textes zu stellen, der angeblich von einer Säule der herrschenden Klasse, einer Befürworterin des Krieges und der organisierten Religion kam? Offenbar, denn er konnte der Versuchung nicht widerstehen, einige ironische Passagen einzuschmuggeln. In einem vermeintlichen Kommentar zu den irregeleiteten Ansichten der einsitzenden Kriegsdienstverweigerer heisst es in *I Appeal unto Caesar*:

*Sie behaupten – paradoxerweise, wie es scheint –, dass der Sieg im Krieg für das Wohl der Nation nicht so wichtig sei wie viele andere Dinge.*

*Allerdings ist einzuräumen, dass sie sich bei dieser Behauptung auf einige Lehren unseres Herrn stützen können: «Denn was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele?» Zweifellos sind solche Äusserungen bildlich zu verstehen, doch wie die Religionsgeschichte zeigt, verführen die Religionsstifter einige ihrer fanatischen Anhänger immer wieder dazu, sie wörtlich zu verstehen ... Sie glauben ... dass Hass durch Liebe überwunden werden kann, eine Auffassung, die man wohl bei einer allzu flüchtigen Lektüre der Bergpredigt gewinnen kann.<sup>39</sup>*

Niemand bemerkte, dass Russell hinter diesen doppelbödigen Bemerkungen steckte. Milner überreichte sogar dem König ein Exemplar des Buchs. Aus Dankbarkeit gegenüber Russell liess Margaret Hobhouse der No-Conscription Fellowship eine anonyme Spende zukommen. Auch Russell bewahrte eisernes Stillschweigen und veröffentlichte in einem Artikel unter eigenem Namen in der NCF-Zeitung folgenden Kommentar: «Wohl vor allem unter dem Eindruck von Mrs. Hobhouse *I Appeal unto Caesar* sind viele einflussreiche Leute, die ursprünglich nur Verachtung und Spott für die Kriegsdienstverweigerer übrig hatten, mittlerweile zu der Überzeugung gelangt, dass die Politik der Inhaftierung von unbestimmter Dauer nicht besonders klug ist.»<sup>40</sup> Aber Stephen Hobhouse und seine gleichgesinnten Kameraden blieben im Gefängnis.

Unter Haigs Kommando setzten die etwa anderthalb Millionen britischen Soldaten den Krieg ohne nennenswerte Erfolge fort. Abgesehen von Zehntausenden Toten gab es im Frühjahr und Frühsommer 1917 wenig zu vermelden: einen unglückseligen Kavallerieangriff, bei dem zum Untergang verurteilte britische Reiter in einen Schneesturm ritten und den *Eton Boating Song* sangen; und dann noch die gleichzeitige Detonation von 19 Minen, die zusammen fast eine halbe Million Kilogramm Sprengstoff enthielten und unter den deutschen Schützengräben in Belgien das – wie es heisst – bis dahin lauteste künstliche Geräusch der Geschichte erzeugten.

In der Hoffnung auf einen Ausweg aus dem endlosen Blutvergiessen lasen Millionen Menschen weltweit in ihren Zeitungen begierig die neuesten Nachrichten über Russland. Die Provisorische Regierung Russlands hatte zwar noch nicht verkündet, dass sie sich aus dem Krieg zurückziehen wolle, dafür aber etwas anderes, das es in Grossbritannien noch nicht gab: das allgemeine Wahlrecht. Der radikalere Petrograder Sowjet war nach Lenins Rückkehr noch einen Schritt weiter gegangen und hatte zu einem «Frieden ohne Annexionen und Kontributionen [Reparationen] auf der Grundlage der freien Selbstbestimmung der Nationen» aufgerufen. Die Kriegsgegner sahen es als ermutigend an, dass der Tenor dieses Appells andernorts Anklang zu finden schien. Obwohl von der britischen Regierung wie vom Kaiser verhöhnt, verabschiedete der Deutsche Reichstag Mitte 1917 mit einer Stimmenmehrheit von fast zwei Dritteln eine Resolution, die einen Friedensschluss ohne Annexionen und Reparationen forderte. Papst Benedikt XV. schlug einen etwas nebulösen Friedensplan vor, der diese Idee aufgriff und empfahl, alle besetzten Gebiete zu räumen. Ausserdem erfolgten von Deutschlands weniger begeisterten Juniorpartnern Österreich-Ungarn und dem Osmanischen Reich gelegentlich etwas unentschlossene – und von der Gegenseite stets zurückgewiesene oder ignorierte – Friedensangebote. All dies weckte Hoffnungen.

Mit der Anrede «Meine Schwestern» schrieb Charlotte Despard einen offenen Brief an die russischen Frauen und brachte ihnen den gleichen Überschwang entgegen, den sie in so vielen anderen Fällen gezeigt hatte: «Ich bin mit euch – wir sind eins.»<sup>41</sup> Wenn das russische Volk eine Autokratie stürzen, alle Menschen befreien und örtliche Arbeiter- und Soldatenräte einsetzen konnte, warum sollte das

in Grossbritannien nicht möglich sein? Mit vielen Mitstreitern plante sie in der nordenglischen Industriestadt Leeds für Anfang Juni die Great Labour, Socialist and Democratic Convention.

Milner beobachtete diese Aktivitäten genau und war entsetzt, als er von dieser Konferenz erfuhr, die in einem Flugblatt mit dem unverblühten Titel *Follow Russia* verkündet wurde. Er sandte zwei Ausschnitte aus einer Arbeiterzeitung an Lloyd George und unterstrich einige Passagen, die ihn besonders beunruhigten, so etwa, wenn an einer Stelle der Aufruf an die Menschen «dieses und aller anderen kriegführenden Länder erging, das Gesetz des Handelns an sich zu reissen, wie es die Menschen in Russland bereits getan haben».<sup>42</sup>

«Sehr geehrter Herr Premierminister ... ich denke, es bleibt noch Zeit, die Presse zu instruieren ... damit sie die Veranstaltung in Leeds nicht zu sehr ‚aufbauscht‘», schrieb er. «Und ich fürchte, der Zeitpunkt ist sehr nahe, an dem wir gezwungen sind, nachdrückliche Massnahmen zu ergreifen, um dem ‚Quatsch‘ hier im Lande ein Ende zu machen, wenn wir nicht ‚Russland folgern wollen in Ohnmacht und Auflösung.‘»<sup>43</sup>

Derweil trafen sich in Leeds 3'000 Mächtegern-Revolutionäre im Saal eines Kinos, eines gewaltigen Ziegelbaus mit einer verschnörkelten gotischen Fassade, wo sie die Veranstaltung zum Klang einer Orgel mit einem brausenden Gesang von *The Red Flag* und einer Schweigeminute zum Gedenken an Keir Hardie eröffneten. Alle wichtigen Vertreter der britischen Linken waren anwesend. Viele Delegierte zeigten sich noch empört über das Wheeldon-Komplott, etwa wenn ein Redner über die «vielen tausend ‚Alex Gordons‘ im Land» schimpfte. Auch verdeckte Ermittler der verschiedenen rivalisierenden Nachrichtendienste sassens im Auditorium. In einem Bericht an das Kriegskabinett vermerkte einer schadenfroh, dass einige Hotels in Leeds die Buchungen von Konferenzteilnehmern gestrichen hätten, weshalb die Besucher stattdessen bei einheimischen Sozialisten unterkommen müssten. «Wer diese Leeds-Konferenz miterlebt hat», schrieb der Agent, «kann nicht bezweifeln, dass sie, wenn möglich, zu einer Revolution in diesem Land aufrufen soll.»<sup>44</sup> Von allen Resolutionen, die die Delegierten verabschiedeten, schockierte ihn jedoch am tiefsten diejenige, deren – von ihm dick unterstrichene – Kernthese die Forderung nach «vollständiger Unabhängigkeit Irlands, Indiens und Ägyptens» war.



Das wiederholt beschworene Beispiel Russlands weckte bei allen grosse Hoffnungen. Charlotte Despard, wie immer in schwarzer Mantille, schwarzem Kleid und Sandalen, hielt eine militante Rede und wurde prompt in ein 13-köpfiges «provisorisches Komitee» gewählt, das in ganz Grossbritannien «Arbeiter- und Soldatenräte» aufbauen sollte; sie selbst übernahm die Aufgabe, einen solchen Sowjet in Newcastle zu gründen. Die Delegierten beschlossen, zur Solidaritätsbekundung Vertreter nach Russland zu entsenden. Und Sylvia Pankhurst gab der Zuhöreremenge zu bedenken, dass das provisorische Komitee, in das sie ebenfalls gewählt worden war, eines Tages durchaus die Provisorische Regierung Grossbritanniens sein könnte.

Bertrand Russell erhielt brausenden Beifall, als er von den tausend Männern sprach, «die sich in diesem Land heute im Gefängnis befinden, weil sie an die Brüderlichkeit der Menschheit glauben ... Sie, die ihren Kampf begannen, als es sehr finster war in der Welt, haben jetzt die Gewissheit, dass die Finsternis sich lichtet; die Hoffnung und das neue Glücksgefühl, das in unser aller Leben getreten ist, sind auch bei ihnen im Gefängnis.»<sup>45</sup> Er war so optimistisch wie noch nie seit Beginn des Krieges: «Rasch entgleitet den Militaristen aller Länder die Kontrolle über die Ereignisse ...», schrieb er einige Tage später. «Überall ist ein neuer Geist zu spüren.»<sup>46</sup>

## 18. KAPITEL

### *Auf dem Festland ertrinken*

Wenn es je einen Krieg gab, den ein früher Verhandlungsfriede hätte beenden müssen, dann war es dieser. Vor Beginn des Konflikts befanden sich die Grossmächte zwar ausnahmslos in rivalisierenden Bündnissen, aber sie kamen alle recht gut miteinander aus, empfingen ihre Monarchen wechselseitig zu Staatsbesuchen, stritten nicht über Grenzen, unterhielten intensive Handelsbeziehungen und investierten gemeinsam in internationale Grossprojekte. Gab es jemals eine unwahrscheinlichere Ereigniskette als diese, die Entwicklung vom Attentat in Sarajewo binnen sechs Wochen zum lichterloh brennenden Kontinent? Und warum konnte er, nachdem es so weit gekommen war, nicht gelöscht werden?

Die Tragödie lag darin, dass niemand eine Friedensformel vorschlagen konnte, die beide Seiten zufriedengestellt hätte. «Keine Reparationen» sagte den Deutschen zu – aber nicht den Franzosen oder den Belgiern, die erlebt hatten, wie Tausende Quadratkilometer ihrer Staatsgebiete in Schutt und Asche gelegt und Zehntausende ihrer Bürger als Zwangsarbeiter in die deutsche Kriegsindustrie verschleppt wurden. Truppenrückzug aus besetzten Gebieten war für Frankreich, Russland, Italien, Serbien und Belgien akzeptabel, die alle teilweise, ganz (Serbien) oder fast vollständig (Belgien) besetzt waren, nicht aber dem Deutschen Reich oder der Donaumonarchie, deren Truppen fast ausschliesslich auf feindlichem Gebiet kämpften, das die deutschen Expansionisten gar zu gern dauerhaft dem Reich einverleibt hätten.

Rückgabe der Kolonien an ihre Vorkriegsbesitzer – ein weiterer Bestandteil einiger Friedenspläne – gefiel den Deutschen, nicht aber Grossbritannien, Frankreich, Belgien und Südafrika, die auf dem besten Wege waren, Deutschlands potenziell einträgliche Besitzungen unter ihre Herrschaft zu bringen.

Hinzu kam, dass für die Alliierten die Demütigungen und Leiden, die sie durch die Besetzung erduldeten, für die Mittelmächte der Hunger, den sie durch die Blockade erlitten, und für beide Seiten die hysterische Propaganda, die den Kriegsgegner als unmenschliches Ungeheuer darstellte, eine Situation entstanden war, die die öffentliche Meinung der kriegführenden Länder – mit Ausnahme Russlands, das mitten in den Turbulenzen seiner Revolution steckte – mit einer solchen Wut auf die andere Seite erfüllte, dass Friedensverhandlungen politisch unmöglich erschienen.

Es gab noch ein weiteres Hindernis, Begleiterscheinung vieler Kriege: In den zurückliegenden Jahren und Monaten war eine so unvorstellbare Zahl von Männern verstümmelt oder getötet worden, dass jeder Gedanke an einen Kompromissfrieden darauf hinauszulaufen schien, sie zu entehren und ihr Opfer zur Bedeutungslosigkeit zu verurteilen. Zumindest herrschte dieses Gefühl vor, solange es noch Hoffnung auf einen Sieg gab. War vielleicht Änderung zu erwarten, wenn die Pattsituation an der Westfront fort dauerte und der Sieg – für beide Seiten – in noch weitere Ferne rückte? Würde die öffentliche Meinung dann endlich den Wahnsinn des Krieges erkennen? Das war zumindest die Hoffnung, an die sich die Friedensaktivisten klammerten, vor allem in Grossbritannien, wo sie am zahlreichsten waren.

Den nächsten Versuch, den Stillstand an der Westfront zu beenden, unternahm Frankreich mit einem Grossangriff, den es im April 1917 führte. Er scheiterte spektakulär: Binnen weniger Tage wurden 30'000 französische Soldaten getötet und 100'000 verwundet, dabei waren an einer Stelle einige Kilometer Gebietsgewinne zu verzeichnen, an anderen gar nichts. Es war die Wiederholung der Schlacht an der Somme; geändert hatte sich nur die Nationalität der Soldaten, die niedergemäht wurden.

Was dann folgte, war allerdings neu: eine Flut von Meutereien – das Oberkommando bevorzugte den Begriff «kollektive Disziplinlosigkeit» –, die durch das französische Heer schwappte. Soldaten, die sich in rückwärtigen Gebieten erholten, verweigerten den Befehl zur Rückkehr an die Front, sangen die Internationale und hissten die rote Fahne. Eine Gruppe von Soldaten kaperte einen Zug und versuchte, mit ihm nach Paris zu fahren. Ein Infanterieregiment besetzte eine Stadt

und weigerte sich abzurücken. In einigen Einheiten wurden sogar Sowjets gewählt. In über 30 Truppenteilen brachen Aufstände aus. Die Soldaten desertierten nicht wie in Russland; viele Meuterer blieben sogar auf ihren Posten in den Schützengräben, sie weigerten sich nur, an weiteren selbstmörderischen Angriffen teilzunehmen. Doch ganz offensichtlich war das französische Heer fast gelähmt. Das Oberkommando sah sich gezwungen, den Briten unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit mitzuteilen, was vor sich ging. Haig fuhr nach Paris, um sich mit der französischen Führung zu treffen, und beharrte stur auf der Fortsetzung der Angriffe. Aber er war besorgt: «In Frankreich ist die Revolution nie sehr tief unter der Oberfläche», schrieb er an den Kriegsminister in London. «Die Schale ist jetzt sehr dünn.»<sup>1</sup>

Der französische General, der den unseligen Angriff befohlen hatte, verlor seinen Posten, und ein neuer Oberbefehlshaber, General Philippe Pétain, machte sich augenblicklich ans Werk. Er verbesserte die rückwärtigen Unterkünfte, stockte die militärische Verpflegung auf und verlängerte die Urlaube. Dann fuhr er die Front ab, redete mit jedem rebellischen Regiment und versprach, die Angriffe zu beenden, bei denen das Leben der Soldaten sinnlos geopfert wurde. Und er zeigte sich, nach den militärischen Massstäben der Zeit, überaus massvoll bei der Verhängung von Strafen: Obwohl man 3427 Männer der Meuterei für schuldig hielt, wurden nur 49 erschossen. Es gab zwar Hinweise auf Probleme, doch den Deutschen wurde nie ganz klar, welche Turbulenzen das ihnen gegenüber liegende Heer erschütterten – genauso wenig wie den Lesern der britischen und französischen Zeitungen. Aber Petains Erfolg bei der Eindämmung der Rebellion hatte seinen Preis: Seine immer noch widerspenstige Armee konnte beim besten Willen nicht zu einem neuen grösseren Angriff bewogen werden. Während er sich an die langwierige Aufgabe machte, im französischen Heer die militärische Disziplin und Moral wiederherzustellen, drängte er seinen britischen Verbündeten mit Nachdruck, die Deutschen durch einen massiven Angriff abzulenken.

Musste überhaupt noch eine neue Offensive sein? Selbstverständlich! Haig hatte nicht die geringsten Zweifel, denn er glaubte, dass die Deutschen «noch in diesem Jahr an ihre Belastungsgrenze kommen werden»,<sup>2</sup> wie er seinen Generälen mitteilte, weil seine Zuversicht durch Berichte seines unheilbar optimistischen Spionagechefs General Charteris neue Nahrung er hielt. Deutschland werde von

Streiks und Unruhen erschüttert, versicherte ihm Charteris, die Moral der Truppen werde immer schlechter und die Streitkräfte seien praktisch erledigt. Um dafür zu sorgen, dass sein Chef und das britische Kabinett sich seine Auffassung zu eigen machten, liess Charteris aus einem Lager mit deutschen Kriegsgefangenen, das Haig und Lloyd George besuchen wollten, alle unversehrten Deutschen abtransportieren, sodass nur verwundete oder krank aussehende Männer übrigblieben.

Keine Stadt in Westeuropa war jetzt so zerbombt und zerschossen wie das belgische Ypern. Es lag im Mittelpunkt eines Frontvorsprungs des britischen Gebietes, sodass die Ortschaft seit mehreren Jahren von drei Seiten beschossen wurde. Seine berühmte Tuchhalle war eine zerklüftete Ruine; die Backstein- und Natursteingebäude und die kopfsteingepflasterten Strassen lagen in Trümmern. Zehntausende Soldaten aus allen Himmelsrichtungen des Britischen Empire suchten Schutz, wo sie ihn fanden, häufig in Kellern. Der ganze Frontbogen war durchzogen von Schmalspurgleisen, auf denen Loren mit Geschossen, Granaten, Verpflegung und Verbandsmaterial an die Front geschoben wurden. Von diesem verwüsteten Stück Erde aus sollte nach Haigs Willen der nächste grosse Angriff beginnen.

Das Kriegskabinett war besorgt. Die russische Armee, die von der neuen Provisorischen Regierung kaum gepflegt werden konnte, war so erschöpft, dass Deutschland es sich nach Berechnung der britischen Planer leisten konnte, bis zu 30 Divisionen nach Westen zu verlegen. Wenn Haig seiner Offensive Erfolg prophezeie, schrieb Milner in einer bissigen Aktennotiz an seine Kollegen, «so scheint sein Argument zu lauten, dass wir, da wir die unverstärkten Deutschen nicht überwinden können, hoffen dürfen, ihrer Herr zu werden, wenn [sie] durch 30 Divisionen verstärkt werden können. Vollkommen verrückt.»<sup>3</sup> Lloyd George hatte ähnliche Zweifel, doch Haigs politische Position war so unangreifbar, dass sogar der Premierminister nie wirklich in der Lage war, das Oberkommando der Armee seinem Einfluss zu unterwerfen. In seinen lange nach dem Krieg veröffentlichten Erinnerungen haderte er mit den Generälen: Sie seien «Dummköpfe» gewesen, die «durch eine «pedantische und eifersüchtige Rigidität der Ansichten [und] eine stumpfsinnige Psychologie» geprägt waren».<sup>4</sup>

Am Ende konnte das Kriegskabinett, mochte Haigs Strategie auch noch so verückt sein, keine realistische Alternative vorlegen. Mitte Juni erläuterte der Feld-

marschall seine Pläne in London. Er breitete «eine grosse Landkarte auf dem Tisch aus», schreibt Lloyd George in seinen Erinnerungen, «und gebrauchte dramatisch beide Hände, um zu demonstrieren, wie er den Feind vor sich herzuja-gen gedenke – zunächst fuhr seine rechte Hand unwiderstehlich über die Fläche, dann folgte die linke und deren kleiner Finger berührte schliesslich mit dem Nagel die deutsche Grenze.»<sup>5</sup> Vergessen das Gerede von gestern über den Erfolg durch Abnutzung; abermals träumte Haig vom grossen Durchbruch. Nachdem eine Bresche in die deutsche Front geschlagen war, sollte die lange auf ihren Einsatz wartende Kavallerie durch die Lücke galoppieren. Mit einem Schwenk nach links würden die britischen Streitkräfte dann die mittelalterliche belgische Stadt Brügge einnehmen. Als die Kabinettsmitglieder die Front besichtigten, wurden sie von Haigs Offizieren auf einen eigens für diesen Anlass gebauten Beobachtungsturm geführt, von dem aus man das Gebiet überblicken konnte, das eingenommen werden sollte.

Angesichts der Truppenzahlen, die in Stellung gebracht wurden, konnte von Überraschung keine Rede mehr sein. «Jeder in meinem Hotel, bis hinunter zum Liftboy, kennt das Datum der Offensive»,<sup>6</sup> meinte der Chef des Imperialen Generalstabs bei einem Besuch in Paris. Als das Datum des grossen Ereignisses näher rückte, schien Haig alles um ihn her unter dem militärischen Aspekt von Gehorsam und Pflicht wahrzunehmen. Auf Lady Haigs Mitteilung, sie erwarte ihr drittes Kind, schrieb er ihr ohne die geringste Spur von Scherz oder Ironie zurück: «Wie stolz musst Du sein, dass Du in dieser Zeit Deine Pflicht erfüllst, indem Du ein Kind bekommst und damit ein gutes Beispiel für alle anderen Frauen abgibst!»<sup>7</sup> In der Überzeugung, die bevorstehende Schlacht werde ihm einen festen Platz in der Geschichte sichern, schlug er seiner Frau vor, seine Biographie zu schreiben.

In England, wo die deutschen Bombenangriffe und die Gewissheit, das eine grosse Schlacht bevorstehe, die chauvinistische Begeisterung schürte, hielten es viele Menschen mit deutschen Namen für angeraten, sie zu ändern – einschliesslich der königlichen Familie. Da Königin Viktoria einen deutschen Prinzen geheiratet hatte, war die britische Monarchie offiziell das Haus Sachsen-Coburg-Gotha. Am 17. Juli 1917, zwei Wochen vor Haigs neuer Offensive, gab der Buckingham Palace bekannt, die Familie werde fortan den Namen Windsor tragen.

Als Kaiser Wilhelm II. davon erfuhr, soll er gesagt haben, er gehe ins Theater, um eine Aufführung der *Lustigen Weiber von Sachsen-Coburg-Gotha* zu sehen.

Im Verlauf des Jahres 1917 lockten die Antikriegskundgebungen immer mehr Menschen an. Charlotte Despard und mehrere andere Frauen gründeten eine neue Organisation, den Frauen-Friedenskreuzzug. «Mir wäre es lieb, wenn die Wörter ‚Fremder‘ und ‚Ausländer‘ aus unserer Sprache verbannt würden», bemerkte sie in einer Ansprache. «Wir sind alle Mitglieder einer Familie.»<sup>8</sup> Sie reiste durch das Land, hielt Reden und besuchte die Familien von Wehrdienstverweigerern, um sie aufzumuntern. 100'000 Leser kauften eine von ihr verfasste Friedensbroschüre.

Christabel Pankhurst war entsetzt. «Ich halte die Pazifisten für eine Krankheit... eine sehr tödliche Krankheit», erklärte sie im Sommer dieses Jahres in der *Britannia*, «die, wie sich in der Vergangenheit gezeigt hat, jede abgewirtschaftete Nation befallen hat.»<sup>9</sup> Ihre Reaktion auf britische Gewerkschaften, die es wagten, in Kriegszeiten zu streiken, offenbarte, wie autoritär sie war: «Möchten Sie einem Orchester lauschen, in dem jeder nach seinen Vorstellungen oder den Vorstellungen eines Komitees spielt, statt sich an den Takt eines Dirigenten zu halten?», wettete sie in einer Rede. «In der Industrie ist es nicht anders. Dort müssen Autorität, Kontrolle und Disziplin herrschen.»<sup>10</sup>

Während Christabel Pankhurst die Kontrolle nur in ihren Reden fordern konnte, sorgte Milner dafür, dass auch gehandelt wurde. Jede Arbeiterversammlung müsse beobachtet werden, schrieb er im August an den Innenminister, der für Polizei und Gefängnisse zuständig war, damit sie nicht «in pazifistische und revolutionäre Kundgebungen ausarten».<sup>11</sup> Während der folgenden Monate nahm die Polizei etwa 30 Durchsuchungen bei pazifistischen und sozialistischen Gruppen vor, beschlagnahmte Aktenordner, Druckerpressen, Kisten mit Flugblättern und machte die Druckvorrichtungen, die sie zurücklassen musste, unbrauchbar. Staatliche Stellen öffneten die Post von Kriegsgegnern und sorgten still und heimlich dafür, dass die für den Krieg eintretenden Publikationsorgane und die Druckereien, die das offiziell gebilligte Propagandamaterial fertigten, fast das gesamte, knapper werdende Material erhielten, das sie zum Druck ihrer Erzeugnisse brauchten.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, vermieden die Behörden, Kriegsgegner zu verhaften oder ihre Versammlungen zu verbieten. Selten, so der Historiker Brock Millman, «verbot die Regierung, wo sie abschrecken konnte, oder schreckte ab, wo es ausreichte oder politisch klüger war, zu ignorieren.»<sup>12</sup> Als einige höhere Beamte planten, George Bernard Shaw wegen eines von ihm verfassten Anti-kriegsartikels den Prozess zu machen, sprach sich der Innenminister erfolgreich dagegen aus, indem er argumentierte: «Shaw wird hier und in Amerika gewaltig Kapital daraus schlagen ... Und die bloße Tatsache, dass wir solche Einlassungen in England dulden, würde doch beweisen, wie grosszügig wir unsere Zensur handhaben, und als ein Zeichen ... für Stärke gelten.»<sup>13</sup>

Und über Stärke verfügten die Kriegsbefürworter tatsächlich. Trotz der enthusiastischen Resolutionen in Leeds scheiterten alle Bemühungen, Arbeiter- und Soldatenräte zu organisieren, kläglich. Als Bertrand Russell eine Zusammenkunft zur Gründung eines Sowjet in London einberief, forderte Basil Thomson den hurrapatriotischen *Daily Express* auf, die Adresse abzudrucken. Mehrere Hundert feindselige Demonstranten stürmten, «Rule Britannia» singend, in die kongregationalistische Kirche, in der dieser «Sowjet» zusammengekommen war. Die Menge brach eine Tür auf, zerschlug Fenster, riss die Gas- und Wasserleitungen der Kirche aus der Wand und verletzte einige Versammlungsteilnehmer.<sup>14</sup> Erst als jemand den Polizisten mitteilte, dass Russell der Bruder eines Earl war, schritten sie ein und schützten ihn vor einigen Frauen, die Bretter mit rostigen Nägeln schwingen. «Der Mob ist schrecklich, wenn es ihn nach Blut gelüftet»,<sup>15</sup> schrieb Russell an diesem Tag. Nicht mehr Glück hatte Charlotte Despard mit dem Arbeiter- und Soldatensowjet, den sie in Newcastle zu gründen versuchte. Die einzigen Soldaten, die man sah, waren gewalttätige Armeeingehörige ausser Dienst; sie sprengten die Versammlung mit ihren Fäusten.

Natürlich konnten Kritiker geltend machen, dass Charlotte und Russell alles andere als Arbeiter und Soldaten waren. Doch der wirkliche Grund für ihr Scheitern lag darin, dass Grossbritannien eine Demokratie war – wie unzulänglich sie auch sein mochte. Anders als in Russland gab es hier kaum ein über Jahre aufgestautes Verlangen nach einer Revolution, und die Regierung, die den Krieg führte, war frei gewählt worden. Die radikale Konferenz in Leeds beherrschte zwar die



Schlagzeilen, aber einen genaueren Eindruck von der Stimmung in der britischen Arbeiterklasse vermittelte eine Versammlung im selben Jahr in Manchester. Dort entschieden sich die Delegierten, die fast 2 Millionen Gewerkschaftsmitglieder vertraten, mit einer Stimmenmehrheit von gut fünf zu eins dafür, dass Grossbritannien den Krieg bis zur völligen Niederlage Deutschlands weiterführen sollte.

Einige dieser den Krieg befürwortenden Gewerkschaftler nahmen im Sommer 1917 eine unbedeutende, aber aufschlussreiche Konfrontation in der schottischen Hafenstadt Aberdeen zum Anlass, ihre Muskeln spielen zu lassen. Die Konferenz in Leeds hatte einige Delegierte bestimmt, die den russischen Revolutionären eine Solidaritätsadresse überbringen sollten, aber als sie sich zu dieser Reise einschiffen, stiessen sie auf unerwartete Schwierigkeiten. Sie wurden nämlich von zwei Führern der rechtsorientierten National Sailors and Firemens Union erwartet – einer von ihnen, der Präsident, ein treuer Anhänger von Milners British Workers' League –, die den Leeds-Delegierten mitteilten, das Schiff werde den Hafen erst verlassen, wenn sie von Bord gegangen seien. Da Tausende ihrer Mitglieder bei deutschen U-Boot-Angriffen ums Leben gekommen waren, sympathisierte die Gewerkschaft nicht mit den Kriegsgegnern. Nach einem kurzen Gerangel wurden die Delegierten die Gangway hinunterbegleitet.

Dieselben Gewerkschaftsführer hiessen dagegen zwei andere Passagiere, die nach Russland wollten, auf das Herzlichste im Hafen willkommen: Jessie Kenney, eine altgediente Suffragette, und Emmeline Pankhurst. Diese hatte Lloyd George um Erlaubnis gebeten, «dem russischen Volk darlegen zu dürfen, wie patriotische Britinnen über den Krieg und die Friedensbedingungen denken»<sup>16</sup> – eine Bitte, die ihr der Premierminister nur zu gern gewährte. Auch wenn das russische Heer in Auflösung begriffen war, so band es doch noch immer Hunderttausende deutscher Soldaten, die das Reich sonst in Frankreich und Belgien einsetzen konnte. Er hoffte, Pankhurst würde die Kriegsbereitschaft der Russen stärken und einige von denen umstimmen, denen der Sinn nach einer Revolution stand, schliesslich hatte sie ihre Fähigkeiten als Rebellin und Aufrührerin hinlänglich unter Beweis gestellt und war sehr bekannt in Russland, wo ihre Autobiographie übersetzt und viel gelesen wurde.

Als sie in Petrograd eintraf, hielt sich die gemässigte Provisorische Regierung zwar noch an der Macht, aber die Bolschewiki, gestärkt durch die Ankunft ihrer

Führer in dem versiegelten Zug aus der Schweiz, gewannen an Einfluss. Überall wehten rote Fahnen, und sogar die Mitarbeiter des Luxushotels Astoria, in dem sie wohnte, streikten während ihres Aufenthalts. «Ich bin mit einem Gesuch der englischen Nation an die russische Nation nach Petrograd gekommen», erklärte sie russischen Journalisten zwischen zwei Reden vor patriotischen Frauengruppen, «damit Sie den Krieg fortführen, von dem das Schicksal der Zivilisation und Freiheit abhängt.»<sup>17</sup>

Ihre Aufmerksamkeit wurde besonders von einer Russin gefesselt, die in Christabels englischer Zeitung rasch zum Star avancierte – der 25-jährigen Maria Botschkarjowa. Mit einer Sondererlaubnis des Zaren durfte sie in das Heer eintreten, wo sie in einem Kampfverband eingesetzt war, einen deutschen Soldaten mit dem Bajonett tötete und mehrfach verwundet wurde. Sie rauchte, trank und fluchte, schlug jeden nieder, der sie belästigte, und verwendete in einer Sprache, in der sich viele Wörter mit dem Geschlecht des Sprechers verändern, stets die männlichen Formen. Ein Beobachter beschrieb sie als «dicke Bäuerin, stark wie ein Pferd, ungehobelt, am liebsten mit den Fingern essend, ungebildet, aber mit grosser natürlicher Intelligenz.»<sup>18</sup>

Als entschiedene Befürworterin des Kampfes gegen die Deutschen hatte Maria Botschkarjowa vor kurzem ein «Frauen-Todesbataillon» aufgestellt. Die Rekrutinnen rasierten sich den Kopf, schliefen während der Ausbildung auf harten Brettern, liessen die gleichen körperlichen Strafen wie die männlichen russischen Soldaten über sich ergehen und trugen als Abzeichen einen Totenkopf. Die Botschkarjowa hielt auf strenge Disziplin und brachte das Bataillon dazu, einige deutsche Schützengräben zu erobern, ein seltenes Ereignis in diesem Jahr des Zusammenbruchs des russischen Militärs. Für die Russen, die den Krieg fortführen wollten, war sie – wie Emmeline Pankhurst in England – ein unverhofftes weibliches Aushängeschild, denn ihre patriotische Einstellung wurde durch ihr Auftreten als entschlossene, militante Frau kräftig unterstrichen. In einem Land, das von Klassenkonflikten zerrissen war, bedeutete sie für das rechte Lager eine hochgeschätzte Ausnahme: ein Held (oder eine Heldin) der Arbeiterklasse auf der Seite der Bürgerlichen.<sup>19</sup>

Als die Botschkarjowa ihre Einheit bei einer Parade in Petrograd über den St.

Isaak-Platz führte, warfen Anhänger Blumen, eine Militärkapelle spielte und ein russisch-orthodoxer Bischof segnete die Totenkopf-Fahne. Im Vorbeidefilieren begrüßte das Bataillon Emmeline Pankurst, die in einem makellosen weissen Leinenkostüm, schwarzer Haube und Handschuhen erschienen war, mit einem kräftigen Hurra. «Die Gründung eines Frauen-Todesbataillons», verkündete sie den Soldatinnen der Einheit, «ist das stolzeste Ereignis, das das Buch der Frauengeschichte seit Jeanne d'Arc zu vermelden hat.»<sup>20</sup>

Aus dem Schloss vor den Toren der Stadt, in dem die kaiserliche Familie unter Hausarrest stand, war zu hören, dass der Zar und die Zarin gern die berühmte Suffragette kennen lernen würden. Die Nachricht war insofern überraschend, als das Herrscherpaar nicht gerade in dem Ruf stand, Befürworter des Wahlrechts zu sein – ganz gleich, ob für Männer oder Frauen. Emmeline musste ablehnen, weil sie auf Geheiss der britischen Regierung auf alles verzichten sollte, was die Provisorische Regierung unnötig hätte verstimmen können.

Der Sommer 1917 verlief chaotisch. Russische Soldaten töteten ihre Offiziere oder ersetzten sie durch Soldatenräte und verliessen weiterhin zu Hunderttausenden die Front; nie zuvor hatte es in einem Heer Auflösungserscheinungen in solchem Ausmass gegeben. Noch mehr Streiks und turbulente Kundgebungen folgten, als die Provisorische Regierung versuchte, die Bolschewiki und andere radikale Gruppierungen zur Fortsetzung des Krieges zu zwingen. Emmeline Pankhurst missachtete den Vorschlag, sie und Jessie Kenney sollten sich nicht so elegant kleiden, um sich nicht ganz so deutlich als Mitglieder der Bourgeoisie kenntlich zu machen, und lehnten auch das Angebot einer Gruppe von Heeresoffizieren ab, ihnen Personenschutz zu stellen. Von ihrem Hotelfenster aus verfolgte sie eine Parade radikaler Soldaten, die riefen: «Nieder mit dem Kapitalismus!» und: «Schluss mit dem Krieg!»<sup>21</sup> Nachdem Bolschewiki in ihr Hotel eingedrungen waren und 40 Offiziere festgenommen hatten, hörte sie endlich auf den Rat, dass es für sie das Beste sei, nach England abzureisen, und zwar rasch. Denn mittlerweile war es offensichtlich: Die Bolschewiken hatten begonnen, die Macht zu übernehmen.

Und genau das war der glühende Wunsch ihrer Tochter Sylvia. Sie änderte den Namen ihrer Zeitung von *Womans Dreadnought* in *Workers' Dreadnought*, denn

sie erwartete, dass der Klassenkampf den tödlichen Kampf der Nationen beenden könnte. Sie erprobte die Grenzen der Zensur, indem sie die britischen Soldaten öffentlich aufforderte, ihre Waffen niederzulegen, und kritische Briefe von Frontsoldaten veröffentlichte. Im Sommer, als ihre Mutter noch in Russland weilte, landete Sylvia einen publizistischen Coup. Exklusiv veröffentlichte ihre Zeitung ein Bekenntnis, wie es im Krieg noch keines gegeben hatte – eine beredte Absichtserklärung von einem – noch dazu hochdekorierten – Frontoffizier, das Kämpfen einzustellen:

*Diese Erklärung gebe ich in bewusster Missachtung sämtlicher militärischen Befehlsstrukturen ab, weil ich glaube, dass die Leute, die den Krieg beenden könnten, ihn vorsätzlich verlängern.*

*Ich bin Soldat und überzeugt, für andere Soldaten zu sprechen.*

*Ich glaube, dass dieser Krieg, in den ich eingetreten bin, weil er ein Verteidigungskrieg war, inzwischen ein Angriffs- und Eroberungskrieg geworden ist.<sup>22</sup>*

Der Verfasser des Briefs, Leutnant Siegfried Sassoon, hatte gerade ein viel gelobtes Buch mit Kriegsgedichten veröffentlicht. In Frankreich hatte man ihm den Spitznamen Mad Jack (Verrückter Jack) gegeben und das Military Cross verliehen, weil er einen verwundeten Soldaten unter schwerem Feuer aus dem Schussfeld getragen hatte. Später wurde er für das Victoria Cross vorgeschlagen – ohne es allerdings zu erhalten –, weil er einen deutschen Schützengraben im Alleingang genommen hatte. Sassoon hatte sich nicht nur hervorragende militärische Verdienste erworben, er kam auch aus einer angesehenen Familie: Sein Vetter Sir Philip Sassoon, Baronet und Abgeordneter, war Haigs Privatsekretär.

Mit einem Halsschuss nach England zurückgeschickt und zur Genesung in einem Londoner Krankenhaus untergebracht, las er einen Band von *Justice in Wartime*, Bertrand Russells gesammelten Antikriegsschriften. Er lernte Russell kennen, der ihn ermutigte, mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg zu halten, ihm half, sein Bekenntnis aufzusetzen, und es einem sympathisierenden Abgeordneten übergab. Zwei Tage nachdem Sylvia Pankhurst Sassoons Protestbrief veröffentlicht hatte, wurde er im Unterhaus vorgelesen. Basil Thomsons Beamte durchsuch-

ten sowohl die Büros der Zeitung *Workers Dreadnought* als auch der No-Conscription Fellowship, wo sie 100 Exemplare des Briefs beschlagnahmten. Sassoon rechnete damit, vor ein Kriegsgericht zu kommen, wo er vor einer breiten Öffentlichkeit mit diesem Krieg abrechnen wollte. Für Friedensaktivisten versprach das eine einmalige Gelegenheit zu werden: ein vielbeachteter Prozess gegen einen hochdekorierten Offizier, der seine Männer hatte sterben sehen.

Merkwürdigerweise fand Charlotte Despard zwischen ihren Reden im Park Glasgow Green und den Versuchen, Arbeiter- und Soldatenräte zu organisieren, noch immer grossen Gefallen an den unregelmässigen Begegnungen mit ihrem Bruder. «Ich glaube, er steht mir von allen Menschen am nächsten», schrieb sie, und jeden Tag, an dem sie ihn traf, «müsste man rot anstreichen». In John Frenchs Tagebuch von 1917 ist ein Kurzbesuch in Despard Arms vermerkt, ihrem Abstinenzler-Pub für Armeeingehörige – vielleicht die einzige ihrer vielfältigen Aktivitäten, die so unverfänglich war, dass er sich als Oberbefehlshaber der Home Forces erlauben konnte, bei einem Besuch gesehen zu werden. Wie immer rann ihm das Geld allzu leicht durch die Finger, sodass ihm Charlotte wieder aushelfen musste. Beide Geschwister waren in diesem Jahr von einem Verlust getroffen: Eine ihrer Schwestern, die an der Balkanfront als freiwillige Krankenpflegerin Dienst tat, war durch einen Granatsplitter getötet worden.

Der Feldmarschall war, wie er später einem Freund anvertraute, noch immer tief enttäuscht darüber, «dass man mich ... auf Betreiben Haigs ... aus Frankreich hinausgedrängt hat. Nichts, was je geschehen kann, wird mich jemals für den Verlust der Jahre 1916 und 1917 und des halben Jahrs 1918 im Feld entschädigen können.»<sup>23</sup> Stattdessen musste er sich damit zufriedengeben, kreuz und quer durch Grossbritannien zu reisen, um Truppen, Ausbildungslager, Küstenbefestigungen und Flugabwehrbatterien zu inspizieren, Orden an Uniformjacken zu heften und verwundete Soldaten in ihrer hellblauen Krankenhausluft zu besuchen. Allmählich gelang es ihm, sich Lloyd George als Militärberater anzudienen; dieser Posten erlaubte ihm, den ganzen abfälligen Klatsch über Haig, wie er ihm zu Ohren kam, weiterzutragen. Das tat er so vehement, dass der König ihn zu einer Standpauke in den Buckingham Palace einbestellte. Als French der Westfront einen Besuch abstattete, weigerte sich Haig, ihn zu empfangen, und als der Kriegsminister die

beiden Männer in London zum Dinner einlud, weigerte sich French zu kommen. Seiner Geliebten Winifred Bennett schrieb er wehmütig: «Ich möchte die Kanonen wieder hören!»<sup>24</sup>

Es gab reichlich Kanonen zu hören, mehr als 3'000, die über 4 Millionen Granaten abfeuerten, als Haigs Artillerie mit dem üblichen schweren Beschuss vor jener Schlacht begann, die heute meist nach dem winzigen Dorf benannt wird, das eines ihrer ersten Ziele war: Passchendaele. Bisher hatte bei jedem grösseren britischen Angriff an der Westfront irgendein neues Element die ewige Hoffnung auf einen Durchbruch genährt. Bei Loos waren es die nie dagewesene Stärke der Angriffskräfte und der erste britische Giftgaseinsatz gewesen, an der Somme das einwöchige Artilleriebombardement, von dem man sich die Pulverisierung der deutschen Schützengräben erhoffte. Und Passchendaele? Keine neue Strategie oder Waffe zeichnete diesen Angriff aus. Am Ende war das einzige besondere Merkmal, das Passchendaele von den vorangehenden Blutorgien unterschied, ein grauer Umstand, den niemand eingeplant hatte: Neben den vielen britischen Soldaten, die den deutschen Waffen zum Opfer fielen, gab es auch Tausende britische Soldaten, die, fern der See, ertranken.

Mit gutem Grund wurde diese Region lange Zeit den Niederlanden in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes zugerechnet; in grossen Teilen Belgiens befindet sich der Grundwasserspiegel nur einen halben Meter unter der Erde. Haig scheint keinen Gedanken daran verschwendet zu haben, dass sein Artilleriefeuer das Netz von Kanälen und Entwässerungsgräben zerstören und dass sich die vielen tausend Granattrichter mit Wasser füllen könnten. «Haigs Pläne hätten eine Trockenheit von äthiopischen Ausmassen gebraucht, um Erfolg zu haben»,<sup>25</sup> meinte sein Biograph Gerard De Groot. Die Landschaft, in der die Schlacht stattfand, hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit der trockenen, durch Sandsäcke sauber befestigten Nachbildung eines Schützengrabens, die man in den Kensington Gardens von London besichtigen konnte. (Ein ähnlicher, nicht weniger unrealistischer Graben lockte viele Besucher in einen Berliner Park.)

Die Gegend um Ypern lag im Nebel, als die britische Infanterie ihren Angriff in den frühen Morgenstunden des 31. Juli 1917 begann. Der Nebel verwandelte sich rasch in einen Dauerregen, den schlimmsten seit 30 Jahren. Die Aufklärungsflugzeuge konnten nicht aufsteigen, die Waffen hatten Ladehemmungen und der wassergetränkte Lehmboden dieser von Kratern durchlöcherter Mondlandschaft

wurde zäh und klebrig; ein Offizier verglich ihn mit Käsekuchen, ein anderer mit Haferbrei. Geschütze konnten kaum von der Stelle gebracht werden, und die Maultiere und Pferde, die die Munitionswagen zogen, sanken bis zu ihren Bäuchen ein und mussten ausgegraben werden. Ambulanzen, die verwundete Soldaten fortbrachten, rutschten von den glatten Strassen. Als der Herbst kam, wurden die Männer daran erinnert, dass die Wintermäntel der britischen Soldaten nicht wasserdicht waren. Wie durstige Schwämme sog sie Schlamm und Wasser auf, sodass sie über 15 Kilogramm schwerer wurden. Im Fortgang der Schlacht verloren die Briten an einem einzigen Tag 12'000 Mann. Doch Haig machte unbeirrbar weiter.

«Es ist mir unmöglich, die Bedingungen zu schildern, unter denen wir kämpften», schrieb John Mortimer Wheeler, der später ein bekannter Archäologe wurde. «Alles, was ich darüber schreiben könnte, würde übertrieben erscheinen, tatsächlich aber noch weit hinter der Wahrheit Zurückbleiben ... Der Schlamm ist weniger Schlamm als bodenloser, sich festsaugender Morast. Die Granattrichter sind dort, wo sie nicht gänzlich ineinander übergehen, nur durch wenige Zentimeter dieses klebrigen Matsches getrennt ... Die Artilleristen arbeiten bis zu den Oberschenkeln im Wasser.»<sup>26</sup> Einige britische Geschütze trieb der Rückstoss so tief in den Schlamm, dass sie unter die Oberfläche versanken; die Besatzungen setzten dort eine Flagge, um die Stelle zu kennzeichnen.

Soldat Charlie Miles von den Royal Fusiliers überbrachte Nachrichten als Meldegänger – eine irreführende Bezeichnung bei diesen Witterungsverhältnissen: «Sobald man aufbrach, spürte man diesen entsetzlichen Sog ... In gewisser Weise war es noch schlimmer, wenn der Schlamm einen nicht hinunterzog ... [dann] wusste man, dass man auf eine Leiche trat. Es war grauenhaft. Manchmal trat man einem Toten auf den Bauch, dann kamen die ganzen Gase raus ... Von dem Gestank konnte einem übel werden.»<sup>27</sup> Wenn Granaten einschlugen, schleuderten sie die durchnässten, verwesenden Leichen hoch in die Luft, sodass sie in Fetzen auf die noch lebenden Soldaten herabregneten.

Zentimeterweise kamen die britischen, australischen und kanadischen Truppen dem kleinen Dorf Passchendaele näher, was von den Zeitungen mit triumphieren-



Frühe Gasmasken, hier von russischen Offizieren getragen.



Üben für den grossen Kavallerieangriff, zu dem es nie kam.

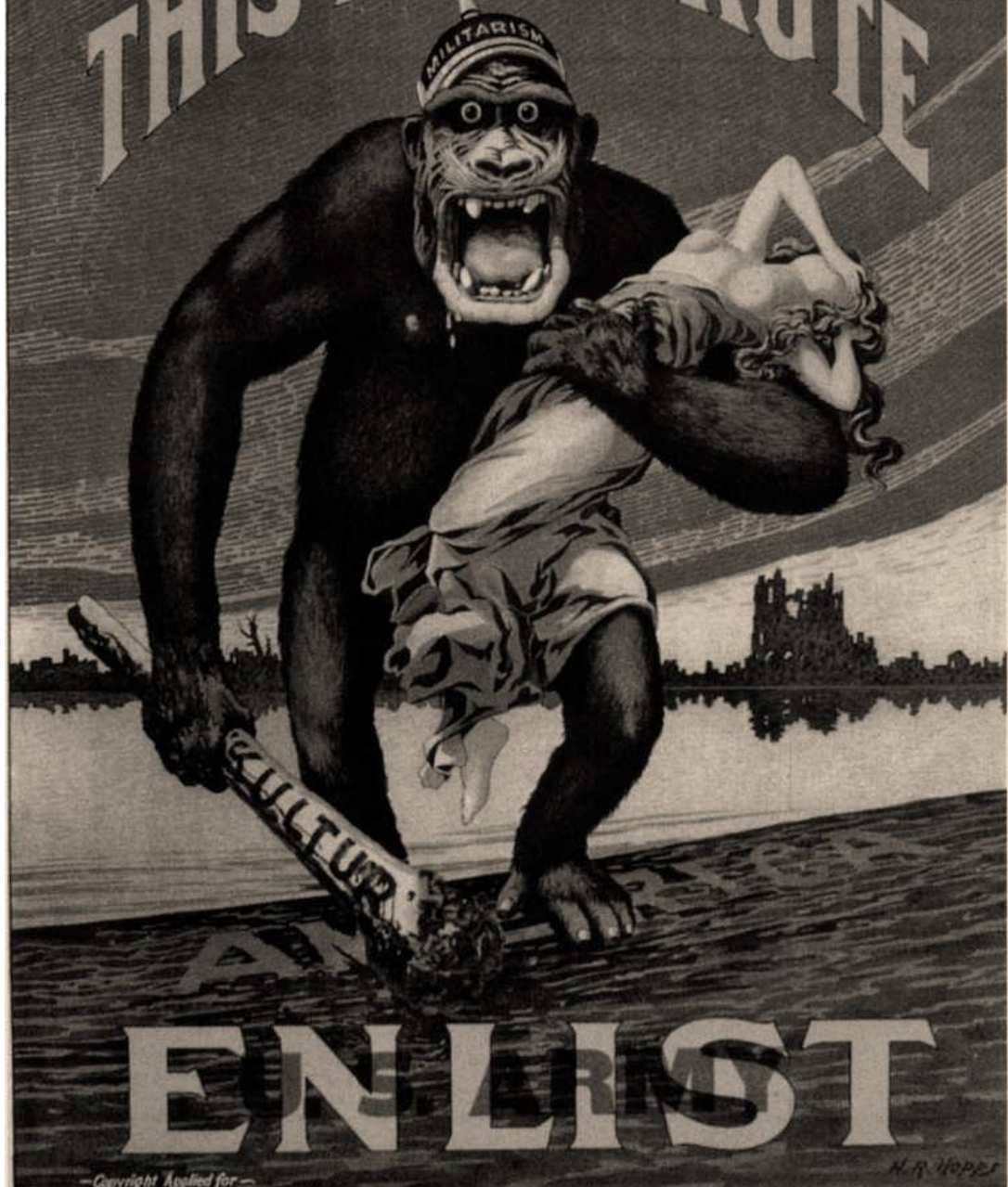




Die Propagandaschlacht, die 1914/18 von beiden Seiten geführt wurde, war das grösste und raffinierteste Unterfangen dieser Art, das die Welt bisher gesehen hatte.

Die britische Propaganda wurde grossenteils heimlich finanziert und angeblich von unabhängigen Bürgerinitiativen getragen.

# DESTROY THIS MAD BRUTE



—Copyright Applied for—

This Campaign Made Possible by  
A. Carlisle & Co.  
H. S. Crocker Co.

Messell-Hollins Bank Note Co.  
O. E. Olsen Lithograph Co.

Truong Label and Lithograph Co.  
Schmidt Lithograph Co.

H. R. HOPPE

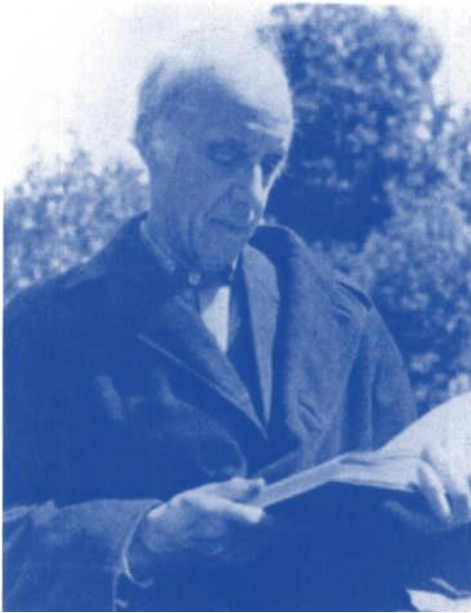


Ein Standfoto aus dem Dokumentarfilm *The Battle of the Somme*:  
Ein Soldat trägt einen sterbenden Kameraden.

Passchendaele (Dritte Flandernschlacht) – die Schlacht, in der die britischen Streitkräfte über 260'000 Gefallene und Verwundete zu beklagen hatten: am ersten Tag, dem 31. Juli 1917 (*unten*),  
September (*gegenüberliegende Seite oben*), Oktober (*gegenüberliegende Seite unten*).







Stephen Hobhouse:  
von Eton und Oxford in die Einzelhaft.



Joseph Stones:  
Im Morgengrauen hingerichtet.



Albert Rochester, Radikaler in Uniform: Warum  
muss jeder Offizier einen persönlichen Diener  
haben?



Eine Familie von Märtyrerinnen  
eines Schauprozesses.  
Von rechts: Alice Wheeldon, ihre  
Töchter Winnie und Hettie, eine  
Gefängniswärterin.



John S. Clark:  
Vom Zirkusdompteur zum  
Kriegsgegner im Untergrund.



Was Generäle auf beiden Seiten fürchteten: Pazifisten (in Dartmoor, Devon, *oben*)  
und fraternisierende Soldaten (Russen und Deutsche an der Ostfront, *unten*)



den Schlagzeilen gefeiert wurde: «Unsere Stellung verbessert; heldenhafter neuer Vorstoss» (*Times*); «Erfolg auf ganzer Linie in der Bunker-Schlacht; Haigs vernichtender Schlag» (*Daily Mirror*). Doch das Wasser füllte einige Granattrichter über Mannshöhe, sodass die Soldaten scherzten, es sei an der Zeit, die Royal Navy zu schicken. Wenn ein Soldat in voller Ausrüstung in einen solchen Trichter rutschte oder stolperte oder einen Sprung machte, um sich vor einer Granate in Sicherheit zu bringen, konnte es passieren, dass ihn das schlammige Wasser, in dem häufig schon die Kadaver von Menschen oder Tieren verwesten, umschloss und nicht mehr hergab.

«Aus der Dunkelheit kam von allen Seiten das Stöhnen und Klagen verwundeter Männer», so berichtete der 19-jährige Leutnant Edwin Vaughn in seinem Tagebuch über eine regnerische Nacht, «schwache, lange, schluchzende Klagelaute und verzweifelte Schreie ... Offenbar waren Dutzende Männer mit schweren Verwundungen in neue Granattrichter gekrochen, um sich in Sicherheit zu bringen, und jetzt stieg das Wasser an ihnen hoch ... Wir konnten nichts tun, um ihnen zu helfen; neben mir weinte Dunham leise, aber auch allen anderen Männern gingen die markerschütternden Schreie an die Nieren.» Nach stundenlangem Regen «waren die Schreie immer schwächer geworden ... der Grund lag auf der Hand – das Wasser reichte bis über den Rand der Granattrichter.»<sup>28</sup> Niemand weiss, wie viele der 88'000 Soldaten des Britischen Empire, die im Ypern-Sektor als «vermisst» geführt wurden, ertrunken waren. Belgische Bauern stossen mit ihren Pflügen noch heute auf die Skelette dieser Unglücklichen.

Zur Angst vor dem Ertrinken kam noch ein weiterer Schrecken. Die Deutschen begannen Senfgas einzusetzen. Abgesehen von seinem schwachen Geruch und der gelben Farbe der Blasen, die es auf der Haut hervorrief, hatte dieses extrem wirksame Giftgas nichts mit Senf zu tun. Da es hochkonzentriert war, brauchte man nicht unhandliche Kanister, sondern musste nur eine kleine Menge zu einer Granate hinzufügen. Hinzu kam, dass die Soldaten das Gas nicht unbedingt einatmen mussten, denn der Kampfstoff durchdrang mühelos die Kleidung und rief blutige Blasen von bis zu 30 Zentimetern Durchmesser hervor. Männer, die sich unwissentlich auf kontaminierten Boden setzten, bekamen riesige Blasen an Gesäss und Genitalien. Da die Verbindung langsam wirkte, konnte es zwischen sechs und acht Stunden dauern, bis ein Soldat merkte, was ihm zugestossen war.



Am schlimmsten waren Soldaten betroffen, die winzige Tröpfchen mit der Luft eingeatmet hatten, denn bei ihnen bildeten sich die Blasen innerlich und blockierten im Anschwellen langsam die Atemwege in Hals und Bronchien, ein tödlicher Prozess, der bis zu vier oder fünf Wochen dauern konnte. Manchmal mussten die sich windenden, würgenden Patienten an ihre Betten gefesselt werden. Auch Pferde und Maultiere gingen zu Tausenden am Senfgas ein, doch ihrem Leiden konnte die Kugel eines Soldaten wenigstens ein rasches und gnädiges Ende bereiten

Im November 1917 beendete Haig die Kämpfe endlich, nachdem seine Soldaten einen letzten winzigen Gebietsgewinn zu verzeichnen hatten, keine 8 Kilometer von dem Punkt entfernt, an dem sie im Juli ursprünglich begonnen hatten. Bei den letzten verzweifelten Anstrengungen, das Dorf Passchendaele einzunehmen – was ursprünglich Monate zuvor, nämlich am vierten Tag der Offensive, hätte geschehen sollen –, waren mehr als 15'000 kanadische Soldaten getötet oder verwundet worden. Es war ein so offensichtlich sinnloses Opfer, dass sich Kanadas Premierminister bei einem anschliessenden Treffen in London darüber so erregte, dass er auf Lloyd George zuing, ihn am Revers packte und schüttelte.

In der beschönigenden Sprache der Zeitungen und Gedenkfeiern wurden diese Kanadier und all die anderen Soldaten des Britischen Weltreichs, die in den dreieinhalb Monaten dieser Schlacht ihr Leben verloren hatten, als «Gefallene» bezeichnet. Doch im Schlamm von Passchendaele gehörte jeder, der durch eine Kugel fiel, zu den Glücklichen. «Eine Abteilung der A-Kompanie auf dem Weg zur Front stiess ... auf einen bis zu den Knien im Morast steckenden Mann», erinnerte sich Major C. A. vom Royal Warwickshire Regiment. «Die vereinten Bemühungen von vier Männern, die ihre Gewehre als Hebel unter seinen Achselhöhlen ansetzten, zeitigten nicht die geringste Wirkung, und zu graben wäre, selbst wenn sie Schaufeln zur Hand gehabt hätten, unmöglich gewesen, weil sie keinen festen Stand hatten. Die Pflicht rief sie an die Front, und als sie zwei Tage später auf dem Rückweg wieder vorbeikamen, war der unglückliche Bursche noch immer da; allerdings ragte er nur noch mit dem Kopf aus dem Schlamm und war völlig verrückt geworden.»<sup>29</sup>

## 19. KAPITEL

### *Bitte stirb nicht*

**A**ls Informationsdirektor beaufsichtigte John Buchan die Entwicklung der raffiniertesten Propagandaoperation, die es bis dahin gegeben hatte. Sie produzierte eine Flut von patriotischem Material, unter anderem Gemälde und Zeichnungen von spezialisierten Schlachtenmalern, die an die Front geschickt wurden, Illustrierte, Abenteuergeschichten für Knaben, in denen die Deutschen als blutrünstige Barbaren dargestellt wurden, Karten für Zigarettenschachteln und einen «Deutschen Verbrechenskalender», der jeden Monat eine neue Greuelthat präsentierte. In Telegrammen wurden die neuesten Nachrichten für die in- und ausländische Presse geschönt. Ein Büro produzierte Flugblätter, die von Fesselballons über deutschen Schützengräben abgeworfen wurden. Redner wurden überallhin geschickt, von den Industrievierteln in England, in denen man den Einfluss von radikalen

Kriegsgegnern fürchtete, bis zu den Vereinigten Staaten, wo die Vortragsreisenden laut Anweisung das heikle Thema Irland zu vermeiden hatten. Jeder katholische Priester in Amerika erhielt ein monatliches Rundschreiben mit Kriegsnachrichten von einem angeblich unabhängigen Komitee britischer Katholiken. Amerikanische Redakteure, Reporter und Kongressabgeordnete wurden bei ihrer Ankunft in London von einer neuen anglo-amerikanischen Gesellschaft in Empfang genommen, die Buchan ins Leben gerufen hatte, und genossen bei Besichtigungen der Front in Frankreich einen privilegierten Status, inklusive Unterbringung in einem nahegelegenen Schloss. Wie sein Förderer Milner freute sich Buchan über alle Kolonien und Dominions, die in den Grossen Krieg eintraten, und sorgte dafür, dass ständig Filme produziert wurden mit Titeln wie *Kanadier an der Westfront* und *Neuseeländische Truppen in Frankreich*. Ein kurzer Film aus dem Jahr 1917

brachte sogar Bilder von schwarzen Arbeitsbataillonen aus Südafrika; er zeigte die Afrikaner bei ihren traditionellen Tänzen und in wilder Rauferei um eine Münze, die ihnen ein lachender weisser Offizier zugeworfen hatte. Um die öffentliche Unterstützung für den Krieg neu zu beleben, fuhren 20 Filmvorführ-Lkw, sogenannte *Cinemotors*, durch Grossbritannien und projizierten ihre Filme auf Gebäudeflächen. Blaskapellen, prominente Redner und hin und wieder ein grosses Geschütz als Schauobjekt sollten die Menschen zu den Kundgebungen locken, während ein Flugzeug seine Flugblätter im Sturzflug über der Menge ausschüttete.

Buchan und sein Stab erkannten, dass sich die Öffentlichkeit – trotz des beschämend wirkungslosen Debüts der Panzer auf dem Schlachtfeld im Jahr zuvor – nach einer Hightech-Wunderwaffe sehnten. Der auf Ketten fahrende Koloss war ein riesiger Erfolg auf der Filmleinwand. Mitte des Jahres 1917 lockte ein Dokumentarfilm über die Panzerkriegsführung geschätzte 20 Millionen Zuschauer an. Paradoxerweise schlug Grossbritannien erst viel später in diesem Jahr seine erste wirkliche Panzerschlacht im französischen Cambrai, wo die schwerfälligen Maschinen einige Kilometer vorstiessen, bevor die üblichen Pannen einsetzten und die Deutschen in einem Gegenangriff den grössten Teil des eroberten Terrains zurückeroberten.

Seinen bis dahin grössten Sieg errang der Panzer jedoch nicht auf dem Schlachtfeld, sondern in der Heimat. Während die Schlacht um Cambrai noch tobte, machte eine «Trafalgar Square Tank Bank» glänzende Geschäfte, indem sie Kriegsanleihen verkaufte. Die Kapelle der Coldstream Guards spielte, während prominente Redner sich hoch oben auf dem Panzer stehend an die Menge wandten, woraufhin Hunderte Interessenten eine lange Schlange bildeten, um die Anleihen an einer Öffnung in einem seitlichen Geschützturm zu erstehen. 90 Prozent der Besucher, hiess es, hätten noch nie zuvor eine Anleihe gekauft, daher wurden Panzer mit der Eisenbahn in 168 Ortschaften und Städte überall in England, Schottland und Wales transportiert. Laut offizieller Auskunft verkauften die «Panzer-Banken» Kriegsanleihen in einem Gesamtwert von 300'000'000 Pfund (rund 17 Milliarden Dollar nach heutiger Währung). Angesichts dieses eindrucksvollen Belegs für die Bedeutung der neuen Waffe an der Heimatfront wurden für die Mission sogar einige Panzer aus Frankreich abgezogen.

Obwohl Buchans Arbeit und sein öffentliches Auftreten dies nicht erkennen

liessen, war 1917 ein schlimmes Jahr für ihn, denn sein jüngerer Bruder und zwei gute Freunde fielen innerhalb weniger Tage. Aber seine ungeheure Produktivität litt nicht darunter; das Bücherschreiben schien ihm so leicht zu fallen wie anderen Leuten Tischgespräche. Zu seinem grossen Leserkreis gehörte, wie er erfuhr, auch die Grossherzogin Olga von Russland, die älteste Tochter des unlängst abgesetzten Zaren. Die Familie wurde jetzt in der entlegenen sibirischen Stadt Tobolsk gefangen gehalten. Von dort schrieb sie ihm, sie, ihre Schwestern und ihr Vater hätten seinen neuesten Spionageroman mit grossem Vergnügen gelesen.

In einem Roman, den er Mitte 1917 zu schreiben begann – *Mr. Standfast* –, wimmelte es von den üblichen athletischen Geheimagenten, die deutsche Verschwörungen durchkreuzten. Doch angesichts eines Jahrs, in dem es Streiks, den Umsturz in Russland und ein Erstarren der Antikriegsbewegung gegeben hatte, liess Buchan seinen Serienhelden Richard Hannay als verdeckten Ermittler Zugang zu radikalen Gewerkschaftskreisen in Glasgow finden, wo er feststellt, dass die meisten schottischen Arbeiter treue Patrioten des Empire sind. Eine Gestalt des Buchs ist ein Kriegsdienstverweigerer, der am Ende als Nichtkombattant einen wichtigen militärischen Auftrag übernimmt und unter heftigem Feuer einen Fluss durchschwimmt, um eine entscheidende Meldung zu überbringen, bevor er an seiner Verwundung stirbt.

Im selben Jahr tritt ein anderer wohlbekannter literarischer Protagonist noch einmal in Erscheinung: Sir Arthur Conan Doyle liess, die allgemeine Spionage-Paranoia nutzend, seinen Sherlock Holmes noch einmal aus dem Ruhestand zurückkehren. In *Seine Abschiedsvorstellung* schmuggelt sich Holmes unmittelbar vor dem Krieg geschickt in den Spionagering des finsternen Von Bork ein, Deutschlands Topspion in England. Auch Conan Doyle gehörte zu den Leuten, die glaubten, der Krieg sei trotz all seiner Schrecken ein gesundes Purgatorium, eine Reinigung durch das Fegefeuer. Vorausschauend meint Holmes: «Es ist ein Ostwind im Anzug, ein Wind, wie noch nie einer über England hinweggefegt ist. Es wird ein bitterkalter Wind sein, Watson, und manch einer wird seinem Ansturm nicht standhalten und verdorren. Aber dennoch ist es Gottes eigener Wind, und ein reineres, besseres, stärkeres Land wird im Licht der Sonne erstrahlen, wenn sich der Sturm gelegt hat.»<sup>1</sup>

In Belgien war der Wind tatsächlich bitter und kalt. Die Gesamtzahl der gefallenen und verwundeten Briten bei Passchendaele, offiziell die Dritte Schlacht von Ypern, ist strittig, doch eine gering angesetzte Schätzung beziffert sie auf 260'000;<sup>2</sup> die meisten Berechnungen kommen zu weit höheren Zahlen. Haig war unablässig bemüht, Passchendaele als Triumph darzustellen, fand aber wenig Zustimmung damit. «Wir haben grosse Siege errungen», sagte Lloyd George nach Ende der Schlacht in einer bemerkenswert ehrlichen Rede, die seine ohnmächtige Verärgerung über Haig erkennen lässt. «Wenn ich mir die entsetzlichen Verlustlisten anschau, wünsche ich mir manchmal, es wäre nicht notwendig gewesen, so viele Siege zu erringen.»<sup>3</sup>

An anderen Fronten nahm der Krieg sogar einen noch schlimmeren Verlauf. Ende Oktober trafen katastrophale Nachrichten aus Norditalien ein: Deutsche und österreichische Truppen waren bei Caporetto durchgebrochen und bei einem Überraschungsangriff in Nebel und Regen rund 130 Kilometer vorgestossen. Die demoralisierten Italiener, die in ihren ungeeigneten Gasmasken erstickten, verloren mehr als eine halbe Million Mann durch Tod, Verwundung oder Gefangenschaft.

Daran gemessen schien die Einnahme von ein oder zwei in Schlamm und Trümmern versunkenen Dörfern in Flandern kaum ein Anlass zu besonderem Stolz zu sein. «Zum ersten Mal», so schrieb der Kriegskorrespondent und Romancier Philip Gibbs später, «büsste die britische Armee ihren Optimismus ein. Bei vielen Offizieren und Soldaten, mit denen ich sprach, war eine tödliche Niedergeschlagenheit zu spüren. Für sie war kein Ende des Krieges in Sicht, nichts als fortgesetztes Blutvergiessen.» Die Männer rissen bittere Witze über den Frontverlauf im Jahr 1950. Ein Offizier errechnete, dass die Briten beim gegenwärtigen Tempo der Gebietsgewinne den Rhein in 180 Jahren erreichen würden.

Im Herbst 1917 kam die britische Armee an der Westfront einer Meuterei so nahe wie nie: Wiederholt revoltierten auf dem grossen Nachschub- und Ausbildungsstützpunkt Etaples in Frankreich mehrere tausend Soldaten über einen Zeitraum von sechs Tagen, dabei wurde ein Soldat von einem Militärpolizisten getötet. Während der Protestkundgebungen flatterte kurzzeitig auch die rote Fahne, und ein Rebell wurde später vor Gericht gestellt und hingerichtet. Die Häufigkeit von

Fahnenflucht und Trunkenheit nahm zu, woraufhin die Militärführung das Verhältnis von Militärpolizisten zu Soldaten zugunsten ersterer veränderten. «Mit schleppendem Schritt und dem Ausdruck von Männern, die wussten, dass sie in den sicheren Tod gingen, schlurften die Verstärkungseinheiten ... an den Geschützen vorbei», schrieb ein Veteran über die Stimmung, die im Oktober in der Umgebung von Ypern herrschte. «Kein Grusswort, als sie so dahintroteten; in mürrischem Schweigen traten sie einer hinter dem anderen ihren Opfergang an.»<sup>4</sup> Wie üblich duldete Haig keinen Widerspruch. Als ein tapferer Oberst ihm entgegenhielt, dass ihnen weitere nutzlose Angriffe keine Reserven mehr für eine Offensive im kommenden Frühjahr lassen würden, wurde Haig bleich vor Wut und sagte: «Oberst Rawlins, verlassen Sie den Raum.»<sup>5</sup>

Als sich die Niederschläge im November noch verstärkten, unternahm Haigs höchst mittelmässiger Stabschef Generalleutnant Sir Launcelot Kiggell einen seiner seltenen Abstecher zu den vorderen Reihen. Als er sich dem Schlachtfeld bei Passchendaele näherte, sah er von seinem Befehlsfahrzeug aus zum ersten Mal die schreckliche Matschwüste und ihre unzähligen wassergefüllten Granattrichter. Er soll gesagt haben – was seine Verteidiger allerdings bestreiten: «Grundgütiger Himmel, haben wir unsere Männer tatsächlich dorthinein zum Kämpfen geschickt?», um dann in Tränen auszubrechen. Kurz darauf diagnostizierten Militärärzte bei ihm nervöse Erschöpfung. Man schob ihn auf einen stressfreien, aber angesehenen Posten ab: Er wurde Truppenkommandeur und Vizegouverneur auf der Kanalinsel Guernsey.

In Russland war in der Nacht vom 6. auf den 7. November 1917 schliesslich der Moment gekommen, den die alliierten Regierungen seit Monaten fürchteten. Die Bolschewiki ergriffen die Macht in Petrograd, besetzten die Telegraphenstationen und Schlüsselgebäude und stürmten den Sitz der Provisorischen Regierung – den Winterpalast, auf dessen Balkon der Zar und die Zarin drei Jahre zuvor, bei Kriegsausbruch, den Jubel der begeisterten patriotischen Menschenmenge entgegengenommen hatten. Jetzt wimmelte es auf den Strassen von Arbeitern, die triumphierend ihre roten Fahnen schwenkten, und von jubelnden revolutionären Soldaten, die über ihren grauen Feldmänteln gekreuzte Patronengürtel trugen.

Das neue Regime veröffentlichte binnen weniger Tage die in den Regierungs-

kanzleien entdeckten Geheimverträge, die Russland mit anderen alliierten Staaten abgeschlossen hatte, um zu zeigen, dass es sich dem Frieden verpflichtet fühlte, statt sich den üblichen diplomatischen Geschäften zu widmen. Diese Dokumente verrieten unter anderem, auf welche Territorialgewinne sich die verschiedenen Bündnispartner Hoffnungen machten. So gab es beispielsweise detaillierte Pläne, das Osmanische Reich zu zerschlagen und es – direkt oder unter dem Denkmantel nominell unabhängiger Staaten – zwischen Russland, Italien, Frankreich und Grossbritannien aufzuteilen. Da die alliierten Mächte stets beteuert hatten, sie würden für die Sache der Freiheit kämpfen, lösten diese Verträge in der ganzen Welt einen Schock aus – und mancherorts anhaltende Empörung. Die Araber, die von den Briten gedrängt worden waren, sich gegen ihre türkischen Herren zu erheben, hatten damit gerechnet, nach dem Krieg politisch selbständig zu werden – und nicht die Marionetten irgendwelcher anderer Mächte.

Rasch verbreitete sich an der Ostfront eine Art informeller Waffenstillstand: Auf Fotos sieht man deutsche und russische Soldaten bei der Verbrüderung im Niemandsland, alle in dicke Wintermäntel gehüllt, die Deutschen mit militärischen Schirmmützen, die Russen in pelzgefütterten Schapkas. Gruppen aus Männern beider Seiten posieren teils stehend, teils sitzend, als seien sie Mitglieder einer einzigen Sportmannschaft. Wer konnte wissen, wie leicht das Beispiel in dem vom Krieg erschöpften Europa Schule machen würde?

Ohne Russland, so befürchtete Alfred Milner, wäre die Allianz möglicherweise nicht mehr in der Lage, Deutschland zu besiegen. Unter Umständen war die Ausbreitung der Revolution dann ein noch gefährlicherer Feind als die Deutschen. Milner überlegte sich, warum Grossbritannien und Frankreich nicht ihre Meinungsverschiedenheiten mit Deutschland beilegen – und Russland dann unter sich aufteilen sollten? Grossbritanniens Anteil sollte selbstverständlich die zentralasiatischen Teile Russlands umfassen, die an Persien und Afghanistan, strategisch wichtige Grenzgebiete Indiens, angrenzten. War Deutschland dazu bereit – und natürlich auch, sich aus Frankreich und Belgien zurückzuziehen –, boten sich nach Milners Ansicht viele interessante Möglichkeiten, Russland aufzuteilen. Ein ganzes Jahr lang warb er still, aber hartnäckig für diese Idee. Es gibt keinen eindeutigen Beleg dafür, dass er selbst oder ein anderer sich tatsächlich an die Deutschen

gewandt hätte. Sein Vorschlag scheint nie die Ebene vertraulicher Gespräche innerhalb der britischen Regierung verlassen zu haben, aber er weist eine seltsame Ähnlichkeit mit der Welt plötzlich wechselnder Supermacht-Allianzen auf, die die George Orwell später in seinem Buch *1984* beschwor.

Unterdessen waren Sozialisten und Pazifisten überall begeistert vom bolschewistischen Staatsstreich. Zum ersten Mal besass eine Grossmacht eine Regierung, die entschlossen war, den Kapitalismus zu überwinden – und sich sofort aus dem Krieg zurückzuziehen, der seit mehr als drei Jahren Europas junge Männer millionenfach tötete. «Wunderbare Nachrichten aus Russland!», lautete die Schlagzeile im *Socialist* des Löwenbändigers John S. Clarke. «Mögen sie das Tor aufstossen», schrieb Sylvia Pankhurst in ihrem *Workers Dreadnought*, «das für die Menschen aller Länder in die Freiheit führt!»<sup>6</sup>

Keine Gruppe in Grossbritannien nahm die Nachricht von der letzten Phase der russischen Revolution mit grösserer Freude auf als die Kriegsdienstverweigerer in Haft. Der 29-jährige Fenner Brockway, der seine Zuchthausstrafe im Gefängnis Walton Gaol in Liverpool verbüsst, betätigte sich noch immer als Journalist. Trotz des Schweigegebots informierte er seine Mithäftlinge über die folgenschweren Ereignisse in Petrograd mittels des *Walton Leader*, einer von mindestens neun Untergrundzeitungen von und für Kriegsdienstverweigerer. Sie wurde mit Bleistiftminen geschrieben, die Brockway und andere Häftlinge, mit Klebeband an den Fusssohlen befestigt, ins Gefängnis geschmuggelt hatten; jede Ausgabe wurde auf 40 Blatt braunem Toilettenpapier veröffentlicht. Der Subskriptionspreis war ein Extrablatt Toilettenpapier aus dem persönlichen Vorrat jedes Gefangenen. Bis die Wärter nach einem Jahr sie schliesslich entdeckten, wurde die jeweils neueste Ausgabe der Zeitung – natürlich konnte nur ein Exemplar «veröffentlicht» werden – in der von den Häftlingen gemeinsam benutzten Toilette zurückgelassen. Dank den Informationen eines Fahnenflüchtlings des Heers konnte der *Walton Leader* einen der wenigen in Grossbritannien veröffentlichten unzensurierten Berichte über das Blutbad von Passchendaele bringen. Der Staatsstreich in Russland dagegen habe, wie Brockway später schrieb, bei den Wehrdienstverweigerern die Hoffnung geweckt, «unsere Gefängnistüren würden von den Genossen Arbeitern und Soldaten geöffnet».<sup>7</sup>



Ein Ereignis, von dem sich die britischen Friedensaktivisten erhofften, es werde sie dem grossen Tag einen Schritt näherbringen, war Siegfried Sassoons unmittelbar bevorstehende Kriegsgerichtsverhandlung. Doch sie warteten vergebens, denn das Letzte, was die Regierung wollte, war ein Held aus der Oberschicht, der sich in einen öffentlichen Märtyrer verwandelte. «Es hat natürlich einen Disziplinstoß gegeben», meinte ein Sprecher des Kriegsministeriums zu Sassoons herausforderndem Brief, «aber wir haben auf disziplinarische Massnahmen verzichtet, weil Leutnant Sassoon von der Gesundheitsbehörde bescheinigt wurde, dass er, da er einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte, für seine Handlungsweise nicht verantwortlich war.»<sup>8</sup>

Also statt ins Gefängnis gesteckt zu werden, erhielt Sassoon den Befehl, in einem Hotel in Liverpool abzuwarten. Während er sich dort aufhielt, warf er das Band seines Military Cross in den Mersey – doch ohne Publikum, sodass die Geste der Militärbehörde nicht zu Ohren kam. Statt die öffentliche Bühne zu bekommen, auf die Sassoon gehofft hatte, sah er sich abgeschoben in die komfortable Umgebung eines schottischen Sanatoriums für Offiziere, die unter Kriegsneurosen litten. Bald fand sein Protest in den Zeitungen keine Erwähnung mehr. Sein Sanatoriumsaufenthalt brachte nichts für die Friedensbewegung, aber eine Menge für die englische Literatur. Zu seinen Mitpatienten gehörte auch der 24-jährige angehende Schriftsteller Wilfred Owen, der sich von seinen Verwundungen und einer Kriegsneurose erholte. Von dem älteren Sassoon nachdrücklich ermuntert, wurde Owen der bedeutendste Dichter des Krieges.

Das Kriegsministerium hatte sich ausserordentlich klug verhalten. Nach drei Monaten im Sanatorium, dessen Dienste er überhaupt nicht brauchte, wurde Sassoon zunehmend unruhig. Schliesslich nahm er die Beförderung zum Oberleutnant an und kehrte an die Front zurück. Nicht weil er seine Auffassung geändert hatte. Vielmehr notierte er in seinem Tagebuch, als er wieder in Frankreich war: «Ich bin hier, um mich um einige Männer zu kümmern.»<sup>9</sup> Diese Haltung ist ein faszinierender Beleg dafür, dass die enorme Kraft der Gruppenloyalität stärker ist als politische Überzeugungen – zumal es hier um einen Mann geht, der seine Auffassung, dass die angeblichen Kriegsziele seines Landes Betrug waren, nicht geändert hatte und nie ändern sollte.

Ende 1917 war eine Zeit grosser Nervosität für die herrschenden Kreise in Grossbritannien. Die *Times* brachte eine Artikelserie mit dem Titel «Das Ferment der Revolution», und die Regierung verschärfte die Pressekontrolle – nach einer neuen Verordnung unterlagen alle Bücher und Flugschriften über den Krieg – oder die Friedensaussichten – der Zensur. Über 4'000 Zensoren waren damit beschäftigt, Presse und Post zu überwachen. Zum ersten Mal verhinderte die Polizei die Auslieferung zweier Nummern des *Workers Dreadnought*. Gerüchte wollten wissen, dass Antikriegsorganisationen teilweise mit deutschem Geld finanziert würden, und Basil Thomson wurde aufgefordert, seine Überwachungsoperationen zu intensivieren. Da er wusste, dass sein Einfluss wachsen würde, wenn er die offizielle Paranoia anheizte, liess er in einem Bericht für das Kriegskabinett mehr oder minder durchblicken, dass eine der einflussreichsten Stimmen der Kriegsgegner, der unerschrockene investigative Journalist E.D. Morel möglicherweise mit deutscher Unterstützung arbeite: «Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass Mr. Morel nicht aus reinem Altruismus tätig ist ... Da seine Aktivitäten sicherlich den deutschen Interessen zugute kamen ... kann man der Öffentlichkeit wohl kaum einen Vorwurf aus ihrem Verdacht machen, dass Mr. Morel in der Vergangenheit von Deutschland finanziert worden sei und dass er sich in Zukunft noch finanzielles Entgelt für seine Friedensaktivitäten erhoffe.»<sup>10</sup> In seinem Tagebuch hingegen notierte Thomson das Gegenteil und räumte ein, er sei der festen Meinung, «dass kein deutsches Geld der Friedensbewegung»<sup>11</sup> zuflüsse.

Seit Langem hegte die Regierung den Wunsch, wie ein Beamter des Aussenministeriums es formulierte, Morel mundtot zu machen und ihn «sicher hinter Schloss und Riegel zu bringen».<sup>12</sup> Vor allem Milner drängte zum Handeln. «In keinem anderen Land als diesem», beklagte er in einer Notiz an Lloyd George, «wäre es ihm möglich weiterzumachen.»<sup>13</sup> Da Morel nicht mehr im wehrpflichtigen Alter war, konnte er nicht wegen Kriegsdienstverweigerung belangt werden, daher bemühte man schliesslich eine obskure Verordnung, die das Versenden pazifistischen Materials ausser Landes unter Strafe stellte, und verurteilte ihn deshalb zu einem halben Jahr Zuchthaus.

Er verbüsste seine Strafe im Londoner Pentonville-Gefängnis. In Morels Zellenblock befand sich kein anderer Kriegsgegner; in der einen Nachbarzelle sass ein Mann ein, der ein Kind vergewaltigt hatte; auf der anderen Seite war jemand,

der drei Flaschen Whisky gestohlen hatte. Selbst hinter Gittern funktionierten die Regeln der britischen Klassengesellschaft noch: Ein anderer Gefangener, der sich wegen des Schweigegebots im Flüsterton an Morel wandte, redete ihn mit «Sir» an. Nur sonntags in der Kapelle konnte Morel hin und wieder ein rasches Lächeln mit Wehrdienstverweigerern aus anderen Teilen des Gefängnisses wechseln. Während ein Pastor in seiner Predigt die Rechtmässigkeit des Kriegs beschwor und Beamte der Gefängnisleitung von «Siegen» auf den Schlachtfeldern berichteten, sassen die Schliesser auf erhöhten Sitzen am Ende jeder Reihe, um dafür zu sorgen, dass die Gefangenen nicht miteinander sprachen.

In einem staubigen Raum nähte Morel Postsäcke aus grobem Leinen und verknüpfte Seile zu Hänge- und Fussmatten für die Kriegsmarine. Manchmal musste er zentnerschwere Juteplatten in die Werkstatt schleppen. Die Auswirkung des U-Boot-Kriegs auf die britischen Lebensmittelimporte führten zu Einschnitten bei der Gefängniskost, die für die Zuchthaushäftlinge schon vorher sehr karg gewesen war. Angesichts der allgemeinen Kohleknappheit überliess man den Gefängnissen kaum etwas zum Heizen. Das Abendessen in Pentonville, das der Häftling allein zu sich nahm, bestand laut Morel aus «einem Stück Brot, einem Viertelliter kaltem Haferbrei am Boden eines Blechgefässes, das zuvor Bücklinge enthalten haben mochte und noch ein bisschen nach ihnen schmeckte, und einem halben Liter heissem, fettem Kakao – ein wahrer Göttertrank, besonders an kalten Tagen.» Doch nachts war nichts zu erwarten «als die Kälte einer kalten Zelle – eine Kälte wie sonst keine auf Erden. Und nichts, was gegen sie zu helfen scheint.»<sup>14</sup>

Morel war ein kräftig gebauter Mann von 44 Jahren, aber das Gefängnis ruinierte seine Gesundheit. «Ich habe E. D. Morel gestern zum ersten Mal gesehen, seit er frei gekommen ist», schrieb Bertrand Russell im folgenden Jahr an einen Freund, «und war betroffen, wie fatal sich eine sechsmonatige Gefängnisstrafe auswirkt... Er ist ein körperliches und geistiges Wrack, was vor allem an der unzulänglichen Ernährung liegt. Er sagt, er habe am ganzen Tag nur eine Dreiviertelstunde zum Lesen bekommen – den Rest der Zeit habe er mit Gefängnisarbeit zugebracht.»<sup>15</sup>

Obwohl Essen und Arbeit für die Wehrdienstverweigerer nicht besser waren, hatte man sie in den Gefängnissen zumindest zusammen untergebracht und sie konnten sich verstohlen verständigen. (Die Untergrundzeitung, die im Gefängnis

Winchester zirkulierte, hiess *Whisperer*, «Flüsterer».) «Meine erste Erfahrung mit der Umgehung des Schweigegebots habe ich in der Kapelle gemacht», schrieb Fenner Brockway. «Wir sangen ein Kirchenlied. Doch anstelle der Worte des Gebetbuchs hörte ich diesen Text:

*Sei uns willkommen, Fenner,  
Wann kamst du her?  
Wie fandst du den Brei heut morgen?  
Der Herr sei uns gnädig!*<sup>16</sup>

Wie Brockway lernte, war es beim Gottesdienst entscheidend, eine Nachricht für den Banknachbar zu singen oder zu psalmodieren, ohne den Kopf zu wenden oder irgendeine andere Reaktion zu zeigen, die den Aufseher aufmerksam machen konnte. Die Häftlinge tauschten in den Postsäcken, die sie nähten, heimlich Bücher aus und spielten sogar Schach; einmal nahm die Hälfte der Wehrdienstverweigerer im Gefängnis Maidstone an einem Schachturnier teil. Wenn dem Gegner nur einmal am Tag ein Zug zugeflüstert werden konnte, dauerten die Spiele manchmal einen Monat oder länger. Aber die Strafen für Verstösse waren streng: Brockway wurde sechs Tage lang auf Wasser und Brot gesetzt, als die Gefängnisleitung seine Klopapier-Zeitung entdeckte. (Bis zu diesem Zeitpunkt war es ihm gelungen, 100 Ausgaben zu veröffentlichen, einschliesslich einer Sonderausgabe zum zweiten Todestag seines Mentors Keir Hardie.) In einem der Gefängnisse, in denen er einsass, fanden regelmässig Hinrichtungen gewöhnlicher Straftäter statt. «Im ganzen Gebäude herrschte Totenstille, alle lauschten auf das Öffnen der Tür zur Todeszelle, auf die Schritte zum Galgen, auf die Uhren in der Nachbarschaft, die die schicksalhafte Stunde schlugen, und auf das Läuten der Glocke, das anzeigte, das alles vorüber war.»<sup>17</sup>

In diesem unwirtlichen Herbst befanden sich auch Alice Wheeldon, ihre Tochter und ihr Schwiegersohn hinter Gittern. Alice verbüsste ihre Zuchthausstrafe im Gefängnis Aylesbury, wo das Guckloch aller Zellentüren in der Mitte eines gemalten Auges mit Wimpern, Braue und Pupille sass, sodass der Gefangene das Gefühl hatte, unablässig angestarrt zu werden. Die Aussicht, zehn Jahre lang unter solchen Bedingungen leben zu müssen, empörte sie; sie fluchte auf die Aufseherinnen und missachtete den Befehl, nicht mit anderen Gefangenen zu sprechen.

Sie war auch entrüstet, dass sie sich den Leibesvisitationen unterziehen musste und dass Winnie und sie aus dem Garten, wo sie ursprünglich gearbeitet hatten, in die Wäscherei versetzt wurden, um, wie es in der Amtssprache hiess, «unerwünschten Umgang» mit anderen Häftlingen zu vermeiden. Den Gefängnisdirektor nannte sie, wie eine Aufseherin pflichteifrig notierte, einen «verfluchten Blut-sauger». Mehrfach ging sie – genauso wie Winnie und Alf Mason – in den Hungerstreik; Alice schlug einem Arzt, der sie zu füttern versuchte, die Tasse aus der Hand und zerbrach sie. Doch hinter der Wut und dem Trotz verbarg sich Verzweiflung: Nachts hörten die Wärterinnen sie weinen.

Am 21. Dezember 1917 begann sie einen weiteren Hungerstreik. Da sie sehr schwach wurde, verlegte man sie vier Tage später in das Gefängniskrankenhaus. «Weihnachtsmorgen», hörte eine Oberschwester sie sagen. «Was muss der Teufel lachen.» Das Gefängnispersonal hatte von Anfang an die Anweisung, sie genau zu überwachen, daher ging eine Flut von Berichten an das Innenministerium. «Sie sagt», berichtete eine Aufseherin, «sie sei entschlossen, das Gefängnis zu verlassen, ‚in einer Kiste oder anders‘.»<sup>18</sup>

Natürlich wurden alle Briefe überprüft. Doch erst 80 Jahre später, als diese Briefe endlich der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden, konnte die verzweifelte Stimme von Winnie Mason gehört werden, die ausser sich war, weil ihre Mutter dazu verdammt war, in den Händen des Staates zu sterben.

Nachdem es ihr nicht gelungen war, Alice den Hungerstreik auszureden, wuchs Winnies Besorgnis, als die Verwaltung ihre immer schwächer werdende Mutter in ein anderes Gefängnis verlegte. In Aylesbury hatten sie wenigstens eine gewisse Chance auf «Umgang» miteinander. «Oh, Mam, ich weiss nicht, was ich Dir schreiben soll», heisst es in einem Brief von Winnie, «... wenn ich daran denke, wie oft ich Gelegenheit hatte, Dir einen Kuss zu geben oder etwas zu Dir zu sagen, ich mich aber zurückgehalten habe, um unsere Aussichten auf Zusammensein nicht zu gefährden ... Jeder dieser letzten vierzehn Tage war wie ein Jahr ... Jede Minute habe ich Dir Gedankenwellen geschickt. Ich wusste, dass Du krank warst... Ich kann den Gedanken an das, was Du durchmachst, nicht ertragen ... Du bist immer eine Kämpferin gewesen, aber Deinen Tod ist dieser Kampf nicht wert ... Ich kann das kaum niederschreiben ... Lebe wieder für uns alle.»

«Oh Mam», schreibt Winnie flehentlich, «bitte stirb nicht.»<sup>19</sup>

Konnte die Radikalität von Menschen wie den Wheeldons auf die Truppe übergreifen? Haig war besorgt und liess sich von Nachrichtenoffizieren und den Zensoren der Feldpost über die Stimmung der Soldaten auf dem Laufenden halten. «Manchmal werden von den Männern extreme sozialistische und sogar anarchistische Ansichten zum Ausdruck gebracht»,<sup>20</sup> notierte er. Vor allem befürchtete er, die Australier könnten subversive Ideen in die britische Truppe tragen. In deren Heer ging es viel egalitärer zu als bei den Briten, der Sold war höher, und viele Offiziere hatten als einfache Soldaten gedient, bevor sie befördert wurden, weil es in Australien keine Klasse von Grossgrundbesitzern gab, deren Söhne seit Generationen Offiziere waren. («Macht einen guten Eindruck», soll ein australischer Offizier seinen Männern vor einer Inspektion durch britische Kommandeure gesagt haben. «... und vor allem, nennt mich um Gottes willen nicht Alf.»<sup>21</sup>) Britische und australische Soldaten hatten schon immer in getrennten Einheiten gedient, aber jetzt ordnete Haig an, dass sie in Krankhäusern und auf Stützpunkten zu trennen seien. «Sie machen grosse Schwierigkeiten, wenn sie mit unseren Männern zusammen sind», schrieb er, «und setzen ihnen revolutionäre Flausen in den Kopf.»<sup>22</sup>

Die Haig-Enthusiasten wurden jetzt weniger. Auch der Zeitungsmagnat Lord Northcliffe hatte die Geduld mit ihm verloren. Lloyd George hielt sich an die Befehlskette und forderte den Kriegsminister Lord Derby auf, Haig zu entlassen; der einflussreiche Derby, ein treuer Anhänger Haigs, der den Feldmarschall schon bei anderen Anlässen gedeckt hatte, weigerte sich unter Androhung seines Rücktritts, woraufhin der Premier klein beigab. Das Problem lag darin, dass die früheren Lobeshymnen in Northcliffes Zeitungen und John Buchans effizienter Propaganda-Apparat Haig auf ein Podest gehoben hatten, von dem er aus politischen Gründen nicht mehr herunterzuholen war. Lloyd George, Milner und ihre Kollegen fürchteten die Reaktion der Armee und der Öffentlichkeit, wenn sie es versuchten.

Wäre es möglich gewesen, Haig zu ersetzen, hätten sie den rotbäckigen, dickbäuchigen Sir Herbert Plumer bevorzugt, der mehrere Zentimeter kleiner als die anderen Generäle war, sie aber an Intelligenz um einiges überragte – vielleicht der beste britische General in diesem Krieg. Im Unterschied zu anderen Kommandeuren war er bekannt dafür, dass er durch sorgfältige Planung und den klugen Einsatz

von Artillerie und unterirdischen Minen Gebietsgewinne ohne übermäßige Verluste erzielte. Mit Sicherheit mass er den Erfolg nicht an der Zahl der Opfer in den eigenen Reihen. Aber die höheren Generäle, mit denen Plumer verglichen werden konnte, waren nicht gerade eine Zierde ihres Metiers, und so sprach, wie ein Militärhistoriker schreibt, «während des Krieges vor allem für ihn, dass er nicht zu den anderen gehörte».<sup>23</sup>

Haigs Feinde in der Heimat konnten nur einige nachteilige Informationen über seine Untergebenen in die Zeitungen lancieren – und dem Premierminister selbst wurde vorgeworfen, für einige dieser gezielten Indiskretionen verantwortlich zu sein. Obwohl es nur Nebensächlichkeiten waren, brachten sie Haigs Geheimdienstchef General Charteris zu Fall, der auf einen gesichtswahrenden höheren Posten versetzt wurde. Haig, der von seinen Londoner Unterstützern stets gut informiert wurde, wusste, dass seine Stellung unantastbar war, und machte unverdrossen weiter. Im Übrigen fehlte es seinen Kritikern nicht nur an der politischen Macht, ihn durch einen anderen General zu ersetzen, sondern auch an besseren Ideen für die siegreiche Beendigung des Krieges. Auch aus heutiger Sicht, mit allen Vorteilen einer solchen Rückschau, kann man kaum entscheiden, welche militärische Strategie zu einem raschen alliierten Sieg geführt hätte. Der besondere Charakter des Grabenkriegs verdammt die kriegführenden Mächte zur Fortsetzung des Konflikts, bis die eine oder andere Seite so erschöpft, ausgeblutet und dezimiert war, dass sie den Kampf einfach nicht fortsetzen konnte. Trotz aller Borniertheit verstand Haig diesen Aspekt besser als die Politiker, die auf eine schnelle siegbringende Lösung hofften.

Der Öffentlichkeit wurde klar, dass ein Abnutzungskrieg im Gange war, woraufhin sich die Stimmung in England genauso verdüsterte wie wohl beim letzten Mal, als Napoleon 100 Jahre zuvor mit einer Invasion der Insel gedroht hatte. Hunderttausende trugen schwarze Armbinden. Auf den Strassen entstanden selbstgebastelte, blumenübersäte Gedenkstätten, die an gefallene Verwandte und Freunde erinnerten. Die Bemühungen von Buchans Propagandamannschaft, den Erfolg zu wiederholen, den die Filme über die Somme-Schlacht und die Panzerwaffe erzielt hatten, liefen ins Leere: Die neuen Dokumentarfilme lockten nur wenige Zuschauer an.

Mit den Heerscharen verwundeter Soldaten kam die Kunde von den ungeheuren Verlusten bei Passchendaele nach England, ein makabrer Kontrapunkt zur

Parade der triumphalen Schlagzeilen. Einige Überlebende saßen in Rollstühlen oder bewegten sich mühsam auf Krücken oder Holzbeinen vorwärts. Hin und wieder nahmen Gruppen von ihnen als «Arm- und Beinmannschaft» an Kricketspielen teil, woraufhin sich die andere Mannschaft bereit erklärte, nicht allzu fest zu werfen. Ein Zuschauer eines solchen Spiels in Piltown, unweit der Südküste, wo das Artillerieschießen häufig zu hören war, schrieb: «Die ganze Zeit über grollten die Riesengeschütze in Flandern, sodass wir den Krieg hören & sein trauriges Ergebnis sehen konnten.»<sup>24</sup>

Die Luftangriffe nahmen zu, und in den Munitionsfabriken, in denen jetzt Millionen Frauen arbeiteten, kam es immer häufiger zu tödlichen Unfällen. Insbesondere die Werke für Artilleriegranaten waren anfällig für Explosionen: 1916 starben bei einem solchen Vorfall 26 Frauen; noch 1918 kamen auf diese Weise 134 Arbeiterinnen ums Leben. Frauen, die den Sprengstoff in die Granaten füllten, bekamen eine so gelbe Haut, dass sie sich als Kanarienvögel bezeichneten – diese Kontamination entstellte sie nicht nur, sondern führte manchmal auch zu einem frühen Tod.

Der Krieg beeinträchtigte den Alltag in zahllosen Formen. Da riesige Mengen Kohle und 370 Lokomotiven in Frankreich gebraucht wurden, mussten rund 400 kleinere Bahnhöfe in Grossbritannien geschlossen werden. Busse, Strassenbahnen und Züge waren chronisch überfüllt. Als ein weiterer ungewöhnlich kalter Winter begann, wurde die Kohle in London rationiert, sodass die Leute mit allen möglichen Behältern – von Körben bis Kinderwagen – Schlange stehen mussten, um sie zu kaufen. Das Papier wurde knapp; deshalb schrumpften die Zeitungen und erhöhten ihre Preise. Speck, Butter, Margarine, Streichhölzer und Tee waren knapp, woraufhin sich lange Schlangen von Frauen, Kindern und älteren Menschen vor den Geschäften bildeten. Weizenspreu und Kartoffeln wurden als Streckmittel ins Brot gebacken, und das Reiswerfen bei Hochzeiten wurde unter Strafe gestellt. Ende 1917 begann eine Stadt nach der anderen, die Lebensmittel zu rationieren. An manchen Orten traten Arbeiter einen Tag lang in den Ausstand, um gegen die Einschränkungen zu protestieren. Im November wurde die Brotration der einsitzenden Wehrdienstverweigerer halbiert, auf etwas über 300 Gramm pro Tag.

War dieser Krieg je zu gewinnen? Anflüge von Zynismus und Hilflosigkeit wa-



ren selbst von der Elite des Landes zu hören. «Wir erzählen Lügen», sagte der Zeitungsverleger Lord Rothermere (der bereits einen seiner Söhne im Krieg verloren hatte und bald auch noch einen zweiten verlieren sollte) in einem spontanen Gefühlsausbruch im November 1917 zu einem Journalisten. «Wir wagen der Öffentlichkeit nicht die Wahrheit zu sagen – dass wir mehr Offiziere verlieren als die Deutschen und dass es unmöglich ist, an der Westfront durchzubrechen. Sie haben die Korrespondenten gesehen ... Sie sagen nicht die Wahrheit, und wir wissen, dass sie lügen.»<sup>25</sup>

Auch weiterhin fielen anteilig mehr Offiziere, vor allem jüngere Offiziere, als einfache Soldaten. Obwohl die britischen Infanterieoffiziere nach den ersten sechs Kriegsmonaten auf das Tragen der Schwerter verzichteten, waren sie für deutsche Scharfschützen auch weiterhin noch gut an ihren Koppeln mit Schulterriemen aus poliertem Leder und den Offiziersstöcken oder Pistolen zu erkennen. Jüngere Offiziere waren es auch, die die klapprigen Kampfflugzeuge flogen und bei Abstürzen umkamen oder vom Gegner abgeschossen wurden. Im Jahr 1917 hatte ein britischer Kampfflieger, der an die Front kam, eine durchschnittliche Lebenserwartung von knapp drei Monaten.

Bis heute kommen die Kritiker, die bezweifeln, dass der Krieg die vielen Menschenleben wert war, fast alle vom linken Ende des politischen Spektrums. Doch als sich das Jahr 1917 seinem Ende zuneigte, meldete sich eine solche Stimme vollkommen unerwartet von der Spitze der britischen Hierarchie. Lord Lansdowne, Grossgrundbesitzer, ehemaliger Vizekönig von Indien und Kriegsminister, hatte Jahre zuvor als Aussenminister jene enge Beziehung zu Frankreich hergestellt, die praktisch für Grossbritanniens Beteiligung an diesem Krieg gesorgt hatte. Schon früh hatte er einen Sohn in den Kämpfen verloren. Seine Zweifel an der Fortsetzung des Krieges bis zum bedingungslosen Sieg begannen nach der Schlacht an der Somme. Er war sehr stark seiner Klasse verhaftet, und vor allem entsetzte ihn, wie viele britische Offiziere getötet wurden. «Langsam, aber sicher bringen wir die besten Männer dieser Inseln um ...», hatte er an Premierminister Asquith geschrieben; «Generationen werden kommen und gehen müssen, bevor sich das Land von diesem Verlust erholt.»<sup>26</sup>

Seine Zweifel wuchsen noch, und die Katastrophe von Passchendaele brachte ihn endgültig zu dem Entschluss, sich an die Öffentlichkeit zu wenden. Nachdem

die geschockte Redaktion der *Times* sich geweigert hatte, seinen offenen Brief ab-zudrucken, erschien er am 29. November 1917 im *Daily Telegraph*. «Wir werden diesen Krieg nicht verlieren», schrieb Lansdowne, «aber eine Fortsetzung dieses Krieges wird die zivilisierte Welt in Schutt und Asche legen und das menschliche Leid, das jetzt schon auf uns lastet, ins Unendliche vermehren.» Prophetisch nahm er die Zukunft vorweg, in die dieser grosse Konflikt führen sollte: «So wie dieser Krieg schrecklicher war als jeder Krieg der Geschichte, würde der nächste noch schrecklicher werden als dieser. Die Prostitution der Wissenschaft zum Zweck reiner Vernichtung wird wahrscheinlich so bald kein Ende finden.» Dann unterbreitete er einige Vorschläge für einen Verhandlungsfrieden, einschliesslich der Zwangsschlichtung künftiger internationaler Streitigkeiten. Lansdowne kannte nachrichtendienstliche Berichte an die Regierung, aus denen hervorging, dass viele einflussreiche Deutsche und Österreicher für Verhandlungen eintraten. Er glaubte, dass Lloyd George Rhetorik über einen «alles entscheidenden Schlag» nur Wasser auf die Mühlen der deutschen Hardliner war, die bis zum bitteren Ende kämpfen wollten. Die Alliierten sollten die «Friedenspartei in Deutschland» unterstützen, schrieb er, indem sie versicherten, dass sie «nicht die Vernichtung Deutschlands als Grossmacht anstreben».

Von vielen ehemaligen Kollegen und rechten Patrioten angegriffen, stiess Lansdowne zu seiner Verwirrung bei den Sozialisten – die ihm immer ein Greuel waren – auf begeisterte Zustimmung. Bertrand Russell pries seinen Mut und meinte zu dem Zorn, der Lansdowne in der Mainstreampresse entgegenschlug, trocken: «Demnächst wird man sicherlich entdecken, dass seine Grosstante in Kiel geboren wurde oder dass sein Grossvater Goethe bewunderte.»<sup>27</sup> Kipling hielt Lansdowne für einen «alten Trottel», der nur deshalb eine so feige Ansicht vertrete, weil ihn irgendeine Frau «bearbeitet» habe.<sup>28</sup>

In vertraulichen Berichten über die Stimmung in der Öffentlichkeit begannen die verdeckten Ermittler der Nachrichtendienste geheimnisvoll vom «Lansdownismus» zu sprechen.<sup>29</sup> Aber viele Soldaten schrieben an Lansdowne und gratulierten ihm zu seinem Mut. Er besass indes keine zahlreiche Anhängerschaft und trat keine neue Friedensbewegung los. Vielmehr veröffentlichten Grossbritannien

und Frankreich kurz nach Erscheinen dieses Briefs eine kompromisslose Erklärung, in der sie jeglichen Verhandlungen eine endgültige Absage erteilten, wodurch sie mit Sicherheit die gemässigten Kräfte schwächten, die in Deutschland Einfluss gewinnen wollten. Ausserdem gab es noch ein weiteres Hemmnis für einen Kompromissfrieden: Grossbritannien und Frankreich rechneten damit, dass die Millionen frischen Soldaten, die von den Vereinigten Staaten versprochen waren, am Ende den alliierten Sieg bringen würden.

Margaret Hobhouse kämpfte immer noch für die Entlassung ihres Sohnes; sie bewog 26 Bischöfe und über 200 andere Geistliche, die Forderung nach besserer Behandlung der Wehrdienstverweigerer zu unterschreiben. Auf Betreiben Milners, der hinter den Kulissen die Fäden zog,<sup>30</sup> wurden im Dezember 1917 etwa 300 der mehr als 1'300 einsitzenden Wehrdienstverweigerer aus gesundheitlichen Gründen auf freien Fuss gesetzt. Stephen Hobhouse akzeptierte seine Entlassung, als er erfuhr, dass er nicht der Einzige war. Der Protest gegen diese Massenentlassung wurde durch die Zusicherung gemildert, dass das Parlament demnächst aufgefordert werde, den verurteilten Wehrdienstverweigerern die Bürgerrechte auf fünf Jahre abzuerkennen. Milner scheint entscheidenden Anteil an dieser besonderen Absprache gehabt zu haben, indem er ein ehemaliges Mitglied seines «Kindergartens», der jetzt Herausgeber der *Times* war, veranlasste, zum richtigen Zeitpunkt einen Leitartikel zu diesem Thema zu veröffentlichen.

Die Hobhouse waren eine Familie, in der, wie Stephen berichtet, «Meinungsverschiedenheiten in den Hintergrund traten». (Und doch, so fügte er hinzu, «konnte mein Vater nie ganz verwinden, welche Schande sein ältester Sohn über ihn gebracht hatte».<sup>31</sup>) Seine beiden Brüder, die in der Armee dienten und gerade auf Heimaturlaub waren, verbrachten das Weihnachtsfest mit Stephen und seiner Frau im elterlichen Haus. Obwohl Paul Hobhouse von seiner Verwundung genesen war, schien er böse Vorahnungen zu haben. «Ich hatte den Eindruck, P.'s Ton hat sich geändert – er hat seine Lebhaftigkeit verloren», schrieb eine Verwandte, kurz bevor er wieder an die Front aufbrach, «... er ist ernster und stiller geworden.»<sup>32</sup>

Auf der anderen Seite Europas kam es während der Weihnachtstage 1917 zu einer entscheidenden Wende des Krieges. Um ein Ende der Kampfhandlungen zwischen Russland und den Mittelmächten auszuhandeln, überquerte eine bolschewistische Delegation in der Nähe der alten, am Bugufer gelegenen Stadt

Brest-Litowsk unter einer weissen Flagge die Frontlinie und begab sich auf das von Deutschen besetzte Gebiet. Sie wurde in dem weitläufigen roten Ziegelbau der Stadtfestung von einer Gruppe Generäle in Paradeuniformen und Pickelhauben und Regierungsvertretern erwartet; sie sollten die Verhandlungen für das Deutsche Reich und seine Verbündeten führen. Die Bolschewiki, die in die Festung geführt wurden, hatten nicht die geringste Ähnlichkeit mit irgendeiner Gruppe von Diplomaten oder Militärs, die in der europäischen Geschichte jemals solche Verhandlungen geführt hatten. Die Deutschen und die Österreicher, bei denen die höheren Ränge des diplomatischen Dienstes ein Privileg des Adels war, hatten Mühe, sich ihre Verwunderung nicht anmerken zu lassen.

An einem langen Verhandlungstisch hatte gegenüber den Aussenministern der Mittelmächte die bolschewistische Delegation Platz genommen, die von einem bärtigen jüdischen Intellektuellen geleitet wurde. Der gelehrte Arzt Adolph Joffe<sup>33</sup> hatte einen Teil seines Lebens im Exil verbracht und sich in Wien einer Psychoanalyse unterzogen. Sein Stellvertreter war Lew Kamenew, ebenfalls hochrangiger jüdischer Revolutionär. Durch die restlichen Mitglieder der Delegation wurde der Welt noch nachdrücklicher vor Augen geführt, dass es sich hier nicht um herkömmliche Diplomatie handelte: Man sah einen Arbeiter, einen Soldaten, einen Matrosen, einen Bauern und eine Frau, Anastasia Bizenko, die 17 Jahre in einem sibirischen Lager verbrachte, weil sie den ehemaligen Kriegsminister des Zaren ermordet hatte. Der ältere Bauer Roman Staschkow war erst in allerletzter Minute in die Delegation aufgenommen worden. Joffe und Kamenew fuhren zum Petrograder Bahnhof, als ihnen plötzlich klar wurde, dass in ihre Delegation aus politischen Gründen unbedingt ein Vertreter jener Klasse aufgenommen werden müsse, die die grosse Mehrheit des russischen Volkes ausmachte. Sie sahen den eindeutig als Bauern kenntlichen Staschkow auf der Strasse, hielten an, überzeugten sich, dass er einer linken Partei angehörte, und forderten ihn auf, mitzukommen. Der verwirrte Staschkow sass mit seinem riesigen, ungepflegten Bart während der Sitzungen in Brest-Litowsk brav unter den schimmernden Kronleuchtern, konnte sich aber nicht abgewöhnen, seine Mitdelegierten nach vorrevolutionärer Art als *Bärin*, Herr, anzusprechen.

Am 15. Dezember 1917 verkündeten die beiden Delegationen einen Waffen-

stillstand. Der Krieg zwischen den Mittelmächten und Russland, der Millionen Tote und Verwundete gekostet hatte und Zehntausende von Quadratkilometern verwüstetes Land zurückliess, war vorüber. In Windeseile ging die Nachricht um die Welt.

Augenblicklich nahmen Russland und seine ehemaligen Feinde langwierige Verhandlungen für einen dauerhaften Friedensvertrag auf. In der Hoffnung, den Prozess zu beschleunigen, gaben die Deutschen ein Festbankett, das nicht ganz so verlief, wie man es gewöhnt war. Während die Diplomaten vorschriftsmässig in Stehkragen und Abendkleidung erschienen und die deutschen und österreichischen Generäle ihre glitzernden Ordensbrüste zur Schau stellten, benutzte der russische Arbeiterdelegierte, der sein Alltagszeug trug, seine Gabel als Zahnstocher. Der bärtige alte Bauer Staschkow, der mit Wein nicht vertraut war, fragte, welcher stärker war, der rote oder der weisse, um sich dann fröhlich zu betrinken. Der Aussenminister Österreich-Ungarns, Graf Ottokar Czernin, behielt Bizenko, die Attentäterin, im Auge. «Alles, was um sie her vorgeht, scheint ihr eigentlich gleichgültig», schreibt er. «Nur wenn die Rede auf die grossen Prinzipien der Revolution kommt, dann wacht sie plötzlich auf, ihr ganzer Ausdruck verändert sich, und sie erinnert an ein Raubtier, das plötzlich die Beute vor sich sieht und sich anschickt, sich auf dieselbe zu stürzen.»<sup>34</sup>

Die Deutschen und die Österreicher hatten keinen Zweifel daran, dass sie die Beute dieses Raubtiers waren, führten aber trotz allem höfliche Tischgespräche mit ihren Gästen. Der sanftmütige Joffe sass zwischen Feldmarschall Prinz Leopold von Bayern, dem Oberbefehlshaber an der Ostfront, und Graf Czernin, der den Ton ihres bolschewistischen Gastes «freundlich» fand. Zu Czernin sagte Joffe: «Ich hoffe doch, dass es uns gelingen wird, auch bei Ihnen die Revolution zu entfesseln.» Wenn der ganze Krieg nicht bald ende, schrieb Czernin an diesem Abend trocken in sein Tagebuch: «Letzteres glaube ich auch, auch ohne die gütige Mithilfe Joffes – das werden die Völker schon selbst besorgen.»<sup>35</sup>

## **TEIL VI**

**1918**

## 20. KAPITEL

### *Mit dem Rücken zur Wand*

Hätten Beobachter von einem anderen Planeten Anfang 1918 Gelegenheit gehabt, die Erde etwas genauer in Augenschein zu nehmen, wäre ihnen wohl aufgefallen, dass ihre Bewohner nicht nur eine ungewöhnliche Neigung bewiesen, sich gegenseitig umzubringen, sondern auch bereit waren, zu diesem Zweck riesige Entfernungen zurückzulegen. Nie zuvor waren Menschen so weit gereist, um Krieg zu führen. Unter britischem Kommando kämpften Truppen aus Kanada, Südafrika, den Westindischen Inseln, Australien, Neuseeland und Indien – das allein bis Ende des Krieges fast eine Million Soldaten an verschiedene überseeische Fronten entsandte. Der kanadische Gefreite John Kerr, der später das Victoria Cross erhielt, ging von seiner Farm in Alberta 80 Kilometer zu Fuss, um sich freiwillig zu melden; um sich einer Kampfeinheit in Afrika anzuschliessen, fuhr Arthur Darville Dudley, ein britischer Siedler in Nordrhodesien, über 300 Kilometer mit dem Rad über staubige Strassen und Wege im Busch. Soldaten von Jamaika und anderen karibischen Inseln kämpften in Ost- und Westafrika, aber auch in palästinensischen Städten, deren Namen sie aus der Bibel kannten.

Zum Schutz der alliierten Schiffe im Mittelmeer traf ein Flottengeschwader aus Japan ein. Britische Truppen aus Wiltshire und Devon kämpften gegen Soldaten aus Bulgarien – einem Bündnispartner Deutschlands – in Griechenland. Später kämpften Afrikaner aus der französischen Kolonie Senegal Seite an Seite mit Soldaten aus Serbien. Aus Ägypten holten die Briten rund 80'000 Mann, die in den Häfen von Marseille und anderen europäischen Städten arbeiteten. Mehr als 90'000 Chinesen arbeiteten auf Baustellen der britischen Streitkräfte in Frankreich oder entluden Nachschub in den Häfen. Andere militärische Arbeitskräfte

kamen von den Fidschi-Inseln im Pazifik, Mauritius im Indischen Ozean, den Bergen von Basutoland im Süden Afrikas und aus den französischen Kolonien Vietnam und Laos. Die Unterkünfte für afrikanische und asiatische Arbeiter hinter der Westfront befanden sich fast immer auf eingezäuntem Gelände, ein nicht durchgehend erfolgreicher Versuch, die Kontakte mit anderen Soldaten – und damit das missliebige Verlangen nach Gleichheit – zu verhindern.

Die Soldaten, die auf drei Kontinenten kämpften, trugen nicht nur Stahlhelm, sondern auch Fes, Turban, Käppi und Tropenhelm. Geschütze und Nachschub wurden in Frankreich von Ochsen, Pferden, Maultieren und Lastwagen in die Schlacht transportiert, im Nahen Osten von Kamelen und überall von erschöpften Mannschaften. In Afrika starben die Soldaten an Malaria und Schlafkrankheit, in den Alpen, wo die Italiener in Befestigungsanlagen kämpften, die sie aus Eis und Schnee herausgehauen hatten, an Erfrierungen. Auf beiden Seiten wurden die ungeheuren Kriegskosten nicht nur nach Menschenleben berechnet: Im Jahr 1918 hatten die britischen Kriegsausgaben 70 Prozent des Bruttosozialprodukts erreicht – das Dreifache dessen, was sie auf dem Höhepunkt des Kampfes gegen Napoleon betragen, und höher als während des Zweiten Weltkriegs. Das war nur durch riesige Anleihen möglich; diese Last musste in den Jahren danach von den Steuerzahlern der kriegführenden Staaten geschultert werden, denn diese zahlten sie ab; so verzehnfachte sich Grossbritanniens Staatsverschuldung während des Konflikts. Und kein Ende war in Sicht: Lloyd George und andere Regierungsvertreter arbeiteten wenig später an Plänen, die eine Fortsetzung des Krieges bis 1920 und darüber hinaus vorsahen.

Für die Alliierten sah es nicht gut aus. Ein Jahr zuvor waren auf zwei deutsche Soldaten an der Westfront drei Mann aus dem britischen Empire, Frankreich oder Belgien gekommen. Jetzt rasten Woche für Woche Eisenbahnzüge durch Deutschland, die Soldaten, die in Russland nicht mehr gebraucht wurden, an die Westfront brachten – während gleichzeitig Zentausende britische und französische Soldaten eiligst von der Westfront abgezogen wurden, um die zusammenbrechende italienische Armee zu unterstützen. Im Januar 1918 standen deshalb jeweils drei alliierten Soldaten vier Deutsche gegenüber. Die US-amerikanische Armee war noch keine grosse Hilfe: Obwohl Millionen Männer eingezogen und ausgebildet wurden, waren bisher nur 100'000 Amerikaner, fast alle unerfahren, nach Europa ge-



langt. Wenn sich die Verluste im selben Tempo fortsetzten, brauchten die britischen Streitkräfte im bevorstehenden Jahr 600'000 Neuzugänge, nur um die Ausfälle zu ersetzen – weit mehr, als die Wehrpflicht liefern konnte. Dazu Churchill: «Achtzehn- und neunzehnjährige Burschen, ältere Männer bis zu fünfundvierzig, der letzte noch am Leben gebliebene Bruder, einziger Sohn seiner Mutter (diese selbst dazu noch Witwe), der Vater, der als einziger die Familie erhalten konnte, der Schwache, der Schwindsüchtige, der bereits dreimal Verwundete – sie alle hatten sich nun für den Sensenmann bereitzumachen.»<sup>1</sup> Davon ganz unbeeindruckt wollte Haig in Belgien neue Angriffe führen, sobald das Wetter es zuließe. Das Kriegskabinett war entsetzt.

Hinter den Kulissen warb Milner weiter für seine Überzeugung, der wahre Feind sei nicht das Deutsche Reich, sondern das revolutionäre Russland. Diese Idee war so ketzerisch, dass er sie fast nur seinen Tagebüchern anvertraute. Nach einem Dinner mit Milner notierte einer der Beamten des Kriegskabinetts in dem seinen die Vorhersage, in dem Rest des Krieges werde es wohl um die Entscheidung gehen, «wo die englisch-deutsche Grenze durch Asien verlaufen wird».<sup>2</sup> Eine ähnliche Notiz findet sich im Tagebuch der Schriftstellerin Beatrice Webb, die gute Beziehungen zur Regierung hatte. Anfang 1918 schrieb sie kurz nach einem Treffen mit Lloyd George: «Der P. M. und Milner denken an einen Frieden auf Kosten Russlands ... Eine Aufteilung Russlands würde alle möglichen Veränderungen der Weltkarte ermöglichen.»<sup>3</sup>

Aber die Deutschen liessen kein Interesse erkennen: Sie hatten Russland bereits besiegt und ihrem Territorium nach dem Ende der Kämpfe ein riesiges Gebiet einverleibt. Warum sollten sie die Beute teilen? Sie waren entschlossen, als Nächstes einen ähnlichen Sieg über Grossbritannien und Frankreich zu erzielen, um dann einen Frieden in ganz Europa zu diktieren. Während Milners Plan von der Neuordnung der Welt auf Eis lag, bereiteten die Deutschen eine neue Offensive vor.

Obwohl das Truppenverhältnis an der Westfront für die Deutschen sprach, konnte die Oberste Heeresleitung (OHL), die jetzt weitgehend die Regierungsgeschäfte führte, zwei Uhren ticken hören. Die Generäle wussten, dass sie die grosse, kriegsentscheidende Schlacht noch vor dem Sommer gewinnen mussten; sonst würden Hunderttausende und bald darauf Millionen amerikanische Soldaten in

den Kampf eingreifen. Und im Reich selbst gab es Anzeichen, dass es möglicherweise nicht mehr lange durchhalten konnte.

Die Zivilisten litten schlimmer denn je. Da die britische Seeblockade keinerlei Import mehr hereinliess, war Metall so knapp, dass alles – Kessel und Kochtöpfe, Türklinken, Messingverzierungen, Telefondrähte und weit mehr als 10'000 Kirchenglocken – konfisziert und für Munition eingeschmolzen wurde. Unterirdisch verlegte Rohre wurden aus den Strassen gerissen. Kohle war knapp, und die Menschen, die sich in langen Schlangen danach anstellten, trugen häufig Pappschuhe mit Holzsohlen, weil Leder rationiert war und für Militärstiefel gebraucht wurde. Man hatte so viele Pferde an die Front geschickt, dass die Elefanten aus dem Berliner Zoo Karren durch die Strassen zogen. Die Reallöhne in den nichtmilitärischen Industriebetrieben waren auf fast die Hälfte des Vorkriegsniveaus gesunken. Nitrate, die früher für Dünger verwendet wurden, brauchte man jetzt für Sprengstoffe, wodurch die Lebensmittel noch knapper wurden. Brot wurde aus Kartoffelschalen und Sägemehl gebacken, Kaffee aus Baumrinde hergestellt, und da Pferdefleisch ein seltener Luxus war, gab es oft nur das Fleisch von Hunden und Katzen zu kaufen. Die Reichen bedienten sich auf einem aufblühenden Schwarzmarkt, während den Armen nichts anderes übrigblieb, als die abgeernteten Felder und städtischen Müllhalden nach ein paar Getreidekörnern oder Krümeln von Essbarem zu durchsuchen. Der tägliche Kalorienverbrauch wurde mehr als halbiert, mit der Folge, dass deutsche Erwachsene während des Krieges im Durchschnitt 20 Prozent ihres Körpergewichts verloren. In Österreich-Ungarn waren die Verhältnisse noch schlimmer.

Die brillante linke Theoretikerin Rosa Luxemburg bekam weisse Haare, als sie frierend, krank und hungrig in einem Breslauer Gefängnis sass. Erbittert beobachtete sie, wie Pferdewagen blutbefleckte, von Kugeln oder Granatsplittern zerrissene Uniformen ins Gefängnis brachten, die man verwundeten oder toten Soldaten ausgezogen hatte. Die Gefangenen hatten die Aufgabe, sie zu säubern und zu flicken; neue Soldaten sollten damit eingekleidet und in die Schlacht geschickt werden. Eines Tages sah sie einen Wagen ankommen, der von Büffeln gezogen wurde, einer Kriegsbeute aus Osteuropa. «... die Last war so hoch aufgetürmt, dass die Büffel nicht über die Schwelle bei der Toreinfahrt kamen. Der begleitende Sol-

dat... fing an, derart auf die Tiere mit dem dicken Ende des Peitschenstieles loszuschlagen, dass die Aufseherin ihn empört zur Rede stellte, ob er denn kein Mitleid mit den Tieren hätte! ‚Mit uns Menschen hat auch niemand Mitleid!‘ antwortete er ...»<sup>4</sup> Millionen empfanden genauso.

Die Kriegsentbehungen entfachten in Deutschland einen wütenden Nationalismus, der einen Vorgeschmack auf die Hysterie lieferte, die 25 Jahre später einen Höhepunkt von unvorstellbaren Ausmassen erreichte. Da war es wie ein böses Vorzeichen, dass rechte Kräfte mit der erfundenen Behauptung, die Juden drückten sich vor dem Wehrdienst, die Forderung durchsetzten, eine Sonderzählung der Juden im Heer vorzunehmen. Eine Flut von antisemitischen Büchern, Pamphleten und Reden folgte. 1918 rief der Vorsitzende des Alldeutschen Verbands zum rücksichtslosen Kampf gegen die Juden auf.

Aber die Generäle machten sich keine Sorgen um den Antisemitismus, sondern wegen der Revolution. Von der bolschewistischen Machtübernahme in Russland ermutigt und des Krieges und des Mangels überdrüssig, traten Ende Januar 1918 rund 400'000 Arbeiter in den Streik und forderten Frieden, neue Arbeitsrechte und eine «Volksrepublik». Die Streiks griffen auf andere Städte und die deutsche Kriegsmarine über, die weniger diszipliniert als das Heer war und einige Meutereien und Proteste erlebte. In Österreich-Ungarn, wo der Zusammenhalt in der Bevölkerung geringer war, nahmen die Streiks massivere Formen an; ausserdem traten Bruchlinien längs der ethnischen Grenzen auf: Die polnischen, serbischen, kroatischen und slowenischen Abgeordneten verlangten laut ihre Autonomie oder Unabhängigkeit. 800 Seeleute der österreichisch-ungarischen Marine in der Adria meuterten und hissten die rote Flagge; der Oberkommandierende der Marine musste drei Schlachtschiffe mit kaisertreuen Besatzungen schicken, um die Meuterei zu unterdrücken. Das ganze instabile Reich drohte auseinanderzufallen, falls der Krieg noch länger dauern sollte. Die Menschen im Osmanischen Reich, dem anderen wichtigen Verbündeten Deutschlands, waren am Rand einer Hungersnot. Als es mit der Wirtschaft unaufhörlich bergab ging, druckte die Regierung unbedenklich immer neue Mengen Papiergeld, um ihre Kriegsausgaben zu bestreiten. Hunderttausende türkische Soldaten desertierten, viele mit ihren Waffen, und beschafften sich als Briganten auf dem Land, was sie zum Leben brauchten.

Russlands Beispiel führte eines deutlich vor Augen: Ganz gleich, was an der Front passierte, ein Staat konnte auch von innen zusammenbrechen. Die deutschen Behörden riefen in Berlin und Hamburg das Kriegsrecht aus und steckten Zentausende streikende Arbeiter in Uniformen. Das beruhigte die Situation fürs erste, allerdings um den Preis, dass militante Linke im ganzen Heer verstreut wurden. Um weitere Streiks zu verhindern, brauchte das deutsche Militär einen raschen, entscheidenden Sieg. Anfang März 1918 erhielt Haig einen Bericht seines Nachrichtendienstes, wonach «eine Offensive grossen Ausmasses noch im laufenden Monat stattfinden wird».<sup>5</sup>

In dem festungsartigen Gefängnis Holloway in London zeigte Alice Wheeldons Hungerstreik endlich Wirkung: Sie bot Lloyd George die Stirn und gewann. Der Privatsekretär des Premiers sprach mit dem Innenministerium, wo ein Beamter einen Bericht anfertigte, in dem es hiess, Lloyd George «war der Meinung, man dürfe auf keinen Fall zulassen, dass sie im Gefängnis stirbt».<sup>6</sup> Nachdem sie knapp zehn Monate ihrer zehnjährigen Haftstrafe verbüsst hatte, öffneten sich die schweren Tore des Gefängnisses und entliessen sie in die Freiheit. Diese frühzeitige Entlassung war ein weiterer Beweis, dass die britische Regierung um jeden Preis vermeiden wollte, Märtyrer zu schaffen.

Das offizielle Misstrauen gegenüber Kriegsgegnern blieb unvermindert bestehen. Die Neujahrskarte, die 1918 vom Spionageabwehrdienst des Kriegsministeriums verschickt wurde, trug die Schriftzeile «Die verborgene Hand» und zeigte eine behelmte, in eine Flagge gewickelte Britannia, die drohend einen Dreizack gegen die behaarte, bärtige Bestie Subversion schwang. Rauch und Feuer spie diese Bestie aus dem Maul, während sie auf einen kämpfenden britischen Soldaten zukroch, um ihn von hinten zu erdolchen. Ende Januar warnte Basil Thomson das Kriegskabinett vor «einem ziemlich plötzlichen Anstieg des Pazifismus».<sup>7</sup>

Mehr als 1'000 Wehrdienstverweigerer sassen noch immer hinter Gittern, die Friedenskundgebungen fanden immer mehr Zulauf und zum Entsetzen der Regierung war Maxim Litwinow, der Gesandte des Staates, den man jetzt Sowjetrussland nannte, ein gefragter Redner bei linken Gruppen. Die Briten in diesen Organisationen erhielten auch eine gewisse Unterstützung von Genossen in den Verei-

nigten Staaten. Amerikanische Radikale hatten nur Hohn und Spott übrig für die hochtönende Rhetorik ihres Präsidenten Woodrow Wilson über Demokratie und Selbstbestimmung, weil sie meinten, Amerika habe einen ganz anderen Grund, für den alliierten Sieg zu kämpfen: Es wolle dafür sorgen, dass Grossbritannien und Frankreich die massiven amerikanischen Kriegsanleihen zurückzahlen könnten. Rasch führten die Vereinigten Staaten die Wehrpflicht ein, und obwohl die Kriegsdienstverweigerer in Amerika nie so zahlreich waren wie in Grossbritannien, verweigerten mehr als 500 Einberufene jede Art von Ersatzdienst und gingen ins Gefängnis. Der Gewerkschaftsführer Eugene V. Debs, den Hardie Jahre zuvor bei einem Präsidentenwahlkampf unterstützt hatte, verliess 1918 sein Krankenbett und hielt mehrere Antikriegsreden, für die er ebenfalls hinter Gitter kam. Der Richter eröffnete ihm, er könne mit einer milderen Strafe rechnen, wenn er Reue zeige. «Reue?», wiederholte Debs. «Reue? Reue dafür, dass ich wie ein Mann gehandelt habe?»<sup>8</sup> Noch in seiner Zelle im Bundesgefängnis Atlanta erhielt er 1920 als Präsidentschaftskandidat der Sozialistischen Partei fast eine Million Stimmen.

Die britische Regierung befürchtete, noch ein weiterer so verlustreicher «Sieg» wie Passchendaele könnte in Grossbritannien, ähnlich wie in Russland, die Gefahr eines Umsturzes heraufbeschwören. Angesichts der intensiveren Überwachung wuchs auch die Zahl von Thomsons Agenten auf 700 an, obwohl er jetzt Konkurrenz vom Heer bekam. Seine eigenen eifrigen Ermittler erstellten für das Hauptquartier von John French' Home Forces ein Weekly Intelligence Summary, das in acht Kategorien unterteilt war, unter anderem «allgemeine öffentliche Meinung» und «illoyale Handlungen». Die Berichte in jeder Sparte wurden von regionalen Kommandeuren im ganzen Land geliefert, von denen einer noch eine neunte Kategorie hinzufügte «Bewegungen von Iren». Geflissentlich berichteten Agenten über Wandkritzeleien auf Armeelatrinen; so war auf einer in Yorkshire zu lesen: «Wofür zum Teufel kämpfen wir eigentlich, nur für die Kapitalisten.»<sup>9</sup>

Gelegentlich erweckten die Verfasser dieser vertraulichen Weekly Intelligence Summaries den Eindruck, sie erwarteten genauso wie die Bolschewiki, die Revolution werde ganz Europa erfassen. «Heute gibt es kaum eine Gemeinde oder Gruppe in England», so die düstere Einschätzung eines Offiziers des Distriktkommandos London Anfang 1918, «in der die Grundsätze des Sozialismus und extre-

mer demokratischer Kontrolle nicht immer begieriger aufgenommen werden ... Es gibt im ganzen Land keine Versammlung von Arbeitern, auf der nicht der Kapitalismus als ausgewiesener Misserfolg hingestellt wird.»<sup>10</sup> In diesen Akten tauchten auch Zusammenfassungen der Reden von Sylvia Pankhurst, Emily Hobhouse und Charlotte Despard auf: «Der Ton von Mrs. Despard's Rede war geprägt von Auflehnung und Widerstand»,<sup>11</sup> berichtete ein Agent. Auch die Reden mit «vernünftigen Ansichten» wurden nicht vergessen: «Mrs. Pankhurst und Miss Christabel Pankhurst führen in allen grösseren Industriezentren eine patriotische Kampagne durch, über die uns nur Gutes zu Ohren gekommen ist.»<sup>12</sup> Mit Lloyd George Billigung hatte eine Gruppe von Unternehmern Christabel 15'000 Pfund (nach heutigem Geldwert über 850'000 Dollar) für ihren antisozialistischen Kampf zur Verfügung gestellt.

Von den wenigen Antikriegszeitungen wurde Sylvias *Workers' Dreadnought* wahrscheinlich am häufigsten gelesen, weshalb die Beamten des Heeresnachrichtendienstes eifrig Artikel daraus für ihre Akten ausschnitten. Sylvia arbeitete auch in einer neuen Gruppe mit, dem Peoples Russian Information Bureau. Das versprach, der Öffentlichkeit im Gegensatz zur antibolschewistischen bürgerlichen Presse die glorreiche Wahrheit über die russische Revolution zugänglich zu machen.

Doch was war die Wahrheit? Einiges sah trotz rosiger Zukunftsentwürfe gar nicht so glorreich aus. Kurz nach dem bolschewistischen Staatsstreich hatte das Land in der ersten freien Wahl, die Russland jemals erlebte, ein neues Parlament gewählt. Die Bolschewiki bekamen ein knappes Viertel der Stimmen. Als das Parlament im Januar 1918 im Taurischen Palais in Petrograd zusammenkam, verliessen die Bolschewiki und einige ihrer Verbündeten den Saal. Daraufhin stürmte ein ihnen getreuer Trupp Soldaten hinein, knipste die Lichter aus und löste die Versammlung auf. Die Lichter blieben ausgeschaltet: Fast 70 Jahre vergingen, bis Russland wieder ein demokratisch gewähltes Parlament bekam. Einige Radikale in anderen Ländern, die unzufrieden mit ihren Parlamenten waren, weil ganz Europa durch sie in den Krieg verwickelt wurde, nahmen wenig Anstoss an der Entwicklung in Russland, doch anderen verging die Begeisterung, mit der sie die Revolution begrüsst hatten. In ihrer deutschen Gefängniszelle war Rosa Luxemburg empört und wütete gegen Lenins Herrschaft durch Terror: «Freiheit nur für die

Anhänger der Regierung ... ist keine Freiheit», schrieb sie. «Freiheit ist immer die Freiheit des Andersdenkenden.»<sup>13</sup>

Derweil traf eine andere gesetzgebende Körperschaft mit erstaunlich wenig Aufsehen eine Entscheidung, die, wäre sie vor dem Krieg gefallen, die Nachricht des Jahres gewesen wäre. Grossbritannien gewährte den Frauen das Wahlrecht.

Emmeline Pankhurst war entzückt, obwohl sie wenig mit der Verabschiedung dieses Gesetzes zu tun hatte. Dieser entscheidende Fortschritt, für den so viele Frauen gekämpft hatten, ins Gefängnis gegangen und in einigen Fällen sogar gestorben waren, war Teil einer umfassenden Wahlrechtsreform. Unter anderem verlieh das neue Gesetz fast allen Männern über 21 Jahre – über 19, wenn sie dem Militär angehörten – das Wahlrecht. Aber da rund eine halbe Million britische Soldaten bisher getötet wurde, waren viele Parlamentarier von der Sorge umgetrieben, dass die Frauen, wenn sie alle das Wahlrecht erhielten, die Mehrheit der Wähler stellen könnten – was natürlich undenkbar war. Wie konnte man das verhindern? Ganz einfach: Das neue Gesetz liess nur Frauen ab 30 zur Wahl zu. Und selbst das war an Bedingungen geknüpft: Besitz und andere Qualifikationen schlossen noch einmal 22 Prozent dieser älteren Frauen aus.

Das Frauenwahlrecht wurde im Unterhaus mit dem erstaunlichen Stimmenverhältnis von sieben zu eins gebilligt. Wie war das möglich in einem Parlament, das sich so lange gegen das Frauenwahlrecht gewehrt hatte? Erstens, wenn man fast allen Männern, die am Krieg teilgenommen hatten, das Wahlrecht gab, konnte man es den Frauen schwerlich verwehren; schliesslich stellten so viele Frauen die Munition für die Front her und dienten sogar in der Ladies Fire Brigade (wenn auch diskret in Männerkleidung versteckt). Hatten zweitens nicht viele Suffragetten wie Mrs. Pankhurst in der Stunde der Not ihre Loyalität zu Grossbritannien unter Beweis gestellt? Und drittens gab es das unheilvolle Beispiel der russischen Revolution. Wer konnte schon wissen, ob die aufgestaute Unzufriedenheit sich nach dem Krieg nicht in gewaltsamem Aufruhr entladen würde? Wenn man den Frauen das Wahlrecht gab, entschärfte man einen Teil dieser Unzufriedenheit.

Für die Menschen in Russland brachte der Gang der Ereignisse, der durch ihre Revolution ausgelöst wurde, weit blutigere Zustände als die strahlende Zukunft,

die sie sich ausgemalt hatten. Doch den Besitzlosen und Entrechteten in den westlichen Ländern, die ihren widerstrebenden Eliten Zugeständnisse abzurufen versuchten, geriet das Gespenst dieser Revolution – als Beispiel, was geschehen konnte, wenn man den Menschen zu lange die Gerechtigkeit vorenthielt – zum Segen. Die Frauen in Grossbritannien gehörten zu den ersten Nutzniessern dieser Entwicklung.

Seit der Schlacht von Omdurman vor 20 Jahren hatte Winston Churchill immer wieder ein besonderes Geschick bewiesen, in Augenblicken zugegen zu sein, die in die Geschichtsbücher eingingen. Am 21. März 1918 nahm er seinen Posten als Munitionsminister zum Vorwand, um der Front einen Besuch abzustatten. Er verbrachte die Nacht in einem Divisionshauptquartier in Nordfrankreich, als der lange erwartete deutsche Angriff endlich begann. Von dem höher gelegenen Hauptquartier übersah man viele Kilometer der Front. «Und dann begann, ganz genau so, wie ein Pianist auf der Klaviatur die Finger vom Diskant bis zum Bass hinunterlaufen lässt, in nicht ganz einer Minute das furchtbarste Trommelfeuer, das ich je gehört habe», schrieb er. Das deutsche Feuer «zog sich rings um uns in einer weit gestreckten Kurve aufzuckender roter Flammen hin, die ... kein Ende fand.»<sup>14</sup>

Das war der schwerste Artilleriebeschuss, dem die britische Armee je ausgesetzt wurde; die Schriftsteller Leonard und Virginia Woolf konnten ihn in ihrem Haus in Sussex über den Ärmelkanal hinweg hören. In einer nie dagewesenen Konzentration jagten schwere deutsche Geschütze in nur fünf Stunden mehr als eine Million Granaten aus ihren Rohren – im Vergleich dazu brauchten die Briten fast eine Woche, um vor dem Angriff an der Somme anderthalb Millionen Granaten abzufeuern. «Um halb fünf morgens», erinnerte sich ein britischer Offizier, «dachte ich, die Welt geht unter.»<sup>15</sup> Die Heftigkeit dieses Bombardements machte einige Soldaten hilflos. «Als erste zeigten die Jungen Wirkung, die frisch eingetroffen waren», erinnerte sich ein Veteran dieser Nacht. «Sie gingen zu einem der Älteren – soll heissen, Dienstälteren –, schmiegten sich möglicherweise sogar an ihn und begannen zu weinen.»<sup>16</sup>

Der Angriff kam zu einem ganz ungünstigen Zeitpunkt, weil Haigs Truppen sich mitten in einem komplizierten Prozess der Reorganisation befanden, der zum Ziel hatte, die Zahl der Bataillone in jeder Division zu verringern. Ausserdem



schlugen die Deutschen an einem schwachen Punkt zu: Die Briten hatten ihre Kräfte in die Breite gezogen, weil sie von den Franzosen 40 Kilometer Gräben übernommen hatten, von denen einige schlecht angelegt waren, aber Nachschubwege Richtung Paris besaßen, jedoch nicht zu britischen Stützpunkten. Schliesslich hatten die Briten 1915, 1916 und 1917 ihre grössten Verluste bei britischen Offensiven erlitten. Nachdem die Deutschen drei Jahre lang keinen grösseren Angriff unternommen hatten, war Haig allzu selbstgewiss und seine Verteidigungsstellungen nicht so stark, wie sie hätten sein können. Trotz der Informationen über einen bevorstehenden Angriff hatte er gerade 88'000 Soldaten Urlaub gegeben.

Auf deutscher Seite verliehen vier Faktoren dem Angriff besondere Durchschlagskraft, von denen nur drei von den Generälen geplant waren. Der erste war Überraschung: Die Deutschen hatten ihre Munitionsvorräte abgedeckt, sodass sie aus der Luft nicht zu sehen waren; die Angriffstruppen wurden nachts an die Front verlegt; und im Unterschied zur britischen Offensive bei Passchendaele ging dieser kein zweiwöchiges Bombardement voraus, das ja eine lange Vorankündigung war. Das gesamte Artilleriefeuer wurde in diesen fünf Stunden abgewickelt. Zweitens, der Beschuss war fürchterlich: In aller Stille hatten die Deutschen über 6'400 Kanonen und 3'500 Mörser in Stellung gebracht, die abwechselnd hochexplosive und mit Giftgas gefüllte Granaten abschossen. Das Giftgas war mit rasch wirkendem Tränengas gemischt, das viele unvorsichtige britische Soldaten veranlasste, ihre Gasmasken abzunehmen und sich die heftig tränenden Augen zu reiben, woraufhin sie das Gas einatmeten, das Stunden später tödlich wirkte oder sie zu Krüppeln machte. Drittens, die Deutschen kämpften anders als bisher, denn sie hatten 56 Divisionen einer dreiwöchigen harten Sonderausbildung unterzogen. Zehntausende Soldaten gaben jetzt nicht mehr ein leichtes Ziel ab, indem sie gut sichtbar in einer Linie Seite an Seite auf einer kilometerlangen Frontstrecke vorrückten, sondern die Mannschaften wurden in sogenannte «Sturm-» oder «Stosstrupps» aufgeteilt, die aus sieben bis zehn «Sturmmännern» bestanden und von Offizieren befehligt wurden, die Entscheidungen vor Ort trafen, statt einem Plan zu folgen, der von Generälen weit hinter den Linien festgelegt wurde. Die Sturmtrupps stiessen vorwärts, indem sie Wassergräben oder andere natürliche Deckungen benutzten, und hatten den Befehl, zwischen den britischen Maschinengewehrstellungen

hindurch zu schlüpfen und die Artilleristen im rückwärtigen Raum zu überwältigen, die sich ausser Reichweite eines Infanterieangriffs wähnten.

Dass sie diese Aufgabe so erfolgreich erledigen konnten, verdankten sie einem vierten Faktor, dem zufälligen Eingreifen der Natur. Dichter bodennaher Nebel hüllte das Gefechtsfeld bis zum Mittag ein und ermöglichte es den Sturmtrupps – weitgehend unsichtbar für die Maschinengewehrscützen, von denen sie sonst dezimiert worden wären –, die britischen Frontgräben zu erreichen und zu überwinden. Noch benommen von dem pausenlosen Artilleriefeuer, sahen die meisten britischen Soldaten die Deutschen nicht, bis diese nahe genug waren, um Handgranaten in die britischen Schützengräben zu werfen. Die Deutschen hatten eine neue Taktik entwickelt, die einfallsreicher war als alles, was man bislang im Grabenkrieg erprobt hatte, und sie funktionierte. Überall in den Gräben hörte man den panischen Ruf: «Die Krauts sind durch!» Als der Tag zu Ende ging, hatten die Deutschen über 250 Quadratkilometer eingenommen, und die Briten räumten noch weitere 100. Geländegewinne dieses Ausmasses waren nicht erzielt worden, seit die gegnerischen Armeen sich drei Jahre zuvor eingegraben hatten.

Die Deutschen wussten, dass sie entweder bei den Franzosen oder den Briten durchbrechen mussten, und hatten sich für letztere entschieden. Das Ziel war, einen Stosskeil tief in die britischen Linien zu treiben und westwärts in Richtung französische Küste zu schwenken, um Hunderttausende Soldaten einzuschliessen, die im Rücken nur noch den Ärmelkanal hatten. Deutschlands letztes grosses Hazardunternehmen hatte begonnen; danach hatte es keine Karte mehr in der Hinterhand. In seinen Städten herrschte Nahrungsknappeheit, in der Landwirtschaft und in den Fabriken Mangel an jungen Männern – das Land war wie ein blutverschmierter Boxer in der Schlussrunde, der seine ganze verbliebene Kraft in einen Knockout-Schlag legt. Erich Ludendorff, der den Angriff befehligte, erklärte, er sei bereit, wenn der Sieg es verlange, eine Million Mann zu opfern. Auf die Frage, was geschähe, wenn die Offensive scheitern sollte, antwortete er: «Dann muss Deutschland eben untergehen.»<sup>17</sup>

Am Abend des 21. März 1918, dem ersten Tag, entsprachen die deutschen Verluste von 40'000 Mann fast jenen der Briten, die sich auf 38'500 beliefen – ein überraschendes Ergebnis für eine Offensive in diesem Krieg.

Die Bilanz fiel sogar zugunsten Deutschlands aus, weil rund zwei Drittel seiner Verluste Verwundete waren, von denen sich viele erholen und weiterkämpfen würden, während die beschämende Zahl von 21'000 Briten dazu nicht in der Lage sein würde: Sie waren in Gefangenschaft geraten. Sie waren von der neuen Stosstrupp-Taktik überrascht worden. «Ich glaubte, wir hätten den Angriff zum Stehen gebracht», sagte ein Soldat, der sein Maschinengewehr nach vorn in den Nebel gerichtet hatte, «als ich einen Stoss im Rücken verspürte. Ich wendete mich um. Hinter mir stand ein deutscher Offizier, der mir seinen Revolver in den Rücken drückte: ‚Komm mit, Tommy. Du hast genug getan.‘ Ich sagte: ‚Vielen Dank, Sir.‘»<sup>18</sup>

Als die britischen Truppen sich zurückzogen, waren sie gezwungen, sogar die Gräber der in früheren Schlachten gefallenen Kameraden aufzugeben. Verwundete füllten die Krankenhäuser und fliehende französische Zivilisten verstopften mit ihren Habseligkeiten die Strassen. «Da waren alte Frauen in schwarzen Kleidern», erinnerte sich ein britischer Offizier; «gebeugte alte Männer, die sich mit ihren Schubkarren vorwärtsschleppten; Mädchen im Sonntagsstaat – ihn zu tragen war die beste Methode, um ihn zu retten; Bauernkarren, die mit einem Durcheinander von Hühnern, Schweinen, Möbeln, Kindern, Matratzen und Kissen beladen waren; störrische Kühe, die von kleinen Jungen geschlagen und geführt wurden.»<sup>19</sup> Hinter ihnen stiegen Rauchsäulen über ihren Höfen und Dörfern auf, von alliierten Soldaten angezündet, die nichts zurücklassen wollten, was den Deutschen hätte von Nutzen sein können.

Der Kaiser war entzückt. «Die Schlacht ist gewonnen», rief er triumphierend einem Soldaten zu, der Wache auf dem Bahnsteig hatte, als er in seinen Privatzug stieg, «die Engländer sind völlig geschlagen worden.»<sup>20</sup> Er schenkte den deutschen Schulkindern einen Feiertag und verlieh Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, dem Oberbefehlshaber, die Sonderstufe zum Grosskreuz des Eisernen Kreuzes, den sogenannten Hindenburgstern – eine Ehrung, die ausser ihm nur noch Generalfeldmarschall von Blücher für den Sieg über Napoleon zuteil wurde (Blücherstern). General Ludendorff, dem eigentlichen Architekten des Angriffs, überreichte der Kaiser eine Statuette, die ihn selbst darstellte. Wieder einmal glaubte er, Herr über ganz Europa zu sein. In Berlin wurde geflaggt und die Kirchenglocken geläutet.

In London nutzte John French einmal mehr die Gelegenheit, bei Lloyd George

auf Haigs Entlassung zu drängen. Von der Hauptstadt aus reiste Alfred Milner über Nacht nach Frankreich, um den Schaden in Augenschein zu nehmen und nach Hause zu berichten. Bevor er aufbrach, liess er Violet Cecil eine pessimistische Notiz zukommen: «Der Schlag wurde mit einer Gewalt geführt, die selbst in diesem Krieg noch nie dagewesen war und alle Erwartungen übertraf.»<sup>21</sup> Nach einer Besprechung mit britischen Kommandeuren kam er mit Haig, dem französischen Premierminister Georges Clemenceau und hohen französischen Militärs zu einer Dringlichkeitssitzung in der Stadt Doullens zusammen, die seit dem Mittelalter in kriegerische Auseinandersetzungen verwickelt war. Als sich die erschütterten Würdenträger um einen ovalen Tisch unter einem Kronleuchter in dem Rathaus mit Mansardendach versammelten – Milner mit finsterem, angespanntem Gesicht, Haig, ebenfalls ernst, mit Uniform und Stiefeln, und Clemenceau, untersetzt und mit beginnender Glatze, der befürchtete, dass sein ganzes Land überrannt werden könnte –, boten sie ein Bild der Verzweiflung. Die Männer vernahmten das ständige Grollen der Artillerie und das Rasseln der britischen Panzer, die in den Ausenbezirken der Stadt in Stellung gingen, um die Stadt vor einem deutschen Durchbruch zu schützen. Auf den Strassen waren erschöpfte, staubbedeckte Soldaten unterwegs, die sich zurückzogen.

Die Deutschen drängten weiterhin vorwärts, wenngleich ohne das Überraschungselement und nicht mehr so spektakulär wie am ersten Tag. Besonders schmerzlich war für die britischen Soldaten der Rückzug über Gelände, das sie während der Schlachten an der Somme und bei Passchendaele unter schrecklichen Opfern erobert hatten. Anfang April waren die deutschen Kräfte 65 Kilometer vorgeückt, hatten 3'100 Quadratkilometer französischen Boden eingenommen – immer noch nicht genug, um wie geplant in Richtung Küste zu schwenken – und den Briten einen bestürzend hohen Prozentsatz ihrer Verluste in Form von Gefangenen zugefügt: 90'000 Männer allein in den ersten beiden Wochen der Offensive. Sie waren zusammen mit den frisch eroberten französischen und belgischen Städten ein dankbares Motiv für die Kameralente der deutschen Wochenschau. In aller Eile wurden die Filmdosen nach Berlin geschafft, sodass schon bald die Belege für den scheinbar unaufhaltsamen Vormarsch auf Paris über die Kinoleinwände in ganz Deutschland flimmerten.

Während des deutschen Vormarschs griff eine neue, schreckliche Waffe in den Krieg ein, die sich zum ersten Mal zwei Tage nach Beginn der Offensive bemerkbar machte, als die Pariser von einer Reihe schwerer Explosionen erschreckt wurden, jeweils im Abstand von 20 Minuten – vor der Gare de l’Est, am Quai de la Seine, in den Tuileries, im Vorort Châtillon und an anderen weit auseinanderliegenden Orten. Während Gebäude zusammenfielen und die Menschen im Inneren unter ihren Trümmern begraben, suchten die Leute auf der Strasse verzweifelt Deckung – aber es war unklar, wovor sie sich schützen wollten, denn die Deutschen waren noch mehr als 130 Kilometer entfernt, und man sah kein Flugzeug am klaren blauen Himmel. Erst nach mehreren Stunden und dank eines scharfäugigen französischen Kampfpiloten wurde klar, dass Paris von speziell hergestellten, auf Eisenbahnwaggons herbeigeschafften Kanonen beschossen wurde, die eine Rohrlänge von fast 40 Metern hatten. Drei Minuten brauchten die riesigen Geschosse für die Strecke bis zur Stadt, wobei sie eine maximale Höhe von 40 Kilometern erreichten. Das war mit Abstand die grösste Höhe, die jemals von einem künstlichen Objekt erreicht wurde, eine Höhe, die die Artilleristen bei der Berechnung der Flugbahn zwang, die Erdrotation zu berücksichtigen. Zum ersten Mal in der Geschichte des Krieges fielen Geschosse aus der Stratosphäre auf Zivilisten herab.

Als Milner nach London zurückkehrte, fanden ihn seine Freunde blass und elend aussehend. Er und die übrigen Mitglieder des Kriegskabinetts mobilisierten neue Truppen für Haig, wenn auch nur mittels verzweifelter Massnahmen: Zwei Divisionen wurden aus Palästina zurückbeordert, und die Armee setzte das Mindestalter für die Einberufung auf 17,5 Jahre herab. Ausserdem entschloss sich die Regierung zu einem folgenschweren, lange hinausgezögerten Schritt: Sie gab bekannt, dass die allgemeine Wehrpflicht auf Irland ausgedehnt wurde. Aus Furcht vor der Reaktion – sowohl in Irland als auch bei den Irisch-Amerikanern – war das noch nie zuvor geschehen, doch wie, so klagte man jetzt in England, könne man 17-Jährige einberufen und die Iren unbehelligt lassen?

Mehrere Monate hindurch, in denen Briten und Franzosen viele Dringlichkeitsbesprechungen auf höchster Ebene abhielten, verbrachte Milner etwa die Hälfte seiner Zeit in Frankreich, um die Wogen zu glätten. Nur wenige Generäle der beiden Länder beherrschten die Sprache des Verbündeten, sodass Milner mit seinem

fliessenden Französisch aushelfen musste; manchmal übersetzte er auch für Lloyd George. Zwischen den Reisen erstattete er König Georg Bericht, der ihn über die Wochenenden nach Schloss Windsor einlud – wohin ihn Violet natürlich nicht begleiten konnte.

Rein militärisch gesehen, war das Frühjahr 1918 Haigs grösste Stunde. Paradoerweise erwiesen sich in einem Augenblick, in dem der blosser Anschein von Schwäche oder Unentschlossenheit an der Spitze sich hätte fatal auswirken können, eben jene Eigenschaften, die den Oberbefehlshaber veranlassten, so viele britische Soldaten sinnlos an der Somme und bei Passchendaele zu opfern – sein Starsinn, sein unerschütterlicher Glaube an die Rechtmässigkeit der britischen Sache, sein fast schwachsinniger Optimismus angesichts schlechter Nachrichten – als höchst bedeutsam. Sie machten ihn zu dem ruhigen, zur Verteidigung entschlossenen Kommandanten, den die britischen Truppen jetzt brauchten.

Die Deutschen verfügten noch immer über weit mehr Soldaten als die Alliierten, denn der Zusammenbruch Russlands hatte ihnen ermöglicht, ihre Armee im Westen durch eine gewaltige Streitmacht von 44 Divisionen – mehr als eine halbe Million Mann – zu verstärken. Anfang April, nachdem die deutschen Streitkräfte einen neuen, von Stosstruppen geführten Angriff in der Nähe von Ypern begonnen hatten, gab Haig einen Tagesbefehl an alle Soldaten aus, der mit wenigen Korrekturen in seiner eigenen gleichmässigen, selbstbewussten Handschrift aufgesetzt worden war: «Viele von uns sind müde. Ihnen möchte ich sagen, dass der Sieg denen gehört, die am längsten durchhalten ... Jede Position muss bis zum letzten Mann gehalten werden: Es darf keinen Rückzug geben. Mit dem Rücken an der Wand und im festen Glauben an die Rechtmässigkeit unserer Sache muss jeder von uns bis zum Schluss kämpfen.»<sup>22</sup>

Die britischen Soldaten hatten tatsächlich das Gefühl, mit dem Rücken zur Wand zu stehen. In Haigs Worten kam noch etwas anderes zum Ausdruck, das seinen Aufrufen jahrelang gefehlt hatte: Ehrlichkeit. Mit der Aussage, «dass der Sieg denen gehört, die am längsten durchhalten», gestand er endlich ein, dass der Krieg nicht durch spektakuläre Kavallerieattacken zu gewinnen war, sondern nur durch Abnutzung des Gegners. Bei welcher Armee würde sich die Erschöpfung zuerst bemerkbar machen?

Über eine bereits verwüstete Landschaft, in der jetzt neue Granattrichter klafften, setzten die Deutschen ihren Vormarsch fort.

Mitte April, als die britische Armee unter den heftigsten Angriffen, die die deutschen Streitkräfte in den fast vierjährigen Kämpfen jemals geführt hatten, immer weiter zurückwich, wurde Milner zum Kriegsminister ernannt. Jetzt stand seine Unterschrift unter dem Standardtext der Beileidskarten, die die Soldatenfamilien erhielten: «Der König bittet mich, Sie der tiefsten Anteilnahme Seiner Majestät und der Königin an Ihrem Schmerz zu versichern. Der, dessen Verlust Sie betrauern, starb für das edelste aller Ziele.»

Die Karten ergossen sich in einem ununterbrochenen Strom über das Land. (Familien von Offizieren wurden rascher benachrichtigt – durch schwarzumrandete Telegramme.) Doch im Falle von Stephen Hobhouse jüngstem Bruder erhielten seine Eltern – wie so viele andere – einfach die Mitteilung, der 23-jährige Paul sei «vermisst, vermutlich gefallen». Man hatte gesehen, dass er kämpfte und stürzte, als die Stellung seiner Einheit überrannt wurde. Einige Monate später bekamen die Hoffnungen der Familie neue Nahrung, als ein Offizierskollege ihr von dem Gerücht berichtete, Paul sei verwundet und in deutsche Gefangenschaft geraten. Durch Briefe, die über Kontaktpersonen in neutrale Länder gelangten, knüpfte Stephen Beziehungen zu einem Pazifistenkomitee in Berlin. «Ich war sehr glücklich, auf diese Weise Nachforschungen über den Verbleib meines Bruders einleiten zu können. Leider hat man keine Spur von ihm entdeckt. Meine arme Mutter hält seit mehr als einem halben Jahr ... an der müssigen Hoffnung fest, Paul werde zurückkehren.»<sup>23</sup> Während dieser Zeit fuhr Margaret Hobhouse unermüdlich fort, Briefe an ihren Sohn zu schreiben, obwohl sie alle mit dem Vermerk «Unzustellbar. Zurück an den Absender» zurückkamen. Pauls Leichnam wurde nie gefunden.

Die deutschen Angriffe vom März und April 1918 waren ein ernsthafter Rückschlag für die britische Armee, aber keineswegs geeignet, Antikriegsgefühle zu schüren. Als ihre Soldaten mit dem Rücken zur Wand standen, zeigte die britische Öffentlichkeit wenig Neigung, die Kriegsziele in Frage zu stellen. Die Zahl der Arbeitstage, die durch Streik verloren gingen, sank. «Die neuerlichen schweren Gefechte an der Westfront scheinen sich höchst positiv auf die öffentliche Mei-

nung ausgewirkt zu haben», teilte die schottische Führung dem Oberkommando in ihrem nachrichtendienstlichen Wochenbericht mit; in Aberdeen meldeten sich Männer jenseits der Altersgrenze freiwillig und ein Deserteur stellte sich «wegen des Ernstes der Situation».<sup>24</sup> Ein anderer Agent berichtete, dass «sich in Liverpool die jüngsten Ereignisse beruhigend auf die Arbeiterschaft ausgewirkt haben».<sup>25</sup> Ähnlich wirkte sich die Verschärfung der Kämpfe in Deutschland aus, wo sich die Gefahr, die von der militanten Arbeiterschaft ausging, vorübergehend legte.

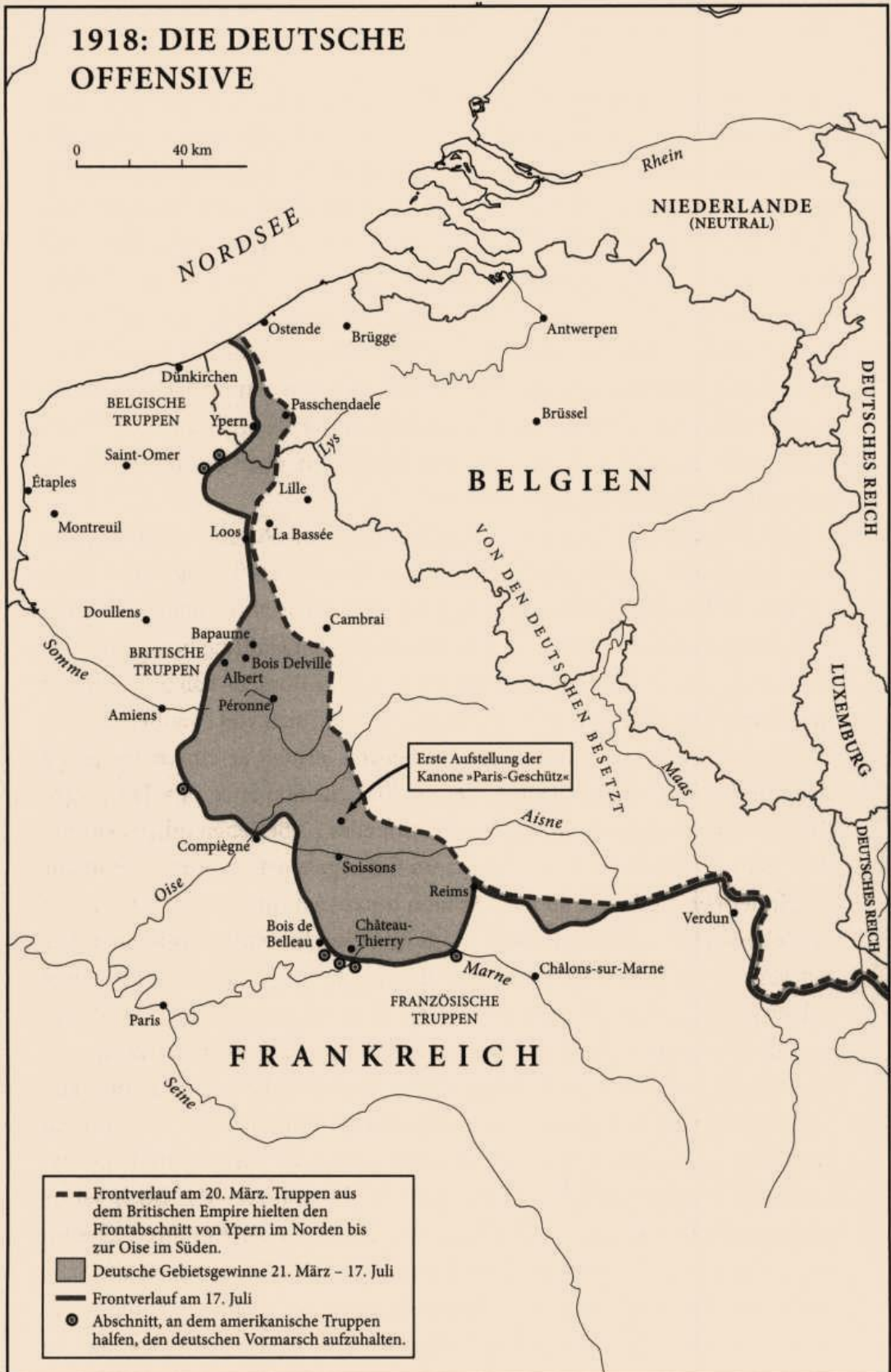
Rudyard Kipling verdoppelte seine Bemühungen, die Moral der Zivilbevölkerung zu stärken, indem er in Munitionsfabriken Reden hielt und hohe Regierungsbeamte mit langen, detaillierten Schreiben bombardierte, in denen er ihnen alle möglichen Vorschläge unterbreitete – von der Mobilisierung der «Pfarrer und Priester» für die Kriegsanstrengungen bis hin zu Dokumentarfilmen – er entwarf die Drehbücher zu einem halben Dutzend Filmen dieser Art – für die Vorführung in Fabriken, damit die Arbeiter sehen konnten, welche wunderbare Wirkung die von ihnen hergestellten Waffen erzielten. Der britische Arbeiter, so schrieb er, «hat grossen Respekt für die Gabe der Rede ... Fast genauso wichtig wie der Film ist der Redner, der ihn erläutert... Besonders aufmerksam werden sie, wenn sie jemandem zuhören, den sie ihrer eigenen Klasse zurechnen.»<sup>26</sup> John Buchans Propagandaoffensive hatte ebenfalls die Arbeiterklasse zum Ziel; zu diesem Zweck nahm er zu seinen Frontbesuchen Gewerkschaftler mit; Mitte 1918 hatten mehr als 1'000 Gewerkschaftsführer und -mitglieder an diesen Reisen teilgenommen. Gewerkschaftler, die an der Front eingesetzt waren, wurden aufgefordert, an ihre Organisationen zu Hause zu schreiben, besonders dann, wenn Streiks drohten; die Militärzensoren sorgten dafür, dass nur die patriotischen Briefe in die Heimat gelangten. Die hurrapatriotische Wochenzeitschrift *John Bull* veröffentlichte eine Karikatur von einem bequem in seinem Lehnstuhl am Kamin sitzenden Wehrdienstverweigerer mit der Unterschrift: «Dieses kleine Schwein ist zu Hause geblieben.»<sup>27</sup>

In diesem trostlosen Frühjahr gesellte sich Bertrand Russell schliesslich zu den anderen Briten, die im Gefängnis sassen. Als Vorwand stützte sich die Strafverfolgungsbehörde auf einige Sätze in einem Artikel des *Tribunal* der No-Conscription Fellowship, in dem Russell vorhergesagt hatte, die amerikanischen Truppen,



# 1918: DIE DEUTSCHE OFFENSIVE

0 40 km



- Frontverlauf am 20. März. Truppen aus dem Britischen Empire hielten den Frontabschnitt von Ypern im Norden bis zur Oise im Süden.
- Deutsche Gebietsgewinne 21. März - 17. Juli
- Frontverlauf am 17. Juli
- Abschnitt, an dem amerikanische Truppen halfen, den deutschen Vormarsch aufzuhalten.

die jetzt in England und Frankreich einträfen, könnten als Streikbrecher benutzt werden – «eine Beschäftigung, an die die amerikanische Armee von Zuhause gewöhnt ist».<sup>28</sup> Vor Gericht behauptete der Staatsanwalt, dieser Abschnitt würde sich «teuflisch auswirken» und die Beziehungen zwischen Grossbritannien und seinem wichtigsten Verbündeten belasten. «Ein höchst schändliches Vergehen», donnerte der Richter und verurteilte Russell zu sechs Monaten. Als er in der Strafanstalt eingetroffen sei, um seine Zeit abzusetzen, schrieb Russell, habe der Aufseher bei Aufnahme seiner Personalien «nach meiner Religion gefragt, ich antwortete ‚agnostisch‘ und er fragte, wie das geschrieben werde, um dann mit einem Seufzer zu sagen: ‚Nun ja, es gibt viele Religionen, aber ich nehme an, sie beten alle zu demselben Gott.‘»<sup>29</sup>

In der Strafanstalt war man so beeindruckt von Russells intellektueller Bedeutung und aristokratischer Herkunft, dass er als Einziger von allen britischen Kriegsdienstverweigerern als *First-Division-Gehngener* eingestuft wurde – ein alter, privilegierter Status, der den Häftling berechtigt, das Werkzeug seines Gewerbes zu behalten –, was in Russells Fall Stift, Bücher und Papier war. Er durfte die *Times* beziehen und sich von draussen Bücher, Blumen und XDbst schicken lassen. Ausserdem erhielt er eine extra grosse Zelle und einen Mitgefangenen, der sie ihm für Sixpence pro Tag putzte. Russell, der ein lebhaftes und unkonventionelles Liebesleben führte, konnte die Grenzen, die der Korrespondenz im Gefängnis gesetzt waren, unterlaufen, indem er die Briefe an zwei Frauen hinaus schmuggeln liess, zu denen er Liebesbeziehungen unterhielt, während er noch nominell mit einer dritten verheiratet war. Eine Reihe von Briefen an eine Geliebte, eine junge Schauspielerin, hatte er in französischer Sprache geschrieben, von der er wusste, dass seine Aufseher sie nicht lesen konnten; Russell überzeugte sie, dass es sich um historische Dokumente handelte, die er aus seinen Forschungsunterlagen abgeschrieben hatte. Einen Brief an eine andere Frau versteckte er in den unaufgeschnittenen Seiten der Sitzungsberichte der Londoner Mathematischesellschaft, wozu er ihr mitteilte, das Buch sei interessanter, als es erscheine. Die Schauspielerin schickte ihm ihre Liebesbeteuerungen über die Rubrik «Kontaktanzeigen» der *Times* zu, bis ihr Scotland Yard auf die Schliche kam, als dort an Russells Geburtstag *many happy returns* zu lesen stand. Einer von Thomsons Spürhunden

erschien, um sie zu vernehmen. Selbstdiszipliniert, wie immer, schrieb Russell vier Stunden am Tag und schaffte dort unter anderem 70'000 Wörter seiner *Einführung in die mathematische Philosophie*.

Ausserhalb der Gefängnismauern lösten berittene Polizisten eine Kundgebung im Londoner Finsbury Park auf, als Charlotte Despard gerade sprach. Sehr bemüht waren die Behörden auch, die Zeitung *The Tribunal* des NCF unschädlich zu machen, die schon viel zu lange ihre freche Stimme gegen den Wahnsinn des Krieges erhob. Da man Grossbritanniens Image als Hort der Pressefreiheit durch ein offenes Verbot des Presseorgans nicht aufs Spiel setzen wollte, suchte man nach anderen Methoden.

In der Druckerei *National Labour Press*, wo die Zeitung gedruckt wurde, erschien die Polizei und zerstörte die Druckmaschinen. Die Zeitung wechselte zu einer anderen Druckerei, die bald darauf ebenfalls eine Razzia über sich ergehen lassen musste, in deren Verlauf ihre Maschinen beschädigt wurden. Unbeeindruckt erschien die Zeitung, auf einer kleinen Handpresse gedruckt, als Flugblatt mit der triumphierenden Schlagzeile «Hier sind wir wieder!!» Als den beiden Männern, die diese Presse betrieben, die Lettern für die grossbuchstabigen Schlagzeilen ausgingen, liehen sie sich diese von sympathisierenden Kollegen, die für Lord Northcliffes kriegsverherrlichende *Daily Mail* arbeiteten. Obwohl diese Geheimpresse ein- oder zweimal wegen argwöhnischer Nachbarn umziehen musste, fuhr sie in den kommenden Monaten fort, die Zeitung zu drucken, wenn der schwierige Vertrieb – die Polizei kontrollierte die Post – ihre Verbreitung auch erheblich einschränkte. Basil Thomsons Männern gelang es nie, sie zu finden.

In dem Versuch herauszufinden, wo die *Tribunal* gedruckt wurde, führten Agenten zweimal eine Razzia des NCF durch und beobachteten das Büro rund um die Uhr. Eine ärmlich aussehende Frau mit einem Kinderwagen, die das Gebäude, offenbar auf Almosen hoffend, alle paar Tage aufsuchte, kam ihnen nicht verdächtig vor. Unter den Decken ihres Kinderwagens schmuggelte sie Probeabzüge der Zeitung hinaus. Als nämlich nach und nach alle männlichen NCF-Führer wegen Wehrdienstverweigerung ins Gefängnis mussten, waren die Frauen zum Rückgrat der Organisation geworden. Catherine Marshall, eine begabte Organisatorin und Veteranin der Suffragettenbewegung, war die zentrale Figur der Gruppe, bis sie Ende 1917 vor Erschöpfung einen Zusammenbruch erlitt. Joan Beauchamp ver-

brachte einen Monat im Gefängnis wegen eines Artikels, den sie als Redakteurin des *Tribunal* veröffentlicht hatte, und Violet Tillard zwei Monate, weil sie sich geweigert hatte, der Polizei zu verraten, wo die Zeitung gedruckt wurde.

Die Wehrdienstverweigerer im Gefängnis wurden aufsässiger. Im Mai 1918 folgten einige von ihnen, die in Liverpool einsassen, dem Beispiel von Stephen Hobhouse und erklärten, sie würden alle Gefängnisregeln brechen, die sie für «unmenschlich und unmoralisch» hielten, einschliesslich der Schweigevorschrift. Zehn Tage hallte das Gefängnis wider von Gesprächen, Gelächter und Gesang. Dann griffen die Aufseher durch und verlegten die Männer, die sie für Rädelsführer hielten, in andere Gefängnisse. Einige Verweigerer traten in Hungerstreik, woraufhin sie wie die Suffragetten zwangsernährt wurden. Viele empfanden das Bewusstsein, nicht die einzigen politischen Gefangenen in Grossbritannien zu sein, als ermutigend. Als Fenner Brockway wegen des Liverpools Protestes bestraft wurde, kam er bei verringerter Kost in Einzelhaft. Eines Tages schmuggelte «Trusty», ein alter Insasse, dem man einfache Arbeiten im Zellenblock anvertraute, einen Kassiber in die Zelle: «Lieber Brockway – Gerade gehört, dass Du hier bist. Was kann ich für Dich tun?... Wir sind Iren und kriegen alles hin, was Du möchtest – ausgenommen Dich rauszubringen. Halt Deine Antwort bereit, wenn ‚Trusty‘ morgen vorbeischaute. Cheerio!»<sup>30</sup>

Unter diesen irischen Gefangenen befand sich auch Eamon De Valera, der 15 Jahre später Premierminister seines Landes wurde. Mit ihrer Hilfe schmuggelte Brockway einen Brief an seine Frau hinaus und erhielt, wonach er sich am meisten sehnte: Zeitungen – unter anderem den *Labour Leader*, dessen Herausgeber er einst gewesen war. In den Besitz dieser Kostbarkeiten kam er, indem er von seinem Zellenfenster aus einen Faden hinabliess, an den seine irischen Freunde dann die begehrte Fracht knüpften. In einer Ecke seiner Zelle, im toten Winkel des Gucklochs, das sich hin und wieder klickend öffnete, verschlang Brockway die Zeitungen. «Nur wer jemals von Familie, Freunden und der Welt abgeschnitten war, kann verstehen, was das für mich bedeutete.»<sup>31</sup>

Brockways Mitgefängene waren nicht die einzigen einsitzenden irischen Patrioten, denn Irland war in Aufruhr. Die Hinrichtung der Führer des Osteraufstands zwei Jahre zuvor hatte lange schwelende nationalistische Gefühle entflammt, so dass die geplante Wehrpflicht für Iren den letzten Anstoss lieferte. Warum wurden

sie gezwungen, an einem Krieg teilzunehmen, der angeblich zur Verteidigung der nationalen Integrität Belgiens geführt wurde, wenn genau diese den Iren verweigert wurde? Die katholischen Bischöfe des Landes, die nicht im Ruf besonderer Radikalität standen, veröffentlichten ein leidenschaftliches Manifest gegen den Kriegsdienst; irische Gewerkschaften riefen einen 24-stündigen Generalstreik aus, und überall (ausgenommen im protestantischen Norden) standen die Räder still – gleich, ob es sich um Fabriken, Zeitungsdruckereien, Eisenbahnen, Loren oder Pferdewagen handelte. Sogar die Pubs schlossen.

Da die britischen Streitkräfte auf dem Kontinent zu wanken begannen, bedeutete diese neuerliche Rebellion in Irland eine echte Krise. Um sie in den Griff zu bekommen, hielt es das britische Kabinett für notwendig, einen erfahrenen Militärführer zu schicken, der energisch durchgreifen konnte. Auf Geheiß von Lloyd George bot Milner am 4. Mai John French das Amt des Vizekönigs von Irland an.

Fünf Tage später begab sich der klein gewachsene, o-beinige Feldmarschall an Bord des Postschiffs, um die Irische See zu überqueren. Da er seinen Posten als Kriegskommando betrachtete, nahm er weder seine Frau noch Winifred Bennett mit (obwohl Letztere ihn des Öfteren besuchen sollte). Schon wenige Tage nachdem er seinen Amtseid im Dubliner Schloss abgelegt hatte, befahl er die Verhaftung eines Führers der Unabhängigkeitsbewegung. Seit Langem davon überzeugt, dass er seiner irischen Abstammung tiefere Einblicke verdanke, hielt er sich selbst für irischer als die Nationalisten. Das waren seiner Meinung nach Menschen, «die sich rückhaltlos gewalttätigen Formen des Verbrechens und der Schändlichkeit verschrieben haben und kaum noch Reste irischen Blutes in ihren Adern haben». Wenn das erst einmal verstanden sei, so meinte er, «schmeissen die Iren sie hinaus wie Schweine – die sie ja auch sind.»<sup>32</sup>

Die Iren, so teilte er Lloyd George mit, sind «eigentlich nur ein Haufen ängstlicher Kinder, die fürchten, Prügel zu bekommen».<sup>33</sup> Mit der richtigen Disziplin würde alles wieder ins Lot kommen. Basil Thomson und sein Nachrichtendienst waren bald unentbehrlich für den neuen Vizekönig, und French rechnete zuversichtlich damit, die Ordnung bald wiederherstellen zu können.

In selben Monat, als French nach Irland reiste, brach Emmeline Pankhurst zu

einer Vortragsreise in die Vereinigten Staaten auf, die das Ziel hatte, die Kriegsbegeisterung zu schüren. Währenddessen sorgte Christabel in der *Britannia* für die ständige Unterstützung ihrer Mutter, während sie gleichzeitig dazu aufrief, alle sozialistischen Bücher «vom öffentlichen Henker» verbrennen zu lassen.<sup>34</sup> Bei ihrer Rückkehr von der Amerikareise teilte Emmeline einer Zuhörerschaft in der Queens Hall in London mit: «Manche Leute sprechen vom Empire und dem Imperialismus, als wären sie etwas, dessen man sich schämen müsse. Mir scheint, es ist grossartig, Erben eines Empire wie des unseren zu sein.»<sup>35</sup>

Sylvia erschien die Wandlung ihrer Mutter und ihrer älteren Schwester noch immer unbegreiflich. «Es erfüllt mich immer wieder mit Staunen», schrieb sie an die nach Australien verbannte Adela, «und ich frage mich: ‚Können die beiden wirklich bei Sinnen sein?‘»<sup>36</sup>

Währenddessen wurden die Nachrichten immer schlimmer. Ende Mai führten die Deutschen eine weitere massive Überraschungsoffensive nordöstlich von Paris durch, der ein Beschuss mit 2 Millionen binnen fünf Stunden abgefeuerten Artilleriegranaten vorausging. In drei Tagen drängten die Deutschen die verängstigten alliierten Truppen 32 Kilometer zurück, wobei sie so rasch vorrückten, dass sie einen französischen Flugplatz einnahmen, dessen Maschinen sich noch alle am Boden befanden. Der jubelnde deutsche Kaiser fuhr zwischen Berlin und der Front hin und her, inspizierte die Soldaten im Feld, die frisch eroberten Dörfer und die riesigen Paris-Geschütze. Doch für den Kaiser war nicht Frankreich der Hauptfeind, sondern Grossbritannien und dessen Empire, in einem «Kampf von zwei Weltanschauungen. Entweder soll die preussisch-deutsch-germanische Weltanschauung – Recht, Freiheit, Ehre und Sitte –, in Ehren bleiben, oder die angelsächsische, das bedeutet: dem Götzendienste des Geldes, verfallen».<sup>37</sup>

Da der Feind jetzt schon 60 Kilometer vor Paris stand, dachte Clemenceau daran, die Stadt zu evakuieren. Zu Hunderttausenden flohen die Pariser Richtung Süden. Riesige Gepäckberge verstopften die Bahnsteige. Für die Regierung in London, die gleichzeitig mit einem erbitterten Aufstand in Irland fertig werden musste, sah die Zukunft trostlos und beängstigend aus. Einmal erörterte das Kabinett sogar die Möglichkeit, alle britischen Truppen vom Kontinent abzuziehen. Die erbitterten Kämpfe zwischen Haig und Lloyd George beziehungsweise ihren

jeweiligen Unterstützern über die Frage, wer für die britischen Verluste verantwortlich sei, griffen auf die Parlamentsdebatten und die Presseberichterstattung über. Ein hochrangiger britischer General verlor seinen Posten, aber Haig überlebte wieder einmal.

«Wir müssen darauf vorbereitet sein, dass sowohl Frankreich als auch Italien in die Knie gezwungen werden»,<sup>38</sup> schrieb Milner Anfang Juni an Lloyd George während einer weiteren Dringlichkeitsreise über den Ärmelkanal. General Sir Henry Wilson, der Freund, der 1917 Milner als Vertreter des Militärs auf seiner Mission ins vorrevolutionäre Russland begleitet hatte, war jetzt Chef des Imperialen Generalstabs in London und teilte Milners Furcht vor einem Zusammenbruch der Alliierten angesichts der unaufhaltsam vorrückenden deutschen Streitkräfte. «Was würde das bedeuten?», schrieb Wilson in sein Tagebuch. «Die Vernichtung unseres Heeres in Frankreich?»<sup>39</sup>

## 21. KAPITEL

### *Mehr Tote als Lebende*

Vom Dubliner Schloss aus, dessen runder Turm oben mit einer Brustwehr versehen ist, versuchte John French, offiziell Viscount von Ypern und High Lake und jetzt Lordleutnant von Irland, in seinem rebellischen Zuständigkeitsbereich die Ordnung wiederherzustellen. Er richtete eine schwarze Kasse ein, aus der Informanten bezahlt wurden, befahl der Polizei, die Versammlungshallen zu schliessen und die Druckerpressen zu beschlagnahmen, forderte weitere Truppen aus London an und gab eine Fülle von Befehlen aus, die im Grunde genommen über Teile der Insel das Kriegsrecht verhängten. Für den König verfasste er Sonderberichte, aber der Monarch konnte offenbar Frenchs Handschrift nicht lesen und forderte ihn auf, sie ihm in Schreibmaschinenfassung zu schicken. Am 4. Juli 1918 verbot French in ganz Irland alle nicht genehmigten Umzüge und Versammlungen. Doch er vergass, die Fussball- und Hurlingspiele\* zu untersagen, die rasch zum Treffpunkt für die militantesten Nationalisten wurden.

«Jedes Zögern oder jeder vermeidbare Aufschub bei der Durchführung der Konskriptionspolitik», schrieb er dem König, «wäre für die Zukunft des Landes fatal.»<sup>1</sup> Die Einberufung von Iren würde nach Frenchs Überzeugung zwei Probleme gleichzeitig lösen: Sie würde die bedrängte britische Armee mit dringend erforderlichen neuen Soldaten versorgen und für «die vollständige Entfernung nutzloser und müssiger Jugendlicher und junger Männer zwischen 18 und 24 oder 25 Jahren» aus Irland sorgen.<sup>2</sup> (Auch Haig, der unbedingt neue Truppen an der Front brauchte, drängte auf die Einberufung von Iren – eines der wenigen Dinge,

---

\* Hurling ist das irische Gegenstück zum Feldhockey.



über die sich diese beiden erbitterten Rivalen einig waren.) Doch als French sich anschickte, die Iren tatsächlich einzuziehen, piff ihn das britische Kabinett zurück. Lloyd George und Milner, weniger hemdsärmelig als French, wussten sehr wohl, dass die Verordnung, den Kriegsdienst in Irland einzuführen, die englische Öffentlichkeit vorübergehend zufriedengestellt hatte, dass aber eine tatsächliche Durchsetzung den irischen Nationalisten ein gefährliches Argument geliefert hätte, um die Volksseele zum Kochen zu bringen. Monatelang konnte French seine Ungeduld kaum zügeln und bombardierte London mit Beschwerdeschreiben.

Doch dann zeigte sich allmählich, dass irische Wehrpflichtige wohl doch nicht so dringend an der Westfront gebraucht wurden wie angenommen.

Obwohl sich das neuerlich eroberte Gebiet nun auf der Karte unheilvoll auf Paris zu wölbte, waren die Deutschen mit der Entwicklung keineswegs zufrieden. «Irgendwo ballt sich die Drohung eines amerikanischen Heeres hinter den Feinden zusammen wie ein Gewölk»,<sup>3</sup> schrieb ein deutscher Offizier in sein Tagebuch, und mit jeder Woche rückte die Bedrohung näher. Das schmale Zeitfenster für einen entscheidenden Sieg begann sich zu schliessen.

Ausserdem hatte gerade die Geschwindigkeit des deutschen Vormarschs auf Paris ein Problem geschaffen, das das Oberkommando nicht vorhergesehen hatte. Die erschöpften deutschen Soldaten, die sich mangels anderer Lebensmittel seit Monaten vor allem von Steckrüben und Pferdefleisch ernährten, machten gegen ausdrücklichen Befehl immer wieder Halt, um sich an lange entbehrten Genüssen gütlich zu tun – französischem Wein, britischem Rum, Büchsenfleisch, Brot, Marmelade und Keksen –, die die Alliierten auf ihrem Rückzug zurückgelassen hatten. Ausserdem schlachteten sie Kühe und Hühner, die sie bei französischen Bauern requirierten. Ein schwerer Schlag für die Moral der deutschen Soldaten war der Anblick der gut genährten Alliierten – zumal man ihnen immer wieder erzählt hatte, der U-Boot-Krieg habe dafür gesorgt, dass auch der Feind hungern müsse.

Eine neue Welle deutscher Angriffe kam Anfang Juni 1918 zum Erliegen, als die Angreifer an das natürliche Hindernis der Marne gelangten und bei Château-Thierry und im Wald von Belleau auf den grimmigen Widerstand der frisch eingetroffenen amerikanischen Truppen stiessen – Namen, die in der amerikanischen Militärgeschichte zur Legende wurden. Als französische Soldaten beim Rück-

marsch einen Offizier der amerikanischen Marineinfanteristen drängten, ihrem Beispiel zu folgen, antwortete dieser: «Rückzug? Zur Hölle mit euch! Wir sind gerade erst eingetroffen.»<sup>4</sup> Die mehrwöchigen Kämpfe im Wald von Belleau waren die grössten Schlachten der Amerikaner seit dem Bürgerkrieg. Als sie Ende Juni vorüber waren, stand schon eine Dreiviertelmillion amerikanischer Soldaten in Europa, und fast täglich trafen Schiffsladungen mit weiteren Truppen ein. Damit hatte sich das Kräfteverhältnis an der Westfront unwiderruflich verändert.

Das Oberkommando sah sich nicht nur entschlossenen amerikanischen Kräften gegenüber, sondern auch Gefahren von anderer Seite. Die Auswirkungen der russischen Revolution begannen sich im deutschen Heer bemerkbar zu machen. Als die Divisionen von der Ostfront nach Frankreich und Belgien verlegt wurden, mussten die Generäle feststellen, dass die Soldaten auch revolutionäre Ideen mitbrachten. Nachdem sie die deutschsprachigen Zeitungen gelesen hatten, die die Bolschewiki verteilten, und sich mit den Soldaten der in rascher Auflösung begriffenen russischen Armee verbrüdet hatten, war vielen der Kampfeswille abhanden gekommen.

«Unsere siegreiche Armee an der Ostfront wurde vom Bolschewismus verdorben», teilte ein hoher deutscher General einer amerikanischen Zeitung nach dem Krieg mit. «Wir waren schon an einen Punkt gelangt, wo wir nicht wagten, bestimmte Ostdivisionen in den Westen zu verlegen.»<sup>5</sup> Soldaten, die an die Westfront transportiert wurden, erwiesen sich als undiszipliniert; sie schossen aus den Zugfenstern, und aus einem Truppenzug, der im Mai 1918 631 Mann beförderte, desertierten 83 unterwegs. Zynische Soldaten schrieben «Schlachtvieh für Flandern» mit Kreide an die Waggonen, die sie nach Westen brachten, und in mehreren deutschen Grossstädten bildeten sich Untergrundnetze, um den Deserteuren zu helfen. Linke Sympathisanten – Deutsche, die genauso dachten wie die Wheeldon-Familie in England – versorgten die Männer mit Unterkunft, Geld, gefälschten Papieren, Lebensmittelkarten und Informationen über die besten Fluchtwege in die neutralen Niederlande.

Ludendorff, der deutsche verantwortliche General im Westen, gab jedoch nicht auf; im Juli ordnete er weitere Angriffe an. Mit offenbar schwindendem Realitätsinn befahl er seinen türkischen Verbündeten, die dem Zusammenbruch nahe waren, in Mesopotamien militärisch entschlossener vorzugehen, und verstand dies

als ersten Schritt, um den Briten die Herrschaft über Indien streitig zu machen. Er war nicht der einzige Deutsche, der die Hoffnung auf ein Wunder in letzter Minute nährte. Selbst als sich das Blatt wendete, kam der Kaiser noch an die Westfront, um von einem hohen hölzernen Beobachtungsturm eine Schlacht zu beobachten, «die Augen ans Fernrohr gepresst, das nichts als fernen Rauch, verschwommene Flecke und Schemen zeigt», wie Churchill später schrieb, «während sein Thron wankte.»<sup>6</sup>

Die Deutschen hatten in den fünf Monaten seit Beginn ihrer Frühjahrsoffensive 1918 eine halbe Million Mann verloren, wobei die Elitesoldaten der Stosstruppen die grössten Verluste zu beklagen hatten. Von alten und sehr jungen Männern abgesehen, gab es kaum noch Verstärkungsmöglichkeiten, und so begann der Rückzug. Mit dem Zustrom der Amerikaner wuchs die Moral der alliierten Truppen: Jeden Monat trafen mehr als 200'000 mit ihren breitrempigen Hüten in Frankreich ein. Obwohl viele einer zusätzlichen Ausbildung bedurften, erschienen sie den kriegsmüden Briten und Franzosen erstaunlich gut genährt, fast olympisch. «Sie sahen grösser aus als gewöhnliche Männer», meinte die Schriftstellerin Vera Brittain, die verwundete britische Soldaten in Frankreich pflegte. «Ihre hochgewachsenen, straffen Gestalten standen in lebhaftem Kontrast zum Heer der blassen kleinwüchsigen Rekruten, an die wir uns gewöhnt hatten.»<sup>7</sup> Die Amerikaner waren so versessen auf den Kampfeinsatz, dass die rückwärtig stationierten amerikanischen Versorgungseinheiten einen epidemischen Schwund an Männern zu beklagen hatten, die «an die Front desertierten». Über 3'000 von diesen kampfwütigen Soldaten fielen.

Jetzt rächte sich der rasche Vormarsch des deutschen Heeres, denn es hatte keine Zeit gehabt, die MG-Stellungen aus Beton und Stahl zu bauen, die weitläufigen Stacheldrahtverhaue und die anderen Befestigungen anzulegen, die unter den Alliierten in den drei Jahren Grabenkrieg so viele Opfer gefordert hatten. Mitte Juli griffen die Franzosen und Amerikaner gemeinsam an und drängten die Deutschen in mehreren Gefechten zurück. Im Verlauf einer dieser Schlachten fing der Gefreite Adolf Hitler eine Schlägerei mit einem frisch eingetroffenen Soldaten an, der behauptete, es sei töricht, den Kampf fortzusetzen. Laut einem Mann in seiner Einheit «konnte Hitler ganz wild werden und schimpfte und schrie ganz fürchterlich auf Pazifisten und Drückeberger ein, die den Krieg noch verlieren würden.»<sup>8</sup>

Am 8. August 1918 leiteten die Briten und Franzosen eine neue, umfassende Offensive ein, was die Deutschen ganz unvorbereitet traf, weil kein Artilleriefeuer vorausgegangen war. Genauso überrascht war Lloyd George: Haig, stets bestrebt, seine alleinige Entscheidungsgewalt über alle militärischen Belange unter Beweis zu stellen, hatte es nicht für nötig befunden, seinen Premierminister im Voraus von dem Angriff in Kenntnis zu setzen. Dieser Angriff, die Schlacht bei Amiens, lieferte einen Vorgeschmack auf die kommenden Kriege des 20. Jahrhunderts: Den Alliierten gelang es endlich, die Panzer wirkungsvoll zu nutzen – sie setzten 500 neue, weniger pannenanfällige Modelle ein. (Milner hatte gerade im französischen Hauptquartier eine Fahrt mit den modernsten Versionen absolviert.) In den kommenden Jahren sollte es dem Panzer dank seiner Geschwindigkeit und Panzerung gelingen, die Kavallerie in dem uralten Streben abzulösen, die Einschränkungen des Fusssoldaten zu überwinden. In einigen Heeresteilen lösten die Panzerregimenter Empörung bei den Traditionalisten aus, weil sie sich das Emblem der Kavallerie, die gekreuzten Schwerter, aneigneten.

Die Briten hatten endlich gelernt, die verschiedenen neuen Technologien in ihre Kriegführung zu integrieren: die Panzer, um die Drahtverhaue niederzuwalzen und Durchlässe für die Infanterie zu schaffen; die Triangulation, um die deutsche Artillerie mit Hilfe von Schallwellen zu orten und die feindlichen Geschütze auszuschalten; gefälschten Funkverkehr, um die Deutschen in dem Glauben zu wiegen, es würden grosse alliierte Verbände an andere Frontabschnitte verlegt; Tarnung, um Aufklärungsflugzeuge irrezuführen; umfangreiche Flugzeuggeschwader am Himmel, um das Geräusch der zu einem Angriff in Stellung rückenden Truppen zu übertönen. Mit Hilfe von Flugzeugen wurde die vorrückende Infanterie mit Munition aus der Luft versorgt. Damit wollte man das schwierige Problem lösen, den Nachschub über die in vier Kriegsjahren entstandenen Granattrichter, verrosteten Stacheldrahtrollen und alten Schützengräben nach vorn zu transportieren. Haig und seine Entourage hatten endlich begriffen, dass der Krieg sich inzwischen zu einem komplexen industriellen Prozess entwickelt hatte. Widerwillig und ohne es einzugestehen beendete er die Ära der kriegerischen Reiterei; die fünf Kavalleriedivisionen unter seinem Kommando waren stillschweigend auf drei verringert worden.

Wichtiger noch als die Gebietsgewinne, die die neue Offensive einbrachte, war

der Umstand, dass die Deutschen, die einen legendären Ruf als tapfere Soldaten erworben hatten, sich plötzlich bereitwillig ergaben – oft liessen sie, selbst wenn sie sich einer kleineren Gruppe alliierter Soldaten gegenüber sahen, die Waffen fallen und hoben die Hände. Diese Tatsache, und nicht die Geländeverluste, überzeugten den entsetzten General Ludendorff, dass Deutschland den Krieg verloren hatte. Über den Tag, an dem die neueste Offensive der Alliierten begann, schrieb er in seinen Erinnerungen: «Der 8. August ist der schwarze Tag des deutschen Heeres ...»<sup>9</sup> Zwei Tage später bot er dem Kaiser seinen Rücktritt an, aber dieser lehnte das Gesuch ab. Der Krieg wurde fortgesetzt, aber die Gerüchte von der pessimistischen Einschätzung an der Heerespitze begannen durchzusickern. Mehrere Hunderttausend Soldaten hinter den Linien suchten ihr Heil entweder in der Fahnenflucht oder verweigerten sich dem Befehl, an die Front vorzurücken.<sup>10</sup> Nach Auffassung der deutschen Obersten Heeresleitung konnte, wenn die Disziplin und die Moral der Truppe zusammenbrachen, noch Schlimmeres eintreten als ein Sieg der Alliierten: die Revolution in der Heimat.

Die Furcht vor dem Gespenst der Revolution suchte auch die Regierung in London heim: 100 Arbeiter hatten im Januar wegen der Kürzungen der Lebensmittelrationen an einem Protestmarsch zum Rathaus in Manchester teilgenommen. Die Mitgliederzahlen der britischen Gewerkschaften stiegen, und 1918 gingen 5,8 Millionen Arbeitstage durch Arbeitskonflikte verloren, weit mehr als in den Kriegsjahren zuvor. Im Juli wurde eine Flut von Streiks der Munitionsarbeiter durch eine Mischung aus patriotischen Appellen, Drohungen und Täuschung erstickt. Basil Thomson schickte in eines der betroffenen Gebiete einen Scotland-Yard-Beamten, der in einen Pub ging, der häufig von streikenden Arbeitern aufgesucht wurde. Nach ein paar Gläsern Bier liess er unter dem Siegel der Verschwiegenheit verlauten, er sei im Auftrag der nationalen Einberufungsbehörde da und solle die Stellungsbefehle vorbereiten. Wie man denn der Einberufung entgegen könne, fragten ihn die Arbeiter. Ganz einfach, antwortete der Beamte: Man müsse sofort wieder zur Arbeit gehen. Sobald sich dieses Gerücht verbreitete, wirkte es Wunder – zumindest behauptete Thomson das.

Trotzdem breiteten sich die Arbeitsniederlegungen aus. Paddington Station in London wurde für kurze Zeit genauso stillgelegt wie einige Eisenbahnlinien. Militärverbände wurden in Bereitschaft versetzt und ganze Brigaden nach Newport,

ein Zentrum der Streikaktivitäten, verlegt, während eine Kompanie Scots Guards nach Ostlondon abgestellt wurde; sie sollte gegenüber den Streikposten der Eisenbahnergewerkschaft Stärke demonstrieren. Die *Times* empfahl für die Dauer des Krieges eine Übernahme der Eisenbahn durch das Militär.

Besonders beunruhigend für die herrschenden Kreise war ein Vorgang, den man in Grossbritannien noch nie zuvor erlebt hatte – ein Polizeistreik. Wie bei den meisten britischen Arbeitern hatte auch ihr Lohn nicht mit den rasch steigenden Lebenshaltungskosten Schritt gehalten. Am 30. August 1918 traten 12'000 Londoner Bobbys, die Mehrheit der Polizeikräfte, in den Ausstand. Sogar einige Kriminalbeamte von Scotland Yard – die normalerweise streiklustige Arbeiter ausspionierten – schlossen sich ihnen an. Eiligst wurden Soldaten zur Bewachung öffentlicher Gebäude abkommandiert und, nachdem Lloyd George eine Dringlichkeitssitzung einberufen hatte, das Versprechen abgegeben, den Lohn und die Rente der Polizisten anzuheben. Nach zwei Tagen waren die Bobbys wieder an ihrem Arbeitsplatz, aber der Premierminister sagte hinterher, er habe den Eindruck gewonnen, England sei noch nie «näher am Bolschewismus» gewesen.<sup>11</sup>

Obwohl es in der ersten Hälfte des Jahres 1918 an der Westfront manchmal verzweifelten Bedarf an weiteren kämpfenden Truppen gab, legt Brock Millman, ein ausgezeichneter Kenner der britischen Massnahmen für die innere Sicherheit, überzeugend dar, die Regierung habe aus Furcht vor einer Revolution in der Heimat Mannschaften und Waffen zurückgehalten. Beispielsweise lagen vier Schlachtschiffe der Royal Navy ohne erkennbaren militärischen Grund in der Themsemündung. Noch auffälliger: Anfang 1918 waren ungefähr 1,5 Millionen Soldaten in Grossbritannien selbst stationiert. Nach Abzug der Truppen in Irland, der Soldaten in der Grundausbildung, der Verwundeten auf Genesungsurlaub, der jungen Burschen, die für den Dienst in Übersee vorgesehen waren oder in Flugabwehreinheiten dienten, blieben immer noch 175'000 fertig ausgebildete Soldaten auf Armeestützpunkten in Grossbritannien übrig.

Nach den vorliegenden Aufmarschplänen sollten die Soldaten, wenn erforderlich, in Bezirke verlegt werden, die an gewerkschaftlich besonders militante Regionen grenzten, wie etwa das Gebiet am Clyde in Schottland, aber nicht in diese Bezirke selbst. Millman meint, auf diese Weise wären die Soldaten so nahe am

Ort des Geschehens gewesen, dass sie rasch als Streikbrecher hätten eingesetzt werden können, aber nicht nahe genug, um während ihrer Freizeit in den Pubs oder auf den Fussballplätzen mit den Leuten zusammenzutreffen, deren Streiks sie hätten brechen müssen, oder um an die alte sozialistische Erkenntnis erinnert zu werden, dass ein Bajonett eine Waffe mit einem Arbeiter an jedem Ende ist. Im Juli 1918, einem Monat mit vielen Streiks, wurden die Grenzen der militärischen Kommandobezirke so verändert, dass sie sich mit denen der Polizeibezirke deckten. Die Behörden stellten Listen von Personen auf, die auf einen entsprechenden Befehl in Vorbeugehaft zu nehmen waren.<sup>12</sup>

Auch die französische Regierung hatte Angst vor einer Revolution. Im Gegensatz zu Haig wusste Clemenceau, dass die Kavallerie an der Front von geringem Nutzen war. Da er aber als Innenminister Erfahrungen mit der Niederschlagung von Streiks gesammelt hatte, wusste er, wie einschüchternd bewaffnete Männer auf Pferden auf eine Menschenmenge wirken konnten. Im März 1918, als gerade die grosse deutsche Frühjahrsoffensive begann, verlegte er vier Kavalleriedivisionen von der Front in andere Landesteile, um sie gegen Streikende einsetzen zu können.

Kaum jemand machte sich so viele Sorgen um eine mögliche Revolution wie Milner, aber seine Überlegungen, wie sie niederzuschlagen sei, beschränkten sich nicht auf Grossbritannien. In einem Schreiben an Lloyd George, das den Vermerk «streng vertraulich» trug, erklärte er dem Premier, dass sich die britische Einflussphäre «in Wirklichkeit vom Mittelmeerstrand Palästinas bis an die Grenze Indiens erstreckt... Uns allein ist es gelungen, Südasien zu halten.»<sup>13</sup> Ähnlich global waren seine Äusserungen auch an anderer Stelle: «Lange mit Milner über das künftige Vorgehen in Europa, Russland und Sibirien gesprochen», schrieb General Wilson in einem Augenblick, als von den zurückweichenden Deutschen keine Gefahr mehr ausging, in sein Tagebuch. «Unsere Interessen und Ansprüche erstrecken sich vom linken Ufer des Don bis Indien.» Er war wie Milner der Auffassung, dass «unsere wirkliche Bedrohung nicht die Boches, sondern die Bolschewisten sind».<sup>14</sup>

Das besondere Augenmerk Milners und anderer galt den Ereignissen in Russland, weil dort schon ein Bürgerkrieg ausgebrochen war. Die Rote Armee der Revolutionäre kämpfte an mehreren Fronten gleichzeitig gegen verschiedene antibolschewistische Kräfte. Auf allen Seiten wurden Gefangene und zivile Geiseln

erschossen, als die Sterblichkeitsziffern – vielfach durch kriegsbedingte Hungersnöte – in die Millionen gingen und die erbitterten Kämpfe das ganze Land erfassten. Zu den frühen Opfern gehörte der gefangengehaltene Zar Nikolaus II. mit samt seiner Familie; alle wurden von den Bolschewiki hingerichtet – was die monarchisch gesinnte britische Öffentlichkeit zutiefst schockierte. Während der Krieg an der Westfront unvermindert fort dauerte, wurde Milner zur treibenden Kraft der alliierten Bemühungen, in Russland rechtsgerichtete, antibolschewistische Kräfte mit Waffen, Ausbildung, Ausrüstung und schliesslich auch Soldaten auszustatten, um die neue Ideologie nach Möglichkeit zu ersticken, bevor sie sich nach Westeuropa ausbreiten konnte.

Milners Liebe zu Violet Cecil hielt unvermindert an; sie kamen oft zusammen, obwohl er sie in seinem Tagebuch stets als «Lady Edward» bezeichnete, als sähe ihm jemand über die Schulter. Die neuen Erfolge der Alliierten erleichterten englischen Zivilisten – zumindest wenn sie gute Beziehungen hatten – die Einreise nach Frankreich, sodass sie ihn einmal in Paris treffen konnte. Clemenceau erwirkte für sie die Erlaubnis, eine militärische Zone zu betreten, und sie konnte das Grab ihres Sohns besuchen, über das die jüngsten Kämpfe erneut hinweggegangen waren. «Der Friedhof ist von Granaten verwüstet», schrieb sie, «obwohl sein Grab unberührt blieb. Ich verweilte eine Zeit lang in dem Wald und an seinem Grab.»<sup>15</sup>

Ihre Nachbarn, die Kiplings, wussten trotz endloser Bemühungen noch immer nicht, wo der Leichnam ihres Sohnes lag. Kiplings literarische Produktion – Gedichte, Kurzgeschichten, Artikel, Flugschriften, Reden – blieb beeindruckend, obwohl in allem eine tiefe Trauer mitschwang. Gestützt auf offizielle Dokumente, zahllose Interviews und auf Tagebücher von Offizieren, die teilweise mit dem Schlamm und Blut der Schützengräben befleckt waren, stürzte er sich in das Projekt – für die 600 Seiten brauchte er fünfeinhalb Jahre – *The Irish Guards in the Great War*, eine zweibändige Geschichte von Johns Regiment. Nüchtern und zurückhaltend – ganz anders als in seinen übrigen Schriften – führte er darin gewissenhaft alles auf: Schlacht um Schlacht, Gefecht um Gefecht, Verstärkungen, Beförderungen, Ordensverleihungen, Glückwunschtelegramme der Generalität und endlose Listen von gefallenem Offizieren und Mannschaften, und dies alles im me-



thodischen Duktus von historischen Arbeiten geschrieben, die in erster Linie dazu bestimmt sind, von den Männern gelesen zu werden, die darin erwähnt werden.

Um den emotional zurückhaltenden Stil des Buchs zu erklären, schrieb Kipling über die Toten: «Sie lebten ... nicht länger, als die Dienstzeit eines Leutnants währt, und sie wurden hinweggerafft. Die Menschen, die ihnen nahestanden, haben vielleicht Erinnerungen bewahrt an ein Versprechen, das nicht gehalten werden konnte, an ein Wort, das haften blieb, einen zufällig beobachteten Akt der Tapferkeit oder der Freundlichkeit ... In den meisten Fällen liess der Herausgeber die Fakten für sich sprechen; denn nach seinem Verständnis gehört es sich nicht, solche Schicksale unter vielen Worten zu begraben.»<sup>16</sup> Für die detaillierten Karten in seinem Werk benutzte er das traditionelle Symbol kleiner gekreuzter Schwerter, um die Orte zu bezeichnen, an denen Schlachten mit moderneren und tödlicheren Waffen geschlagen wurden. Ein solches Schwerterpaar befindet sich auch an der Stelle, wo John Kipling fiel. Sein Vater erwähnt ihn nur in einigen wenigen Sätzen, die mit den Worten enden: «Hier wurde Leutnant Clifford getroffen und verwundet oder getötet – der Leichnam wurde später gefunden – und Leutnant Kipling verwundet – er wird vermisst.»<sup>17</sup>

Kiplings bemerkenswertester Kommentar über das vierjährige Blutvergiessen ist das folgende Verspaar aus seinen *Epitaphs of the War*:

*Wenn irgendjemand fragt, warum wir starben,  
Sagt ihnen, weil unsre Väter gelogen haben.\**

Meinte er damit, wie er oft gesagt hat, dass die Vorkriegspolitiker logen, als sie behaupteten, Grossbritannien sei ausreichend auf den Konflikt vorbereitet? Oder spricht er von einer Lüge, die tiefer reichte? Vielleicht wusste es der Autor selbst nicht.

Ludendorff hatte recht: Der 8. August 1918 war tatsächlich der schwarze Tag seines Heeres. Von da an verschlechterte sich die Situation. Im September war die Zahl der alliierten Soldaten an der Westfront insgesamt auf 6 Millionen Mann angewachsen, davon fast ein Drittel Amerikaner. An der Heimatfront forderte der Abnutzungskrieg seinen Tribut – die deutsche Moral wurde brüchig. Das Gesicht

\* If any question why we died, / Tell them, because our fathers lied.

von nervösem Schweiß bedeckt, sprach der Kaiser zu mürrischen Munitionsarbeitern in den riesigen Krupp-Werken in Essen. Er wettete gegen Gerüchtemacher und Antikriegsagitatoren und rief die Arbeiter auf, durchzuhalten und bis zum Schluss zu kämpfen. «Jeder von uns bekommt von aussen seine Aufgabe zugeteilt», sagte er, «Du mit deinem Hammer, Du an deiner Drehbank und ich auf meinem Thron.»<sup>18</sup> Peinlicherweise wurde seine Rede mit vereinzelt Lachen und Schweigen aufgenommen.

In wenigen Tagen gewannen die britischen und belgischen Truppen Boden zurück, dessen Eroberung die Briten während der Dritten Flandernschlacht Monate und Hunderttausende Opfer gekostet hatte. Nachdem die Front in Bewegung geraten war, begann Haig viel Zeit in einem als Befehlsstand genutzten Eisenbahnwagen zu verbringen, um zwischen seinen verschiedenen vorrückenden Armeen hin und her zu fahren.

Das Hauptquartier seines deutschen Widerparts befand sich in dem belgischen Kur- und Heilbad Spa, das im Hügelland Westbelgiens liegt. Obwohl Feldmarschall von Hindenburg offiziell der Oberbefehlshaber und der deutsche Kaiser das Staatsoberhaupt war, wurden die tatsächlichen Entscheidungen auf deutscher Seite von General Ludendorff getroffen. Jetzt liess zum ersten Mal in diesem Krieg, den so viele Dissidenten für wahnsinnig hielten, einer der Hauptverantwortlichen selbst Symptome des Wahnsinns erkennen. Ende September begann Ludendorff unter heftigen Stimmungsschwankungen und Panikattacken zu leiden. Er fiel zu Boden und hatte, nach Berichten einiger Zeugen, Schaum vor dem Mund. Ein eilig herbeigerufener Psychologe drängte ihn, sich zu beruhigen, indem er Volkslieder sang, wenn er morgens aufwachte. Doch stattdessen hatte er Wutanfälle, in denen er gegen seinen Stab wettete, gegen die Defätisten in Deutschland, die sozialistischen Agitatoren, die seine Truppen vergifteten, willensschwache Alliierte, sogar den Kaiser. Aber niemand wagte, ihm das Kommando wegzunehmen.

Anfang Oktober suchte das Deutsche Reich bei Präsident Woodrow Wilson um Friedensverhandlungen nach, weil es hoffte, mit ihm eher eine Verständigung zu erreichen als mit den Briten und Franzosen und ihren in vier Jahren aufgestauten feindseligen Gefühlen. Aber Wilson lehnte das Angebot ab. Tragischerweise wurden die Kämpfe, obwohl das Ergebnis längst feststand, mit mörderischer Heftig-

keit fortgesetzt; auf beiden Seiten zusammen gab es allein in den fünf letzten Kriegswochen weitere 500'000 Gefallene und Verwundete. Die alliierten Streitkräfte rückten unaufhörlich vor, doch die Soldaten, die schon seit Jahren kämpften, nahmen die Gebietsgewinne ohne Freude zur Kenntnis. «Meine Empfindungen sind verschmort», schrieb Wilfred Owen nach Hause. Wenn er die Post für seine Männer sortiere, fügte der Dichter hinzu, «nehme ich noch nicht mal die Zigarette aus dem Mund, wenn ich mein ‚verstorben‘ auf die Umschläge schreibe.»<sup>19</sup>

Andere Mitglieder der Mittelmächte begannen um Frieden nachzusuchen: Bulgarien bat Ende September um Waffenruhe; einen Monat später folgte das Osmanische Reich und die in rascher Auflösung begriffene Donaumonarchie, in der das Heer sowieso in Massendesertionen dahinschmolz. Die zentrifugalen Kräfte eines fiebrig-explosiven Nationalismus führten dazu, dass eine Volksgruppe nach der anderen ihre Unabhängigkeit erklärte. Das Wappen der herrschenden Habsburger hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem ihrer gestürzten Verwandten, der Romanows in Russland, und so kam es, dass innerhalb von zwei Jahren zum zweiten Mal zornige Massen durch die Strassen eines Grossreichs zogen und Fahnen, Schilder und Gedenktafeln herunterrissen, die einen Doppeladler trugen.

Das angeschlagene deutsche Heer löste sich hinter den Linien auf; der Polizeichef von Berlin schätzte, dass über 40'000 Deserteure sich in der Stadt versteckten. Wenn erschöpfte Soldaten in den Frontstellungen abgelöst wurden, riefen sie den Kameraden, die eintrafen, um sie zu ersetzen, manchmal «Streikbrecher!» entgegen. Ludendorff forderte seine Kommandeure mit Nachdruck auf, der grossen Gefahr einer grassierenden Disziplinlosigkeit entgegenzuwirken.<sup>20</sup> Eine weitere Missernte hatte die ohnehin angespannte Lebensmittelsituation der Mittelmächte noch verschärft. Streiks und Friedenskundgebungen wurden organisiert. Als die Kaiserliche Admiralität der Flotte befahl, zu einer letzten, selbstmörderischen Entscheidungsschlacht mit den Briten auszulaufen, verweigerten viele tausend Seeleute den Befehl, woraufhin die Heizer das Feuer in ihren Kesseln löschten. Im Kieler Hafen solidarisierten sich 3'000 Demonstranten mit ihnen. Meuternde Matrosen brachten Schiffe in ihre Gewalt, hissten die rote Fahne, brachen in die Wafenkammern ein und bewaffneten sich. Mehrere Tausend von ihnen fuhren nach

Berlin und in andere Städte, um dort ihrer Forderung nach einer Revolution Nachdruck zu verleihen.

Der Kaiser wollte Militär entsenden, um Kiel zurückzuerobern, doch seine Generäle redeten es ihm aus; sein Bruder, der Oberbefehlshaber der Ostseeflotte, musste als Lastwagenfahrer verkleidet die Stadt verlassen. In anderen deutschen Städten flohen Herzöge und Fürsten aus ihren Schlössern, während sich Arbeiter- und Soldatenräte bildeten. Auf der Theresienwiese in München forderten 100'000 Arbeiter, Linke und Soldaten aus nahegelegenen Kasernen eine Räterepublik, die wenig später auch ausgerufen wurde: der «Freistaat Bayern». Bei ähnlichen Aufständen wurden an vielen Orten Fabriken und Rathäuser besetzt. Das war sozusagen ein Bumerang, und zwar von unabsehbaren Ausmassen. Die Revolution, zu deren Gelingen die Oberste Heeresleitung Deutschlands beigetragen hatte, indem sie Lenin in dem versiegelten Zug nach Russland reisen liess, griff nun auf Deutschland selbst über.

In dem Versuch, den Zusammenbruch abzuwenden, gewährte der Kaiser eine Amnestie für politische Gefangene, aber anschliessend musste er erleben, wie 20'000 Berliner zusammenströmten, um den Sozialisten Karl Liebknecht zu begrüßen, als er mit dem Zug nach Berlin zurückkehrte. Als Ludendorff und Hindenburg an ihre Offiziere telegraphierten, alle Friedensangebote abzulehnen und einen «Kampf bis zum Ende» zu befehlen, liess ein sozialistischer Heeresfunker die Nachricht einigen Parlamentariern seiner Partei zukommen, die für die rasche Veröffentlichung sorgten. Die beiden Kommandeure hatten seit einigen Jahren geradezu eine Militärdiktatur errichtet. Doch als sie erkannten, dass sie den Krieg verloren hatten, brachten sie geschickt eine neue Zivilregierung an die Macht – von einem Kanzler geleitet, der zum ersten Mal dem Parlament und nicht dem Kaiser verantwortlich war –, und jetzt musste die Schuld an der zu erwartenden schmerzhaften Friedensregelung den Zivilisten zufallen.

Verzweifelt begab sich der Kaiser jetzt in das Grosse Hauptquartier in Spa. Immer noch in dem Glauben, er könne auf irgendeine Weise seinen Thron retten, erklärte er seinen Generälen, er werde in Spa bleiben, bis der Waffenstillstand unterzeichnet sei, und dann an der Spitze seiner Truppen nach Deutschland zurückmarschieren. Er war entsetzt, als ihm einer nach dem anderen mitteilte, er könne nicht mehr auf die Treue seiner Soldaten zählen.

Der Berliner Stadtkommandant teilte ihm telegraphisch mit, alle Truppen seien desertiert und die Situation sei vollkommen ausser Kontrolle.<sup>21</sup>

Es kam noch schlimmer: Die Revolutionäre stürmten das Berliner Schloss, und aus dem Eckfenster, vom dem der Monarch sich einst an die Menge gewandt hatte, rief Karl Liebknecht nun eine Räterepublik aus. Überall in der Stadt wehten rote Fahnen und entstanden Strassenbarrikaden; junge Männer zogen einen älteren General aus einem Taxi, zerbrachen seinen Degen und rissen ihm die Orden ab. Sogar in Spa gründeten einfache Soldaten einen Soldatenrat und verweigerten ihren Offizieren die Ehrenbezeugung, während berichtet wurde, dass hinter den Linien stationierte Soldaten, die an die Front verlegt werden sollten, Telegraphendrähte durchtrennten und Strassenbahnwagen sabotierten. Ludendorff trat zurück, klebte sich einen falschen Bart an, setzte eine blaue Brille auf und floh zunächst nach Dänemark und dann nach Schweden. Wie versteinert nahm der Kaiser einen Anruf aus Berlin entgegen, in dem ihm eröffnet wurde, dass dort seine Abdankung bekannt gegeben worden sei. «Verrat, schamloser, empörender Verrat!»,<sup>22</sup> sagte der fassungslose Monarch zu den anwesenden Herren in Spa. Als nun seine Welt in Trümmern lag, begab er sich ins Exil in die Niederlande, und eine sozialistische Regierung unter Führung eines Gewerkschafters und ehemaligen Sattlers übernahm die Regierung in Berlin – gerade rechtzeitig, um einen demütigenden Frieden zu schliessen.

Die Verhandlungen hatten bereits begonnen. Das Oberkommando in Spa vereinbarte mit den Alliierten eine lokale Feuerpause an einer Stelle, wo eine befahrbare Strasse die Front überquerte. Die deutsche Friedensdelegation kam in drei Automobilen, das erste mit einer weissen Fahne beflaggt, während ein junger Offizier auf dem Trittbrett stand und mit einer Trompete Hornsignale abgab. Als sie die Frontlinie überquerten, wurde er von einem französischen Hornisten ersetzt. Französische Soldaten, an denen sie vorbeikamen, fragten: «Ist der Krieg vorbei?» Schon bald waren die Delegierten von zahllosen alliierten Reportern und Fotografen umringt. «Nach Paris!», rief jemand spottend, an die Kreideinschriften auf den Truppenzügen des Jahres 1914 erinnernd. Die Delegierten stiegen für den Rest der Fahrt in französische Autos um, die sie in das Hauptquartier des Marschalls Ferdinand Foch im Wald von Compiègne brachten. Auch britische Offiziere waren anwesend, überliessen aber ihren Verbündeten – deren Territorium noch teilweise

besetzt war – die Genugtuung, den deutschen Bevollmächtigten die alliierten Bedingungen zu diktieren.

Die Vereinbarung, die einige Tage später unter dem Protest der entsetzten deutschen Delegierten unterzeichnet wurde, trug zwar die Bezeichnung Waffenstillstand, aber de facto war sie eine deutsche Kapitulation – allerdings von ganz besonderer Art, denn das kapitulierende Heer verharrte, obwohl schwer angeschlagen, vollständig bewaffnet und immer noch mehrere Millionen Mann stark, fast ausnahmslos auf feindlichem Gebiet. Aber mit einem hungernden, revolutionären Deutschland im Rücken und desertierenden Truppen hinter den Linien konnte es nicht weiterkämpfen, obwohl es noch wenige Wochen zuvor – fast vor den Toren von Paris – unmittelbar vor dem Sieg zu stehen schien. Die regierungsamtliche deutsche Propaganda hatte bis zur letzten Minute triumphale Erfolgsmeldungen verbreitet – nie zeigten die Wochenschauen zurückweichende oder kapitulierende deutsche Soldaten –, sodass viele Zivilisten trotz all ihrer Leiden glaubten, für die Soldaten ihres Landes sei der Sieg zum Greifen nah.

Lange nachdem die Kämpfe beendet waren, hielt sich diese Illusion hartnäckig, denn die Fronteinheiten marschierten in Reih und Glied in die deutschen Städte ein, wo sie von jubelnden Mengen und Willkommensschildern empfangen wurden. In blumigen Reden priesen Politiker die im Felde unbesiegten Helden – was in gewisser Hinsicht richtig war. Aber all das war der Stoff, aus dem die Nationalsozialisten schon in wenigen Jahren ihre verlogene, aber höchst wirksame Legende vom heroischen deutschen Soldaten konstruierten, der von Kommunisten, Pazifisten und Juden einen Dolchstoß in den Rücken erhielt und seines glorreichen Sieges beraubt wurde. Als die deutsche Wehrmacht im Jahr 1940 Frankreich in einem neuen Krieg überrannte, um sich für diese Niederlage zu rächen, ordnete Hitler an, dass die französische Kapitulation in Compiègne und in demselben Salonwagen unterzeichnet wurde.

Marschall Foch, der die Waffenstillstandsbedingungen für die Alliierten festlegte, vertrat ein Land, das einen schrecklichen Tribut geleistet hatte: 1390'000 Gefallene. Der Marschall verlangte einen vollkommenen Rückzug des deutschen Heeres: aus Frankreich, Belgien, den 1870 von Deutschland annektierten Provinzen Elsass und Lothringen, aus Russland und sogar Teilen des Deutschen Reiches, vor allem aus allen Gebieten westlich des Rheins.

Unter anderem musste das Reich auch die Kosten für die dort stationierten alliierten Truppen übernehmen. All das war nur das Vorspiel zu einem genauer formulierten und weit drückenderen Friedensvertrag, der den Deutschen Monate später in Versailles aufgezwungen wurde.

Viele Menschen erkannten schon damals die Gefahren so harter Bedingungen. Der Flottenadmiral im Ruhestand John Fisher, ehemaliger Erster Seelord, wurde gefragt, wie lange der Frieden halten werde. «Zwanzig Jahre»,<sup>23</sup> erwiderte er. Ähnliche Sorgen trieben überraschend auch Douglas Haig um, der allerdings, trotz all seiner Grenzen, immer einen wachen Sinn für politische Gegebenheiten hatte. Als die Kampfhandlungen noch weitergingen, aber die alliierten Forderungen längst Gestalt angenommen hatten, schrieb der Feldmarschall an seine Frau: «Unsere Politiker sollten ... vermeiden, Deutschland so zu demütigen, dass in den kommenden Jahren der Wunsch nach Rache geweckt wird.»<sup>24</sup>

Am 11. November 1918 um 5 Uhr morgens wurde der Waffenstillstand unterzeichnet und sollte sechs Stunden später in Kraft treten. Vollkommen sinnlos – ohne jeden militärischen oder politischen Grund – dauerten die alliierten Infanterie- und Artillerieangriffe den ganzen Morgen hindurch mit unverminderter Heftigkeit an. Während dieses letzten halben Kriegstages wurden noch nach Unterzeichnung des Waffenstillstands 2738 Männer auf beiden Seiten getötet und über 8'000 verwundet. Der erste und der letzte britische Soldat, die in diesem Krieg fielen – der 16-jährige John Parr aus Finchley in Nordlondon, ein Golfcaddy, der eine falsche Altersangabe gemacht hatte, um in die Armee zu kommen, und George Ellison, ein 40-jähriger Bergarbeiter aus Leeds, der den ganzen Krieg bis auf die letzten 90 Minuten überlebt hatte – fielen nur wenige Kilometer voneinander entfernt bei Mons in Belgien. Erst kürzlich hat man zufällig entdeckt, dass sie auf demselben Friedhof in Saint-Symphorien unter Kiefern und Rosenbüschen, nur 7 Meter voneinander entfernt, begraben liegen.

In den Zeitungen, mit denen Fenner Brockway heimlich von seinen irischen Mitgefangenen versorgt wurde, las er, dass die Sozialisten in Deutschland an die Macht gekommen waren. Er sass in seiner Gefängniszelle, immer noch auf Strafration, als er erfuhr, dass der Waffenstillstand am 11. November um 11 Uhr mor-

gens in Kraft treten sollte. Da Uhren nicht erlaubt waren, hatte er gelernt, die Zeit anhand der Position eines Sonnenstrahls an der Wand zu bestimmen.

*Ich weiss noch, dass ich auf dem Regaltisch in der kahlen Zelle sass, die Füsse auf dem Schemel, und die Sonne beobachtete, wie sie an der Wand auf 11 Uhr zukroch. Ich kann das Durcheinander und den Aufruhr meiner Gedanken nicht beschreiben.*

*War das vierjährige Morden zu Ende? ... Würde ich meine Familie und meine Kinder Wiedersehen ... Die Felder, Wälder, Hügel und das Meer? Der Sonnenstrahl auf der Wand näherte sich elf Uhr.<sup>25</sup>*

Als überall in der Stadt die Autohupen ertönten, weinte Brockway.

In einem Gefängnis in Ipswich berichtete Corder Catchpool, auch ein Verweigerer, von einem Zwischenfall, der sich an diesem Nachmittag ereignete, als die Wehrdienstverweigerer Hofgang hatten: «Ein Pilot stiess plötzlich aus 1'000 Meter Höhe herab und flog direkt über unsere Köpfe, und aus einem der Fenster winkten ein schwarzer Arm und ein öliger Lappen. Ich war tief berührt von diesem kleinen Zwischenfall. Ich verstand ihn als Friedensangebot des Militärs an uns – eine Botschaft des guten Willens für die Zukunft: Lasst die Vergangenheit Vergangenheit sein – alle Schuldzuweisungen und Missverständnisse, alle Missgunst wurden ausgelöscht von diesem freundlichen, schmutzigen Tuch.»<sup>26</sup>

Der kurz zuvor aus der Haft entlassene Bertrand Russell spazierte auf der Tottenham Court Road und beobachtete, wie die Londoner jubelnd aus Läden und Bürogebäuden auf die Strasse strömten. Angesichts dieser öffentlichen Freudenbekundungen musste er daran denken, dass er eine ganz ähnliche Stimmung beobachtet hatte, als der Krieg vor über vier Jahren erklärt worden war. «Die Menge war leichtfertig wie immer und hatte in der Schreckenszeit nichts dazugelernt... Seltsam einsam fühlte ich mich inmitten des Freudenfestes, wie ein Geist, den der Zufall von einem anderen Planeten hierher verschlagen hatte.»<sup>27</sup>

Alfred Milner wurde an diesem Morgen mit der Nachricht geweckt, dass der Waffenstillstand unterzeichnet sei. Um 11 Uhr wurden Feuerwerkskörper gezündet und Kirchenglocken geläutet; auch Big Ben begann nach vierjährigem Schweigen wieder zu schlagen. Später wurden Milner und andere hochrangige Vertreter



des Kriegsministeriums vom Königspaar empfangen. Sie traten auf den Balkon des Buckingham Palace, wo die königliche Familie unter den Klängen mehrerer Musikkapellen von einer jubelnden Menge begrüsst wurde. Eine andere Menschenmenge zündete auf dem Trafalgar Square ein Freudenfeuer an, für das sie Holzschilder von den Seiten der Londoner Busse gerissen hatte. «Heute Abend mit Lady Edward diniert», schrieb Milner in sein Tagebuch. Dann berichtete er – ganz der pedantische Bürokrat, der er war –, dass er sie zu ihrer Unterkunft begleitet habe, «durch Strassen, in denen sich jubelnde Menschen drängten – aber sehr geordnet. Wieder nach Hause gegangen und bis 2 Uhr nachts gearbeitet.»<sup>28</sup>

Als das Freudengeläut der Kirchenglocken überall in England erklang, schrieb Carrie Kipling in ihr Tagebuch: «Es gilt, eine Welt ohne Sohn wiederherzustellen.»<sup>29</sup>

John Buchan machte die Runde im Informationsministerium und schüttelte seinen Mitarbeitern die Hand. Vor allem fühlte er sich erschöpft: «Ich habe nie bemerkt, wie müde ich war, bis der Krieg endete.»<sup>30</sup> Der Krieg hatte ihm seinen Bruder und die Hälfte seiner besten Freunde genommen. Ende des Jahres schrieb er: «Es gibt jetzt viel mehr Tote als Lebende.»<sup>31</sup>

Gerade einmal 25 Jahre alt, hinterliess Wilfred Owen, der noch kein Buch veröffentlicht hatte, in seinem Notizbuch einige der ergreifendsten Verse, die im 20. Jahrhundert über die Erfahrung des Krieges veröffentlicht wurden. Am 1. November um 12 Uhr erhielt Owens Mutter das schwarz umrandete Telegramm des Kriegsministeriums, in dem ihr mitgeteilt wurde, dass ihr Sohn eine Woche zuvor «im Felde gefallen» war.

Über diesen Tag, das Kriegsende, schrieb der Dichter Thomas Hardy:

*Ruhe sank und Milde rieselte herab;  
Friede war auf Erden und am Himmel Stille;  
Die einen konnten, die andern nicht, des Leids vergessen:  
Der böse Geist, er höhnte: «Es musste sein!»  
Und wieder flüsterte der Geist der Gnade sein «Warum?»\**

\* Calm fell. From heaven distilled a clemency; / There was peace on earth, and silence in the sky; / Some could, some could not, shake off misery; / The Sinister Spirit sneered: «It had to be!» / And again the Spirit of Pity whispered, «Why?»

## TEIL VII

# EXEUNT OMNES

## 22. KAPITEL

### *Des Teufels eigene Hand*

Der Krieg liess zurück, was Churchill eine «verkrüppelte, zertrümmerte Welt» nannte. Wie viele Menschen ihm tatsächlich zum Opfer fielen, ist nicht mehr zu ermitteln, weil die entsprechenden Unterlagen einiger Regierungen im Chaos oder in den Revolutionen der Nachkriegszeit verloren gingen. Auch nach vorsichtigsten offiziellen Aufstellungen – eine wurde vom US-Kriegsministerium sechs Jahre später angefertigt – sind an allen Fronten über 8,5 Millionen Soldaten gefallen. Die meisten anderen Zahlen liegen meist um rund eine Million höher.<sup>1</sup> «Tag für Tag begegnet man trauernden Frauen mit verhärmtten Gesichtern und lethargischen Bewegungen», notierte Beatrice Webb eine Woche nach dem Waffenstillstand in ihrem Tagebuch, «und man wagt nicht, nach ihrem Mann oder Sohn zu fragen.»<sup>2</sup>

Und das Sterben hörte nicht auf mit dem Kriegsende: Die *Times* führte ihre «Ehrenliste» monatelang täglich fort, weil noch immer Soldaten an ihren Verwundungen starben. Von einer Handvoll glücklicher neutraler Staaten abgesehen, gab es praktisch in jeder Strasse Europas trauernde Familien, bei denen, wie Wilfred Owen schrieb, jede «langsame Dämmerung ein Schliessen der Vorhänge» war.

Über 21 Millionen Männer wurden verwundet; einige trugen Granatsplitter im Körper, anderen fehlten Arme, Beine oder Genitalien. Es gab so viele Veteranen mit zerfetzten Gesichtern, dass in Frankreich eine «Nationale Union der entstellten Männer» gegründet wurde; in Grossbritannien waren 41'000 Männer einfach oder mehrfach amputiert, weitere 10'000 waren erblindet und 65'000 Veteranen wurden noch zehn Jahre nach dem Krieg wegen Kriegsneurosen behandelt.

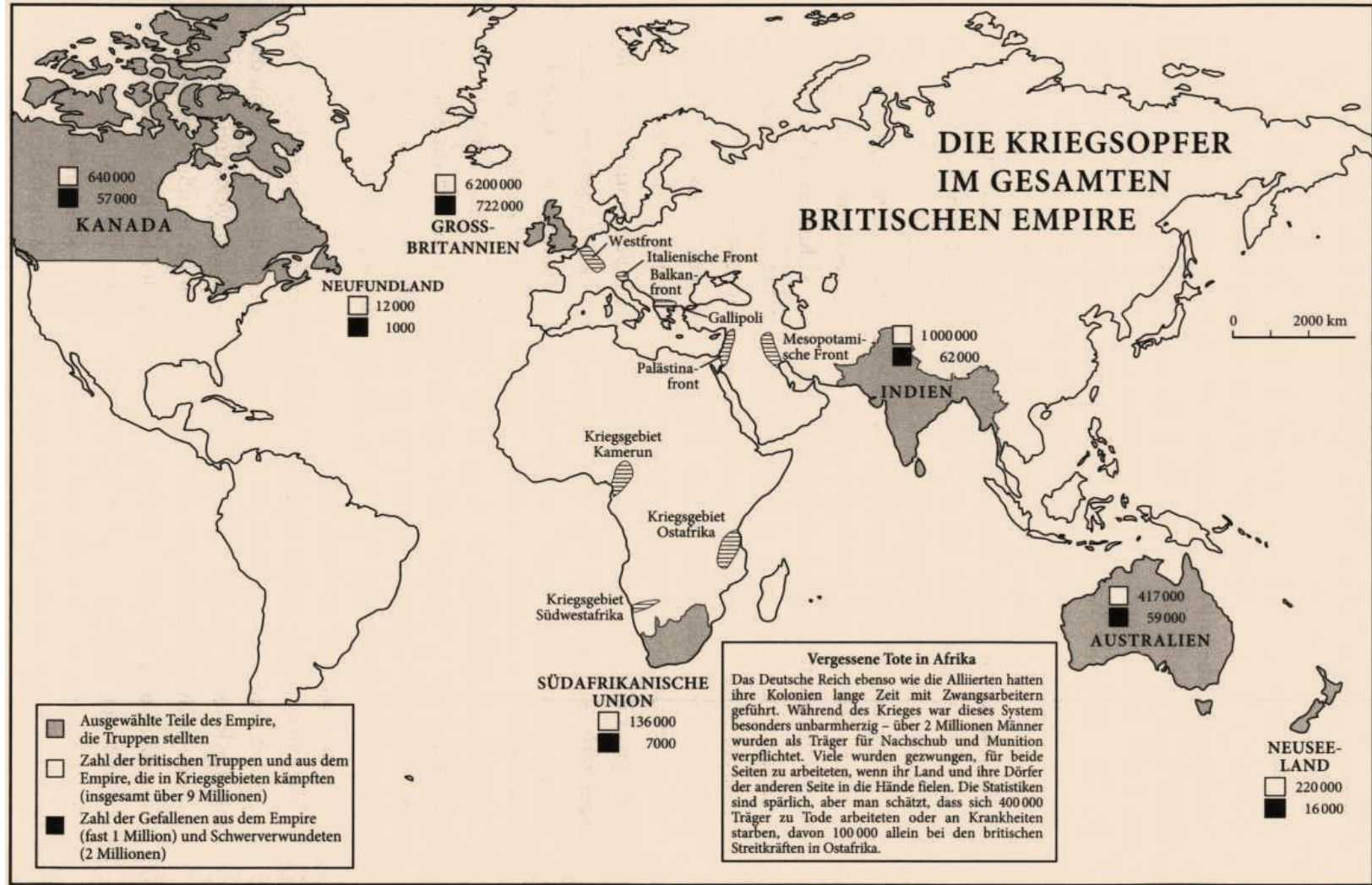
Besonders schlimme Verluste erlitten die jüngeren Jahrgänge. Von 20 briti-

schen Männern, die zwischen 18 und 32 Jahre alt waren, als der Krieg ausbrach, waren bei seinem Ende drei tot und sechs verwundet. Eine der höchsten Sterblichkeitsziffern weist der Jahrgang des 18-jährigen John Kipling auf, der im Jahr des diamantenen Thronjubiläums der Königin Viktoria geboren wurde. Wenn nur die britischen Gefallenen aufstünden und 24 Stunden am Tag in Viererreihen vorbeimarschierten, würden sie dazu über zweieinhalb Tage brauchen. In diesem Buch ging es zwar vorwiegend um Grossbritannien, in dessen Streitkräften mehr als 722'000 Männer getötet wurden (nicht mitgerechnet die 200'000 Gefallenen aus den restlichen Ländern des Empire), aber es sei erwähnt, dass die Zahl der Gefallenen in Österreich-Ungarn noch einmal um die Hälfte höher war, in Frankreich (mit kleinerer Bevölkerungszahl als Grossbritannien) fast das Doppelte betrug, in Russland mehr als das Doppelte und in Deutschland fast das Dreifache. Wir werden nie erfahren, wie viele von den Millionen trauernder Elternpaare glaubten, ihre Söhne seien für eine hehre Sache gefallen, und wie viele eher wie die britischen Eltern empfanden, die auf den Grabstein ihres Sohns auf der Halbinsel Gallipoli die Inschrift setzen liessen: «Was hat er dir getan, o Herr?»

Eltern von vermisst gemeldeten Männern konnten sich manchmal nicht zu der Erkenntnis durchringen, dass ihre Söhne nie zurückkehren würden. «Als eine Mutter, die ihre beiden Kinder durch den Krieg verloren hat, eines von ihnen ein Marineoffizier», hiess es in einem Brief, der mit «Hope» unterzeichnet war und zwei Monate nach dem Waffenstillstand in der *Times* erschien, «möchte ich die Regierung bitten, eine sorgfältige Suche nach vermissten englischen Frauen und Männern ... an der Nordküste Ägyptens und auf den Mittelmeerinseln zu veranlassen ... Einige könnten doch ihr Gedächtnis verloren und andere von einheimischen Fischern gerettet worden sein.»<sup>3</sup>

Immer wieder kam es zu Ereignissen, bei denen erkennbar wurde, in welcher unsagbarer Trauer der Kontinent lag. Als Grossbritanniens Unbekannter Soldat am zweiten Jahrestag des Waffenstillstands in der Westminster Abbey beigesetzt wurde, verstummte das ganze Land für zwei Schweigeminuten; die Menschen auf den Strassen blieben stehen, Autos, Busse und Züge hielten an, Fließbänder und sogar die Fördermaschinen unter Tage standen still – vollkommene Stille, nur das Schluchzen der Frauen war überall zu hören.

# DIE KRIEGSOPFER IM GESAMTEN BRITISCHEN EMPIRE



Noch zahlreicher als die militärischen Opfer waren die zivilen Toten: geschätzte 12 bis 13 Millionen.<sup>4</sup> Zum Teil gingen sie auf den Artilleriebeschuss und die Luftangriffe zurück, während eine weit grössere Zahl Massakern zum Opfer fiel, für die der Krieg nur als Ausrede diente, wie der türkische Völkermord an den Armeniern, und noch mehr starben durch Hunger, der in den Staaten der Mittelmächte und in den von ihnen besetzten Ländern herrschte, auch noch viele Monate nach Kriegsende, weil die Alliierten die Seeblockade der Royal Navy weiterhin aufrechterhielten, um Deutschland zur Unterzeichnung des Versailler Vertrags zu zwingen. Zu dieser Gesamtzahl sollten wir auch die Opfer anderer, durch den Weltkrieg ausgelöster Konflikte hinzurechnen, wie des Russischen Bürgerkriegs, der an zivilen und militärischen Opfern geschätzte 7 bis 10 Millionen forderte.

Hinzu kommen die Todesfälle durch die erhöhten Selbstmordraten nach dem Krieg. Natürlich können viele Dinge zum Entschluss eines Menschen beitragen, sich das Leben zu nehmen, aber manchmal gibt es einige Hinweise auf den Krieg, sogar auf einen bestimmten Ort und einen bestimmten Zeitpunkt. So forderte die Schlacht von Fromelles, ein vergessener Nebenschauplatz der Somme-Schlacht, am 19. und 20. Juli 1916 das Leben von 2'000 australischen und britischen Soldaten, als ein von Vornherein zum Scheitern verurteilter Nachtangriff gegen massive halbvergrabene Maschinengewehrstellungen aus Beton befohlen wurde. Brigadegeneral Harold E. Elliott hatte schon vorher bei Haig protestiert – was nur wenige wagten –, dass von seinen Soldaten Unmögliches verlangt werde. Nach der Schlacht ging Elliott zwischen den Leichen umher, versuchte die Verwundeten zu trösten und kehrte dann mit tränenüberströmtem Gesicht in sein Hauptquartier zurück. 15 Jahre danach und durch die halbe Welt von diesem Ort getrennt, nahm er sich das Leben.

Bei einigen Todesfällen machten sich die Staaten auch kaum die Mühe, sie zu zählen, wie etwa bei den unterernährten afrikanischen Trägern, die mit der Peitsche bestraft wurden, obgleich sie jahrelang Verwundete oder 30 Kilo schwere Kisten mit Nahrung und Munition durch Regenwald, Sumpfland und Savanne schleppten. Im Fortgang der Kämpfe fanden sich einige dieser Träger, die zunächst gezwungen wurden, für die eine Seite zu arbeiten, unvermittelt auf der anderen Seite wieder, wo sie ebenfalls Vorräte befördern mussten. Von diesen mehr als 2 Millionen Zwangsarbeitern sind geschätzte 400'000 gestorben, überwiegend

an Krankheiten oder Erschöpfung<sup>5</sup> – eine Sterberate (Anzahl der Todesfälle bezogen auf die Gesamtzahl der Personen), die viel höher liegt als bei den britischen Truppen an der Westfront. Da die afrikanischen Bauern als Träger zwangsverpflichtet wurden und die rivalisierenden Heere Getreide und Vieh der Dorfbewohner beschlagnahmten, breiteten sich Hungersnöte aus. Viele afrikanische Frauen und Kinder assen in ihrer Verzweiflung Wurzeln und Gras, bevor sie verhungerten. Diese Todesfälle wurden nicht in offiziellen Statistiken erfasst, aber vorsichtige Schätzungen gehen von mehreren Hunderttausend aus.<sup>6</sup>

Ausserdem hinterliess der Krieg eine verwüstete Landschaft. Die Heere lagen einander an Fronten von mehreren hundert Kilometern gegenüber, und wenn sie sich zurückzogen, vernichteten sie meist alles, was der Feind hätte verwenden können. Es blieb nichts als vergiftete Brunnen, mit Kratern übersäte Strassen, abgesägte Obstbäume, geflutete Bergwerke und gesprengte Häuser, Bauernhöfe und Fabriken. Die Deutschen liessen in Nordfrankreich auf einem Gebiet, das doppelt so gross wie Massachusetts oder Hessen ist – einst Frankreichs wichtigstes Industriezentrum –, nichts als rauchende Trümmer zurück. Allein in dem kleinen Land Belgien wurden über 70'000 Häuser vollkommen zerstört. In Russland und im übrigen Osteuropa waren es vor allem die zurückweichenden Russen, die unendlich viel grössere Landstriche auf die gleiche Weise verwüsteten.

In den letzten Kriegsmonaten breitete sich eine noch tödlichere Katastrophe über die ganze Erde aus: die grosse Grippe-Pandemie, der nach Schätzungen 50 Millionen oder mehr Menschen zum Opfer fielen.<sup>7</sup> Ihre Ausbreitung hing unmittelbar mit dem Krieg zusammen, denn zum ersten Ausbruch, der beobachtet wurde, kam es im Frühjahr 1918 in einem grossen Militärstützpunkt in Kansas. In den folgenden Monaten trafen in Europa Hunderte Truppentransporter mit amerikanischen Soldaten ein, die diese Krankheit mitbrachten. Von Brest, dem wichtigsten Ausschiffungshafen in Frankreich, griff sie rasch um sich. Angesichts von Millionen Soldaten, die sich in überfüllten Truppentransportern, Zügen und riesigen Stützpunkten zusammendrängten, konnte die Grippe von einem zum anderen springen und fast jeden in der Enge von Schiffskabinen, Kasernensälen, Zelten oder Schützengräben binnen eines Tages infizieren.

Die Krankheit rollte in mehreren Wellen über den Globus, was ihr durch die ge-

waltigen Truppenbewegungen erleichtert wurde. Allein im Jahr 1918 starben in dem vom Hunger heimgesuchten Deutschland 400'000 Menschen an der Grippe. Am schlimmsten wütete sie, für epidemische Krankheiten ungewöhnlich, unter den Gesündesten, der Altersgruppe zwischen 20 und 35 – in vielen Fällen Soldaten, die glücklich waren, die Kämpfe überlebt zu haben. Das menschliche Immunsystem bekämpfte diese Krankheit, indem es die Lungen mit blutigem Schaum füllte, der zwar Antikörper enthielt, an dem die Opfer aber oft innerlich erstickten; gesunde junge Körper hatten die besten Immunsysteme und erlagen der Krankheit daher am häufigsten. In den Jahren 1918 und 1919 starben an ihr Hunderttausende junge Männer in Uniform, wobei sich ihr Gesicht wie nach einem Gasangriff rasch violett verfärbte und aus dem Mund, der Nase und manchmal auch den Ohren und Augen Blut sickerte, an dem sie verendeten.

Auch im Gefängnis waren junge Männer auf engem Raum untergebracht. Die Unterlagen sind unvollständig, aber die Grippe dürfte in den meisten Fällen für den Tod der 73 britischen Wehrdienstverweigerer verantwortlich gewesen sein, die hinter Gittern, in speziellen Arbeitslagern oder bald nach der Freilassung starben.

Die Grippeopfer kamen aus allen Gesellschaftsschichten. Edward Cecil, der den grössten Teil des Krieges auf seinem Posten als Kolonialbeamter in Ägypten ausgeharrt hatte, erlag der Epidemie einen Monat nach dem Waffenstillstand. Seine Asche wurde im Familiengrab nahe Hatfield House beigesetzt, neben seiner Mutter und seinem Vater, dem Premierminister aus einer glücklicheren Zeit.

Etwa zwei Monate später ereilte die Krankheit einen Menschen aus ganz anderen Verhältnissen. Als Lloyd George Alice Wheeldon aus dem Gefängnis entliess, kehrte sie nach Derby zurück, von ihren Hungerstreiks so geschwächt, dass sie gestützt werden musste, als sie bei ihrer Ankunft über den Bahnsteig ging. Obwohl die linken Genossen treu zu ihr hielten, wurde sie von den Nachbarn geächtet und ging mit ihrem Secondhand-Laden in Konkurs. Ihre Tochter Hettie, der es gelungen war, dem Gefängnis zu entgehen, verlor die Arbeit als Lehrerin. Als Sylvia Pankhurst die Familie besuchte, ernährten sich Mutter und Tochter mit Gemüse, das sie auf einem gepachteten Stück Land, und mit Tomaten, die sie in dem einstigen Schaufenster anbauten.



Alice Wheeldon starb im Februar 1919 an der Grippe. Winnie – gerade aus dem Gefängnis entlassen – und Hettie waren beide zu krank, um zur Beerdigung der Mutter anzureisen. Der Reporter einer Zeitung aus Derby erfuhr von der nicht angekündigten Zeremonie und schrieb einen Artikel mit der Überschrift: «Begräbnis von Mrs. Wheeldon – Sensationeller Zwischenfall am Grab – Rhetorische Seitenhiebe gegen den Premierminister.»

Missbilligend vermerkte der Journalist, Wheeldons «überaus schmuckloser Eichensarg» sei in einer Zeremonie begraben worden, die so «bar aller christlichen Traditionen» gewesen sei, dass nicht ein einziger der 20 Trauergäste in Schwarz erschienen sei. Alice Sohn Willie, der erst vor kurzem seine Haftstrafe wegen Wehrdienstflucht abgesessen hatte, zog sogar eine grosse rote Fahne aus der Tasche und legte das im Wind flatternde Tuch über den Sarg seiner Mutter. Der einzige heute bekannte Redner war John S. Clarke, dessen Erscheinen umso spektakulärer war, als er sich noch immer auf der Flucht vor der Polizei befand. Alice Wheeldon sei das Opfer «eines Justizmords», verkündete er von einem Erdhaufen herab, der aus dem frisch ausgehobenen Grab stammte. Lloyd George «liess seine hochbedeutsamen Staatsgeschäfte ruhen, um eine arme, unbekannte Familie in den Kerker und ins Grab zu bringen».

Zu den Rufen «Hört, hört!» fuhr Clarke fort: «Mrs. Wheeldon war eine Sozialistin. Sie war eine Prophetin, nicht des süssen und heiligen Irgendwann, sondern des Hier und Jetzt. Sie sah die Not der Armen und die Verschwendungssucht der Reichen und sie protestierte gegen die Verhältnisse ... Wenn Mrs. Wheeldon sprechen könnte ... würde sie uns auffordern ... noch furchtloser als bisher zu kämpfen ... um die neue, wunderbare Zeit herbeizuführen, in der Friede und Freude in das Leben aller einziehen können.»<sup>8</sup>

Die Trauernden zerstreuten sich. Das Grab war nicht gekennzeichnet, damit es nicht geschändet werden konnte. Clarke ging wieder in den Untergrund. Im folgenden Jahr heiratete Hettie einen Genossen aus der Gewerkschaft, der vor dem Krieg zu den Kriegsgegnern gehört hatte, die in der Familie verkehrten, brachte eine Frühgeburt zur Welt, die nicht überlebte, und starb dann selbst qualvoll an einem Blinddarmdurchbruch. Winnie und Alf Mason wanderten nach Australien aus und begannen ein neues Leben. Willie Wheeldon, dem seine Vorkriegsstel-

lung als Lehrer verwehrt wurde, arbeitete zunächst in einer Molkerei und in der Rolls-Royce-Fabrik in Derby, wurde aber entlassen, als er während eines Streiks in der Gewerkschaft aktiv wurde.

Da die Wirtschaft vom gerade beendeten Krieg erschöpft und mit riesigen Staatsschulden belastet war, wurde Grossbritannien von vielen weiteren Arbeiterunruhen erschüttert. Arbeiter in Belfast und am Clyde streikten und verlangten, die im Krieg eingeführte 54-Stunden-Woche auf 40 Stunden zu verringern. Am 31. Januar 1919 griffen berittene Polizisten eine Menge an, die sich auf dem St. Georges Square in Glasgow versammelt hatte, und verletzten rund 40 Menschen. In dem anschliessenden Aufruhr wurde die rote Fahne für kurze Zeit über dem Rathaus gehisst, und jetzt geriet die Politik in Panik. In der Downing Street 10 hörten Milner und seine Kollegen den Minister für Schottland sagen: «Es war falsch, die Situation in Glasgow einen Streik zu nennen – das war ein bolschewistischer Aufstand.»<sup>9</sup> Eilig entsandte das Kabinett sechs Panzer und 8'000 Soldaten, die Maschinengewehrstellungen rund um die Stadt errichteten.

Anfang 1919 flammte sogar in den britischen Streitkräften hier und dort die Rebellion auf. Seeleute auf dem Patrouillenboot HMS Kilbride meuterten und hissten die rote Flagge; 3'000 Soldaten sammelten sich zum Protestmarsch in Richtung Rathaus von Folkestone und rissen das Schild *For Officers Only* am Wartesaal eines Bahnhofs ab. Rund 4'000 britische Soldaten, die die Anlagen, die Züge, Kräne und Lagerhallen des französischen Hafens Calais bewachten, traten in den Streik. Ein tobender Haig verlangte «die Höchststrafe» für die Aufständischen, aber klügere Köpfe wirkten mässigend auf ihn ein. Bei anderen militärischen Protesten spielten rote Fahnen und die Rede von der Solidarität mit den Genossen in Russland eine grössere Rolle, aber das grösste Anliegen der Soldaten war der Wunsch, nach Hause zu kommen. Als die Truppen demobilisiert wurden, hörten die Demonstrationen auf.

Noch eine andere Gruppe war ungeduldig, nach Hause zu kommen: über 1'000 Kriegsdienstverweigerer, die immer noch hinter Gittern sasssen. In ihrer Empörung darüber, dass ihre Gefängnisstrafe sogar den Krieg überdauerte, traten rund 130 von ihnen in Hungerstreik. Zu den Leuten, die ihre Freilassung forderten, gehörte überraschend auch John Buchan. Anders als die kriegerischen, cholerischen Helden seiner Romane, war er ein grossherziger Mensch, und als der Krieg beendet

war, überreichte er eine von vielen anderen Prominenten unterzeichnete Eingabe an den Premierminister, mit der sie auf die Freilassung der Wehrdienstverweigerer drängten. «Die meisten dieser Männer», so hiess es in dem Gesuch, «sind aufrichtig überzeugt, dass sie nur ihrem Gewissen gefolgt sind und in Übereinstimmung mit ihren tiefen moralischen und religiösen Überzeugungen gehandelt haben.»<sup>10</sup>

Mitte 1919 waren alle Wehrdienstverweigerer wieder auf freiem Fuss. Im Laufe der Jahre, als den Menschen immer klarer wurde, welche Opfer der Krieg gekostet hatte, gewannen die Wehrdienstverweigerer und andere, die für ihre Überzeugung ins Gefängnis gegangen waren, den Respekt der Öffentlichkeit, die sie einst verurteilt hatte. Fenner Brockway und einige andere wurden ins Parlament gewählt. Fünf Jahre nach Verbüßung seiner Zuchthausstrafe im Pentonville-Gefängnis war der Journalist E. D. Morel aussenpolitischer Sprecher der Labour Party im Unterhaus. Bertrand Russell setzte seine schriftstellerische Tätigkeit fort. Einige Jahrzehnte nach Kriegsende – seine Mähne war zwar inzwischen weiss geworden, aber immer noch so dicht wie eh und je – nahm er, formell gekleidet, in Stockholm den Nobelpreis für Literatur entgegen – als einer der ganz wenigen Sachbuchautoren, denen diese Ehre zuteil wurde. Der Gewerkschafter Arthur Creech Jones verbrachte als Wehrdienstverweigerer zweieinhalb Jahre im Gefängnis; 30 Jahre später sass er im Kabinett. Ramsay MacDonald, Labourabgeordneter und Kriegsgegner, war während des Kriegs zwar nicht ins Gefängnis gekommen, stand aber unter Polizeiaufsicht und wurde bei Friedenskundgebungen mehrfach mit Steinen beworfen. Wütende Patrioten hatten sogar dafür gestimmt, ihn aus seinem Golfklub auszuschliessen. Im Jahr 1924 wurde er Premierminister.

Viele Staaten auf der ganzen Welt wurden seit 1919 von Arbeiteraufständen erschüttert, sogar die gesittete kleine Schweiz, die einen Generalstreik über sich ergehen lassen musste. Auch in Deutschland kam es zu gewalttätigen Unruhen, doch in der Waffenstillstandsvereinbarung hatten die Alliierten dem deutschen Heer ausdrücklich 1'000 Maschinengewehre zur Eindämmung von Massenprotesten zugestanden. Nach der Beteiligung an einem fehlgeschlagenen Generalstreik und Aufstand wurde Rosa Luxemburg – diese zarte Person mit grossem Hut und

Sonnenschirm, die von den Rechten immer noch als Bedrohung empfunden wurde – von Offizieren zusammengeschlagen, erschossen und in den Berliner Landwehrkanal geworfen. Die Hoffnung, die Revolution könnte von Russland auf andere Länder übergreifen, erlosch.

Zu denen, die dieser Hoffnung anhängen, gehörte auch Willie Wheeldon, der schon früh in die Kommunistische Partei Grossbritanniens eingetreten war. Aber wie Tausende Gleichgesinnte in Westeuropa gewann er die Überzeugung, dass er mit seinem Wunsch, in einer revolutionären Gesellschaft zu leben, nach Russland gehen müsse. Im Jahr 1921, mit 29 Jahren, wanderte er in den Staat aus, der nach seiner Überzeugung die besten Aussichten hatte, zu verwirklichen, was John S. Clarke bei der Beerdigung seiner Mutter «die neue, wunderbare Zeit» genannt hatte, «in der Friede und Freude in das Leben aller einziehen können». Wheeldon lernte Russisch, wurde Sowjetbürger, liess sich in Samara nieder, einer alten Festungsstadt an der Wolga, die von den Bolschewiki in ein neues Industriezentrum verwandelt wurde, und heiratete eine Einheimische. Einige Jahre lang schrieb er regelmässig an seine Schwester Winnie und ihren Mann Alf. Schliesslich zog er nach Moskau, wo er als staatlicher Übersetzer arbeitete. Dann kam kein Brief mehr.

Auch in Irland hofften die Menschen, eine neue und andere Gesellschaft schaffen zu können; die irischen Nationalisten kämpften, um die britische Herrschaft endlich abzuschütteln. Die militante Irisch-Republikanische Armee (IRA) begann britische Truppen und Polizeikasernen anzugreifen, aber John Frenchs Truppen schlugen gnadenlos zurück. In dem mit Hinterhalten, Morden und Folter geführten Partisanenkrieg wurden auf beiden Seiten weit über 1'000 Menschen getötet. French war geprägt von einem ganzen Leben in der Armee und nahm alles nur noch aus einem eingeschränkten, militärischen Blickwinkel wahr, hielt die Politiker für viel zu lasch und drängte darauf, Konzentrationslager einzurichten, wie er sie aus dem Burenkrieg kannte. Ausserdem schlug er vor, alle Zivilisten aus bestimmten Gebieten zu evakuieren, in denen die IRA operierte, Kampfflugzeuge einzusetzen und Gebiete einzurichten, die man ein halbes Jahrhundert später in Vietnam als «Feuer-frei-Zonen» bezeichnete.<sup>11</sup> Im Dezember 1919, als er mit seinen Leibwächtern am Phoenix Park in Dublin vorbeifuhr, entging er nur knapp

dem Tod: Aus einem Hinterhalt hinter einer Hecke warfen IRA-Kämpfer Handgranaten auf sein Auto und eröffneten das Feuer.

French war sehr bestürzt, als er feststellen musste, dass seine Schwester zu den vielen Unterstützern der IRA gehörte. Offenbar brachen Bruder und Schwester zu diesem Zeitpunkt jeden Kontakt ab. Bei ihren Besuchen in Irland liess er sie eng beschatten. «Die arme Lady konnte keine fünf Minuten allein sein, ohne dass ihr jemand auf den Fersen war, auch wenn sie nix merkte»<sup>12</sup>, berichtete ein Ire. Einmal sprachen Charlotte Despard und die irische Nationalistin Maud Gönne vor Sympathisanten, als French mit seiner Wagenkolonne vorbeirauschte, ohne anzuhalten. Die beiden Frauen reisten durch das Land und sammelten Zeugenaussagen über Gewaltakte der britischen Streitkräfte.

«Mit ihr konnte ich Orte besuchen, die unter Kriegsrecht standen, an die man allein nie gelangt wäre», schrieb Gönne an einen Freund. Wenn sie an Strassen-sperren hielten, «war es komisch, den verwirrten Ausdruck auf den Gesichtern der Offiziere zu sehen ... die ständig unseren Wagen anhielten, wenn Mrs. Despard ihnen eröffnete, sie sei die Schwester des Vizekönigs».<sup>13</sup>

Wie einst in Wien nach den europäischen Befreiungskriegen gegen Napoleon, versammelten sich im Januar 1919 in Paris die Sieger, um die Beute unter sich aufzuteilen. Die Zahl der Verhandlungsführer im Gefolge von Sekretären, Köchen, Dienstboten, Übersetzern, Kurieren, Fahrern und Wachen ging in die Tausende – allein die Delegation des britischen Empire umfasste insgesamt 534 Mitglieder –, denn viele Ressorts aller alliierten Regierungen wollten an der Neuordnung der Welt beteiligt sein. Die Pariser Friedenskonferenz dauerte mit einigen wenigen Unterbrechungen ein ganzes Jahr, und sie führte zu zahlreichen Verträgen und Entscheidungen, die dazu beitrugen, die Ereignisse der nächsten 20 Jahre festzulegen und den Weg zu einem zweiten, noch verhängnisvolleren Krieg zu ebnen. Ein gut gemeinter, aber wirkungsloser Völkerbund wurde zur Schlichtung internationaler Streitigkeiten gegründet. Überall zogen die Sieger neue Grenzen und erkannten von Finnland bis zur Tschechoslowakei eine verwirrende Vielfalt neuer Staaten an, die sich aus den Trümmern zerschlagener Grossreiche bildeten. Das Deutsche Reich wurde teilweise entmilitarisiert und sein Staatsgebiet um 10 Prozent verringert; ausserdem wurde es zu ungeheuerlichen Reparationszahlungen

verpflichtet und musste – was besonders demütigend war – die alleinige Kriegsschuld auf sich nehmen.

Die staatliche Neuordnung erfasste die ganze Weltkarte. Die deutschen Besitzungen im Pazifikraum und in Afrika – Letztere nicht selten mit wertvollen Gold-, Kupfer und Diamantvorkommen – wurden unter den Siegern aufgeteilt. Das Osmanische Reich wurde teilweise zerstückelt, seine verschiedenen arabischen Regionen aufgeteilt und vorwiegend unter französische und britische Kontrolle gestellt. Neben den Zylindern und Cutaways der siegreichen Staatschefs und den Orden und Epauletten der Generäle gab es auch Abgesandte in schlichterem Aufzug, die gekommen waren, um die Anliegen verschiedener Kolonialvölker vorzubringen. Schliesslich war die Besetzung des kleinen Landes Belgien Auslöser dieses Krieges gewesen.

Doch diese Besucher klopfen vergebens an die Türen. Die alliierte Rhetorik über die Selbstbestimmung der Völker galt nicht für afrikanische oder asiatische Kolonien oder für arabische Gebiete, von denen bekannt war, dass sie über Erdölvorkommen verfügten. Bei der Anwesenheit so dreister Vertreter von Kolonialvölkern wurde natürlich der umtriebige Basil Thomson beauftragt, für die Sicherheit der britischen Delegation zu sorgen, womit zu den mehreren hundert Geheimdienstagenten in England und Irland, für die er verantwortlich war, noch zwei Dutzend Geheimdienstagenten in Paris hinzukamen, die seiner Aufsicht unterstellt waren.

Violet Cecil war während eines grossen Teils der Konferenz ebenfalls in Paris, weil Milner Mitglied der britischen Delegation war – und sie sogar leitete, wenn der Premierminister nicht anwesend war. Tat für Tag ist in seinem Tagebuch festgehalten, wie er mit den anderen Delegierten über grosse Teile des Globus verfügte, von Kamerun und Deutsch-Südwestafrika bis hin zu den drei ehemaligen osmanischen Provinzen, die schicksalhaft zum britischen Protektorat Irak zusammengeschlossen wurden.

Nach den trostlosen Kriegsjahren bot sich hier die Chance für Violet, noch einmal zum glanzvollen Mittelpunkt grosser politischer Ereignisse zu werden. Sie mietete ein Haus am Bois de Boulogne, ging mit Milner im Park spazieren, besuchte Lloyd George und Clemenceau und genoss, was die siegreiche Stadt im Frühjahr zu bieten hatte: die erbeuteten deutschen Geschütze, die an den Champs Élysées aufgereiht waren; die Empfänge in der Botschaft; die bunte Schar der Di-

plomaten, Generäle und französischen Aristokraten auf Banketten und Bällen; die – in Kriegszeiten nicht als schicklich geltenden – Liebhaberaufführungen, die jetzt von jungen britischen Beamten aus dem Aussenministerium auf die Bühne gebracht werden durften. Überall spielten Militärkapellen. Vorbei die freudlosen Jahre der kriegsbedingten Einschränkungen; die Frauen schmückten sich wieder mit den lange weggeschlossenen Juwelen, Perlen und Straussenfedern. Berühmte Restaurants wurden wieder in ihrem Vorkriegsglanz hergerichtet, und die Delegierten aus dem hungernden Deutschland – die von Wachen vor johlenden französischen Patrioten geschützt wurden – nahmen staunend den Überfluss der Speisen in ihrem Hotel zur Kenntnis.

Es gab natürlich einen steten Unterton, den keine Siegesfeier zum Verstummen bringen konnte. In der verzweigten Familie Cecil hatte der Krieg besonders grausam gewütet. Von den zehn Enkeln Lord Salisburys, des ehemaligen Premierministers, waren fünf, einschliesslich George Cecil, an der Front gefallen. Abermals machte Violet eine Pilgerfahrt an George Grab, doch jetzt, im Jahr 1919, war sie keineswegs mehr die einzige englische Frau, die ein Grab besuchte – oder vergeblich nach einem suchte. Tausende britischer, französischer, amerikanischer und kanadischer Witwen und Mütter durchstreiften das ehemalige Kriegsgebiet. Die Hotels waren mit den Trauernden überfüllt, und ehemalige Lazarettzüge des Roten Kreuzes mussten wieder in Betrieb genommen werden, damit man den Ansturm bewältigen konnte. Die Wiesen waren mit zerschossenen Panzern übersät, und Gebäude aller Art – Kathedralen wie Bauernhäuser – lagen in Trümmern. Von den Platanen oder Pappeln, die einst die Landstrassen säumten, standen nur noch die kahlen Stämme – Äste und Zweige waren den Granaten zum Opfer gefallen. Unsicher liefen die trauernden Frauen zwischen französischen Bauern umher, die versuchten, ihre von Granattrichtern verwüsteten Felder zu retten, während Polizei und Soldaten versuchten, jeden von Blindgänger-Granaten fernzuhalten. Deutsche Kriegsgefangene, die noch nicht entlassen waren, räumten die Trümmer weg.

Ein Vetter Cecils, der den Krieg überlebt hatte, schrieb von einem Besuch auf dem Schlachtfeld an der Somme, wo er nach dem Grab seines Schwagers suchte: «Überall liegt der übliche Abfall besetzter Schützengräben herum – Cornedbeefdosen, Keksdosen, Spuren halb beendeter Mahlzeiten ... Eine verbeulte weisse

Schüssel mit Spuren von Seifenwasser steht auf einer Kiste; Rasierzeug, mit Erde, Schlamm und Matsch bedeckt, ist auf einem improvisierten Tisch ausgebreitet. Reste einer Mahlzeit sind zu erkennen – ein Marmeladenglas mit Zinntellern und einem verrosteten Besteck. Ein Paar schlammige, hart gewordene Stiefel... Werden wir unseren Freund finden oder liegen die Toten zu dicht – sind es zu viele Kreuze?»<sup>14</sup>

Sieben Mal kehrte der erschöpfte Milner zu den Friedensgesprächen zurück (eines Tages sass er zum ersten Mal in einem Flugzeug), und am 28. Juni 1919 – dem fünften Jahrestag des Attentats von Sarajewo – gehörte er im überfüllten Spiegelsaal von Versailles zu den fünf Männern, die für Grossbritannien ihre Unterschrift gleich neben das rote Band und das Siegelwachs auf die letzte Seite des Hauptvertrags setzten. Er wie auch andere Skeptiker konnten Lloyd George nicht bewegen, die harten Bedingungen zu lockern, die den Deutschen aufgezwungen wurden. Der Premierminister hatte in dem Monat nach dem Waffenstillstand eine Wahl gewonnen und mit markigen Worten versprochen, Deutschland für den Krieg bezahlen zu lassen, und der Franzose Clemenceau war noch unnachgiebiger. Von ihm, der zwei Mal eine Invasion seines Landes erleben musste, ging das Gerücht, er habe verfügt, stehend und Deutschland zugewandt begraben zu werden. Ausserdem waren beide Staatschefs viereinhalb Jahre dem gewaltigsten Propagandafeldzug der Geschichte ausgesetzt: den deutschfeindlichen Tiraden, zu denen Buchan, Kipling und so viele andere zusammen mit ihren französischen Kollegen kräftig beigetragen hatten. So war eine öffentliche Meinung zustande gekommen, die eine Bestrafung Deutschlands verlangte – eine empfindliche Bestrafung. Der resultierende Friedensvertrag sei, so schrieb der Diplomat und Historiker George F. Kennan Jahre später, ein Vertrag gewesen, «der schon die Züge der zukünftigen Tragödie trug, als hätte der Teufel selbst sie ihm aufgeprägt».<sup>15</sup>

Dass Deutschland und das inzwischen von der Landkarte verschwundene Österreich-Ungarn den Krieg tatsächlich angefangen hatten, dass sie die eroberten Gebiete rücksichtslos ausgebeutet hatten, dass die Bestimmungen des Versailler Vertrags später abgemildert wurden – all das machte keinen Eindruck auf die Deutschen. Die öffentliche Schmach, dass man sich die Bedingungen von den Alliierten diktieren lassen musste, wirkte in allen politischen Lagern wie eine nie verheilende Wunde, brachte – wie von Ludendorff und Hindenburg geplant – die



gemässigte Zivilregierung, die gezwungen wurde, den Friedensvertrag zu akzeptieren, um die nötige Unterstützung und war eine wesentliche Voraussetzung für den Aufstieg Hitlers. Dieser schrieb einige Jahre später in *Mein Kampf*: «Was konnte man aus diesem Friedensvertrag von Versailles machen! ... Wie konnte man jeden einzelnen dieser Punkte dem Gehirn und der Empfindung dieses Volkes so lange einbrennen, bis endlich in 60 Millionen Köpfen, bei Männern und Weibern, die gemeinsam empfundene Scham und der gemeinsame Hass zu jenem einzigen feurigen Flammenmeer geworden wäre, aus dessen Gluten dann stahlhart ein Wille emporsteigt und ein Schrei sich herauspresst: Wir wollen wieder Waffen!»<sup>16</sup>

Während Woodrow Wilson zugeschrieben wird, er habe gesagt, dieser Konflikt sei ein Krieg, um alle Kriege zu beenden, nannte Milner den Versailler Vertrag in grimmigem Realismus «einen Frieden, um allen Frieden zu beenden».<sup>17</sup>

Nicht nur der Nationalsozialismus stieg direkt aus der Asche des Weltkriegs, sondern auch das andere grosse totalitäre System des 20. Jahrhunderts. Nach mehreren Jahren erbitterter Kämpfe endete der russische Bürgerkrieg und mit ihm der Versuch alliierter Truppen, die konterrevolutionären Streitkräfte zu unterstützen. Die Bolschewiki begannen sich als Kommunisten zu bezeichnen, und schon bald wurde keine andere Partei mehr in dem Staat geduldet, der 1924 die Sowjetunion genannt wurde.

Obwohl einige britische Linke dieser Epoche in der Sowjetunion, wie Willie Wheeldon, die grösste Hoffnung der Welt erblickten, gelangte zumindest einer von ihnen – Bertrand Russell – zu einem ganz anderen Ergebnis. Im Jahr 1920 besuchte er sie und war entsetzt, einen Polizeistaat vorzufinden: «Ständig wurden unsere Gespräche abgehört. Mitten in der Nacht konnten wir Schüsse hören, und wussten dann, dass wieder Idealisten im Gefängnis getötet wurden.»<sup>18</sup> Unbeeindruckt von dem roten Teppich, den man für ihn ausrollte, lief es ihm kalt über den Rücken, als Lenin über die britischen Sozialisten lachte, «weil sie an Sowjets ohne Diktatur glaubten».<sup>19</sup>

Auch Sylvia Pankhurst reiste 1920 nach Russland, wo sie ebenfalls mit Lenin zusammentraf, den sie allerdings ganz anders empfand: «vitaler und energiegel-

dener, rundum lebendiger als andere Menschen».<sup>20</sup> Sie sah das Land durch und durch mit optimistischem Blick und konnte sich einreden, in dieser glorreichen neuen Gesellschaft «hat das russische Volk weitgehend vergessen, dass es überhaupt Alkohol gibt».<sup>21</sup> Auch John S. Clarke, der sich dort zur selben Zeit aufhielt, war fasziniert von Lenin und konnte dank seiner Erfahrungen als Zirkusdompteur den Hund des Sowjetführers von einer rätselhaften Krankheit heilen.

Viele westliche Linke, die ungeduldig versuchten, das zu verwirklichen, was Pankhurst früher einmal das «Goldene Zeitalter» des Friedens und Überflusses für alle genannt hatte, fanden auch ihr Paradies in der Sowjetunion. Charlotte Despard's Besuch fiel in das Jahr 1930, als Stalin seine mörderische Diktatur schon fest etabliert hatte. Sie fand alles wunderbar: Nach ihrer Ansicht war das Essen gut, die Situation der Kinder privilegiert, die Erziehung aufgeklärt, die Führung der Waisenhäuser vorbildlich und die Justiz klug und grosszügig. In sowjetischen Gefängnissen sei, so behauptete sie, die schlimmste Strafe «der einmonatige Ausschluss aus dem Gemeinschaftsraum, der von einem Gericht der Gefangenen selbst verhängt wird».<sup>22</sup>

Um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: John S. Clarke distanzierte sich schon bald von dieser anfänglichen Begeisterung, und Sylvia Pankhurst legte die ihre noch rascher und öffentlicher ab – diese Häresie führte 1921 zum Ausschluss aus der Kommunistischen Partei Grossbritanniens. Doch die Sehnsucht der Linken, in der Sowjetunion eine strahlende Alternative zum kapitalistischen, vom Krieg verwüsteten Europa zu sehen, sass tief. In den ersten 15 Jahren der UdSSR emigrierten Zehntausende Linke, die von diesem Traum betört waren, aus aller Welt in dieses Land.

Mitte der dreissiger Jahre setzte dann der Prozess ein, der später als grosse Säuberung bekannt wurde: Stalin, von immer stärkerer Paranoia getrieben, befahl ungeheure Verhaftungswellen, in deren Verlauf Millionen in Todeszellen oder in dem weit verstreuten, wachsenden Netz von Straflagern (Gulag) landeten. Die Geheimpolizei machte sich einen traditionellen russischen Hang zur Fremdenfeindlichkeit zunutze, indem sie ihre Opfer immer unter dem Vorwand verhaftete, sie seien Spione oder Saboteure im Dienst irgendeiner fremden Macht, wodurch die vielen Fremden, die Russland zu ihrer Wahlheimat erkoren hatten, in besonders grosser

Gefahr schwebten. Tausende Ausländer verschwanden. Die offiziellen Akten, die Aufschluss über das Schicksal der meisten Verschwundenen geben, wurden erst Anfang der 1990er Jahre, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, zugänglich.<sup>23</sup> Zu den Opfern, über die sie Aufschluss gaben, gehörte auch ein Brite, der am 5. Oktober 1937 verhaftet und am ersten Weihnachtstag desselben Jahres zum Tod durch Erschiessen verurteilt wurde: Willie Wheeldon.<sup>24</sup>

## 23. KAPITEL

### *Ein imaginärer Friedhof*

**E**s gab keine Vorankündigung, und bei der Zeremonie in der St. James Church in Paddington war nur eine Handvoll Gäste zugegen. Obwohl die Braut längst mittleren Alters war, erinnerten ihre weit auseinander stehenden, dunklen Augen noch an die viel gepriesene Schönheit ihrer Jugend. Nach dem Mittagessen mit einigen Freunden verliess das Paar London per Zug. Während ihrer Flitterwochen in der Provence suchten sie mit dem Auto und zu Fuss die Ruinen römischer Amphitheater und Aquädukte auf, diese verwitterten steinernen Zeugen eines untergegangenen Weltreichs, während die britischen Zeitungen verspätet von der heimlichen Eheschliessung eines der grossen Reichsgestalter der Gegenwart erfuhren. Das war im Februar 1921: Nach über 20 Jahren seit ihrer ersten Begegnung waren Alfred Milner und Violet Cecil endlich verheiratet.

Er war 66, sie 49. Seit Edward Cecils Tod war eine schickliche Zeitspanne verstrichen, daher konnten Lord und Lady Milner endlich von allen – vom König und der Königin abwärts – als Paar empfangen werden, das sie, wie alle wussten, schon lange waren. Doch wie das Zeitalter, in dem der äussere Schein der konventionellen Ehe so viel galt, zu Ende ging, so neigte sich auch das Weltreich, dem sich Milner und seine frisch angetraute Ehefrau so fest verbunden fühlten, dem Ende zu. «Der Mann ohne Illusionen», wie Churchill ihn einmal genannt hatte, musste sich auf den Tod seiner grössten Illusion gefasst machen.

Anhaltspunkte für die allmähliche Auflösung des Empire gingen täglich über seinen Schreibtisch, denn einen Monat nach Ende des Krieges war er zum Kolonialminister ernannt worden. In Indien, wo weniger als ein Jahrzehnt zuvor König Georg V. und Königin Mary mit grossem Pomp als Kaiserpaar inthronisiert wor-

den waren, predigte Mohandas Gandhi zivilen Ungehorsam als Waffe gegen die britische Herrschaft. 1919 befahl ein choleraer General seinen Soldaten, das Feuer auf die Teilnehmer einer Protestkundgebung in Amritsar zu eröffnen, mit dem Ergebnis, dass 379 Menschen nach offizieller – höchstwahrscheinlich untertriebener – Zählung getötet und mindestens 1‘200 verletzt wurden. Das Massaker wurde zum auslösenden Funken für die indischen Nationalisten; obwohl die Unabhängigkeit Indiens noch 30 Jahre auf sich warten liess, stand sie nach Amritsar nie mehr in Frage. Etwas später im selben Jahr brachen Unruhen in Ägypten aus, woraufhin Milner nach Kairo entsandt wurde, um mit widerspenstigen Nationalisten zu verhandeln. («Die Schwierigkeit liegt darin», teilte er Lloyd George mit, «eine Möglichkeit zu finden, der Beziehung Ägyptens zu Grossbritannien einen Anschein von Unabhängigkeit und Würde zu geben, den sie in Wahrheit nie haben kann.»<sup>1)</sup> Auch die Unabhängigkeit Irlands – die er noch 1914 heftig bekämpft hatte – begann sich anzukündigen, auf äusserst blutige Weise. In dem Jahr nach seiner Heirat mit Violet ermordeten militante irische Nationalisten Sir Henry Wilson, den Freund, mit dem er 1917 nach Russland gereist war, auf den Stufen vor dessen Haus. Milner eilte dorthin, um die Witwe zu trösten.

Paradoxerweise machte der Krieg, an dessen siegreicher Beendigung Milner wesentlichen Anteil hatte, einer anderen seiner Illusionen ein Ende, dem Traum von einem «Bund britischer Nationen» mit einem gemeinsamen Parlament und Kabinett. Als er diese Idee während des Krieges bei einem Treffen der Dominion-Staatschefs vorgetragen hatte, war sie mit einem peinlichen Mangel an Begeisterung aufgenommen worden. In seiner Vorstellung waren Kanada und Australien immer zwei wichtige Bausteine einer solchen Föderation gewesen, doch beide Regierungen zeigten nicht das geringste Interesse. Das entsetzliche Blutvergiessen des Krieges erwies sich als überraschend ausschlaggebend für die kanadischen und australischen Bestrebungen, ihre nationalen Identitäten scharf gegen die Grossbritanniens abzugrenzen. In beiden Ländern galten die bittersten und traurigsten Kriegserinnerungen den Zehntausenden Landsleuten, die an Schauplätzen wie Passchendaele und Gallipoli von unfähigen britischen Generälen geopfert wurden. Nach dem Krieg suchten die verschiedenen Dominions mehr denn je ihren eigenen

politischen Weg. Aus dem British Empire entstand im Jahr 1931 das British Commonwealth of Nations und 1949 schliesslich nur noch das Commonwealth of Nations.

Überzeugte Parteigänger des Imperialismus wie Milner, Kipling und Buchan hatten die mehr als eine Million Soldaten aus den britischen Kolonien gepriesen, die in diesem Krieg aufopferungsvoll für das Empire gekämpft hatten. Aber diese Erfahrung hatte auch ihre Erwartungen erhöht, denn sie kämpften oft neben weissen Soldaten, die weit besser bezahlt wurden, und lernten in Europa einen Kontinent kennen, der aus unabhängigen Nationen und nicht aus Kolonien bestand. Den tiefsten Eindruck hinterliess dies alles bei den indischen Soldaten. «Hier pflegen uns die Ladys, wenn wir verwundet sind, wie eine Mutter ihr Kind versorgt», schrieb ein Sikh aus England an seinen Vater im Pandschab. «... Sie setzen uns in Autos und fahren uns durch die Stadt. Wenn wir um 4 Uhr das Lazarett verlassen, schenken uns die Ladys in der Stadt Obst.»<sup>2</sup> Er war erstaunt, dass britische Krankenschwestern die Bettpfannen verwundeter Inder leerten. Ein anderer indischer Soldat, der bei einer französischen Familie einquartiert war, war genauso erstaunt, als er feststellte, dass französische Frauen «uns unsere Wünsche erfüllen, unsere Betten machen und am selben Tisch wie wir essen».<sup>3</sup> Solche Begegnungen weckten eine Vorstellung, die die britischen Kolonialbehörden seit Langem zu unterdrücken suchten – die Idee, dass alle Menschen gleich sind.

Auch Soldaten aus anderen britischen Kolonien sahen durch die Kriegserfahrung viele Dinge ganz anders. Einen Monat nach Ende der Kämpfe meuterten mehrere tausend britische Soldaten aus Westindien auf einem Stützpunkt in Tarent, als ihnen befohlen wurde, die Latrinen der weissen Soldaten zu säubern, und als ihnen die Solderhöhung verweigert wurde, die den Weissen zustand. Bei dem Aufruhr wurde ein Mann getötet, 60 kamen in Haft und einer wurde von einem Erschiessungskommando hingerichtet. Zwei Wochen nach der Meuterei nahmen 60 westindische Soldaten in einer Mannschaftsmesse an ihrer allerersten politischen Versammlung teil: Schwarze von verschiedenen Karibischen Inseln erörterten, wie sie ihre Rechte am besten durchsetzen könnten. «Keine Massnahme», notierte im folgenden Jahr ein Regierungsbeamter besorgt in einem offiziellen Memorandum, «wird irgendetwas daran ändern, dass der schwarze Mann begonnen hat, sich in seinem Denken und Fühlen für genauso gut wie die Weissen zu halten.»<sup>4</sup>

In Belize, der Hauptstadt von Britisch-Honduras, zettelten heimkehrende Kriegsteilnehmer eine Welle von Aufständen gegen ihren Status als Bürger zweiter Klasse in ihrem Heimatland an. Die Kolonialbehörden verhängten das Kriegsrecht. «Die Teilnahme westindischer Neger am Krieg», schrieb der Gouverneur der Kolonie in einer als «geheim» eingestuften Nachricht an Milner, «hat eine starke und gefährliche Feindseligkeit ... gegen Europäer geweckt.»<sup>5</sup> Da Milners Schreibtisch von ähnlichen Berichten überquoll, bat er die Royal Navy, ihm den Panzerkreuzer HMS Devonshire zur Verfügung zu stellen, «damit er während der Demobilisierung des britischen Westindienregiments für Ruhe sorgen kann»<sup>6</sup>, und kündigte an, möglicherweise sei ein zweites Kriegsschiff erforderlich.

1921 schied Milner aus dem Kabinett aus. Drei Jahre später unternahm er mit seiner Frau eine Seereise nach Südafrika, dem Schauplatz ihres imperialen Triumphs und dem Beginn ihrer Liebe. Sie nutzten die Reise für nostalgische Abstecher zu den Schlachtfeldern des Burenkriegs, und die Regierung stellte ihnen einen Privatzug nach Kimberley zur Verfügung. Doch bei diesem Aufenthalt in Südafrika wurde Milner offenbar von einer Tsetsefliege gestochen und mit der Schlafkrankheit infiziert. Nach seiner Rückkehr verschlechterte sich sein Gesundheitszustand rasch. Violet bat darum, die Glocken der Dorfkirche in der Nähe ihres Landsitzes nicht mehr zu läuten, um ihn nicht zu stören. Am 12. Mai 1925 wurde er zum Ehrenrektor der Universität Oxford ernannt. Er starb am darauffolgenden Tag, mit 71 Jahren.

Sie überlebte ihn um 33 Jahre, blieb Mitglied des Ladies Empire Club und hatte weiterhin Umgang mit den Einflussreichen und Mächtigen – auch einer späteren Generation, wie dem CBS-Rundfunkjournalisten Edward R. Murrow, der während des Zweiten Weltkriegs Korrespondent in London war. Als ihr Bruder, der lange Zeit die erzkonservative *National Review* herausgegeben hatte, 1929 erkrankte, wurde aus der Zeitschrift, wie der amüsierte Kipling meinte, ein «Blatt unter weiblicher Herausgeberschaft».<sup>7</sup> Violet übernahm die Schlussredaktion jeder Ausgabe und zog in ihren Leitartikeln erbittert gegen alles zu Felde, was ihr gegen den Strich ging – den Völkerbund etwa, eine mögliche Unabhängigkeit Indiens und die mangelhafte militärische Bereitschaft Grossbritanniens. «Eines dürfen Sie nie vergessen, Premierminister», sagte sie zu Stanley Baldwin, als er eines Tages bei ihr den Lunch nahm, «unsere Grenze liegt am Rhein.»

Violet und die Kiplings besuchten einander häufig, und Rudyard las ihr manchmal aus seinem Werk vor. Immer noch um seinen Sohn trauernd, fand er Trost in seiner Mitarbeit bei der Imperial War Graves Commission, der britischen Kriegsgräberfürsorge, in deren Auftrag er Inschriften für Denkmäler entwarf und Militärfriedhöfe in fernen Gegenden wie Ägypten und Jerusalem besuchte. Mit seiner Frau unternahm er eine Pilgerfahrt zum *Chalk Pit Wood* bei Loos ungefähr zu der Tageszeit, als John dort nach ihrer Vermutung gefallen war. Als entschiedener Gegner der allmählichen Aushöhlung des britischen Empire leistete er einen Beitrag zu einem Vermögensfonds für den General, der das Massaker an den Indern in Amritsar verschuldet hatte. «Ich hasse eure Generation», wetterte er einst gegen einen jüngeren Mann, «weil ihr im Begriff seid, alles aufzugeben.»<sup>8</sup> Aber in dieser Phase seines Lebens schrieb Kipling auch *The Gardener*, eine ergreifende Geschichte, die völlig frei ist von seinem üblichen Chauvinismus. Darin sucht eine tiefbekümmerte Frau in Frankreich nach dem Grab ihres «Neffen», der in Wirklichkeit ihr unehelicher Sohn ist. Schliesslich spricht ein freundlicher Friedhofsgärtner – der, was sie nicht weiss, der auferstandene Heiland ist – sie mit einem Ausdruck «unendlicher Barmherzigkeit» und Vergebung an. «Kommen Sie mit mir», sagt er, «ich zeige Ihnen, wo Ihr Sohn liegt.»

Aber niemand zeigte es den Kiplings. Rudyard starb 1936 und seine Witwe Carrie drei Jahre später, ohne dass beide in Erfahrung bringen konnten, wo John begraben lag. Die britischen Behörden setzten ihre Bemühungen fort, Johns sterbliche Überreste zu identifizieren, glaubten 1992 auch, ihn endlich gefunden zu haben, und errichteten einen Gedenkstein mit seinem Namen über dem Grab. Doch zahlreiche Militärgeschichtler vertreten überzeugend die Meinung, die Identifizierung sei falsch und John Kipling gehöre nach wie vor zu den 400'000 Soldaten des britischen Weltreichs, die zwischen 1914 und 1918 fielen und deren letzte Ruhestätte unbekannt geblieben ist.<sup>9</sup>

Ein Akteur nach dem anderen verliess die Bühne. In John Buchans Nachkriegsschriften gab es nur einen oder zwei kurze Hinweise auf Zweifel an diesem Krieg; so bekannte er beispielsweise, er könne Homer nicht mehr lesen, weil ihm dessen Verherrlichung des Krieges unerträglich geworden sei. Mehr sagte er nie. Aber



anders als bei seinem Freund Kipling veränderten sich zumindest einige seiner Vorstellungen im Laufe der Zeit: Er setzte grosse Hoffnungen auf den Völkerbund als Alternative zum Krieg und akzeptierte schliesslich auch das Prinzip der Selbstbestimmung für Indien. 1940 starb Buchan, als er den rein repräsentativen Posten eines Generalgouverneurs von Kanada innehatte. Ein britischer Zerstörer brachte seine Asche nach England. Viele seiner Romane werden heute noch auf beiden Seiten des Atlantiks gedruckt und zeugen von der überdauernden Anziehungskraft draufgängerischen Handelns, finsterner Verschwörungen, die von kühnen Helden durchkreuzt werden, und eines ewig bestehenden, zum Wohle aller Menschen wirkenden britischen Empire.

Doch dieses Reich löste sich im Laufe des Jahrhunderts allmählich auf – ein Prozess, der mit Irland begann. Als der erbitterte Partisanenkrieg dort noch an Schärfe zunahm, gelangte das britische Kabinett zu der Einsicht, dass er nur durch irgendeine Form irischer Unabhängigkeit beendet werden könne und dass der unberechenbare John French wohl kaum der Richtige sei, um die entsprechenden Verhandlungen zu führen. Im April 1921 wurde er taktvoll aus seinem Amt als Vizekönig entfernt, damit andere ein Abkommen aushandeln konnten, das Folgendes vorsah: Neben einigen Marinestützpunkten und anderen Vorrechten blieben Grossbritannien die sechs überwiegend protestantischen Grafschaften im Norden als fester Bestandteil des Vereinigten Königreichs, während der Rest der Insel der Irische Freistaat wurde, formell Teil des Empire, de facto aber ein autonomer Staat.

Wie French die Enthebung vom Posten des Oberkommandierenden der Westfront mit der Verleihung der Viscountwürde versüsst worden war, so wurde er jetzt für seine Entlassung mit einer Grafenwürde entschädigt. Er brach mit Winifred Bennett zu einem Urlaubsaufenthalt in Südfrankreich auf. Immer noch der Überzeugung, er gehöre im Grunde nach Irland, wo er bereits ein Landhaus besass, erwarb er, verschwenderisch, noch ein zweites. Natürlich führte das dazu, dass er wie immer knapp bei Kasse war. Ausserdem schuldete French seiner Schwester noch Geld aus einem Darlehen, das sie ihm gewährt hatte, als er noch mit ihr sprach. Einige Jahre lang – sein Schnurrbart war inzwischen weiss geworden – blieb er noch aktiv, sprach vor Veteranenverbänden und weihte Kriegerdenkmäler ein.

1925 beendete eine Krebserkrankung sein Leben, nicht lange nachdem er sich in seinem Krankenbett aufgerichtet hatte, um die Ehrenbezeugungen einiger Veteranen zu erwidern, die sich vor dem Fenster versammelt hatten. Er wäre zornig geworden, hätte er gewusst, dass unter den Sargträgern bei seiner Beerdigung der grosse Rivale Haig war.

Während der letzten Lebensmonate ihres Bruders hoffte Charlotte Despard auf eine Versöhnung. Mehrmals schrieb sie ihm mit der zärtlichen Anrede «Mein liebster Jack», und einmal suchte sie das Krankenhaus auf, in dem er behandelt wurde, aber man liess sie nicht zu ihm vor – ob auf Anweisung des Arztes, wissen wir nicht.<sup>10</sup> Sie verstand sich gut mit Frenchs lange vernachlässigter Ehefrau, doch weder Eleanora French noch ihre Kinder konnten Charlottes politische Ansichten verstehen oder begreifen, warum sie, wenn sie zu Besuch kam, ihren Chauffeur «Genosse Tom» nannte. Gegen Ende ihres Lebens war ihr keine Sache zu radikal. Eine Freundin sagte einmal von ihr: «Ich müsste ihr nur ein Telegramm schicken, in dem steht: ‚Morgen Mittag greife ich das Rathaus in Battersea an‘, und sie wäre da, ohne mich nach dem Grund zu fragen.»<sup>11</sup>

Trotz aller Meinungsverschiedenheiten teilte sie eine überraschende Überzeugung mit ihrem Bruder: Auch sie war überzeugt, dass sie im Herzen Irin sei. «Ich muss nach Irland gehen», sagte sie zu einer Gruppe von Anhängerinnen, die gekommen waren, um ihren Geburtstag zu feiern. «Das ist der Ruf des Blutes.»<sup>12</sup> Im Jahr 1921 liess sie sich dort endgültig nieder.

Im Jahr darauf brach im Irischen Freistaat ein erbitterter Bürgerkrieg aus, in dem es um die Frage ging, ob die Führer des Freistaats den Briten zu grosse Zugeständnisse gemacht hatten. Der Bruderzwist endete erst, als mehrere tausend Tote zu beklagen waren, doch viele der radikalsten Nationalisten blieben Mitglieder einer kompromisslosen Untergrundfraktion der Irisch-Republikanischen Armee, die entschlossen war, Nordirland mit dem Süden zu vereinen und eine sozialistische Revolution zu entfachen. Natürlich gehörte Despard zu ihnen. Sie kaufte ein grosses viktorianisches Herrenhaus im Norden von Dublin, wo flüchtige IRA-Mitglieder manchmal Unterschlupf fanden oder ihre Waffen versteckten. Von Zeit zu Zeit führte die Polizei Razzien durch, trug aber immer Sorge, dass die verehrungswürdige Charlotte Despard unbehelligt blieb. Angetan mit der unvermeidlichen schwarzen Mantilla, die im Winde flatterte, sprach sie immer noch auf grossen po-

litischen Kundgebungen in Irland, England und auf dem Kontinent. 1939 starb sie im Alter von 95 Jahren.

Nur wenige Wehrdienstverweigerer waren vor dem Krieg jemals im Gefängnis gewesen, und sie waren entsetzt, was sie dort zu sehen bekamen. Bald nach Kriegsende übernahm Stephen Hobhouse die Aufgabe, eine umfassende Studie über die Gefängnisse in England zu koordinieren. Als er krank wurde, sprang ihm Fenner Brockway zur Seite und half ihm, das Werk *English Prisons Today* zu vollenden. Das 1922 veröffentlichte 735-Seiten-Werk gab den entscheidenden Anstoss für eine Gefängnisreform und trug unter anderem dazu bei, das berüchtigte Schweigegebot aufzuheben. Hobhouse lebte genügsam, aber schuldbewusst von seinem ererbten Reichtum und verbrachte den Rest seines Lebens damit, Schriften über die Mystik und die Geschichte der Quäker zu verfassen; er starb 1961 mit 79 Jahren. Nach dem Waffenstillstand setzte sich seine Kusine Emily, deren Überzeugungen die seinen stark beeinflusst hatten, dafür ein, die hungern- den Menschen in Deutschland und Österreich mit Lebensmittellieferungen zu unterstützen. Sie starb 1926.

Als die kriegsbedingte staatliche Paranoia in Bezug auf Radikale nachliess, konnte John S. Clarke wieder aus dem Untergrund auftauchen. 1929 sass er einige Jahre für die Independent Labour Party im Parlament, wo er erfolgreich gegen eine Gesetzesvorlage kämpfte, die für die Zirkusse strenge Auflagen bedeutet hätte. Als seine Kollegen einwandten, die Dressur von Zirkustieren sei grausam, versicherte ihnen Clarke, dies sei nicht der Fall – und lud sie ein, ihn in einen Löwen- und Tigerkäfig zu begleiten, um sich davon zu überzeugen. Kein Abgeordneter ging auf sein Angebot ein. Später, als er Stadtrat in Glasgow war, trat er noch hin und wieder im Zirkus auf. Einst war er der jüngste Löwenbändiger des Landes gewesen; jetzt war er der älteste.

Von all den Karrieren, deren Ausgangspunkt die Verteidigung des britischen Staates gegen Bedrohungen von radikalen Kriegsgegnern wie Clarke, Brockway und Hobhouse war, endete keine mit einem so tiefen Absturz wie bei Basil Thomson, der 1919 als Sir Basil geadelt wurde. Zwei Jahre später verliess er nach einem Zerwürfnis mit dem Innenminister den Staatsdienst, blieb aber im Blickpunkt der

Öffentlichkeit, weil er eine erfolgreiche Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten unternahm und in rascher Folge *My Experiences at Scotland Yard* und andere Bücher gleicher Art schrieb. Aber im Jahr 1925 erlitt sein Ansehen einen schweren Schlag, als er eines Nachts im Hyde Park verhaftet wurde, weil er sich mit einer Frau, die sich Thelma de Lava nannte, «eines Verstosses gegen Sitte und Anstand» schuldig gemacht hatte. Vor Gericht protestierte Thomson empört, er schreibe «ein Buch, das sich mit den lasterhaften Verhältnissen im Westend beschäftigt», und er sei «in den Hyde Park gegangen, um Material zu sammeln ... Als ich den Park betrat, wurde ich von einer jungen Frau angesprochen ... Sie sagte, sie sei in Geldschwierigkeiten, daraufhin knöpfte ich meinen Mantel auf, um einige Shilling herauszunehmen und sie ihr zu geben.»<sup>13</sup> Thomsons Verteidiger versuchte es mit einer anderen Strategie – er behauptete, sein Klient sei in den Park gegangen, «weil er die Information bekommen hatte, dort halte sich ein Kommunist auf».<sup>14</sup> Obwohl seine Strafe nur fünf Pfund betrug, waren laut einem Zeitungsbericht «die Zuschauer scharenweise in den Gerichtssaal gekommen, johlten begeistert und waren nur mit Mühe zum Schweigen zu bringen».<sup>15</sup> Wir wissen nicht, ob im Publikum eine von den Personen sass, die Thomson während des Krieges so eifrig ausspioniert hatte.

In der öffentlichen Meinung am stärksten mit diesem Krieg identifiziert wurde natürlich Feldmarschall Sir Douglas Haig. Nach dem Waffenstillstand führte er seine Armee in düsterem Triumphzug nach Deutschland, um das Westufer des Rheins zu besetzen. Nach London eingeladen, um an einer Feier teilzunehmen, mit der Lloyd George den französischen Marschall Foch ehren wollte, musste er zu seinem Missfallen entdecken, «dass ich in der fünften Kutsche sitzen sollte ... Das hielt ich für eine Beleidigung, die ich unmöglich hinnehmen konnte.»<sup>16</sup> Er sagte die Teilnahme ab. Doch schon bald wurde er mit Ehrungen überhäuft: eine Grafenwürde, Orden, eine Schenkung des Parlaments in Höhe von 100'000 Pfund und eine erfolgreiche öffentliche Spendenaktion, die ihm erlaubte, Bemersyde House am schottischen Fluss Tweed, den angestammten Familiensitz der Haigs, zurückzukaufen.

Er hatte zwar seinen geistigen Horizont gegen Ende des Krieges so weit geöffnet, dass er die neuen Fortschritte der Militärtechnologie berücksichtigen konnte, aber als er kurz darauf in den Ruhestand trat, schloss sich dieser Horizont wieder.

«Begeistert prophezeien heute ... einige Optimisten, dass das Flugzeug, der Panzer und der Kraftwagen das Pferd in künftigen Kriegen ersetzen werden», schrieb er ein paar Jahre nach Kriegsende, «doch ich glaube, dass der Wert des Pferdes und seine Aussichten für die Zukunft so gross wie eh und je sind ... Flugzeuge und Panzer ... sind nur Begleitwerk des Menschen und des Pferdes.»<sup>17</sup>

In dem Bemühen, als der Mann in Erinnerung zu bleiben, der den Krieg gewonnen hatte, und nicht als derjenige, der die katastrophalen Offensiven von 1916 und 1917 zu verantworten hatte, wusste Haig seine Fähigkeiten als politischer Grabenkämpfer besser einzusetzen als einst seine Streitkräfte. So behauptete er zwar, er sei, «was die Frage der Kriegsgeschichte angeht, sehr faul», doch das war schlicht gelogen. Das neue Schlachtfeld, das er mit beträchtlichem Erfolg beherrschte, war die Vorbereitung der mehrbändigen *Official History* des Krieges sowie anderer Geschichts- und Erinnerungsbücher; als Waffen dienten ihm seine Tagebücher, die der Selbstbeweihräucherung dienten, Briefe, Meldungen und Dokumente, die er treuen Anhängern aushändigte, unter anderem dem Hauptverfasser der *Official History*. Da er wusste, dass man nach seinem Tod wahrscheinlich versuchen würde, seinen Ruf zu beschädigen, inszenierte er sogar einen posthumen Gegenangriff gegen seine künftigen Kritiker, indem er zwei Generäle veranlasste, eine lange Denkschrift zu seiner Verteidigung aufzusetzen, die im Britischen Museum hinterlegt wurde und erst 1940 veröffentlicht werden sollte.

Über das unlenkbare Grossbritannien der Nachkriegszeit, in dem sich lautstarke Gewerkschaftler zu Wort meldeten und 1926 einen Generalstreik organisierten, war Haig entsetzt, aber bei einem Besuch in Italien hatte er sich von dem faschistischen Diktator Benito Mussolini beeindruckt gezeigt: «Ich fand ihn sehr freundlich. Ohne Zweifel hat er in diesem Land schon viel Gutes bewirkt. Er ist der Ansicht, dass jeder ein Diener des Staates ist und daher sein Bestes tun muss, um dem Staat zu dienen. Wenn jemand dieser Pflicht nicht genügt, wird er bestraft. In der heutigen Zeit könnte man bei uns jemanden wie ihn gut gebrauchen.»<sup>18</sup> Merkwürdigerweise beschäftigte der Feldmarschall, der einst Millionen befehligte hatte, noch nicht einmal einen Sekretär, sondern beantwortete alle Briefe handschriftlich. Er starb 1928 plötzlich an einem Herzinfarkt und wurde mit einer pompösen

Trauerfeier in der Westminster Abbey geehrt. Erst im selben Jahr wurde die Kavallerielanze im britischen Heer offiziell als Nahkampfwaffe abgeschafft.

In diesem Jahr 1928 fand in London noch ein anderes Begräbnis statt. Auch dieser Trauerzug marschierte in Reih und Glied, doch anstelle von Gardesoldaten und uniformierten Dudelsackpfeifern waren es fast nur Frauen. Anstelle von Scharlachrot und Khaki sah man Lila, Weiss und Grün; einige trugen statt Tapferkeitsmedaillen die Pfeilabzeichen der Gefängniskluft. Während sie dem Sarg zum Friedhof folgten, lag eine gewisse Spannung in der Luft, denn eine der trauernden Frauen stand, einsam und trotzig, abseits von den anderen.

In diesem Sarg lag Emmeline Pankhurst. Mehr als 1'000 Anhängerinnen versammelten sich an ihrem Grab, wo sie ihre Tochter Christabel umringten, deren Augen rotgeweint waren. Der einsame Trauergast war natürlich Sylvia, die seit 15 Jahren mit ihrer Mutter zerstritten war. Auf dem Friedhof befand sich ausserdem noch jemand, der die Entfremdung der beiden Frauen noch vertiefte und bei Mrs. Pankhurst, wie ihre Anhängerinnen sagten, einen solchen Schock ausgelöst hatte, dass er ihren Tod beschleunigte: ein sechs Monate altes Baby, das Sylvia ausser-ehelich zur Welt gebracht hatte. Emmeline hatte nichts als Verachtung für den Kindsvater Silvio Corio übrig, mit dem Sylvia jetzt zusammenlebte. Der italienische Radikale und Islam-Konvertit hatte schon zwei uneheliche Kinder.

Emmeline Pankhursts Leben war eine abenteuerliche Reise zwischen Extremen gewesen – erst Sozialistin, dann steinwerfende Suffragette, schliesslich stramme Patriotin und Kriegsbefürworterin und Bewunderin des russischen Frauen-Todesbataillons. Aber ein Charakterzug blieb bei ihr unwandelbar: ihr eisernes Festhalten an der strengen viktorianischen Sexualmoral. Als sie in der Zeitung las, dass Sylvia, die für die «Ehe ohne Trauschein» eintrat, ein Kind bekommen hatte, weinte sie den ganzen Tag und sagte immer wieder: «Ich werde nie wieder öffentliche Reden halten können.»<sup>19</sup> Daran hielt sie sich auch.

Obwohl Christabel bis zum Schluss loyal zur Mutter hielt, vollzog sie eine weitere abrupte Wendung, was so charakteristisch für diese Familie war. Die durchdringende Stimme, mit der sie einst die Suffragetten aufgepeitscht hatte, die Fenster von Regierungsgebäuden einzuwerfen, und später gegen Grossbritanniens

Feinde gewettert hatte, nutzte sie während ihrer restlichen Jahre dazu, mit nicht geringerer Leidenschaft die Wiederkunft Christi zu verkünden. Schliesslich setzte sie sich in Südkalifornien zur Ruhe, wo sich schon so viele messianische Bewegungen angesiedelt haben. Nach der Beerdigung der Mutter begegneten Sylvia und Christabel einander nie wieder. Christabel starb 1958 in Santa Monica.

Die 1914 nach Australien verbannte Adela Pankhurst kehrte nie nach England zurück. Emmeline hatte jeden Kontakt abgebrochen, als Adela leidenschaftlich gegen den Krieg zu protestieren begann, und den australischen Premierminister aufgefordert, ihre Tochter öffentlich anzuprangern. Auch Adelas politische Anschauungen begannen verschlungene Wege zu gehen. Zunächst war sie Mitbegründerin der Kommunistischen Partei Australiens, vollzog dann eine Kehrtwendung nach rechts und gründete die antikommunistische *Australian Womens Guild of Empire* und wurde schliesslich während des Zweiten Weltkriegs als Sympathisantin Japans interniert. Ihr Mann und sie nannten ihre Hunde Adolf und Benito, nach den Diktatoren der beiden mit Japan verbündeten europäischen Staaten. Mit ihrer letzten Konversion, ein Jahr vor ihrem Tod, trat sie zum Katholizismus über.

Von allen Pankhurst-Frauen entzog sich Sylvia am ehesten – zumindest eine Zeit lang – dem familiären Hang zu radikalen, allumfassenden Glaubenssystemen. Nach dem Krieg gab sie weiterhin den *Workers' Dreadnought* heraus, der Grossbritanniens ersten schwarzen Korrespondenten einstellte und auch indische Schriftsteller veröffentlichte; sie gehörte zu den wenigen, die ihre Stimme gegen die verschärfte Rassendiskriminierung in Südafrika erhob, die Vorstufe der späteren Apartheid. In einer hellsichtigen Schrift aus dem Jahr 1922 sagte sie voraus, dass die Grossmächte der Welt Ende des 20. Jahrhunderts Kriege um Erdöl führen würden. Als sie nach dem Krieg Italien besuchte und Mussolinis Schläger am Werk sah, begann sie, vor dem Faschismus zu warnen. Diese Entwicklung nahm damals kaum jemand in Grossbritannien ernst.

1935 marschierte das faschistische Italien in Äthiopien ein, dessen Kaiser sich vergebens an den Völkerbund um Hilfe wandte. Damit hatte Sylvia das Anliegen, das sie für den Rest ihres Lebens beschäftigte. Zusammen mit ihrem Partner Corio begann sie *New Times* und *Ethiopia News* herauszugeben, in denen sie über italienische Greueltaten in Äthiopien berichteten und vor dem Aufstieg der Nationalso-

zialisten warnten. Haile Selassie wurde, als sein Land von Mussolini erobert war, weithin von vielen Linken und Intellektuellen unterstützt. Sobald er im Zweiten Weltkrieg von den Alliierten seinen Thron zurückerhielt, verwandelte er sich wieder in den absoluten Herrscher, dessen Machtanspruch in seinen offiziellen Titeln zum Ausdruck kam: siegreicher Löwe aus dem Stamm Juda, König der Könige und Auserwählter Gottes. Nichts von alledem konnte Sylvia davon abhalten, eine glühende Verehrerin nach dem Pankhurst-Muster zu werden. «In diesen unwiderstehlichen Augen», schrieb sie, «brennt das unstillbare Feuer des Helden, der unbeirrbar an seiner Mission festhält.»<sup>20</sup> Mit 74 Jahren wanderte sie nach Äthiopien aus und fuhr fort, in ihren Schriften das Loblied des Kaisers zu singen. Er verlieh ihr mehrere Orden, und sie gehörte zu den wenigen Menschen, die das Vorrecht genossen, nicht tief gebeugt rückwärts gehen zu müssen, wenn sie sich aus der Gegenwart des Monarchen entfernten. 1960 starb sie in Addis Abeba.

Als Adela ein Jahr später in Australien einen tödlichen Herzanfall erlitt, war damit auch die letzte der Pankhurst-Schwester gestorben. Es war, als wären die Mutter und ihre drei Töchter von einer zentrifugalen Kraft auseinandergetrieben worden: Jede Tochter beendete ihr Leben auf einem anderen Kontinent.

Zu den Millionen Kriegsteilnehmern, die in den Monaten nach dem Waffenstillstand aus dem britischen Heer entlassen wurden, gehörte Albert Rochester. Nach Wiltshire zurückgekehrt und wieder in seiner alten Stellung als Stellwärter bei der Great Western Railway, begann er erneut für die Gewerkschaftszeitungen zu schreiben. Aller Illusionen über den Krieg beraubt, pries er die Männer, die als Wehrdienstverweigerer ins Gefängnis gegangen waren. In seinen Artikeln und Vorträgen kam er wiederholt auf seine schlimmste Kriegserinnerung zurück – jenen eiskalten Morgen im Januar 1917, als er die Hinrichtung von drei britischen Soldaten miterleben musste. Mit einem der No-Conscription-Fellowship-Gründer, der den grössten Teil des Krieges im Gefängnis verbracht hatte, begann er Anfang der 1920er Jahre auf eine offizielle Untersuchung der Hinrichtungen zu drängen. Das Kriegsministerium erteilte ihnen eine schroffe Abfuhr. Rochesters Zorn über die Generäle, die kaltschnäuzig befohlen hatten, das Leben dieser drei Angehörigen der Arbeiterklasse auszulöschen, bestärkten ihn in seiner Tätigkeit als militan-



tanter Gewerkschafter. In Vorträgen, die er überall im Land hielt, das er mit dem Zug und dem Motorrad bereiste, bot er jedem, der seine Geschichte bezweifelte, an, ihn an die Stelle der drei nicht gekennzeichneten Gräber zu führen. 1926, mit 41 Jahren, starb er unerwartet an einer Blutvergiftung nach einem unbedeutenden Eingriff.

In den letzten Jahrzehnten ist der Streit über die Todesurteile des Militärs wieder ausgebrochen und wurde zu einem merkwürdigen Stellvertreterkrieg über die Frage, wie der gesamte Konflikt zu bewerten sei. Waren die 346 dokumentierten britischen Militärhinrichtungen – abzüglich einiger Dutzend, die für Mord, Vergewaltigung oder andere nicht-militärische Straftaten verhängt wurden – im Wesentlichen Massnahmen zur Aufrechterhaltung der militärischen Disziplin in einer Epoche, die die Todesstrafe als selbstverständlich hinnahm? Oder waren sie das Werk vernagelter Generäle, die einfach nicht zur Kenntnis nehmen wollten, dass der Grabenkrieg Männer in den Wahnsinn treiben konnte? Und war nicht der ganze Krieg ein solch wahnwitziges Unterfangen, dass die Soldaten, die wegen Feigheit, Fahnenflucht oder Fortwerfens ihrer Waffen hingerichtet wurden, tragische Opfer – wenn nicht gar Helden – waren, weil sie ihre Teilnahme daran verweigerten?

Im Jahr 1990 begann eine Bürgerinitiative mit dem Namen *Shot at Dawn* («Im Morgengrauen hingerichtet») die posthume Rehabilitierung der Hingerichteten zu verlangen; unter ihren Mitgliedern waren auch Verwandte des Hauptgefreiten Joseph Stones und des Unteroffiziers Peter Goggins, deren Hinrichtung Rochester mit angesehen hatte. Die Hinrichtungen im Krieg wurden zum Stoff von einem halben Dutzend Büchern, mehreren Fernsehdokumentationen, mindestens zwei Theaterstücken, einem Kinderbuch, einem figürlichen Denkmal und einem Song – *Deserter* von einer Bristoler Rockband. Lokalzeitungen in England und Irland griffen die Fälle auf, in denen Soldaten aus ihrem Einzugsgebiet hingerichtet wurden, und Bischöfe, Stadträte, Gewerkschaften und die irische Regierung unterstützten die Forderung nach Rehabilitierung. Jedes Jahr versammelten sich die Mitglieder von *Shot at Dawn* im November zu einer Gedenkfeier am Kenotaph, dem Londoner Kriegerdenkmal; sie trugen weisse Bänder zur Erinnerung an die weissen Taschentücher oder Briefumschläge, die den Verurteilten über dem Herzen angeheftet wurden, um dem Erschiessungskommando ein sicheres Ziel zu bie-

ten. Im Jahr 2006 rehabilitierte die britische Regierung endlich über 300 im Ersten Weltkrieg hingerichtete Soldaten, darunter auch die drei Männer, die Rochester hatte sterben sehen.

Die Rehabilitierung mag den öffentlichen Streit über die Hinrichtungen beendet haben, aber die umfassendere Debatte über die Bewertung des Krieges geht weiter. Mussten die entsetzlichen Opfer, die so bitter waren, wirklich sein, um die Deutschen an der Eroberung ganz Europas zu hindern? Oder waren sie ein sinnloses, brutales Blutbad, das die Welt in jeder Hinsicht zum Schlimmeren veränderte? Nirgends ist diese Debatte erbitterter geführt worden als in Grossbritannien, das, weil es 1914 nicht angegriffen wurde, freier wählen konnte als Frankreich oder Belgien, ob es sich an den Kämpfen beteiligen wollte.

Bereits ein Jahrzehnt nach seinem Ende wurde der Krieg von vielen – zumindest soweit es Grossbritannien betraf – als eine sinnlose Tragödie angesehen, die besser vermieden worden wäre. In Filmen, Romanen und Bühnenstücken wird der Konflikt heute im Allgemeinen als eine grausige Katastrophe dargestellt, in deren Verlauf auf beiden Seiten Männer sinnlos geopfert wurden, während es den kriegführenden Mächten, wie allen Imperien vor ihnen, zynisch nach Territorien und Kolonien gelüstete. Der *Daily Express*, der während der Kriegsjahre wie kein anderes Blatt chauvinistische Instinkte bedient hatte, forderte 1998 in einem öffentlichen Aufruf, das Reiterstandbild Haigs von seinem Londoner Ehrenplatz in White Hall zu entfernen.

In den letzten Jahrzehnten haben zahlreiche britische Militärhistoriker den ebenso überraschenden wie wenig überzeugenden Versuch unternommen, Haig zu verteidigen.<sup>21</sup> Die Bewunderer des Feldmarschalls haben sich sogar in der Douglas Haig Fellowship formiert, die jedes Jahr einen Vortrag zu seinen Ehren organisiert, und in der britischen Geschichtswissenschaft repräsentieren sie die neue Orthodoxie. Mit einem gewaltigen Aufgebot an Büchern und Artikeln haben sie die These vorgebracht, Haig habe ungeachtet seiner Mängel mehr als irgendein anderer getan, um die deutsche Frühjahrsoffensive von 1918 zum Stillstand zu bringen, das Blatt zu wenden und den Krieg zu gewinnen. Wichtiger noch, diese Historiker behaupten, der Krieg habe gewonnen werden müssen: Die Verletzung der belgischen Neutralität zeige, dass das aggressive, militaristische Deutsche Reich und seine Verbündeten Europa überrannt hätten.

Darauf lässt sich leicht antworten: Der Zweite Weltkrieg, der so unvermeidlich aus dem Ersten erwuchs, führte dazu, dass Deutschland fast ganz Europa überrannte – wobei die Nationalsozialisten ein weitaus mörderischeres Programm durchzogen, als es Kaiser Wilhelm II. je getan hätte. Der Krieg, der eine deutsche Eroberung Europas verhinderte, war praktisch die Garantie für den Krieg, der 1939 begann.

Obwohl die Debatte über die Bewertung des Krieges oft zwischen der politischen Rechten und Linken ausgetragen wurde, gehört eine gewichtige zeitgenössische Stimme, die die Auffassung vertritt, Grossbritannien hätte sich lieber aus dem Konflikt heraushalten sollen, dem in Schottland geborenen konservativen Historiker Niall Ferguson, der von den Opfern des Krieges sagt, sie seien «das Schlimmste, was die Menschen meines Landes je ertragen mussten».<sup>22</sup> Das wichtigste Kriegsziel des deutschen Kaisers war eine alleuropäische Zollunion, die «Vereinigten Staaten von Europa», die Deutschland dank seiner Grösse beherrscht hätte. Und hätte sich das, so fragt Ferguson provozierend, von der heutigen Europäischen Union so stark unterschieden? Deutschland sei 1914 tatsächlich der Aggressor gewesen, aber wäre eine Eroberung Frankreichs durch Deutschland – was 1870/71 schon einmal geschah – denn tatsächlich so katastrophal gewesen? Alle daraus resultierenden Brutalitäten oder möglichen Kräfteverschiebungen seien vernachlässigbar im Vergleich zu den Opfern und den katastrophalen Nachwirkungen des Krieges, vor allem zum Aufstieg des Nationalsozialismus.

Hinzu kommt, dass das Erbe des Krieges von 1914/18 weit umfassender war. Beispielsweise führten die nie dagewesenen, riesigen Propagandaoperationen auf beiden Seiten, mit ihren falschen Behauptungen von glorreichen Schlachtsiegen und Märchen über die Greuelthaten der anderen Seite, zu einem tiefsitzenden Nachkriegszynismus, der später viele Menschen veranlasste, die ersten Berichte über die nationalsozialistischen Vernichtungslager als Propagandaerfindung abzutun. Wichtiger noch, der Krieg beseitigte viele Schranken im Bereich dessen, was die meisten Europäer für moralisch zulässig gehalten hatten. In dem verbissenen Ringen um militärische Vormacht lösten sich internationale Abkommen und die lange gültige Unterscheidung zwischen Soldaten und Zivilisten in Rauch auf: chemische Kriegführung auf beiden Seiten, deutsche Torpedoangriffe auf neutrale Schiffe,

der britische Versuch, Deutschland durch die Seeblockade verhungern zu lassen – die Liste liesse sich beliebig fortsetzen. Nachdem man diese Schranken erst einmal eingerissen hatte, waren sie unwiderruflich verloren. Die stacheldrahtbewehrten Lager in Deutschland für Zwangsarbeiter aus Frankreich, Belgien und Russland wurden in weit grösserem und grausamerem Ausmass von den Nationalsozialisten und Sowjets übernommen. Der türkische Völkermord an den Armeniern wiederholte sich in ungleich grösserem Umfang gegen die europäischen Juden. Die Giftgasangriffe waren ein Vorgeschmack auf die grausige Zahl von Geburtsdefekten, die die Amerikaner mit dem Versprühen von Entlaubungsmitteln über Südvietnam verursachten. Die wahllose deutsche Bombardierung britischer und französischer Städte wurde im Zweiten Weltkrieg von beiden Seiten mit unendlich viel mehr Opfern wieder aufgenommen und erreichte ihren Höhepunkt mit der nuklearen Auslöschung von Hiroshima und Nagasaki. Der Dissident Lord Lansdowne – eine Ausnahme unter seinen aristokratischen Standesgenossen – hatte völlig recht, als er 1917 vom unwiderruflichen Beginn der «Prostitution der Wissenschaft zum Zweck reiner Vernichtung» sprach.

Hätten wir auch ohne den Ersten Weltkrieg solche Mittel zur Verursachung von Schmerz, Schrecken und Tod ersonnen? Vermutlich, denn die Menschen erfinden seit Jahrtausenden immer neue Methoden, sich gegenseitig umzubringen. Doch das Ausmass des Konflikts und die Art, wie die kriegführenden Mächte ihre Volkswirtschaften für den totalen Krieg mobilisierten, haben diese Entwicklungen erheblich beschleunigt und in einem ausgebluteten Deutschland den wilden Wunsch nach Rache geweckt. Das schlimmste Vermächtnis des Konflikts und seiner missratenen Friedensregelung sind zweifellos die Schrecken, die folgten. Wenn wir durch irgendeinen Zauber die Möglichkeit erhielten, das Rad der Geschichte bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts zurückzudrehen und ein einziges Ereignis – und nur dieses – ungeschehen zu machen, gäbe es dann irgendeinen Zweifel daran, dass wir den Krieg wählen würden, der 1914 ausbrach?

An einem warmen, sonnigen Tag in Ypern bietet die Landschaft ein friedliches Bild. Unmittelbar vor den Toren der Stadt sagt ein Bauer auf seinem Traktor: Klar, der Besucher dürfe gern einen der sieben halb vergrabenen britischen Bunker auf seinem Land besichtigen. Unter ihren runden Beton decken, wie vom Abdruck der

verrosteten Moniereisen geriffelt sind, lebt jetzt eine Herde blökender Zicklein, die beim Geräusch näherkommender Schritte entsetzt davonstieben. Einige Kilometer entfernt ist ein deutscher Graben sorgfältig rekonstruiert worden, mit Flechtwerk zur Befestigung der Seitenwände, Laufbrettern auf dem Boden und einem Rand von Sandsäcken an der Brustwehr. Die nahegelegenen Dörfer mit Namen wie Passchendaele, die einst Synonyme für Massentod waren, sind jetzt voller alter Männer, die plaudernd in Strassencafes sitzen, belaubten Plätzen mit Musikpavillons, Schülern mit Ledertaschen, die nach Hause eilen, Läden, in denen belgische Schokolade verkauft wird. In der Luft liegt der Geruch von frisch gemähtem Gras. Jede Strasse ist so gut gepflastert, so sauber, jedes rotbedachte Haus mit den Blumenkästen vor den Fenstern so gut in Schuss, dass es dem Besucher schwerfällt, sich vorzustellen, wie diese ländliche Gegend einst in Blut und Feuer versank, dieser blaue Himmel sich mit tödlichen Metallsplintern und den Schreien der Verwundeten füllte und diese Brise den durchdringenden Gestank verwesender Leichen mit sich brachte.

In dem rekonstruierten deutschen Schützengraben versperren zwei Metallgitter den Zugang zu zwei Schächten, die in einen Teil des einstigen unterirdischen Schlachtfeldes führten: die vielen hundert Kilometer Tunnellabyrinth, die die Briten und Deutschen anlegten – wobei sie sich teilweise durch verwesende Leichen hindurchgraben mussten –, um unter den Gräben der jeweils anderen Seite Minen zu legen und um unterirdische Posten aufzustellen, die mit Stethoskopen lauschten, ob und wo der Gegner Tunnel baute. Manchmal durchbrachen Mineure zufällig die Wand eines feindlichen Tunnels, dann kämpften sie in der drangvollen Enge der Gänge mit Pistolen, Messern, Spitzhacken und Schaufeln. In einem Tunnel unter dem Mont Sorrel in der Nähe Yperns haben Forscher heute in den hölzernen Stützpfählern die Einschusslöcher eines unterirdischen Gefechts entdeckt, das in den Berichten der 2nd Canadian Tunneling Company auftaucht. In einem anderen Tunnel, unter dem Höhenzug Crête de Vimy in Frankreich, fand man in gummierten Säcken fast 4 Tonnen Sprengstoff, der 1917 nicht explodiert war. Eine riesige, bis dahin blinde Mine unter einem belgischen Höhenzug brachte 1955 ein Blitzschlag zur Explosion. In der Umgebung von Ypern gibt es so viele

dieser Tunnel, dass immer wieder schwere Traktoren oder Erntemaschinen beim Überqueren eines Ackers oder Wirtschaftshofs zwei bis drei Meter tief einbrechen, weil irgendwo unter der Erde ein verfallener Stützpfiler zusammengebrochen ist.

Unter dem friedlichen Bauernland befindet sich eine Erdschicht, die stark mit rostigem Metall durchsetzt ist: Ladestreifen, Gürtelschnallen, Helme, Feldflaschen, Tabaksdosen, Glocken, mit denen ein Gasangriff signalisiert wurde, Stacheldraht, die einschraubbaren Metallpfähle, an denen der Draht befestigt wurde, Granatsplitter, Gewehre, deren Schäfte längst verrottet sind, und hin und wieder ein Geschütz, das vom Schlamm vollständig verschlungen wurde. Das alles fördern die Pflüge zutage; jedes Jahr werden weit über 200 Tonnen Erster-Weltkrieg-Schrott aus französischen und belgischen Äckern geborgen. Und überall entlang der einstigen Westfront gibt der Boden menschliche Knochen frei: 2009 hat man die sterblichen Überreste von 250 britischen und australischen Soldaten unter einem französischen Acker entdeckt.

Der schmale Gebietsstreifen, der sich durch Nordfrankreich und diese Region Belgiens zieht, weist weltweit die höchste Konzentration an Gräbern junger Männer auf. Kilometer um Kilometer erstreckt sich das geordnete Dickicht der weissen Grabsteine und Kreuze, erklimmt niedrige Hügel und breitet sich in freundlichen Tälern aus, nur hin und wieder unterbrochen durch die Turmspitzen, Säulen und Rundbauten grösserer Grabstellen. Von dem neuseeländischen Kriegerdenkmal im belgischen Messines über die südafrikanische Gedenkstätte South African National Memorial an der Somme bis hin zu den weit bescheideneren Friedhöfen, die die Gebeine der senegalesischen Soldaten und chinesischen Arbeiter beherbergen, ist das Gebiet übersät mit Zeugnissen, die belegen, wie weit diese Männer gereist sind, um zu sterben. Selbst wer in einem gekennzeichneten Grab lag, hatte mitunter noch zwei andere Schicksalsgenossen über sich, nachdem Friedhöfe aus dem ersten oder zweiten Kriegsjahr von den Granaten späterer Schlachten verwüstet wurden. Heute gibt es mehr als 2'000 britische Friedhöfe allein in Frankreich und Belgien, die von fast 500 Gärtnern gepflegt werden.

Bei einer einwöchigen Erkundungsreise entlang der ehemaligen Westfront stiess ich nur auf eine einzige Gedenkstätte, die irgendjemanden dafür rühmte, dass er etwas anderes tat, als zu kämpfen oder zu sterben.<sup>23</sup> Einige Kilometer aus-

serhalb Yperns gelangt man auf einem einspurigen Feldweg, der an einer Ziegelscheune abzweigt, zu einem brusthohen Kreuz aus dunklen, wuchtigen Holzbalken. Daneben liegt ein kleiner Tannenbaum, vom Sommerwind umgeweht. An seinen Zweigen hängen noch drei Silberkugeln, denn es ist ein Weihnachtsbaum. Dieses selbstgefertigte Kreuz – von keiner offiziellen Kriegsgräberorganisation irgendeines Landes errichtet oder unterhalten – erinnert an die Soldaten auf beiden Seiten, die am Weihnachtsfrieden von 1914 teilnahmen. Es heisst, dass eines der Fussballspiele, zu denen es an diesem Tag im Niemandsland kam, hier in der Nähe stattfand. Um das Kreuz herum stecken mehr als ein Dutzend kleinere, etwa 30 Zentimeter hohe Holzkreuze im Boden, die man in Ypern in den kleinen Andenkästen für Schlachtfeldbesucher kaufen kann. *In Remembrance* («Zum Gedenken») ist in jedes eingeprägt, und darunter kann man den Namen eines Soldaten schreiben. Doch auf eines der kleinen Kreuze hat jemand in den freien Raum für den Namen *All of You* («Euch allen») geschrieben, und darüber *Imagine* («Stellt euch vor»).

Wenn wir uns also einen anderen Friedhof vorstellen könnten, mit all den Menschen, die den Wahnsinn des Krieges hinreichend verstanden, um nicht an ihm teilzunehmen – egal, ob nur an diesem Weihnachtstag oder auch länger –, dann fragen wir uns, wer wohl dort läge? Mit Sicherheit wäre es ein internationaler Friedhof, denn Eugene V. Debs wäre da, dessen Opposition gegen den Krieg ihm eine Gefängnisstrafe in den Vereinigten Staaten eintrug, zusammen mit anderen Ex-Häftlingen wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht aus Deutschland und E. D. Morel aus England. Auch viele Soldaten wären dort anzutreffen, von den französischen Männern, die 1917 meuterten, über die Millionen Russen, die im selben Jahr einfach die Front verliessen und sich auf den langen Weg heim in ihre Dörfer machten, bis hin zu den deutschen Seeleuten, die in den letzten Kriegstagen das Feuer in den Kesseln ihrer Schiffe erstickten und sich dem Befehl, in See zu stehen, widersetzen.

Wie Sylvia Pankhurst wären nur wenige auf diesem imaginären Friedhof Heilige oder leuchtende Vorbilder für gesunde Urteilsfähigkeit, doch als es um den Krieg ging, traf selbst jemand, der so wahllos war in seiner Begeisterung wie Charlotte Despard, eine bessere Entscheidung als ihr Bruder und die Männer, die sich pflichtgemäss in Marsch setzten, um sich unter seinem Kommando umbringen zu

lassen. Emily Hobhouse Vorstellungen mögen höchst realitätsfern gewesen sein, als sie dachte, sie könne im Alleingang Friedensverhandlungen in Berlin beginnen, aber ausser ihr hat es niemand auch nur versucht. Keir Hardie wäre auf diesem Friedhof zu finden, genauso wie sein Freund Jean Jaurès, obwohl dieser noch vor Kriegsbeginn ermordet wurde, und Bertrand Russell wäre dort, der so klar vorher sah, dass der Krieg eine verwüstete Welt hinterlassen werde. Auch Stephen Hobhouse und die mehr als 6'000 anderen britischen Wehrdienstverweigerer, die ins Gefängnis kamen, hätten ein Anrecht, dort zu liegen, wobei ein besonderer Ehrenplatz für die zu reservieren wäre, die in Handschellen nach Frankreich gebracht wurden und ihre Grundsätze auch dann nicht verleugneten, als ihnen die Todesstrafe drohte.

Das wäre kein Friedhof für die, die überzeugt waren, ihren Kampf zu gewinnen, sondern für die, die häufig schon vorher wussten, dass sie verlieren würden und trotzdem glaubten, der Kampf lohne sich, weil er ein Beispiel all denen liefere, die ihn eines Tages vielleicht gewinnen würden. «Ich wusste, dass es meine Aufgabe war zu protestieren, so vergeblich es auch sein mochte», schrieb Russell Jahrzehnte später. «Ich war überzeugt, dass diejenigen, die nicht von den Füßen gerissen worden waren, sich der menschlichen Natur würdig erweisen und zeigen müssten, dass sie standhielten.»<sup>24</sup> Und das taten sie, sie hielten stand und erwiesen sich der menschlichen Natur würdig. Ihr Kampf konnte 1914/18 nicht gewonnen werden, aber er musste geführt werden – und muss es immer und immer wieder. Denn obwohl auf den Krieg, der alle Kriege beenden sollte, ein Jahrhundert Blutvergiessen folgte, sind wir dem Tag noch immer nicht näher gekommen, an dem die Bewohner unseres Planeten zu der vernünftigen Einsicht gelangt sein werden, die Alice Wheeldon einst in ihrer Gefängniszelle formulierte: «Die Welt ist mein Vaterland.»



# ANMERKUNGEN

## Einleitung

- 1 Vgl. seine lebendig geschriebene Autobiographie: Boris Sergiewsky, *Airplanes, Women and Song, Memoirs of a Fighter Ace, Test Pilot, and Adventurer*, Syracuse, NY, Syracuse University Press, 1999, S. 21-101.
- 2 Whalen, S.41.
- 3 Tuchman 1, S. 11.
- 4 D. Omissi, *The Sepoy and the Raj*, London, 1994, S. 117-118.
- 5 Gilbert, S.82.
- 6 *Minds Eye: Essays* (Manchester, NH: Ayer, 1977), S. 38.
- 7 Alexander Nemser, «Low Truths», *New Republic*, 30. Juli 2008.
- 8 Alan Bullock, *Hitler, A Study in Tyranny*, New York, Harper & Row, 1962. Dt.: *Hitler. Eine Studie über Tyrannei*, Düsseldorf, Droste, 1971, S. 69f.
- 9 Pearce, S. 169. Einige Jahre lang verwendete die Forschung eine niedrigere Zahl, doch mit den sorgfältigen Berechnungen, die Pearce unlängst vorgenommen hat, legt er überzeugend dar, warum die früheren Schätzungen zu gering waren. Ein absolut genauer Wert ist nicht zu bestimmen.
- 10 Travers, S. 158. Travers schreibt diesen Bericht, wie andere Autoren, Brigadegeneral Hubert C. Rees zu. Doch wie die neuere Forschung gezeigt hat, beklagt Rees in seinen Papieren (Imperial War Museum, IWM 77/179/1), dass sein Korpskommandeur Generalleutnant Sir Aylmer Hunter-Weston «meine Bemerkungen in seiner eigenen Sprache wiedergegeben hat». Vermutlich ist Rees für den Ton dieses Abschnitts weniger verantwortlich als Hunter-Weston, von dem wir wissen (siehe CAB 45/188, zitiert in Middlebrook, S. 80), dass er von der völlig unrealistischen Annahme ausging, die britischen Truppen würden bei ihrem Vorrücken am 1. Juli auf keinerlei Widerstand stoßen.

## 1. Kapitel: Bruder und Schwester

- 1 Morris 2, S. 31.
- 2 Marlowe, S. 5.
- 3 *New York Times*, 24. Juni 1897.
- 4 *Times*, 23. Juni 1897.
- 5 A. G. Gardiner, *Prophets, Priests and Kings*, London, Alston Rivers, 1908, S.229.
- 6 Chauncey Depew an Lord Rosebery, 1894, zitiert in: Tuchman 1, S. 23.
- 7 Morris 2, S. 408.
- 8 French an Buller, 15. Juli 1902, John French S. 95.
- 9 Farwell 1, S. 27.

- 10 o. O., zitiert in: Ellis 1, S. 105.  
 11 Farwell 1, S. 134.  
 12 «In the Days of My Youth», Charlotte Despard Papers, Public Record Office of Northern Ireland, Belfast, S. 4.  
 13 Linklater, S. 23.  
 14 «In the Days of my Youth», S. 11-12.  
 15 Charles Booth, *Life and Labour of the People in London*, Bd. 5, London, Macmillan, 1902, S. 153.  
 16 Mulvihill, S. 58.  
 17 Linklater, S. 89.  
 18 Gerald French, S. 44-45.  
 19 Despard 2, S. 17.

## 2. Kapitel: Ein Mann ohne Illusionen

- 1 Churchill 2, S. 315.  
 2 Churchill 2 [in der deutschen Übersetzung nicht enthalten], englische Ausgabe S. 98.  
 3 Haig an Henrietta Jameson, 17. Februar 1898, zitiert in: De Groot 1, S. 56.  
 4 Haig 2, S. 4.  
 5 Ellis 1, S. 86.  
 6 Farwell 1, S. 117.  
 7 Ellis 1, S. 102.  
 8 Farwell 2, S. 27.  
 9 Winston Churchill, *London to Ladysmith and Ian Hamiltons March*, London, Eyre & Spottiswoode, 1963, S. 123. Erstmals verwendete Churchill diese Bezeichnung für Milner während des Burenkriegs in der *Morning Post*.  
 10 Buchan 3, S. 98.  
 11 Marlowe, S. 38-39.  
 12 23. Januar 1898, zitiert in Pakenham 1, S. 34.  
 13 Gilmour, S. 140.  
 14 Gollin, S. 33.  
 15 J. S. Marais, *The Fall of Krugers Republic*, Oxford, Oxford University Press, 1961, S. 318, zitiert in: Judd und Surridge, S. 46.  
 16 Milner an Selborne, 24. Mai 1899, zitiert in: Marlowe, S. 68.  
 17 «Rudyard Kipling», in: George Orwell, *A Collection of Essays*, New York, Doubleday, 1954. Dt.: *Im Inneren des Wals, Erzählungen und Essays*, S. 148.  
 18 Lansdowne an Chamberlain, 10. Oktober 1899, zitiert in: Pakenham 2, S. 567.  
 19 James 1, S. 434.  
 20 Judd und Surridge, S. 147.  
 21 Haig behauptete, es seien 2'500 Pfund gewesen. Vgl. De Groot 4, S. 50, Anm. 12. Die Biographen sind sich uneins, ob das Geld jemals zurückgezahlt wurde.  
 22 Ungenannter Offizier, zitiert in: Grosser Generalstab (Hg.), «Aus dem südafrikanischen Kriege 1899 bis 1902», *Kriegsgeschichtliche Einzelschriften*, H. 33, Berlin 1904, S. 20.  
 23 L. S. Amery (Hg.), *The Times History of the War in South Africa*, London 1900-1909, Bd. III, S. 394-395, zitiert in: Holmes, S. 92.  
 24 Haig an Lonsdale Hale, 2. März 1900, zitiert in: De Groot 1, S. 80.  
 25 Grosser Generalstab (Hg.), «Aus dem südafrikanischen Kriege 1899 bis 1902», *Kriegsgeschichtliche Einzelschriften*, H. 33, Berlin 1904, S. 20.  
 26 Rice, S. xvi.  
 27 «The Captive», S. 30, in *Traffics and Discoveries*, New York, Scribners, 1904.

## 3 . Kapitel: Die Pfarrerstochter

- 1 Cecil, S. 152-153.  
 2 Georgina, Marquise von Salisbury, an Eleanor, Viscountess Cecil, zitiert in: Cecil, S. 69.

- 3 Cecil, S. 80.
- 4 Cecil, S. 116.
- 5 Cecil, S. 126.
- 6 Violet Milner, S. 138.
- 7 Annie Hanbury-Williams an Violet, in: Cecil, S. 160.
- 8 Cecil, S. 159.
- 9 Linklater, S. 96.
- 10 Farwell 2, S. 315
- 11 Cecil, S. 175.
- 12 Milner an Bagot, 21. November 1900, zitiert in: Jacqueline Beaumont, «The Times at War, 1899-1902», in: Lowry, S. 83, Anm. 39.
- 13 Milner an Haldane, 1. Juli 1901, zitiert in: Kaminski, S. 99.
- 14 Emily Hobhouse an Mary Hobhouse, 8. Januar 1901, in: Van Reenen, S. 37.
- 15 Emily Hobhouse, *The Brunt of the War and Where it Fell*, London, Methuen, 1902, S. 72.
- 16 Zahlen zusammengestellt vom staatlichen Archivar Transvaals P. L. A. Goldman, zitiert in: Roberts, S. 252, und Morgan, S. 68.
- 17 Emily Hobhouse an Mary Hobhouse, 31. Januar 1901, in: Van Reenen, S. 54f.
- 18 Emily Hobhouse an Mary Hobhouse, 26. Januar 1901, in: Van Reenen, S. 49.
- 19 Milner an Chamberlain, 7. Dezember 1901, zitiert in: Krebs, S. 52.
- 20 Balme, S. 183.
- 21 Hobhouse an das Komitee des Distress Fund, o. J.; Van Reenen, S. 148.
- 22 Roberts, S. 224.
- 23 Hobhouse an Milner, 1. November 1901; Van Reenen, S. 151.
- 24 Farwell 2, S. 444.
- 25 Cecil Headlam (Hg.), *The Milner Papers*, London, Cassell, 1933, Bd. 2, S. 467, zitiert in: Smith, S. 123f.
- 26 *Blackwoods* magazine, 1902, zitiert in: Smith, S. 122.
- 27 Smith, S. 117.
- 28 Smith, S. 118.
- 29 Cassar, S. 32.
- 30 Esher an Knollys, 16. Januar 1904, in «French, John Denton Pinkstone», *Oxford Dictionary of National Biography* (online), abgerufen am 9. März 2010.
- 31 French an Sir Charles Boxall, 20. Oktober 1901, zitiert in: Holmes, S. 117.

#### 4. Kapitel: Heilige Krieger

- 1 French an Winifred Bennett, 19. März 1915, zitiert in: De Groot 1, S. 138.
- 2 Haig 3, S. 223.
- 3 Ellis 1, S. 56.
- 4 Denis Winter, S. 33.
- 5 Douglas Haig, *Cavalry Studies: Strategical and Tactical*, London, Hugh Rees, 1907, S.8f.
- 6 *Womens Franchise*, 11. Juli 1907.
- 7 Mulvihill, S.73.
- 8 *Daily Mirror*, zitiert in: Linklater, S. 113f.
- 9 HO 144/847/149245.
- 10 Linklater, S. 114.
- 11 Despard 1, S. 6.
- 12 *Womens Franchise*, 11. Juli 1907.
- 13 Emmeline Pankhurst, S. 28.
- 14 Ethel Smyth, *Female Pipings in Eden*, Edinburgh, Peter Davies, 1933, S. 194f., zitiert in: Purvis 1, S. 100.
- 15 E. Sylvia Pankhurst 4, S. 221.
- 16 Helen Crawford, zitiert in: Winslow, S.13.
- 17 *Standard*, 27. Mai 1913, zitiert in: Purvis 1, S. 221.
- 18 Emmeline Pankhurst, S. 264f.
- 19 Rupert Grayson, *Voyage Not Completed*, London, Macmillan, 1969, zitiert in: Holt, S. 104.
- 20 Kipling an Kipling, 6. Oktober 1908, *Kipling* 2, S. 73.

- 21 Kipling an Kipling, 18. Mai 1908, Kipling 2, S. 59.
- 22 Gilmour, S. 198.
- 23 Cecil, S. 180.
- 24 John Buchan, *A Lodge in the Wilderness*, Edinburgh, Blackwood, 1906, S. 28.
- 25 «The Isländers», 1902.
- 26 Roberts, S. 252.
- 27 Cecil, S. 181 f.
- 28 Cecil, S. 220.
- 29 Purvis 2, S. 159.

## 5. Kapitel: Boy Miner

- 1 Hardie, S. If.
- 2 Hardie, S. 2.
- 3 Benn, S. 259.
- 4 Benn, S. 22.
- 5 Countess of Oxford and Asquith (Hg.), *Myself When Young. By Famous Women of To-Day*, London, Frederick Muller, 1938, S. 262.
- 6 Tuchman 1, S. 492.
- 7 Hope Hay Hewison, *Hedge of Wild Almonds, South Africa, the pro-Boers and the Quaker Conscience 1890-1910*, London, Currey, 1989, S. 340, zitiert in: Lowny, S. 17.
- 8 *Labour Leader*, February 1906, zitiert in: Benn, S. 21 If.
- 9 Benn, S. 203.
- 10 John Bruce Glasier, *James Keir Hardie. A Memorial*, Manchester, National Labour Press, 1915, S. 24, zitiert in: Benn, S. 189.
- 11 Benn, S. 161.
- 12 E. Sylvia Pankhurst 4, S. 217.
- 13 Keir Hardie an John Bruce Glasier, 22. Oktober 1903, zitiert in: Benn, S. 182.
- 14 Glasier an seine Schwester Lizzie, 29. September 1903, zitiert in: Benn, S. 181.
- 15 Notizbuch-Eintrag, 1918, zitiert in: Romero, S. 118.

- 16 Pankhurst-Papiere, Reel (Filmspule) 1.
- 17 Hardie an Pankhurst, undatiert, Pankhurst-Papiere, Reel (Filmspule) 1.
- 18 Hardie an Pankhurst, 10. März [?] 1911, Pankhurst-Papiere, Reel (Filmspule) 1.
- 19 Interview mit Fenner Brockway, zitiert in: Benn, S. 238.
- 20 E. Sylvia Pankhurst 4, S. 320.
- 21 Sylvia Pankhurst an Emmeline Pankhurst, 18. März 1913, zitiert in: Winslow, S.44.
- 22 Fromkin, S. 121.
- 23 Valentine Chirol, *Fifty Years in a Changing World*, New York: Harcourt, 1928, S. 274, zitiert in: Tuchman 1, S. 487-488.

## 6. Kapitel: Am Vorabend

- 1 *Times*, 2. Januar 1912.
- 2 *Times*, 6. Januar 1912.
- 3 11., 14. Dezember 1911; Haig 3, S. 303, 304.
- 4 Marguerite Poland, *The Boy in You: A Biography of St Andrews College, 1855-2005*, Simons Town, Südafrika, Fernwood Press, 2008, S. 165. Fast 1'000 Absolventen dieser Schule dienten im Krieg von 1914/18; 125 von ihnen fielen. Den Hinweis auf dieses bemerkenswerte Zitat verdanke ich Professor Francis Wilson.
- 5 Fischer, S. 32-33.
- 6 Joli, S.151.
- 7 *L'Humanité*, zitiert in: Haupt, S. 113-114.
- 8 Remy de Gourmont, zitiert in Tuchman 1, S. 491.
- 9 Interview mit Fenner Brockway, zitiert in: Benn, S. 315.
- 10 Fromkin, S. 48.
- 11 Esher an Huguet, General A. Huguet, *Britain and the War: A French Indictment*, London, Cassell, 1928, S. 18, zitiert in: Tuchman 1, S. 62.

- 12 «Linesman», 24. Oktober 1912, zitiert in: Glenn R. Wilkinson, «The Blessings of Ware The Depiction of Military Force in Edwardian Newspapers», *Journal of Contemporary History*, 33(1), Januar 1998, S. 103.
- 13 Koss, *Lord Haldane*, S. 66, zitiert in: Gilmour, S. 205.
- 14 Kipling an Dunsterville, ca. 1911, zitiert in: Gilmour, S. 207.
- 15 «The City of Brass», 1909.
- 16 Thomson 2, S. 298.
- 17 Sitwell, S. 137.
- 18 James Pope-Hennessy, *Queen Mary, 1867-1953*, New York, Knopf, 1960, S.465.
- 19 *Daily Herald*, 10. Juni 1913, zitiert in: Purvis 1, S. 222.
- 20 Bericht von William Hestet [?], 15. Oktober 1913, HO 144/1558/234191.
- 21 Despard 2, S. 12-13.
- 22 Linklater, S. 126.
- 23 Emmeline Pethick-Lawrence, zitiert in: Mulvihill, S. 74.
- 24 Lytton und Wharton, Kapitel 6.
- 25 Despard-Tagebuch, 25. März 1914.
- 26 Gilbert, S. 18.
- 27 Memorandum an das Komitee der British League for the Support of Ulster, 16. Januar 1914, zitiert in: Marlowe, S. 224.
- 28 Milner an Cecil, 11. März 1914, zitiert in: Gollin, S. 186
- 29 Kipling an Mrs. Guthrie, 16. November 1901, zitiert in: Gilmour, S. 242.
- 30 Marlowe, S. 235, Anm. 19.
- 31 Fromkin, S. 230.
- 4 Fischer, S. 113f.
- 5 Sir Mark Sykes, zitiert in: Fromkin, S. 177.
- 6 Tuchman 2, S. 118
- 7 Moltke an von der Goltz, Juni 1915, zitiert in: Fromkin, S. 370.
- 8 Baron von Eckhardstein, *Lebenserinnerungen, Bd. III, Die Isolierung Deutschlands*, Leipzig 1921, S. 184, zitiert in: Tuchman 2, S. 35.
- 9 Churchill 1, Bd. I, S. 149.
- 10 Michael Brock und Eleanor Brock, *H. H. Asquith, Letters to Venetia Stanley*, Oxford. Oxford University Press, 1985, S. 122-123, zitiert in: Fromkin, S. 235.
- 11 Fromkin, S. 270.
- 12 Fromkin, S. 271.
- 13 Serge Sverbeev to St. Petersburg, 29. Juli 1914, zitiert in: Luigi Albertini, Bd. II, S.499.
- 14 Fromkin, S. 288.
- 15 *Suffragette*, 19. Juni 1914.
- 16 Tuchman 1, S. 491.
- 17 Tuchman 1, S. 536.
- 18 Telegramm: Nikolaus II. an Georg V., *Times*, 5. August 1914.
- 19 Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern, Erinnerungen eines Europäers*, Frankfurt a. M. 1993, S.258f.
- 20 Thomas Mann, «Gedanken im Kriege», in: *Essays II, 1914-1926, Grosse kommentierte Frankfurter Ausgabe*, Bd. 15.1, Frankfurt a. M., Fischer, S. 34.
- 21 Carsten, S. 18.
- 22 Zitiert in: Volker Ullrich, «Still wie in einem Sterbehaus», *Die Zeit*, 6. 7. 1984, Nr. 28.
- 23 Notiz Admiral von Müllers vom 1.8.1914, zitiert in: Wolfram Wette, «1939 bis 2009: Lügen im Dienste des Krieges», *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 9/2009.

## 7. Kapitel: Ein sonderbares Licht

- 1 Gilbert, S. 9.
- 2 Fischer, S. 41.
- 3 Gilbert, S. 40.

- 25 *Manchester Guardian*, 3. August 1914.
- 26 Benn, S. 324.
- 27 *Times*, 20. September 1914.
- 28 Ernst Nolte, «Marxismus und Nationalsozialismus», *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 31 (1983), H. 3 (Juli), S. 398.
- 29 Tuchman 1, S. 538.
- 30 Paul Deschanel, zitiert in: Tuchman 1, S. 538.
- 31 4. August 1914, zitiert in: Kramer, S. 183.
- 32 *Rheinische Zeitung*, 5. August 1914, zitiert in: Kramer, S. 244.
- 33 Tuchman 1, S. 538.
- 34 Weintraub, S. 70. Vgl. auch Adolf Hitler: *Mein Kampf*, München, Eher, 1943, S. 180.
- 35 Waugh, S. 93.
- 36 Hobhouse an Smuts, 8. August 1914, zitiert in: Kaminski, S. 287.
- 37 A. Mor-O'Brien (Hg.), *The Autobiography of Edmund Stonelake*, Mid-Glamorgan Education Committee, 1981, S. 157, zitiert in: Benn, S. 326.
- 38 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 34.
- 39 Emrys Hughes, zitiert in: Benn, S. 326.
- 40 Cecil, S. 236.
- 41 Cecil S. 239.
- 6 *1914 and Other Poems*, London, Sidgwick and Jackson, 1918, S. 11.
- 7 Thomas Mann, «Gedanken im Kriege», in: *Essays II, 1914-1926, Grosse kommentierte Frankfurter Ausgabe*, Bd. 15.1, Frankfurt am Main, Fischer, S. 33.
- 8 Tuchman 2, S. 131.
- 9 Tuchman 2, S. 46.
- 10 Diary of Kenneth Godsell, zitiert in: Richard Holmes, «The Last Hurrah: Cavalry on the Western Front, August-September 1914», in: Cecil and Liddle, S. 280.
- 11 Macdonald 1, S. 62.
- 12 French an Kitchener, 15. November 1914, zitiert in: Holmes, S. 202-203.
- 13 Haig 1, 11. August 1914, S. 56.
- 14 John French, S. 144, 14. August 1914.
- 15 French an Kitchener, 21. August 1914, zitiert in: Cassar, S. 104.
- 16 John French, S. 145, 15. August 1914.
- 17 Frenchs Tagebuch, 20. August 1914, zitiert in: Holmes, S. 211.
- 18 Zitiert in: Cecil, S. 241.
- 19 Zitiert in: Cecil, S. 243.
- 20 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 66.
- 21 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 66; vgl. auch: *Times*, 9. September 1914.
- 22 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 66.
- 23 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 66.
- 24 Veröffentlicht in *Jus Suffragii*, 1. Januar 1915, zitiert in: Purvis 1, S. 272.
- 25 Linklater, S. 177.
- 26 Purvis 1, S. 272.
- 27 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 67.
- 28 Despard's Tagebuch, 8. August 1914, Public Record Office of Northern Ireland, Belfast.
- 29 Sir Henry Wilsons Tagebuch, 3. September 1914, zitiert in: Trevor Wilson, S. 44.
- 30 Frenchs Tagebuch, 28. August 1914, zitiert in: Holmes, S. 226-227.
- 8. Kapitel: Wie Schwimmer auf dem Sprung ins reinigende Bad**
- 1 *Suffragette*, 7. August 1914 (nachdatiert; in Wirklichkeit erschien diese Ausgabe ein paar Tage früher), zitiert in: Mitchell, S. 247.
- 2 Mulvihill, S. 110.
- 3 Fenner Brockway, zitiert in: Benn, S. 329.
- 4 *Labour Leader*, 13. August 1914, zitiert in: Boulton, S. 44-45.
- 5 John Bruce Glasier, *James Keir Hardie: A Memorial*, Manchester, National Labour Press, 1915, S. 66, zitiert in: Benn, S. 332.

- 31 John French, S. 148, 29. August 1914.
- 32 Lt. E. L. Spears, zitiert in: Macdonald 1, S. 90. Spears war Verbindungsoffizier zu den in der Nähe liegenden französischen Streitkräften.
- 33 Trompeter J. Naylor, 3<sup>rd</sup> Division, Royal Field Artillery, zitiert in: Macdonald 1, S. 116.
- 34 Despard's Tagebuch, 10. September 1914.
- 35 Malleon an Russell, 2. Oktober 1916, zitiert in: Ronald W. Clark, S. 308.
- 36 Colette Malleon in: Ralph Schoenman (Hg.), *Bertrand Russell: Philosopher of the Century*, Boston, Little, Brown, 1967, S. 20, zitiert in: Ronald W. Clark, S. 329.
- 37 Russell 1, S. 6f.
- 38 Russell 2, S. 13f.
- 39 Russell an Lucy Donnelly, 22. August 1914, zitiert in: Vellacott, S. 10.
- 40 Bertrand Russell, «Some Psychological Difficulties of Pacifism in Wartime», in: Julian Bell, S. 329.
- 9 . Kapitel:... wo der gerechte Gott die Kämpfe überwacht**
- 1 Der Geschäftsmann war mein Vater, ein Manager der American Metal Co. Ltd.: Harold K. Hochschild an George E. Kennan, 2. Januar 1964.
- 2 Alan Clark, S. 22.
- 3 A. G. Gardiner, *The War Lords*, London, Dent, 1915, S. 133.
- 4 Stone, S. 169.
- 5 Alfred Knox, *With the Russian Army 1914-1917: Being Chiefly Extracts from the Diary of a Military Attaché*, London, Hutchinson, 1921, Bd. 1, S. 74.
- 6 Rutherford, S. 59.
- 7 Ernest Shackleton, *South: The Story of Shackleton's Last Expedition 1914-1917*, New York, Macmillan, 1920, S. XV.
- 8 Trevor Wilson, S. 111.
- 9 *Times*, 24. November 1914.
- 10 Kipling an Dunsterville, 24. Februar 1915, Pinney, Bd. 4, S. 287.
- 11 Cecil, S. 254.
- 12 Macdonald 1, S. 266.
- 13 Cecil, S. 245.
- 14 Cecil, S. 245.
- 15 Violet Cecil an Oberst R. G. Gordon Gilmour, 1. Oktober 1914, Craster, S. 63.
- 16 Holt, S. 63.
- 17 Kipling an Andrew Macphail, 5. Oktober 1914, zitiert in: Cecil, S. 246.
- 18 Cecil, S. 248.
- 19 French an Georg V, 2. Oktober 1914, zitiert in: Holmes, S. 241.
- 20 French an Kitchener, 21. Oktober 1914, zitiert in: Holmes, S. 246.
- 21 Henry Wilson Tagebuch, 10. Dezember 1914, zitiert in: Cassar, S. 187.
- 22 E. Alexander Powell, zitiert in: Gilbert, S. 67.
- 23 «Grenfell, Julian Henry Francis», in: *Oxford Dictionary of National Biography* (online), aufgerufen am 9. März 2010.
- 24 French an Winifred Bennett, 5. März 1915, zitiert in: Holmes, S. 277.
- 25 French an Kitchener, 14. Mai 1915, zitiert in: Holmes, S. 289.
- 26 General Sir Horace Smith-Dorrien, zitiert in: Holmes, S. 380, Anm. 51.
- 27 Cecil, S. 251.
- 28 Cecil, S. 251.
- 29 Cecil, S. 252.
- 30 George Lansbury, *Sixty-four, Ninety-four*, zitiert in: Caroline Playne, *Society at War 1914-1916*, Boston, Houghton Mifflin, 1931, S. 58.
- 31 *Vorwärts*, January 1915, zitiert in: Brown und Seaton, S. 90.
- 32 Anonym, *Times*, 2. Januar 1915.
- 33 Obwohl sich unter den Fotografien vom Weihnachtsfrieden keine Aufnahme von

diesen Spielen findet, kommen Brown und Seaton, S. 142-147, nach Prüfung der Belege zu dem Schluss, dass dort tatsächlich mit echten und provisorischen Fussbällen gespielt wurde.

34 Brown und Seaton, S. 145.

35 Weintraub, S. 71.

36 Field-Marshal Viscount French of Ypres, 1914, Boston, Houghton Mifflin, 1919, zitiert in: Brown and Seaton, S. 166.

37 *Merthyr Pioneer*, 9. Januar 1915.

## 10. Kapitel: Das ist kein Krieg

1 Field-Marshal Viscount French of Ypres, 1914, Boston, Houghton Mifflin, 1919, S. 301.

2 Blunden, S. 11,13, 49.

3 Macdonald 2, S. 19.

4 French-Tagebuch, 8. März 1915, zitiert in: Holmes, S. 274.

5 Macdonald 2, S. 102

6 French, *The Despatches of Lord French*, S. 23, zitiert in: Holmes, S. 272.

7 Haig 1, 11. April 1915, S. 114f.

8 *Minneapolis Daily News*, 30. März 1915, zitiert in: Purvis 1, S. 274.

9 *Sunday Pictorial* 11. April 1915, zitiert in: Purvis 1, S. 274.

10 Sgt. Bill Hay, 9<sup>th</sup> Battalion, Royal Scots, zitiert in: Livesey, S. 66.

11 Gilbert, S. 145.

12 15. Mai 1915, WO (Kriegsministerium) 106/1519; R. H. K. Butler an den GOC\* (Kommandierenden General) der First Army, November 1915; Robertson an Haig, 14. Januar 1916, alles zitiert in: Travers, S. 98, Anm. 7.

13 Viscount Grey of Falldon, *Twenty-Five Years, 1892-1916*, New York, Frederick A. Stokes, 1925 Bd. II, S. 72.

14 Trevor Wilson, S. 144.

15 Wigram an Lady Haig, 28. September 1916, zitiert in: Dennis Winter, S. 234.

16 Haig an Lady Haig, 10. April 1915, zitiert in: De Groot 1, S. 184.

17 French an Winifred Bennett, 24. Mai 1915, zitiert in: Holmes, S. 294.

18 18. Februar 1915, zitiert in: Holmes, S. 278.

19 28. April 1915, zitiert in: Cassar, S. 225.

20 21. Mai 1915, zitiert in: Holmes, S. 279.

21 15. September 1915, zitiert in: Holmes, S. 281.

22 Haig an Rothschild, 9. Dezember 1915, Haig 1, S. 172.

23 Haig an Rothschild, 20. Mai 1915, zitiert in: De Groot 1, S. 193-194.

24 Haig 1, 14. Juli 1915, S. 130.

25 Haig an Lady Haig, 10. August 1915, zitiert in: De Groot 1, S. 202.

## 11. Kapitel: Mittendrin

1 *Times*, 18. September 1914.

2 Edmund Gosse, *Inter Arma: Being Essays Written in Time of War*, New York, Scribner's, 1916, S. 3.

3 John Buchan, *The Future of the War*, London, Hodder and Stoughton, 1916, S. 13f, zitiert in: Buitenhuis, S. 93.

4 Rudyard Kipling, *The New Army*, New York, Doubleday and Page, 1914, «Indian Troops», S. 7, zitiert in: Buitenhuis, S. 25.

5 Rudyard Kipling, *The New Army*, New York, Doubleday and Page, 1914, «A Territorial Battalion and a Conclusion», S. 9, zitiert in: Buitenhuis, S. 26.

6 Gilmour, S. 257.

7 John Kipling an seine Familie, 17. August 1915, Kipling 2, S. 195.

8 John Kipling an seine Familie, 18. August 1915, Kipling 2, S. 197.



- 9 Morton Cohen (Hg.), *Rudyard Kipling to Rider Haggard*, Rutherford, NJ, Fairleigh Dickinson University Press, 1965, S. 81, zitiert in: Kipling 2, S. 14.
- 10 John Kipling an seine Familie, 20. August 1915, Kipling 2, S. 198–199.
- 11 John Kipling an seine Familie, 22. August 1915, Kipling 2, S. 201.
- 12 John Kipling an seine Familie, 29. August 1915, Kipling 2, S. 213.
- 13 Robb, S. 125
- 14 Eksteins, S. 236.
- 15 Brockway, S. 64.
- 16 Robb, S. 69.
- 17 Hardie an Sylvia Pankhurst, 27. Mai 1915; Pankhurst-Papiere, Reel 1.
- 18 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 227.
- 19 Buckingham Palace an Lloyd George, 28. Juni 1915, zitiert in: Purvis 1, S. 276.
- 20 *New York Journal*, 12. November 1915, zitiert in: Purvis 1, S. 278.
- 21 Dorothy Peel, *How We Lived Then: 1914–1918: A Sketch of Social and Domestic Life in England During the War* (London, John Lane, 1929), S. 152, zitiert in: Trevor Wilson, S. 511.
- 22 Russell 1, S. 19.
- 23 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 196.
- 24 E. Sylvia Pankhurst Papers. Reel 1.
- 25 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 228.
- 26 Massie, S. 123
- 27 Alfred Knox, *With the Russian Army, 1914–1917*, London, Hutchinson, 1921, Bd. 1, S. 305.
- 28 Gatrell, S. 3, 212.
- 29 Lincoln, S. 48.
- 30 George Buchanan, *My Mission to Russia and Other Diplomatic Memories*, London, Cassell, 1923, Bd. 2, S. 77, zitiert in: Clay, S. 172.
- 31 Lincoln, S. 152.
- 32 Haig 1, 12. September 1915, S. 146.

- 33 Rudyard Kipling, *France at War*, London, Macmillan, 1915, S. 48, 86–87, 90.
- 34 Rudyard Kipling an Carrie Kipling, 21. August 1915, Kipling 2, S. 13.
- 35 John Kipling an seine Familie, 26. August 1915, Kipling 2, S. 208.
- 36 John Kipling an seine Familie, 29. August 1915, Kipling 2, S. 212.
- 37 Haig 1, 22. September 1915, S. 151.
- 38 18. September 1915, zitiert in: Cassar, S. 261.
- 39 John Kipling an seine Familie, 23. September 1915, Kipling 2, S. 221.
- 40 John Kipling an seine Familie, 25. September 1915, Kipling 2, S. 222.

## 12. Kapitel: Not This Tide

- 1 Ministry of Munitions, *History of the Ministry of Munitions*, London, His Majesty's Stationery Office, 1918–1922, Bd. XI, Abteilung III, S. 42. Der Wortlaut in der Skizze der Geschichte in BT (Board of Trade) 66/6/46 ist nahezu identisch und liefert keine zusätzlichen Informationen. Vgl. auch MacLeod und MacLeod, S. 171–175.
- 2 Hartcup, S. 182. die offizielle *History of the Ministry of Munitions* suggeriert – was offensichtlich falsch ist –, dass der britisch-deutsche Handel nicht zustande gekommen sei, weil in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten andere Lieferanten für optisches Glas entdeckt worden seien. Hartcups Quelle für die Zahl der 1915 tatsächlich gelieferten Feldstecher ist ein Memorandum, das er in BT 66/6/46 gefunden hat und das den Titel «Negotiations with Germany and America for optical instruments, Aug. 1915» trägt. Irgendwann seit seinen Recherchen für das sorgfältig dokumentierte Buch

- aus dem Jahr 1988 wurde dieses Memo aus den Unterlagen der National Archives entfernt, denn ich konnte es dort nicht mehr finden. Ich danke ihm, dass er sich die Zeit für eine Korrespondenz mit mir genommen hat.
- 3 F. Forstner, *Das Reserve-Infanterie-Regiment 15*, Berlin 1929, S. 226–232.
  - 4 Cherry, S. 198–199.
  - 5 Philip Warner, *The Battle of Loos*, Ware, Hertfordshire, Wordsworth, 2000, S. 54.
  - 6 Macdonald 2, S. 536.
  - 7 Cherry, S. 198–199.
  - 8 Vansittart an Kriegsminister, 7. Oktober 1917, CAB 45/121.
  - 9 Vansittart an Brigadegeneral Sir James Edmonds, 30. Januar 1926, CAB 45/121.
  - 10 27. September und 2. Oktober 1915, zitiert in: Holmes, S. 305.
  - 11 Macdonald 2, S. 572.
  - 12 »The Question of Training Men for Employment with the Machine Guns now under Supply«, General Staff, GHQ, 23. November 1915, zitiert in: Travers, S. 85.
  - 13 Paul Clark an Pershing, 15. Mai 1918, Denis Winter, S. 148.
  - 14 Haig an Kitchener, 29. September 1915, Haig 1, S. 160.
  - 15 o. D., Cherry, S. 329.
  - 16 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 230.
  - 17 *Woman's Dreadnought*, 2. Oktober 1915.
  - 18 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 239.
  - 19 8. Dezember 1916, zitiert in: Millman, S. 120.
  - 20 7. Dezember 1915, Milner-Papiere, Abt. 351.
  - 21 Buchan 1, S. 31.
  - 22 Charteris, anlässlich einer Silvesterparty im Hauptquartier, Cherry, S. 336.
  - 23 Gibbs, S. 207–208.
  - 24 Herbert Read, *Annals of Innocence and Experience*, London, Faber & Faber 1946, S. 142f, zitiert in: Ashworth, S. 104.
  - 25 Rupert Grayson an die Kiplings, zitiert in: Holt, S. 106.
  - 26 Kipling an Page, 5. Oktober 1915; Pinney, Bd.4, S. 337.
  - 27 4. Oktober 1915, zitiert in: Thompson, S. 321.
  - 28 Holt, S. 105.
- ### 13. Kapitel: Wir bedauern nichts
- 1 Roland N. Stromberg, zitiert in: William Pfaff, *The Bullets Song, Romantic Violence and Utopia*, New York, Simon & Schuster, 2004, S. 29.
  - 2 Robb, S. 72; Winter 1, S. 118.
  - 3 *Clarion*, 17. März 1916, zitiert in: Stubbs, S. 729.
  - 4 C. B. Stanton, MP, in: *Times*, 18. März 1918.
  - 5 *Times*, 28. Mai 1917.
  - 6 Marlowe, S. 245.
  - 7 Marlowe, S. 245.
  - 8 Astor an Milner und Milner an Astor, 12. Januar 1916, zitiert in: Lockwood, S. 124.
  - 9 Haig an Lady Haig, 27. Dezember 1915, zitiert in: Groot 1, S. 217.
  - 10 Haig Diary, 4. Juni 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 241.
  - 11 Haig Diary, 23. April 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 241.
  - 12 Haig, «Memorandum on Policy for the Press,» 26. Mai 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 242.
  - 13 Haig-Tagebuch, 7. Juni 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 245.
  - 14 Haig-Tagebuch, 9. April 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 234.
  - 15 Gilbert, S. 212.
  - 16 John Jolliffe (Hg.), *Raymond Asquith: Life and Letters*, London, Collins, 1980, S. 217, zitiert in: «Asquith, Raymond»,

- Oxford Dictionary of National Biography* (online), abgerufen am 15. März 2010.
- 17 Montague, S. 32.
- 18 Haig 1, 4. September 1916, S. 226.
- 19 Haig an Rothschild, 14. Mai 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 235.
- 20 Morton an Liddell Hart, 17. Juli 1961, zitiert in: Denis Winter, S. 13.
- 21 Cuthbert Headlam an Georgina Headlam, 21. Juli 1916, zitiert in: Denis Winter, S. 137.
- 22 Haig an Henrietta Jameson, 1. September 1904, zitiert in: De Groot 1, S. 105f.
- 23 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 321.
- 24 Wilson an Milner, 25. August 1915, zitiert in: Gollin, S. 281.
- 25 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 304.
- 26 Purvis 1, S. 285.
- 27 Rowbotham, S. 34.
- 28 Morel spielt eine entscheidende Rolle in meinem Buch *Schatten über dem Kongo, Die Geschichte eines der grossen, fast vergessenen Menschheitsverbrechen*, Stuttgart, Klett-Cotta, 2009.
- 29 E.D. Morel, *Truth and the War*, London, National Labour Press, 1916, S. 302.
- 30 Pearce, S. 169.
- 31 Trevor Wilson, S. 402.
- 32 Martin, S. 53-54.
- 33 W. S. Adams, *Edwardian Portraits*, London, Seeker & Warburg, 1957, S. 212.
- 34 Brockway, S. 70.
- 35 *Times*, 17. Mai 1916.
- 36 Chamberlain, S. 68.
- 37 *The Tribunal*, 4. Januar 1917.
- 38 *Socialist*, Oktober 1916.
- 39 *Tribunal*, 1. Juni 1916.
- 40 Boulton, S. 165.
- 41 Boulton, S. 166.
- 42 Russell 1, S. 17.
- 43 *Herald*, 6. Mai 1916; Russell 3, S. 357.
- 44 Boulton, S. 171.
- 45 *Tribunal*, 8. Juni 1916.
- 46 Ernest Shackleton, *Mit der Endurance ins ewige Eis. Die Antarktisexpedition 1914-1917*, München, Ullstein, 2000, S. 185.
- 47 Rudyard Kipling, «Patrols», in: *The Fringes of the Fleet*, New York, Doubleday and Page, 1915, S. 8f., zitiert in: Buitenhuis, S. 84.
- 48 Kruse, S. 102.
- 49 John G. Gray, *Prophet in Plimssoles: An Account of the Life of Colonel Ronald Campbell*, Edinburgh, Edina, 1977, S. 27.
- 50 Haig 1, 5. April 1916, S. 184.
- 51 Sir John Edmonds, *Military Operations France and Belgium 1916*, London, Macmillan, 1932, S. 288, zitiert in: Trevor Wilson, S.318.
- 52 *Eton College Chronicle*, 15. Juni 1916. Ich danke Mark Goodman, der mich auf diese Quelle hingewiesen hat.
- 53 Haig an Lady Haig, 20. Juni 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 251.
- 54 Haig an Lady Haig, 22. Juni 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 251.
- 55 Haig 1, 30. Juni 1916, S. 195.

#### 14. Kapitel: Allmächtiger, wo ist der Rest der Jungs?

- 1 Cornelius Barritt, zitiert in: Boulton, S. 168.
- 2 Cornelius Barritt, zitiert in: Boulton, S.171.
- 3 Anonymer Wehrdienstverweigerer, zitiert in: Boulton, S. 172.
- 4 Anonymer Wehrdienstverweigerer, zitiert in: Boulton, S. 172f.
- 5 Anonymer Wehrdienstverweigerer, zitiert in: Boulton, S. 172.
- 6 Ohne den, so Ellsworth-Jones, S. 203, «zumindest einige der nach Frankreich transportierten Wehrdienstverweigerer

- mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit erschossen worden wären».
- 7 Anonymer Wehrdienstverweigerer, zitiert in: Boulton, S. 173.
- 8 Brittain, S. 274.
- 9 Lieutenant Chetwynd-Stapleton, zitiert in: Keegan 2, S. 238.
- 10 G. M. Sturgess, in: John Hammerton, (Hg.), *The Great War «I Was There!», Undying Memories of 1914-1918*, Bd. 2, London, Amalgamated Press, 1938, zitiert in: Trevor Wilson, S. 323.
- 11 M. Gerster, *Die Schwaben an der Ancre* (Heilbronn: Eugen Salzer, [1918]), zitiert in: Churchill 1, S. 658-659.
- 12 Gefreiter Tomlinson von den Sherwood Foresters, zitiert in: Keegan 2, S. 258.
- 13 Middlebrook, S. 132.
- 14 Middlebrook, S. 261.
- 15 Haig 1, 2. Juli 1916, S. 197.
- 16 Haig an Lady Haig, 8. Juli 1916, Haig 1, S. 201.
- 17 Haig an Lady Haig, 13. Juli 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 253.
- 18 Hutchison, S. 126-132. An diesem Tag griffen Männer zweier Kavallerieregimenter die Deutschen an; die Inder gehörten dem 20. Royal Deccan Horse an, dessen höhere Offiziere alle Briten waren. Die Deccan-Horse-Regimentsgeschichte verzeichnet für diesen Einsatz neun Gefallene, aber überraschend auch ein halbes Dutzend deutsche Gefangene. Meist kämpften die Kavalleristen allerdings zu Fuss.
- 19 Philip Gibbs, *Ten Years After: A Reminder*, London, Hutchinson, 1925, S. 32-33.
- 20 Haig an Robertson, 23. August 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 262.
- 21 Haig 1, 4. September 1916, S. 226.
- 22 Travers, S. xix.
- 23 Anonymus an Haig, 30. Juli 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 255.
- 24 Alistair Horne, *Des Ruhmes Lohn. Die Schlacht von Verdun 1916*, Bergisch Gladbach, Bastei Lübbe, 1980, S. 38.
- 25 Papiere von Lawrence Gameson, S. 52-53, Imperial War Museum Con Shelf, zitiert in: Peter Barham, *Forgotten Lunatics of the Great War*, New Haven, Yale University Press, 2004, S. 148
- 26 Haig-Tagebuch, 25. Juli 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 255.
- 27 J. E. C. Fuller, in: Wolff, S. x.
- 28 Haig 1, 1. August 1916, S. 213.
- 29 Haig an Robertson, 1. August 1916, Haig 1, S. 214.
- 30 Lord Birkenhead, *Life of F. E. Smith*, London, Eyre & Spottiswoode, 1960, S. 287, zitiert in: Gollin, S. 495.
- 31 Gilbert, S. 285.
- 32 Arthur Surfleet, «Blue Chevrons: An Infantry Privates Great War Diary», Imperial War Museum, zitiert in: Trevor Wilson, S. 355-361.
- 33 Bickersteth, S. 178.
- 34 Zitiert in: William S. McFeely, *Grant: A Biography*, New York, Norton, 1981, S. 90.
- 35 Mark Bostridge, «We Go Tomorrow», *Guardian*, 1. Juli 2006.
- 36 Haig an Robertson, 7. Oktober 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 269.
- 37 Gelegentlich werden sowohl höhere als auch niedrigere Zahlen genannt; diese stammt aus einem generell Haig-freundlichen Buch: John Hussey, «Portrait of a Commander in Chief», in: Bond und Cave, S. 35, Anm. 35.
- 38 Gibbs, S. 422.

## 15. Kapitel: Die Waffen wegwerfen

- 1 Die dänische Schauspielerin Asta Nielsen, in: Dieter Glatzer und Ruth Glatzer,

- Berliner Leben*, Bd. 1, Berlin, Rütten & Loening, 1986, S. 265f.
- 2 Kramer, S. 42f.
- 3 Russell an Ottoline Morrell, 1. September 1916, zitiert in: Vellacott, S. 93.
- 4 Cecil an Simon, 8. November 1915, zitiert in: Kaminski, S. 300.
- 5 Nation, S. 273, Anm. 10. Dieses Treffen war eine Folgeveranstaltung der bekannteren Zimmerwalder Konferenz im Jahr zuvor, an der Briten nicht teilnahmen.
- 6 29. Juni 1916, FO 372/894/125014.
- 7 Hobhouse an Smuts, 25. März 1917, zitiert in: Balme, S. 558.
- 8 2. November 1916, CAB 41/37/38.
- 9 Thomson an Dormer, 1. Juli 1916, FO 372/894/128477.
- 10 Hobhouse 1, S. 53.
- 11 Hobhouse an Courtney, Wills, S. 15.
- 12 Hobhouse 1, S. 148.
- 13 Wills, S. 46f.
- 14 Douglas Haig, »Memorandum on Policy for the Press«, 26. Mai 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 242.
- 15 Ferguson 1, S. 213.
- 16 INF 4/1B, zitiert in: Millman, S. 182.
- 17 Gilbert, S. 298.
- 18 William Beach Thomas, *A Traveller in News*, London, Chapman and Hall, 1925, S. 109.
- 19 Gibbs, S. 30.
- 20 Montague, S. 94, 97f.
- 21 Haig-Tagebuch, 30. September 1916, zitiert in: De Groot 1, S. 272.
- 22 Haig-Tagebuch, 23. Juli 1917, zitiert in: De Groot, S. 259.
- 23 Buchan 3, S. 175 Anm.
- 24 Buchan 3, S. 177.
- 25 Buchan 2, S. 34–35.
- 26 Buchan 2, S. 115, 121f.
- 27 Buchan 2, S. 167.
- 28 Buchan 2, S. 171.
- 29 Buitenhuis, S. 98.
- 30 *Daily Express*, 24. Mai 1916, zitiert in: Angus Wilson, S. 300.
- 31 *Morning Post*, 22. Juni 1915, zitiert in: Gilmour, S. 250.
- 32 »Epitaphs of the War«, 1919.
- 33 Angus Wilson, S. 304.
- 34 James Douglas, »The Somme Pictures. Are They Too Painful for Public Exhibition?« *Star*, 25. August 1916, zitiert in: Reeves.
- 35 »Orbatus« an den Herausgeber, *Times*, 2. September 1916.
- 36 »Diary of Lord Milner's Visit to France, Nov. 11-19, 1916«, Milner-Papiere, Bodleian Library, Oxford, Abt. 353, S. 77-98.
- 37 Allinson, S. 142.
- 38 Gefreiter Pinkney, Aussage bei Stones' Kriegsgerichtsprozess, WO 71/535, zitiert in: Corns und Hughes-Wilson, S. 163 und Putkowski 3, S. 44.
- 39 Unteroffizier Foster, Aussage bei Stones' Kriegsgerichtsprozess, WO 71/535, zitiert in: Corns und Hughes-Wilson, S. 163 und Putkowski 3, S. 44f.
- 40 Corns und Hughes-Wilson, S. 167; Putkowski 3, S. 50.
- 41 Das Protokoll von Stones' Kriegsgerichtsprozess befindet sich in: WO 71/535, das von Goggins' und McDonalds Prozess in: WO 71/534. Vgl. auch Putkowski und Sykes, S. 156-159; Corns und Hughes-Wilson, S. 157-175; und Putkowski 3, S. 36ff.; das ist der ausführlichste Bericht.
- 42 Rochester 1.
- 43 Rochester 1.
- 44 Rochester 2.
- 45 Rochester 2.
- 46 Rochester 1.
- 47 Rochester 1.
- 48 Rochester 1.
- 49 Rochester 1.

- 50 Rochester 1.  
 51 Russell 1, S. 97-98.  
 52 Cecil, S. 270.

### 16. Kapitel: In den Pranken des Löwen

- 1 Joseph Stones an Isobel Stones, 12. Dezember 1916, zitiert in: Putkowski 3, S. 67.  
 2 WO 71/485, zitiert in: Corns und Hughes-Wilson, S. 141-144.  
 3 WO 71/485, zitiert in: Corns und Hughes-Wilson, S. 141-144.  
 4 E. Sylvia Pankhurst 1, S. 311.  
 5 John Peaty, «Haig and Military Discipline», in: Bond und Cave, S. 205, 209; Oram 2, S. 13. Oram 1, S. 186, Anm. 5 schätzt die britischen Hinrichtungen auf mehr als 400, scheint aber einige Exekutionen nach dem Waffenstillstand einzu-beziehen. Möglicherweise sind weitere deutsche Hinrichtungen in den letzten Kriegswochen nicht mehr dokumentiert worden.  
 6 Lt. G. V. Carey, Gilbert, S. 178.  
 7 Haig 1, 11. Januar 1917, S. 267.  
 8 Rochester 1.  
 9 Tom Hickey und Bryan Maddocks, «Debts of Honour», Rochester Papers.  
 10 [Albert Rochester] «With the R. O. D. in France», *The Railway Review*, 23. Juli 1922. Ich danke Julian Putkowski für die Übersendung dieser Folge von Rochester-Artikeln.  
 11 Haig-Tagebuch, 5. Januar 1917, zitiert in: De Groot 1, S. 286.  
 12 Georg V. an Haig, 27. Dezember 1916, De Groot 1, S. 283.  
 13 Stevenson, S. 282.  
 14 Frank G. Weber, *Eagles on the Crescent: Germany, Austria and the Diplomacy of the Turkish Alliance*, Ithaca, Cornell University Press, 1970, S. 119f.  
 15 Trevor Wilson, S. 428f.  
 16 Churchill 1, Bd. II, S. 494.  
 17 Milner to Ian Colvin, o.D., zitiert in: Marlowe, S. 275.  
 18 Die meisten befinden sich in Abt. 377 der Milner-Papiere, Bodleian Library, Oxford. Kopien davon gibt es auch in den Addison-Papieren derselben Bibliothek und in zwei Ordnern der National Archives über den Wheeldon-Fall, DPP 1/150 und HO 144/13338.  
 19 William Melville Lee, «Notes on the Strike Movement Now Developing in the North and West of England,» S. 4, 15. Dezember 1916, Milner-Papiere Abt. 377.  
 20 William Melville Lee, «Notes on the Strike Movement», S. 3, 15. Dezember 1916.  
 21 Rowbotham, S. 44ff.  
 22 William Melville Lee, «Notes on the Strike Movement», S. 11, 15. Dezember 1916.  
 23 William Melville Lee, «Notes on the Strike Movement», Anhang 1, S. 7, 12. Dezember 1916.  
 24 William Melville Lee, «Notes on the Strike Movement», Anhang 11, Dokument D, 2. Dezember 1916.  
 25 Clarke 1, S. 100.  
 26 Challinor 1, S. 23.  
 27 Challinor 1, S. 38.  
 28 Challinor 1, S. 43; Rowbotham, S. 11.  
 29 Thomas Bell, S. 126.  
 30 Hettie an Winnie, Januar 1917, zitiert in: Rowbotham, S. 39.  
 31 Zitat in der Fussnote: Russell an Ottoline Morrell, 15. Juli 1916, zitiert in: Vellacott, S. 91.  
 32 Tagebuch Sir Henry Wilson, 3. Februar 1917, Callwell, S. 315.  
 33 Robert D. Warth, *The Allies and the Russian Revolution, From the Fall of the Monarchy to*

- the Peace of Brest-Litovsk*, Durham, Duke University Press, 1954, S. 20.
- 34 Zitat in der Fussnote: Tagebuch Sir Henry Wilson, 30. Januar und 7. Februar 1917, Callwell, S. 314, 316.
- 35 Milner-Papiere, Bodleian Library, Oxford, Abt. 222, zitiert in: Wrench, S. 325; Marlowe, S. 263f.
- 17 . Kapitel: Die Welt ist mein Vaterland**
- 1 Bhagail Singh an Chain Singh, 22. Januar 1917, Omissi, S.271f.
- 2 Abdul Rahim Khan an Mir Hassan Khan, 7. Februar 1917, Omissi, S. 275.
- 3 Campbell, S. 258.
- 4 *Times*, 5. Februar 1917.
- 5 Harriet Wheeldon an Lydia Robinson, 16. Februar 1917. Ich danke Julian Hendy, dass er mir Einsicht in diese Briefe an Lydia Robinson gewährt hat.
- 6 Alice Wheeldon an Lydia Robinson, 26. Februar 1917.
- 7 *Manchester Guardian*, 7. März, 1917.
- 8 *Times*, 4. Februar 1917.
- 9 Gerichtsprotokoll, DPP 1/50, S. 324.
- 10 *Daily Mail*, 12. März 1917.
- 11 Gerichtsprotokoll, DPP 1/50, S. 325. Vgl. ferner die Korrespondenz in: CRIM 1/166 zwischen Pankhursts Anwalt und den Wheeldon-Anklägern.
- 12 HO 45/10695/231366/27. WSPU-Kundgebung, Cardiff, 19. Februar 1913, zitiert in: Purvis, S. 210.
- 13 Thomson 1, S. 238f.
- 14 Anonymer Informant, 10. März 1917, Milner-Papiere, Bodleian Library, Oxford, Abt. 377, S. 148.
- 15 *Socialist*, August 1918.
- 16 Winston S. Churchill, *The Unknown War: The Eastern Front*, New York, Scribner, 1932, S. 374.
- 17 Rosa Luxemburg, *Gesammelte Briefe*, Bd. 5, hg. v. Georg Adler, Berlin, Dietz, 1987, S. 226.
- 18 Benn, S. 377.
- 19 Vellacott, S. 153.
- 20 Russell an Ottoline Morrell, 1. April 1917, zitiert in: Vellacott, S. 156f.
- 21 *Labour Party Annual Conference Report*, 1951, S. 194, zitiert in: Coates, S. 8.
- 22 Clinton und Myers, S. 73.
- 23 «In the Red Twilight» (unveröffentlicht), S. 65, zitiert in: Winslow, S. 137.
- 24 Churchill 1,S. 744.
- 25 Trevor Wilson, S. 435.
- 26 Stephen Hobhouse 1, S. 163.
- 27 Stephen Hobhouse 1, S. 162.
- 28 Stephen Hobhouse 1, S. 164.
- 29 Wills, S. 48.
- 30 Wilfred E. Littleboy, Wills, S. 49.
- 31 Stephen Hobhouse 1, S. 165.
- 32 Stephen Hobhouse 1, S. 166.
- 33 Stephen Hobhouse 2, S. 26.
- 34 Stephen Hobhouse 1, S. 159.
- 35 HO 144/22259.
- 36 12. Februar 1917, HO 144/22259.
- 37 Derby an Milner, 27. März 1917, HO 144/22259.
- 38 Stephen Hobhouse 1, S. 179.
- 39 Margaret Hobhouse, *I Appeal unto Caesar*, London, Allen & Unwin, 1917, S. 6, zitiert in: Vellacott, S. 21 If.
- 40 *Tribunal*, 15. November 1917.
- 41 Linklater, S. 193.
- 42 Philip Snowden, *Labour Leader*, 31. Mai 1917, zitiert in: Gollin, S. 548.
- 43 Milner an Lloyd George, 1. Juni 1917, Lloyd George Papers F38/2/8, Parlament-Archiv, London.
- 44 B.E.B., «Report on the Russian Revolution Conference at Leeds», CAB 24/16, G.T. 1049.
- 45 Russell 3, S. 182.
- 46 *Tribunal*, 7. Juni 1917.

## 18 . Kapitel: Auf dem Festland ertrinken

- 1 Haig an Derby, Juni 1917, zitiert in: Reid, S. 391.
- 2 Gilbert, S. 336.
- 3 Marlowe, S. 282.
- 4 Ferguson 1, S. 286.
- 5 David Lloyd George, *Mein Anteil am Weltkrieg, Kriegsmemoiren*, Bd. II, Berlin 1934, S. 506.
- 6 Robertson an Kiggell, 27. Juli 1917.
- 7 Haig an Lady Haig, 24. Juli 1917, zitiert in: De Groot 1, S. 328.
- 8 Linklater, S. 195.
- 9 *Britannia*, 3. August 1917, zitiert in: Angela K. Smith, S. 109.
- 10 *Britannia*, 7. Dezember 1917.
- 11 Milner an Cave, 31. August 1917, zitiert in: Millman, S. 212.
- 12 Millman, S. 305.
- 13 Samuel an Asquith, 5. Oktober 1916, zitiert in: Millman, S. 78.
- 14 *Times*, 30. Juli 1917.
- 15 Russell an Ottoline Morrell, 28. Juli 1917, zitiert in: Vellacott, S. 170.
- 16 *Times*, 2. Juni 1917.
- 17 *Britannia*, 13. Juli 1917, zitiert in: Purvis 1, S. 295.
- 18 Rheta Childe Dorr, *A Woman of Fifty*, New York, Funk & Wagnails, 1924, S. 360, zitiert in: Purvis 1, S. 409, Anm. 17.
- 19 Vgl. Stoff, S. 69f, und Joshua S. Goldstein, *War and Gender, How Gender Shapes the War System and Vice Versa*, Cambridge, Cambridge University Press, 2001, S. 72- 75.
- 20 Stoff, S. 88.
- 21 Purvis 1, S.297.
- 22 *Workers Dreadnought*, 28. Juli 1917.
- 23 French an Esher, 7. September 1918, zitiert in: John French, S. 300.

- 24 French an Bennett, 1. und 6. Januar 1916, zitiert in: Holmes, S. 314.
- 25 De Groot 1, S. 336.
- 26 *Sphere*, 24. November 1917, zitiert in: Denis Winter, S. 109.
- 27 Trevor Wilson, S. 473.
- 28 Edwin Campion Vaughan, *Some Desperate Glory: The Diary of a Young Officer, 1917* ([London]: Warne, 1981), S. 228f. (27. August 1917).
- 29 Trevor Wilson, S. 473.

## 19. Kapitel: Bitte stirb nicht

- 1 Sir Arthur Conan Doyle, *His Last Bow: A Reminiscence of Sherlock Holmes* (New York: Review of Reviews, 1917), S. 300-308.
- 2 Sheffield, S. 180, zitiert in: Richard Holmes. Vgl. Denis Winter, S. 110, zu einem Kommentar über diese heftig umstrittene Zahl.
- 3 In Paris, 12. November 1917. Trevor Wilson, S. 547.
- 4 Aubrey Wade, *The War of the Guns*, London, Batsford, 1936, S. 57-58, zitiert in: Trevor Wilson, S. 482.
- 5 Travers, S. 105.
- 6 *Workers Dreadnought*, 17. November 1917.
- 7 Brockway, S. 98.
- 8 *Times*, 31. Juli 1917.
- 9 Zitiert in: Samuel Hynes, *A War Imagined, The First World War and English Culture*, London, Bodley Head, 1990, S. 186.
- 10 G 173, 13. November 1917, CAB 24/4, zitiert in: Andrew, S. 201.
- 11 Thomson 3, S. 392, 22. Oktober 1917.
- 12 FO 371/2828/202398, zitiert in: Catherine Cline, *E. D. Morel 1873-1924: The Strategies of Protest*, Belfast, Blackstaff Press, 1980, S.III.



- 13 Milner an Lloyd George, 26. Mai 1917, zitiert in: Williams, Magisterarbeit, S. 14.
- 14 E. D. Morel, *Thoughts on the War: The Peace – and Prison*, London, 1920, S. 60f.
- 15 Russell an Murray, 27. März 1918, zitiert in: Vellacott, S. 231.
- 16 Brockway, S. 92.
- 17 Brockway, S. 103.
- 18 HO 144/13338.
- 19 Winnie Mason an Alice Wheeldon, 30. Dezember 1917, HO 144/13338.
- 20 Haig 1, 23. Dezember 1917, S. 362f.
- 21 J. G. Fuller, *Troop Morale and Popular Culture in British and Dominion Armies 1914–1918*, Oxford, Oxford University Press, 1990, S. 51, zitiert in: James 1, S. 473.
- 22 Englander und Osborne, S. 601.
- 23 Stephen Badsey, »Plumer, Herbert Charles Onslow«, *Oxford Dictionary of National Biography* (online), aufgerufen am 25. März 2010.
- 24 Robert Saunders, zitiert in: Trevor Wilson, S. 508.
- 25 Lucy Masterman, *C.F.G. Masterman*, London, Nicholson and Watson, 1939, S. 296, zitiert in: Messinger, S. 45.
- 26 Lansdowne an Asquith, 13. November 1916, »Fitzmaurice, Henry Charles Keith Perry«, *Oxford Dictionary of National Biography* (online), aufgerufen am 25. März 2010.
- 27 *The Tribunal*, 6. Dezember 1917.
- 28 Gilmour, S. 270.
- 29 Vgl. etwa AIR 1/560/16/15/60, »Pacifist Propaganda–Position as at 26<sup>th</sup> March 1918«, *London District Intelligence Summary*.
- 30 Vgl. etwa die Verweise auf mehrere Sitzungen des Kriegskabinetts im Herbst 1917 in: WO 32/5474.
- 31 Stephen Hobhouse 1, S. 172.

- 32 Kathleen Courtney, *Extracts from a Diary during the War*, London [?], Privatdruck 1927, S. 144.
- 33 Zu einem Interview mit Joffes Tochter Nadeschda vgl. Hochschild, S. 168ff. Zu einem Interview mit Lew Kamenew, dem anderen bolschewistischen Abgesandten vgl. Hochschild, S. 104–110.
- 34 Czernin, S. 303f.
- 35 Czernin, S. 305.

## 20. Kapitel: Mit dem Rücken zur Wand

- 1 Churchill 1, Bd. II. S. 512.
- 2 *The Leo Amery Diaries*, hg. v. John Barnes und David Nicholson, London, Hutchinson, 1980, Bd. 1, S. 188.
- 3 *Diaries, 1912–1924*, London, Longmans, Green, 1952, S. 111–116 (1. März 1918), zitiert in: A. J. P. Taylor, *English History, 1914–1945*, Oxford, Clarendon Press, 1976, S. 95.
- 4 Rosa Luxemburg, *Briefe aus dem Gefängnis*, <http://gutenberg.spiegel.de/buch/2090/18> (aufgerufen am 5. Juni 2012).
- 5 Haig-Tagebuch, 2. März 1918, zitiert in: De Groot, S. 367.
- 6 HO 144/13338.
- 7 GT 3424, 22. Januar 1918, CAB 24/40, zitiert in: Andrew, S. 225.
- 8 Caroline Moorehead 1, S. 71.
- 9 AIR 1/558/16/15/55.
- 10 AIR 1/560/16/15/59.
- 11 AIR 1/561/16/15/61.
- 12 AIR 1/560/16/15/59.
- 13 *Die Russische Revolution. Eine kritische Würdigung. Aus dem Nachlass von Rosa Luxemburg*, Berlin, Gesellschaft und Erziehung, 1922, S. 109.
- 14 Churchill 1, Bd. II, S. 533f.

- 15 Aubrey Wade, *The War of the Guns*, London, Batsford, 1936, S. 89, zitiert in: Trevor Wilson, S. 558.
- 16 Martin Middlebrook, *The Kaisers Battle*, London, Allen Lane, 1978, S. 161, zitiert in: Trevor Wilson, S. 559.
- 17 Stevenson, S. 327.
- 18 Martin Middlebrook, *The Kaisers Battle* (London: Allen Lane, 1978), S. 192, zitiert in: Keegan 1, S. 554f.
- 19 Leutnant H. E. L. Mellersh, zitiert in: Toland, S. 54.
- 20 George Alexander von Müller, *The Kaiser and His Court*, London, Macdonald, 1961, S. 344, zitiert in: Toland, S. 58.
- 21 24. März 1918, zitiert in: Thompson, S. 348.
- 22 11. April 1918, zitiert in: De Groot 1, S. 378.
- 23 Stephen Hobhouse 1, S. 173.
- 24 AIR 1/560/16/15/60.
- 25 AIR 1/560/16/15/60.
- 26 MUN 5/48/267/3. Viele von Kiplings Memoranden waren, wie dieses, an Lord Beaverbrook gerichtet.
- 27 4. Mai 1918.
- 28 *Tribunal*, 3. Januar 1918.
- 29 Russell 1, S. 30.
- 30 Brockway, S. 113.
- 31 Brockway, S. 113.
- 32 French an Esher, 26. Mai 1918; John French, S. 296.
- 33 French an Lloyd George, 5. März 1918, zitiert in: Dangerfield, S. 272.
- 34 *Britannia*, 30. August 1918, zitiert in: Bullock und Pankhurst, S. 85, Anm. 91.
- 35 *Britannia*, 8. November 1918, zitiert in: Purvis 1, S. 312.
- 36 Sylvia Pankhurst an Adela Pankhurst Walsh, 11. Juli 1918, zitiert in: Purvis 1, S. 311.
- 37 Toland, S. 317.
- 38 Milner an Lloyd George, 9. Juni 1918, zitiert in: in Gollin, S. 565.
- 39 Tagebuch von Sir Henry Wilson, 1. Juni 1918, zitiert in: Trevor Wilson, S. 579.

## 21. Kapitel: Mehr Tote als Lebende

- 1 French an König Georg V, 10. September 1918, Holmes, S. 343.
- 2 French an König Georg V, 12. Juli 1918, zitiert in: Holmes, S. 343.
- 3 Rudolf Georg Binding, *A Fatalist at War* (London: George Allen & Unwin, 1929), S. 220, zitiert in Sheffield, S. 219. (= Rudolf Georg Binding, *Aus dem Kriege*, Frankfurt, 1925, S. 320.)
- 4 Captain Lloyd Williams. Keegan 1, S. 565. 5 Major General Max Hoffmann, *Chicago Daily News*, 13. März 1919, zitiert in: Wheeler-Bennett, S. 352.
- 6 Churchill 1 (englische Ausgabe: *The World Crisis, 1911-1918*, Penguin, London, 2007, S. 802.) Die Passage ist in der deutschen Übersetzung nicht enthalten und wurde hier übersetzt.
- 7 Brittain, S. 420.
- 8 Toland, S. 381.
- 9 Livesey, S. 166.
- 10 Die Zahl dieser Männer wird im Allgemeinen mit einer Million oder mehr angegeben, aber Alexander Watson legt schlüssig dar, warum diese Zahl wahrscheinlich viel zu niedrig ist (*Enduring the Great War: Combat, Morale and Collapse in the German and British Armies, 1914-1918*, Cambridge, Cambridge University Press, 2008, S. 207f., 212).
- 11 Porter 3, S. 143.
- 12 Millman, S. 4 und 170. Vgl. 11. Kapitel zu den wesentlichen Punkten seiner Beschreibung britischer Pläne zur Unterdrückung der Revolution im Land.

- 13 Milner an Lloyd George, 20. März 1918, zitiert in: Gollin, S. 563.
- 14 Tagebuch Sir Henry Wilson, 4. November 1918, zitiert in: Marlowe, S. 318.
- 15 Cecil, S. 280.
- 16 Kipling 1, Bd. I, Einleitung.
- 17 Kipling 1, Bd. II, Kapitel 1.
- 18 Toland, S.412f.
- 19 Gilbert, S. 476.
- 20 Toland, S. 372.
- 21 Toland, S. 558.
- 22 Toland, S. 565. Vgl. auch Wilhelm Schüssler, *Kaiser Wilhelm II, Schicksal und Schuld*, Göttingen, Muster-Schmidt, 1970, S.118.
- 23 James 1, S. 557.
- 24 Haig an Lady Haig, 31. Oktober 1918, zitiert in: De Groot 1, S. 394.
- 25 Brockway, S. 116.
- 26 Corder Catchpool, *Letters of a Prisoner: For Conscience Sake*, London, George Allen & Unwin, 1941, S. 123.
- 27 Russell 1, S.35.
- 28 Milner-Papiere, Bodleian Library, Oxford, dep. 89.
- 29 Holt, S. 166.
- 30 Adam Smith, S. 214.
- 31 Adam Smith, S. 217.
- 3 *Times*, 3. Januar 1919.
- 4 12 Millionen: Hanson, S. 284; 13 Millionen: *Encyclopedia Britannica*, Online-Ausgabe, aufgerufen am 7. September 2008.
- 5 Ferguson 1, S. 301. Vgl. auch Paice, S. 392-398, dessen verschiedene Todesraten sich allerdings zu einer höheren Gesamtzahl addieren, weil sie neben diesen Trägern auch andere Ziviltote berücksichtigen.
- 6 Paice, S. 288.
- 7 Barry, S. 397; Jeffery K. Taubenberger und David M. Morens, «1918 Influenza: The Mother of All Pandemics», in: *Emerging Infectious Diseases* 12(1), Januar 2006, S. 15.
- 8 *Derby Daily Express*, 26. Februar 1919.
- 9 CAB 23 WC 523.
- 10 Adam Smith, S. 215.
- 11 French an Long, 1. Juli 1920, in: Holmes, S. 352.
- 12 Ethel Snowden, *A Political Pilgrim in Europe*, London, Cassell, 1921, S. 263.
- 13 Gönne an Quinn, 21. Februar 1921, zitiert in: Nancy Cardozo, *Lucky Eyes and a High Heart. The Life of Maud Gönne*, New York, Bobbs-Merrill, 1978, S. 343.
- 14 Wilfrid Ewart, *Scots Guard*, zitiert in: Cecil, S. 294f.
- 15 *Amerikanische Aussenpolitik 1900 bis 1910 und ihre Stellung zur Sowjetmacht*, Zürich u.a., Europa Verlag, S. 81.
- 16 Zitiert in: Winter und Baggett, S. 341. Vgl. ferner: Adolf Hitler, *Mein Kampf*, München, Eher, 1943, S. 714f.
- 17 Einige Biographen Wilsons behaupten, er habe diesen Satz nie gesagt. John Milton Cooper Jr. schreibt ihn Lloyd George, J.W. Schulte Nordholt hingegen H.G. Wells zu.
- 18 Russell 1, S. 141 f.
- 19 Tagebuch, 19. Mai 1920, zitiert in: Ronald W. Clark, S. 378f.

## 22 . Kapitel: Des Teufels eigene Hand

- 1 Zu einer höheren, nach Ländern aufgegliederten Schätzung – insgesamt 9,4 Millionen Gefallene – vgl. Spencer C. Tucker (Hg.), *World War I Encyclopedia*, Santa Barbara, ABC-CLIO, 2005, Bd. 1, S. 272ff.
- 2 Margaret Cole (Hg.), *Beatrice Webbs Diaries*, London, Longmans, Green, 1952, 17. November 1918, S. 137, zitiert in: Hew Strachan, *The First World War*, London, Penguin, 2005, S. 337.

- 20 E. Sylvia Pankhurst 2, S. 109.
- 21 E. Sylvia Pankhurst 3, S. 184.
- 22 Russisches Tagebuch, Despard Papers 7/CFD, Women's Library, London.
- 23 Zu Berichten über einige in Amerika geborene Opfer vgl. Hochschild, S. 175-200.
- 24 Mein Dank gilt Julian Henty, weil sie mir Einblick in Willie Wheeldons Komintern-Personalakte gab, aus der einige dieser Einzelheiten stammen.
- 23 . Kapitel: Ein imaginärer Friedhof**
- 1 Milner an Lloyd George, 28. Dezember 1919, zitiert in: Gollin, S. 591.
- 2 Omissi, S. 38.
- 3 Anjamuddin Khan an Muhammad Surajud-Din Khan, 20. Dezember 1915, Omissi, S. 126f.
- 4 Morrow, S. 312.
- 5 22. Oktober 1919, CO 123/296/65767.
- 6 CO 318/350/8426.
- 7 Kipling an Crewe, 27. September 1932; Pinney, Bd. 6, S. 131.
- 8 Gilmour, S. 310.
- 9 Die Holts haben diese Auffassung ausführlich dargelegt und damit die Zustimmung etlicher anderer Historiker gefunden.
- 10 Despard an French, 19. Mai 1925, French-Papiere.
- 11 Cicely Hamilton, zitiert von Harold Frederick Bing, Interview, IWM #000358/11, S.46.
- 12 Linklater, S. 220.
- 13 *Times*, 18. Januar 1926.
- 14 *Times*, 6. Januar 1926.
- 15 *Times*, 18. Januar 1926.
- 16 Haig 1, 30. November 1918, S. 489.
- 17 B.H. Liddell Hart, *The Tanks. The History of the Royal Tank Regiment and Its Predecessors, Heavy Branch Machine-Gun Corps, Tank Corps and Royal Tank Corps, 1914-1945*, Bd. 1, New York, Praeger, 1959, S. 234.
- 18 Haig an J. P. Allison, 27. Februar 1926, zitiert in: De Groot 1, S. 405.
- 19 Purvis 1, S. 350.
- 20 Anthony Mockler, *Haile Selassies War, The Italian-Ethiopian Campaign, 1935-1941*, New York, Random House, 1984, S. 150.
- 21 Vgl. etwa in der Bibliographie die Bücher von Bond und Cave, Sheffield, Terraine und Todman.
- 22 Ferguson 1, S.XXI.
- 23 Am 11. November 2008, einige Zeit nach meinen eigenen Reisen an die Westfront, wurde eine kleine Tafel im französischen Frelinghien den Teilnehmern des Weihnachtsfriedens gewidmet. Es ist die einzige andere Gedenkstätte dieser Art, von der ich weiss.
- 24 Russell 1, S. 7.

# LITERATUR

## Bücher und Artikel

- Allinson, Sidney, *The Bantams. The Untold Story of World War I*, Oakville, Ontario, Mosaic Press, 1981.
- Andrew, Christopher, *Secret Service. The Making of the British Intelligence Community*, London, Heinemann, 1985.
- Ashworth, Tony, *Trench Warfare, 1914-1918. The Live and Let Live System*, London, Macmillan, 1980.
- Badsey, Stephen, und Philip Taylor, «Images of Battle, The Press, Propaganda and Passchendaele», in: Peter Liddle (Hg.), *Passchendaele in Perspective. The Third Battle of Ypres*, London, Leo Cooper, 1997.
- Balme, Jennifer Hobhouse, *To Love Ones Enemies. The Work and Life of Emily Hobhouse Compiled from Letters and Writings, Newspaper Cuttings and Official Documents*, Cobble Hill, British Columbia, Hobhouse Trust, 1994.
- Barry, John M., *The Great Influenza. The Epic Story of the Deadliest Plague in History*, New York, Viking, 2004.
- Bartley, Paula, *Emmeline Pankhurst*, London, Routledge, 2002.
- Barton, Peter, Peter Doyle und Johan Vandewalle, *Beneath Flanders Fields. The Tunnellers' War, 1914-1918*, Montreal, McGill-Queens University Press, 2004.
- Bell, Julian (Hg.), *We Did Not Fight. 1914-18. Experiences of War Resisters*, London, Cobden-Sanderson, 1935.
- Bell, Thomas, *Pioneering Days*, London, Lawrence & Wishart, 1941.
- Benn, Caroline, *Keir Hardie*, London, Hutchinson, 1992.
- Bickersteth, John (Hg.), *The Bickersteth Diaries. 1914-1918*, London, Leo Cooper, 1995.
- Birkenhead, Earl of, *Famous Trials of History*, New York, George H. Doran, 1926.
- Blunden, Edmund, *Undertones of War*, London, Penguin, 2000.
- Bond, Brian (Hg.), *The First World War and British Military History*, Oxford, Clarendon Press, 1991.
- Bond, Brian, und Nigel Cave, *Haig. A Reappraisal 70 Years On*, Barnsley, South Yorkshire, Leo Cooper, 1999.
- Boulton, David (Hg.), *Objection Overrule*, London, MacGibbon & Kee, 1967.

- Brittain, Vera, *Testament of Youth. An Autobiographical Study of the Years 1900-1925*, New York, Penguin, 1994.
- Brockway, Fenner, *Inside the Left. Thirty Years of Platform, Press, Prison and Parliament*, London, George Allen & Unwin, 1942.
- Brown, Malcolm, *The Imperial War Museum Book of the Somme*, London, Sidgwick & Jackson, 1996.
- Brown, Malcolm, und Shirley Seaton, *Christmas Truce*, London, Leo Cooper / Seeker & Warburg, 1984.
- Buchan, John,
  1. *A Lodge in the Wilderness*, Edinburgh, Blackwood, 1906.
  2. *The Battle of the Somme*, New York, George H. Doran, 1917.
  3. *Pilgrims Way. An Essay in Recollection*, Boston, Houghton Mifflin, 1940.
  4. *Die neununddreissig Stufen*, Zürich, Diogenes, 1967.
- Buitenhuis, Peter, *The Great War of Words. British, American, and Canadian Propaganda and Fiction, 1914-1933*, Vancouver, University of British Columbia Press, 1987.
- Bullock, Ian, und Richard Pankhurst, *Sylvia Pankhurst. From Artist to Anti-Fascist*, New York, St. Martins, 1992.
- Burg, David E, and L. Edward Purcell, *Almanac of World War I*, Lexington, University Press of Kentucky, 1998.
- Callwell, C. E., *Field-Marshal Sir Henry Wilson, Bart., G.C.B., D.S.O. His Life and Diaries*, Bd. 1, London, Cassell, 1927.
- Campbell, John, *F. E. Smith. First Earl of Birkenhead*, London, Jonathan Cape, 1983.
- Carsten, E L., *War Against War. British and German Radical Movements in the First World War*, Berkeley, University of California Press, 1982.
- Cassar, George H, *The Tragedy of Sir John French*, Newark, University of Delaware Press, 1985.
- Cecil, Hugh und Mirabel, *Imperial Marriage. An Edwardian War and Peace*, London, John Murray, 2002.
- Cecil, Hugh, und Peter Liddle (Hg.), *Facing Armageddon. The First World War Experience*, London, Leo Cooper, 1996.
- Challinor, Ray,
  1. *John S. Clarke. Parliamentarian, Poet, Lion-Tamer*, London, Pluto, 1977.
  2. *The Origins of British Bolshevism*, London, Croom Helm, 1977.
- Chamberlain, W. J. *Fighting for Peace. The Story of the War Resistance Movement*, London, No More War Movement, 1928.
- Cherry, Niall, *Most Unfavourable Ground. The Battle of Loos, 1915*, Solihull, West Midlands, Helion, 2005.
- Churchill, Winston,
  1. *Die Weltkrise. Gekürzte und neu durchgesehene Ausgabe in zwei Bänden*, Zürich, Herder, 1947.
  2. *Kreuzzug gegen das Reich des Mahdi*, Frankfurt, Eichborn, 2008.
- Clark, Alan, *Suicide of the Empires. The Battles on the Eastern Front, 1914-1918*, New York, American Heritage Press, 1971.

- Clark, Ronald W, *Bertrand Russell. Philosoph – Pazifist – Politiker*, München, Heyne, 1984. Clarke, John S.
1. *Pen Pictures of Russia Under the «Red Terror»*, Glasgow, National Workers' Committees, 1921.
  2. *Circus Parade*, London, B. T. Batsford, 1936.
- Clay, Catrine, *King, Kaiser, Tsar. Three Royal Cousins Who Led the World to War*, New York, Walker, 2006.
- Clinton, Alan, und George Meyers, «The Russian Revolution and the British Working Class – Two Episodes», *Fourth International*, November 1967.
- Coates, Ken (Hg.), *British Labour and the Russian Revolution: The Leeds Convention. A Report from the Daily Herald*, Nottingham, Bertrand Russell Peace Foundation, 1974.
- Coleman, Verna, *Adela Pankhurst, The Wayward Suffragette, 1885-1961*, Carleton South, Australia, Melbourne University Press, 1996.
- Constantine, Stephen, Maurice W. Kirby und Mary B. Rose, *The First World War in British History*, London, Edward Arnold, 1995.
- Corns, Cathryn, und John Hughes-Wilson, *Blindfold and Alone. British Military Executions in the Great War*, London, Cassell, 2001.
- Craster, J. M., «Fifteen Rounds a Minute.» *The Grenadiers at War, August to December 1914*, London, Macmillan, 1976.
- Czernin, Ottokar, *Im Weltkrieg*, Ullstein, Berlin und Wien, 1944.
- Dangerfield, George, *The Damnable Question. A Study in Anglo-Irish Relations*, Boston, Little, Brown/Atlantic Monthly, 1976.
- Davey, Arthur, *The British Pro-Boers. 1877-1902*, Cape Town, Tafelberg, 1978.
- De Bloch, Jean, «The Wars of the Future.» *Contemporary Review* 80 (September 1901), S. 429.
- De Groot, Gerard J.,
1. *Douglas Haig. 1861-1928*, London, Unwin Hyman, 1988.
  2. *Blighty. British Society in the Era of the Great War*, London, Longman, 1996.
  3. «Ambition, Duty and Doctrine. Douglas Haig's Rise to High Command», in: *Bond und Cave*.
  4. *The First World War*, Houndsmills, Hampshire, Palgrave, 2001.
- Despard, Charlotte,
1. *Womens Franchise and Industry*, London, Women's Freedom League, 1912 [?].
  2. *Woman in the New Era. With an Appreciation by Christopher St. John*, London, The Suffrage Shop, 1910.
  3. *Theosophy and the Womans Movement*, London, Theosophical Publishing Society, 1913.
- Eksteins, Modris, *Rites of Spring. The Great War and the Birth of the Modern Age*, Toronto, Key Porter Books, 1989.
- Ellis, John,
1. *The Social History of the Machine Gun*, New York, Pantheon, 1975.
  2. *Eye-Deep in Hell. Trench Warfare in World War I*, New York, Pantheon, 1976.

- Ellsworth-Jones, Will, *We Will Not Fight. The Untold Story of World War Ones Conscientious Objectors*, London, Aurum, 2007.
- Engen, Rob, «Steel Against Fire, The Bayonet in the First World War», *Journal of Military and Strategic Studies* 8, 3, Frühjahr 2006,.
- Englander, David, und James Osborne, «Jack, Tommy, and Henry Dubb. The Armed Forces and the Working Class», *Historical Journal*, 21,3, 1978.
- Farwell, Byron,
1. *The Great Anglo-Boer War*, New York, Harper & Row, 1976.
  2. *Mr. Kiplings Army*, New York, Norton, 1981.
  3. *The Great War in Africa. 1914-1918*, New York, W. W. Norton, 1986
- Ferguson, Niall,
1. *Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert*, Stuttgart, DVA, 1999, [gekürzte Ausgabe]. (Ungekürzte englische Ausgabe: *The Pity of War*, New York, Basic Books, 1999).
  2. «The Kaisers European Union. What If Britain Had ‚Stood Aside‘ in August 1914?», in Niall Ferguson (Hg.), *Virtual History, Alternatives and Counterfactuals*, New York, Basic Books, 1997.
- Fischer, Fritz, *Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18*, Düsseldorf, Droste, 1961, TB 2009.
- Fisher, John, *That Miss Hobhouse*, London, Seeker & Warburg, 1971.
- FitzGibbon, Constantine, *Out of the Lion's Paw. Ireland Wins Her Freedom*, London, Macdonald, 1969.
- Fortescue, John, *Narrative of the Visit to India of Their Majesties King George V and Queen Mary, and of the Coronation Durbar Held at Delhi*, 12th December, 1911, London, Macmillan, 1912.
- Frances, Hilary, «„Dare to Be Freeh. The Women's Freedom League and Its Legacy», in: Purvis, June, und Sandra Stanley Holton (Hg.), *Votes for Women*, London, Routledge, 2000.
- French, Gerald, *The Life of Field Marshal Sir John French, First Earl of Ypres. K. P., G. C. B., OM., G. C. V O., K. C.M. G.*, London, Cassell and Company, 1931.
- French, John (Earl of Ypres J, *Some War Diaries, Addresses and Correspondence*, hg. v. Zerald French, London, Herbert Jenkins, 1937.
- Fromkin, David, *Europas letzter Sommer. Die scheinbar friedlichen Wochen vor dem Ersten Weltkrieg*, München, Blessing, 2005.
- Fry, A. Ruth, *Emily Hobhouse. A Memoir*, London, Jonathan Cape, 1929.
- Fussell, Paul, *The Great War and Modern Memory*, New York, Oxford University Press.
- Garner, Les, *Stepping Stones to Womens Liberty: Feminist Ideas in the Womens Suffrage Movement, 1900-1918*. Cranbury, NJ: Associated University Presses, 1984.
- Gatrell, Peter, *A Whole Empire Walking. Refugees in Russia During World War I*. Bloomington: Indiana University Press, 1999.
- Gibbs, Philip, *Now It Can Be Told*, New York, Harper, 1920.
- Gilbert, Martin, *The First World War. A Complete History*, New York, Holt, 1994.



- Gilmour, David, *The Long Recessional. The Imperial Life of Rudyard Kipling*, New York, Farrar, Straus and Giroux, 2002.
- Gollin, A. M., *Proconsul in Politics. A Study of Lord Milner in Opposition and in Power*, New York, Macmillan, 1964.
- Gregory, Adrian, *The Last Great War: British Society and the First World War*, Cambridge, Cambridge University Press, 2008.
- Groom, Winston, *A Storm in Flanders: The Ypres Salient, 1914-1918: Tragedy and Triumph on the Western Front*, New York, Atlantic Monthly Press, 2002.
- Grosser Generalstab, «Aus dem südafrikanischen Krieg 1899 bis 1902», *Kriegsgeschichtliche Einzelschriften*, Bd. 6, H. 32-35.
- Haig, Douglas,
1. *Rectorial Address Delivered to the Students in the University of St. Andrews*, 14. Mai 1919. St. Andrews, Scotland, W. C. Henderson, [1919].
  2. *War Diaries and Letters. 1914-1918*, hg. v. Gary Sheffield und John Bourne, London, Weidenfeld & Nicolson, 2005.
  3. *The Preparatory Prologue, 1861-1914: Diaries and Letters*, hg. v. Douglas Scott, Barnsley, South Yorkshire: Pen 8c Sword Military, 2006.
- Hanson, Neil, *The Unknown Soldier. The Story of the Missing of the Great War*, London, Doubleday, 2005.
- Hardie, James Keir, *Keir Hardies Speeches and Writings. From 1888 to 1915*, hg. v. Emrys Hughes, Glasgow, Forward [ca. 1927?].
- Hartcup, Guy, *The War of Invention. Scientific Developments, 1914-18*, London, Brassey's, 1988.
- Haste, Cate, *Keep the Home Fires Burning. Propaganda in the First World War*, London, Allen Lane, 1977.
- Haupt, Georges, *Socialism and the Great War. The Collapse of the Second International*, Oxford, Clarendon Press, 1972.
- Hiley, Nicholas,
1. «Internal Security in Wartime. The Rise and Fall of P.M.S.2, 1915-1917», *Intelligence and National Security*, 1, 3, 1986.
  2. «Counter-Espionage and Security in Great Britain During the First World War», *English Historical Review* 101, Juli 1986, S. 400.
- Hiley, Nicholas, und Julian Putkowski, «A Postscript on P.M.S.2», *Intelligence and National Security* 3, 2, 1988.
- Hobhouse, Stephen,
1. *Forty Years and an Epilogue. An Autobiography, 1881-1951*, London, James Clarke, 1951.
  2. *An English Prison from Within*, London, George Allen & Unwin, 1919.
- Hochschild, Adam, *Stalins Schatten. Gespräche mit Russen heute*, Steidl, 1994.
- Holmes, Richard, *The Little Field-Marshal: A Life of Sir John French*, London, Jonathan Cape, 1981.
- Holt, Tonie und Valmai, «My Boy Jack?». *The Search for Kiplings Only Son*, London, Leo Cooper, 1998.

- Howard, Michael, *A Part of History. Aspects of the British Experience of the First World War*, London, Continuum, 2008.
- Howe, Glenford Deroy, *Race, War and Nationalism. A Social History of West Indians in the First World War*, Kingston, Jamaica, Ian Randle, 2002.
- Hutchison, Graham Seton, *Warrior*, London, Hutchinson, 1932.
- Jackson, John, «Losing the Plot, Lloyd George, F. E. Smith and the Trial of Alice Wheeldon», *History Today* 57, 5, Mai 2007.
- James, Lawrence,
  1. *Mutiny: In the British and Commonwealth Forces. 1797-1956*, London, Buchan & Enright, 1987.
  2. *Warrior Race. A History of the British at War*, New York, St. Martins, 2001.
- Joli, James, *The Second International. 1889-1914*, New York, Harper & Row, 1966.
- Judd, Denis, und Keith Surridge, *The Boer War*, New York, Palgrave Macmillan, 2003.
- Keegan, John,
  1. *Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Tragödie*, Reinbek, Kindler, 2000.
  2. *Das Antlitz des Krieges: Die Schlachten von Azincourt 1415, Waterloo 1815 und an der Somme 1916*, Campus, 2007.
- Kennedy, Thomas C., *The Hound of Conscience: A History of the No-Conscription Fellowship. 1914-1919*, Fayetteville, University of Arkansas Press, 1981.
- Kipling, Rudyard,
  1. *The Irish Guards in the Great War*, Edited and Compiled from Their Diaries and Papers, Garden City, Doubleday, 1923.
  2. «O Beloved Kids»: *Rudyard Kiplings Letters to his Children*, hg. v. Elliot L. Gilbert, New York, Harcourt Brace Jovanovich, 1983.
- Kramer, Alan, *Dynamic of Destruction. Culture and Mass Killing in the First World War*, New York, Oxford University Press, 2007.
- Krebs, Paula M., «The Last of the Gentlemen's Wars'. Women in the Boer War Concentration Camp Controversy», *History Workshop* 33 (Frühjahr 1992).
- Kruse, Juanita, *John Buchan (1875-1940) and the Idea of Empire. Popular Literature and Political Ideology*, Lewiston, Edwin Mellen, 1989.
- Lincoln, W. Bruce, *Passage Through Armageddon. The Russians in War and Revolution, 1914-1918*, New York, Simon and Schuster, 1986.
- Linklater, Andro, *An Unhusbanded Life. Charlotte Despard – Suffragette, Socialist and Sinn Feiner*, London, Hutchinson, 1980.
- Livesey, Anthony, *The Historical Atlas of World War I*, New York, Henry Holt, 1994.
- Lockwood, P. A. «Milners Entry into the War Cabinet, December 1916», *Historical Journal*, 7.1, 1964.
- Longford, Elizabeth, *Queen Victoria. Born to Succeed*, New York, Harper & Row, 1964.
- Lownie, Andrew, *John Buchan, The Presbyterian Cavalier*, London, Constable, 1995.

- Lowry, Donald (Hg.), *The South African War Reappraised*, Manchester, Manchester University Press, 2000.
- Lytton, Constance, und Jane Wharton, *Prisons and Prisoners. Some Personal Experiences*, London, William Heinemann, 1914.
- Macdonald, Lyn,
1. *The Roses of No Mans Land*, London, Macmillan, 1980.
  2. *1914*, London, Michael Joseph, 1987.
  3. *1915. The Death of Innocence*, New York, Henry Holt, 1995.
- MacDonald, Robert H., *The Language of Empire. Myths and Metaphors of Popular Imperialism, 1880-1918*. Manchester, Manchester University Press, 1994.
- MacLeod, Roy, und Kay MacLeod, «War and Economic Development, Government and the Optical Industry in Britain, 1914-18», in: J. M. Winter (Hg.), *War and Economic Development. Essays in Memory of David Joslin*, Cambridge, Cambridge University Press, 1975.
- Marlowe, John, *Milner, Apostle of Empire. A Life of Alfred George the Right Honourable Viscount Milner of St. James and Cape Town, KG, GCB, GCMG (1854-1925)*, London, Hamish Hamilton, 1976.
- Marshall-Corwall, James, *Haig as Military Commander*, New York, Crane, Russak, 1973.
- Martin, Christopher, *English Life in the First World War*, London, Wayland, 1974.
- Massie, Robert K. *Castles of Steel. Britain, Germany, and the Winning of the Great War at Sea*, New York, Random House, 2003.
- Mayhall, Laura E., *The Militant Suffrage Movement. Citizenship and Resistance in Britain, 1860-1930*, Oxford, Oxford University Press, 2003.
- McCracken, Donald P., *Forgotten Protest. Ireland and the Anglo-Boer War*, Belfast, Ulster Historical Foundation, 2003.
- Messinger, Gary S., *British Propaganda and the State in the First World War*, Manchester, Manchester University Press, 1992.
- Middlebrook, Martin, *The First Day on the Somme*, London, Pen & Sword, 2006.
- Millman, Brock, *Managing Domestic Dissent in First World War Britain*, London, Frank Cass, 2000.
- Milner, Violet, *My Picture Gallery. 1886-1901*, London, John Murray, 1951.
- Mitchell, David, *Queen Christabel: A Biography of Christabel Pankhurst*, London, Macdonald and Jane's, 1977.
- Montague, C. E., *Disenchantment*, London, Chatto & Windus, 1922.
- Moorehead, Alan, *Die Quellen des Nil. Abenteuer und Entdeckung*, Stuttgart, Steingrüben, 1965.
- Moorehead, Caroline,
1. *Troublesome People. The Warriors of Pacifism*, Bethesda, Adler & Adler, 1987.
  2. *Bertrand Russell. A Life*, New York, Viking, 1992.
- Moorhouse, Geoffrey, *Hells Foundations. A Social History of the Town of Bury in the Aftermath of the Gallipoli Campaign*, New York, Henry Holt, 1992.
- Morgan, Kenneth O. «Britain's Vietnam? Lloyd George, Keir Hardie, and the Importance of the 'Pro-Boers'», in: William Roger Louis (Hg.), *Still More Adventures with Britannia: Personalities, Politics and Culture in Britain*, London, I. B. Taurus, 2003.

Morris, James,

1. *Pax Britannica. The Climax of an Empire*, New York, Harvest/HBJ, 1968.
2. *Heavens Command. An Imperial Progress*, New York, Harvest/HBJ, 1973.
3. *Farewell the Trumpets. An Imperial Retreat*, New York, Harvest/HBJ, 1978.

Morrow, John H., Jr., *The Great War. An Imperial History*. London, Routledge, 2004.

Mulvihill, Margaret, *Charlotte Despard: A Biography*, London, Pandora, 1989.

Nash, David, «The Boer War and Its Humanitarian Critics», *History Today* 49, 6. Juni 1999.

Nation, R. Craig, *War on War: Lenin, the Zimmerwald Left, and the Origins of Communist Internationalism*, Durham, Duke University Press, 1989.

Newton, Douglas, «The Lansdowne , Peace Letter' of 1917 and the Prospect of Peace by Negotiation with Germany», *Australian Journal of Politics and History* 48,1 (2002).

O'Brien, Terence H., *Milner: Viscount Milner of St. James's and Cape Town*, London, Constable, 1979.

Omissi, David (Hg.), *Indian Voices of the Great War. Soldiers' Letters. 1914-18*, London, Macmillan, 1999.

Oram, Gerard,

1. *Military Executions During World War I*, Houndsmills, Hampshire, Palgrave Macmillan, 2003.
2. *Death Sentences Passed by Military Courts of the British Army. 1914-1924*, durchgesehen und herausgegeben von Julian Putkowski, London, Francis Boutle, 2005.

Paice, Edward, *Tip and Run. The Untold Tragedy of the Great War in Africa*, London, Weidenfeld & Nicolson, 2007.

Pakenham, Thomas,

1. *The Boer War*, London, Weidenfeld and Nicolson, 1979.
2. *The Scramble for Africa. The White Man's Conquest of the Dark Continent from 1876 to 1912*, New York, Random House, 1991.

Pankhurst, Christabel, *Unshackled. The Story of How We Won the Vote*, London, Cresset, 1987.

Pankhurst, Emmeline, *My Own Story*, London, Eveleigh Nash, 1914.

Pankhurst, E. Sylvia,

1. *Soviet Russia as I Saw It*, London, *Workers' Dreadnought*, 1921.
2. *The Suffragette Movement. An Intimate Account of Persons and Ideals*, London, Longmans, Green, 1931.
3. *The Home Front. A Mirror to Life in England During the World War*, London, Hutchinson & Co., 1932.
4. *A Sylvia Pankhurst Reader*, Kathryn Dodd (Hg.), Manchester, UK, Manchester University Press, 1993.

Pearce, Cyril, *Comrades in Conscience. The Story of an English Community's Opposition to the Great War*, London, Francis Boutle, 2001.

Pearsall, Ronald, *Edwardian Life and Leisure*, Newton Abbot, David & Charles, 1973.

Pearson, Michael, *The Sealed Train*, New York, Putnams, 1975.

- Pinney, Thomas (Hg.), *The Letters of Rudyard Kipling*, 6 Bde., Iowa City, University of Iowa Press, 1990-2004.
- Porter, Bernard,
1. *The Origins of the Vigilant State. The London Metropolitan Police Special Branch Before the First World War*, London, Weidenfeld & Nicolson, 1987.
  2. *Plots and Paranoia. A History of Political Espionage in Britain, 1790-1988*, London, Unwin Hyman, 1989.
  3. *The Lions Share. A Short History of British Imperialism, 1850-2004*, Harlow, Essex, Pearson, 2004.
- Purvis, June,
1. *Emmeline Pankhurst. A Biography*, London, Routledge, 2002.
  2. «Christabel Pankhurst and the Womens Social and Political Union», in Joannou, Maroula, und June Purvis (Hg.), *The Womens Suffrage Movement. New Feminist Perspectives*, Manchester, Manchester University Press, 1998.
- Putkowski, Julian,
1. *The Kinnel Park Camp Riots. 1919*, Hawarden, Wales, Flintshire Historical Society, 1989.
  2. *British Army Mutineers. 1914-1922*, London, Francis Boutle, 1998.
  3. «Incident at King Crater», mss, fortlaufend veröff. als *Les Fusillés de King Crater*, Louviers, Frankreich, Ysec, 2002.
- Putkowski, Julian, und Julian Sykes, *Shot at Dawn. Executions in World War One by Authority of the British Army Act*, London, Leo Cooper, 1989.
- Rae, John, *Conscience and Politics. The British Government and the Conscientious Objector to Military Service. 1916-1919*, London, Oxford University Press, 1970.
- Raeburn, Antonia, *The Militant Suffragettes*, London, Michael Joseph, 1973.
- Reeves, Nicholas, «Cinema, Spectatorship and Propaganda, 'Battle of the Somme' (1916) and Its Contemporary Audience», *Historical Journal of Film, Radio and Television* 17, 1. März 1997.
- Reid, Walter, *Architect of Victory: Douglas Haig*, Edinburgh, Birlinn, 2006.
- Rice, Michael, *From Dolly Gray to Sarie Marais. The Boer War in Popular Memory*, Noordhoek, Fischer Press, 2004.
- Rippon, Nicola, *The Plot to Kill Lloyd George. The Story of Alice Wheeldon and the Pear Tree Conspiracy*, Barnsley, Wharncliffe, 2009.
- Robb, George, *British Culture and the First World War*, Houndsmills, Hampshire, Palgrave, 2002.
- Robbins, Keith, *The Abolition of War. The «Peace Movement» in Britain, 1914-1919*, Cardiff, University of Wales Press, 1976.
- Roberts, Brian, *Those Bloody Women. Three Heroines of the Boer War*, London, John Murray, 1991.
- Romero, Patricia W., *E. Sylvia Pankhurst. Portrait of a Radical*, New Haven, Yale University Press, 1987.
- Rosen, Andrew, *Rise Up, Women! The Militant Campaign of the Womens Social and Political Union, 1903-1914*, London, Routledge & Kegan Paul, 1974.

- Rothstein, Andrew, *The Soldiers' Strikes of 1919*, London, Macmillan, 1980.
- Rowbotham, Sheila, *Friends of Alice Wheeldon*, London, Pluto, 1986.
- Russell, Bertrand,
1. *Justice in War-Time*, Chicago, Open Court, 1916.
  2. *The Autobiography of Bertrand Russell. 1914-1944*, Boston, Little, Brown, 1968.
  3. *The Collected Papers of Bertrand Russell*, Bd. 13, *Prophecy and Dissent, 1914-16*, London, Unwin Hyman, 1988.
  4. *The Collected Papers of Bertrand Russell*, Bd. 14, *Pacifism and Revolution, 1916-18*, London, Routledge, 1995.
- Rutherford, Ward, *The Russian Army in World War I*, London, Gordon Cremonesi, 1975.
- Sheffield, Gary, *Forgotten Victory., The First World War, Myths and Realities*, London, Headline, 2001.
- Silbey, David, *The British Working Class and Enthusiasm for War, 1914-1918*, London, Frank Cass, 2005.
- Sitwell, Osbert, *Great Morning!* Boston, Little Brown, 1947.
- Smith, Angela K., *Suffrage Discourse in Britain During the First World War*, Aldershot, Ashgate, 2005.
- Smith, Janet Adam, *John Buchan. A Biography*, Oxford, Oxford University Press, 1985.
- Smith, Richard, *Jamaican Volunteers in the First World War. Race, Masculinity and the Development of National Consciousness*, Manchester, Manchester University Press, 2004.
- Stevenson, David, *Cataclysm. The First World War as Political Tragedy*, New York, Basic Books, 2004.
- Stoff, Laurie S, *They Fought for the Motherland. Russia's Women Soldiers in World War I and the Revolution*, Lawrence, KS, University Press of Kansas, 2006.
- Stone, Norman, *The Eastern Front. 1914-1917*, London, Hodder and Stoughton, 1975.
- Strachan, Hew, *Der Erste Weltkrieg. Eine neue illustrierte Geschichte*, München, Pantheon, 2006.
- Stubbs, J.O., «Lord Milner and Patriotic Labour, 1914-1918», *English Historical Review* 87, Oktober 1972, S. 345.
- Swartz, Marvin, *The Union of Democratic Control in British Politics During the First World War*, Oxford, Clarendon Press, 1971.
- Terraine, John,
1. *Ordeal of Victory*, Philadelphia, J. B. Lippincott, 1963.
  2. *The Smoke and the Fire. Myths and Anti-Myths of War, 1861-1945*, London, Sidgwick & Jackson, 1980.
- Thompson, J. Lee, *Forgotten Patriot. A Life of Alfred, Viscount Milner of St James's and Cape Town*, Madison, NJ, Fairleigh Dickinson University Press, 2007.
- Thomson, Basil,
1. *My Experiences at Scotland Yard*, Garden City, NY, Doubleday, Page, 1923.
  2. *The Story of Scotland Yard*, London, Grayson & Grayson, 1935.
  3. *The Scene Changes*, Garden City, NY, Doubleday, Doran, 1937.

- Thurlow, Richard, *The Secret State. British Internal Security in the Twentieth Century*, Oxford, Blackwell, 1994.
- Todman, Dan, *The Great War: Myth and Memory*, London, Hambledon and London, 2005.
- Toland, John, *No Mans Land: 1918, The Last Year of the Great War*, Garden City, NY, Doubleday, 1980.
- Travers, Tim, *The Killing Ground, The British Army, The Western Front and the Emergence of Modern Warfare, 1900-1918*, London, Allen & Unwin, 1987.
- Tuchman, Barbara,
1. *Der stolze Turm. Ein Portrait der Welt vor dem Ersten Weltkrieg, 1890-1914*, München, Droemer/Knaur 1969.
  2. *August 1914*, Frankfurt am Main, Fischer, 1990.
- Tucker, Spencer C. (Hg.), *World War I Encyclopedia*, 5 Bde., Santa Barbara, CA, ABC-CLIO, 2005.
- Van Reenen, Rykie (Hg.), *Emily Hobhouse: Boer War Letters*, Cape Town, Human & Rousseau, 1984.
- Vellacott, Jo, *Bertrand Russell and the Pacifists in the First World War*, New York, St. Martins, 1980.
- Watt, Richard M., *The Kings Depart. The Tragedy of Germany, Versailles and the German Revolution*, New York, Simon and Schuster, 1968.
- Waugh, Alec, *The Early Years of Alec Waugh*, New York, Farrar, Straus and Giroux, 1963.
- Webster, Donovan, *Aftermath: The Remnants of War*, New York, Vintage, 1998.
- Weintraub, Stanley, *Silent Night. The Story of the World War I Christmas Truce*, New York, Free Press, 2001.
- Weller, Ken, *«Dont Be a Soldier!» The Radical Anti-War Movement in North London, 1914-1918*, London, London History Workshop Centre, 1985.
- Whalen, Robert Weldon, *Bitter Wounds. German Victims of the Great War, 1914-1939*, Ithaca, Cornell University Press, 1984.
- Wheeler-Bennett, John, *Brest-Litovsk. The Forgotten Peace, March 1918*, New York, Norton, 1971.
- Wills, W. David, *Stephen Henry Hobhouse. A Twentieth-Century Quaker Saint*, London, Friends Home Service Committee, 1972.
- Wilson, Angus, *The Strange Ride of Rudyard Kipling. His Life and Works*, New York, Viking, 1978.
- Wilson, Trevor, *The Myriad Faces of War, Britain and the Great War, 1914-1918*, Cambridge, Polity Press, 1986.
- Winslow, Barbara, *Sylvia Pankhurst. Sexual Politics and Political Activism*, New York, St, Martins, 1996.
- Winter, Denis, *Haigs Command. A Reassessment*, London, Viking, 1991.
- Winter, J [ay] M.,
1. *The Great War and the British People*, Cambridge, MA, Harvard University Press, 1986.
  2. *The Experience of World War I*, New York, Oxford University Press, 1989.

- Winter, Jay, und Blaine Baggett, *The Great War and the Shaping of the 20th Century*, New York, Penguin Studio, 1996.
- Winter, Jay, Geoffrey Parker, und Mary R. Habeck (Hg.), *The Great War and the Twentieth Century*, New Haven, Yale University Press, 2000.
- Wolff, Leon, *In Flanders Fields. The 1917 Campaign*, New York, Viking, 1958.
- Wrench, John Evelyn, *Alfred Lord Milner. The Man of No Illusions, 1854-1925*, London, Eyre & Spottiswoode, 1958.
- Wright, Patrick, *Tank: The Progress of a Monstrous War Machine*, New York, Viking, 2002.
- Zuckerman, Larry, *The Rape of Belgium. The Untold Story of World War I*, New York, New York University Press, 2004.

### Dissertationen oder Magisterarbeiten

- Kaminski, Diane Clements, *The Radicalization of a Ministering Angel. A Biography of Emily Hobhouse, 1860-1926*, University of Connecticut, Diss., 1977.
- Mayhall, Laura E. Nym, «Dare to Be Free». *The Womens Freedom League, 1907-1928*, Stanford University, Diss., 1993.
- Williams, Carl R., *The Control of Civilian Populations in War. The Policing of Political Beliefs in Great Britain, 1914-1918*, London School of Economics, Mag., 1999.

### Archivmaterial

- National Archives, Kew
- Charlotte Despard Papers, Public Record Office of Northern Ireland, Belfast
- Charlotte Despard Papers, Womens Library, London
- John French Papers, Imperial War Museum, London
- David Lloyd George Papers, Parliamentary Archives, London
- Alfred Milner Papers, Bodleian Library, Oxford
- E. Sylvia Pankhurst Papers, Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam (Mikrofilmkopien in vielen Bibliotheken)
- Albert Edward Rochester Papers, in Privatbesitz
- Protokoll von Rochesters Prozess, 12. Januar 1917
  - Rochesters unveröffentlichter Brief an die *Daily Mail*, 31. Dezember 1916
  - «Albert Edward Rochester, 1884-1926», unveröff. Hs., von Tom Hickey und Brian Maddocks
  - «Debts of Honour», unveröff. Hs. von Tom Hickey and Brian Maddocks, Imperial War Museum Sound Archive interviews
  - Fenner Brockway 000476/04



## LITERATUR

---

- Wilfrid Ernest Littleboy 000485/06
- Howard Cruttenden Marten 000383/06
- Harold Frederick Bing 000358/11
- Komintern-Personalakten, Moskau
- Akte William Wheeldon, 495/198/537

# BILDNACHWEIS

Charlotte Despard: © Press Association Images. Feldmarschall Sir John French: © Rue des Archives/Mary Evans Picture Library. Kavalleristen auf dem Weg nach Kimberley in Südafrika: Lithographie aus dem 20. Jahrhundert von John Charlton, nach einer Skizze von G. D. Giles © the Stapleton Collection/Bridgeman Art Library. Rudyard Kipling.: © Bettmann/Corbis. Alfred, Lord Milner: © Hulton Archive/Getty Images. Lady Violet Cecil: Mit freundlicher Genehmigung von Hugh Hardinge und der Familie Hardinge. Emily Hobhouse: Fotografie eines Halbplatten-Negativs von H. Walter Barnett, ca. 1902, © National Portrait Gallery, London. Christabel Pankhurst.: © Mary Evans Picture Library. Emmeline Pankhurst: © ullstein bild/ akg-images. Sylvia Pankhurst: © Hulton-Deutsch Collection/Corbin. Keir Hardie: © Hulton-Deutsch Collection/Corbis. Zar Nikolaus II. und Kaiser Wilhelm II. © Charlotte Zeepvat Collection/Mary Evans Picture Library. König Georg und Königin Maria: © Hulton Archive/Getty Images. Basil Thomson: © Hulton Archive/Getty Images. Feldmarschall Sir Douglas Haig: Fotografie von Spencer Arnold © Getty Images. John Buchan: © Mary Evans Picture Library. Bertrand Russell: © Bettmann/Corbis. John Kipling: © Special Collections Library, University of Sussex/National Trust Photo Library. George Cecil: Mit freundlicher Genehmigung von Hugh Hardinge und der Familie Hardinge. Berliner Lebensmittelschlange: © ullstein bild/ akg-images. Frühe Gasmasken: © akg-images. Üben für Kavallerieangriff: © Imperial War Museum, London/Q.964o5. «Go! Its Your Duty»: Mit freundlicher Genehmigung der Advertising Archives. *The Conscientious Objector*: Mit freundlicher Genehmigung von Nicholas Hiley. *Destroy This Mad Brute*: Mit freundlicher Genehmigung der Advertising Archives. Ein Standfoto aus dem Dokumentarfilm *The Battle of the Somme*: © Imperial War Museum, London/ Q.7950I. Passchendaele, 31. Juli: Imperial War Museum, London/Q.5732. Passchendaele, September: © Imperial War Museum, London/E.711. Passchendaele, Oktober: © Time & Life Pictures/Getty Images. Stephen Hobhouse: Mit freundlicher Genehmigung der Library of the Religious Society of Friends in Grossbritannien. Joseph Stones: © Press Association Images. Albert Rochester: mit freundlicher Genehmigung von Don Coleman. Alice Wheeldon and daughters: © Illustrated London News/Mary Evans Picture Library. John S. Clark: Aus John S. Clark, *Circus Parade*. Pazifisten in Dartmoor: © Popperfoto/Getty Images. Fraternisierende Soldaten: U.S. National Archives.

## DANK

**W**ährend der sechs Jahre, die ich an diesem Buch arbeitete, hatte ich fast das Gefühl, als verfolge mich das hier behandelte Thema, selbst wenn ich mich weit von ihm entfernt hatte. Als ich zusammen mit einem Freund mit dem Auto Südafrika durchquerte, erreichten wir in der Dunkelheit eine kleine Ortschaft im Landesinneren und übernachteten dort bei Bekannten; erst als wir am nächsten Morgen weiterfahren, entdeckte ich, dass sie in der Milner Street wohnen. Als ich mich einen Tag lang in London mit einer Arbeit beschäftigte, die nichts mit dem Buch zu tun hatte, setzte ich mich auf eine Rasenfläche am Tavistock Square, um mich ein wenig zu entspannen: Zufällig blickte ich nach oben und entdeckte – ein kleines Denkmal, das den Wehrdienstverweigerern gewidmet ist. In der Woche schliesslich, als ich die Durchsicht der Fahnen beendete, beerdigten wir die 98-jährige Tante meiner Frau, die in einer Kleinstadt in Maine lebte; erst auf dem Friedhof erfuhren wir von einem ihrer Verwandten, dass ihr schon lange verstorbener Ehemann 1918 in einen Gasangriff geraten war. «Niemand sprach gern darüber», sagte er. Doch viele Menschen redeten bereitwillig – nicht über ihre Kriegserlebnisse, sondern über meine Mühen, eben diese Epoche aufs Papier zu bekommen. Eine Gruppe von Freunden, die im Laufe der Zeit auf die Grösse einer der kleineren Armeen des Ersten Weltkriegs anzuwachsen schienen, leistete wichtige Hilfe. Zu allererst eine tiefe Verbeugung an die Adresse aller, die das Manuskript gelesen und kommentiert haben: Harriet Barlow, Vincent Carretta, Vivian Dent, Elizabeth Farnsworth, Mary Felstiner, Peter Goldmark, Hermann Hatzfeldt, Tracy Kidder, Jeffrey Klein, Mark Kramer, Elinor Langer, Meghan Laslocky, Mike Meyer, Michael Rice, Rebecca Solnit, Francis Wilson und Monty Worth. Einige haben sich eine besondere Tapferkeitsmedaille ver-

dient, weil sie sich durch eine frühe Fassung gequält haben, die etwa 60 Prozent länger als das vorliegende Buch war – eine Form des Krieges gegen Leser, die von der Genfer Konvention geächtet werden sollte.

Für eine weitere Durchsicht des Manuskripts bin ich Historikern und Spezialisten des Ersten Weltkriegs zu tiefem Dank verpflichtet, die dem Neuling auf diesem Gebiet grosszügige Hilfe angedeihen liessen. Den ersten von ihnen lernte ich am Informationsschalter der British National Archives kennen, als er eine Frage mithörte, die ich dort stellte, und rasch deutlich wurde, dass er weit besser Bescheid wusste als der Mann hinter dem Schalter. Wie sich herausstellte, handelte es sich um Julian Putkowski, der mich anschliessend mit einem transatlantischen Strom von ausgesprochen nützlichen Literaturhinweisen überschüttete. Äusserst aufmerksam und zurückhaltend, wie es seine Art ist, machte er mich darauf aufmerksam, dass die Lanzenreiter auf dem Cover der amerikanischen Ausgabe des vorliegenden Buchs keine Briten sind. (Es sind Franzosen.) Die sorgfältige Lektüre dieses Buchs durch ihn, durch Cyril Pearce in England, Peter Stansky in den Vereinigten Staaten und Jo Vellacott in Kanada – die sich alle mit dieser Periode weit länger beschäftigt haben als ich – ersparte mir so manchen Fehler. Für alle Irrtümer, die sich hinterher eingeschlichen haben, oder für meine Ansichten sind sie natürlich nicht verantwortlich.

Wie immer war meine Frau Arlie meine liebste Waffengefährtin – in diesem Buch wie im Leben. Sie war bei allen Höhen und Tiefen an meiner Seite, lernte diese Figuren kennen, als wären sie Familienmitglieder, äusserte behutsame Kritik an dem endlosen ersten Entwurf, stapfte unermüdlich durch Schützengräben, Museen und einen unterirdischen Tunnel, als wir die Schlachtfelder in Frankreich besichtigten, und fand dabei noch Zeit, selbst ein kluges, pointiertes Buch zu schreiben.

Grossartige Lektoren sind seltener als grossartige Autoren, und Tom Engelhardt, der jetzt schon an vier meiner Bücher mitgearbeitet hat, ist der beste von allen. Er hat die unheimliche Fähigkeit, sich in den Kopf eines Autors zu versetzen und das, worum es einem geht, besser zu erkennen als man selbst und genau zu wissen, welche Töne man anschlagen muss, um den Akkord zu erzielen, den man sich vorstellt. Für mich ist das umso erstaunlicher, als er nebenbei noch eine bemerkenswerte Ein-Mann-Website führt und fast allein schreibt, die ein wachsam

Auge auf die imperialen Träume und Wahnvorstellungen unserer Zeit hat:

[www.tomdispatch.com](http://www.tomdispatch.com).

Bei Houghton Mifflin Harcourt lasen Bruce Nichols und Andrea Schulz das Manuskript und lieferten nützliche Anmerkungen, ebenso wie meine langjährige Lektorin Georgina Morley bei Pan Macmillan in London und mein Literaturagent Georges Borchardt. Mein Dank bei Houghton Mifflin Harcourt gilt ferner Larry Cooper, der buchstäblich Hunderte von überflüssigen Wörtern, ungeschickten Wiederholungen und anderen sprachlichen Missgriffen beseitigte, als er das Manuskript des dritten Buchs, an dem wir zusammengearbeitet haben, sorgfältig durchsah. Ich hoffe, dass noch viele gemeinsame Bücher folgen werden. Melanie Haselden betätigte sich höchst erfolgreich als Detektivin in britischen Fotoarchiven: Sie spürte Porträts der Protagonisten dieses Buchs auf und entdeckte beeindruckende Fotos eines Krieges, der allzu oft mit den sattsam bekannten Stockfotos präsentiert wird.

Ich bekam auch Hilfe anderer Art, unter anderem von Julian Hendy, die mir Einsicht in ihre Kopien von Briefen der Wheeldons und anderem Material über die Familie gewährte; von Carl Williams, der mir seine Magisterarbeit schickte; Nicholas Hiley, die mich auf einige wertvolle Quellen aufmerksam machte und einige wichtige Illustrationen lieferte; sowie Guy Hartcup und Mark Goodman, die mir meine Fragen beantworteten. Dank auch an die Lannan Foundation, von der ich völlig unerwartet ein ausserordentlich grosszügiges Forschungsstipendium erhielt, als ich gerade mit der Arbeit zu diesem Buch anfang. Vor Jahren wurde ich zum ersten Mal auf Alfred Rochester aufmerksam, als ich zufällig ein ausgezeichnetes Drehbuch von Brian Maddocks und Tom Hickey las – ein Projekt, das immer noch auf einen mutigen Produzenten wartet. Don Coleman, Rochesters Enkel, schickte mir mehr Informationen und eine Fotografie.

Obwohl ich in den Endnoten deutlich mache, welchen Autoren ich besonders verpflichtet bin, möchte ich mich doch bei einigen an dieser Stelle ausdrücklich bedanken. Barbara Tuchman war lange mein Vorbild beim Schreiben; es war ein Vergnügen, über eine Epoche zu arbeiten, bei der ich mich auf zwei ihrer grossartigen Bücher stützen konnte – obwohl der Ausbruch des Krieges heute von den meisten Historikern etwas anders beurteilt wird als von ihr. Trevor Wilsons meisterliche Geschichte der britischen Kriegserfahrungen war ein ständiger Begleiter.

Hugh und Mirabel Cecils *Imperial Marriage* ist ein elegantes und ergreifendes Werk, aus dem ich vieles übernommen habe; die Autoren mögen mir verzeihen, dass ich die Politik ihrer Hauptpersonen etwas kritischer beurteile als sie. Schliesslich war ich wie jeder, der über britische Geschichte der jüngeren Zeit schreibt, dankbar, dass ich mich auf die neue, gründlich überarbeitete Ausgabe eines der wunderbarsten Referenzwerke unserer Sprache stützen konnte – das *Oxford Dictionary of National Biography*.

Viele Bibliotheken und Archive haben mir auf Anfrage – oft kostenlos – Fotokopien zugeschickt, unter anderem die National Library of Scotland, die Bodleian Library in Oxford, die University of Warwick, das Imperial War Museum, die Dalhousie University und die Swarthmore College Peace Collection. Ich danke Reverend Gabriel O’Prey und dem Public Record Office Nordirlands für die Erlaubnis, aus den dort aufbewahrten Papieren von Charlotte Despard zu zitieren. Bei den Recherchen für dieses Buch habe ich diese Institutionen und viele andere in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten besucht, doch mein besonderer Dank gilt den Bibliotheken, wo ich die meiste Zeit verbrachte – der University of California in Berkeley und dem Bates College in den Sommermonaten. Selbst nach mehreren Besuchen in den National Archives in Kew vermochte ich jenes wunderbare Förderband über unseren Köpfen nicht ohne Staunen zu betrachten, das aus einem Jahrtausend britischer Geschichte und 187 Kilometern Regalwänden wie mit Zauberhand in wenigen Minuten jedes gewünschte Dokument herbeischafft. Das allein kann einem die Illusion verschaffen, man verstehe die Vergangenheit.

# REGISTER

- A Lodge in the Wilderness (John Buchan)  
79
- Ames, Oswald 21
- Amiens, Schlacht bei 423
- Amritsar, Massaker von 458
- Antikriegskundgebung in London 131
- Arbeitshaus 30
- Asquith, Herbert (englischer Premier  
minister) 226  
  Amtsführung 301  
  über die Julikrise 123
- Asquith, Margot 165
- Bantams 303
- Barrie, James 200
- Battle of the Somme (Propagandafilm)  
297
- Bei unseren Helden an der Somme (Propa-  
gandafilm) 297
- Belgien  
  Widerstand gegen deutschen Vormarsch  
  132
- Bennett, Percy 196
- Bennett, Winifred «Wendy» 196
- Berger, John 12
- Bewegungsschlacht 171
- Blunden, Edmund 186
- Booth, Charles 33
- Botschkarjowa, Maria 363
- Britannia (Zeitung) 228
- British Workers' League  
  Gründung 237
- Brockway, Fenner 203 f., 414, 434  
  im Parlament 447
- Brooke, George 28
- Brooke, Rupert 145
- Brüssel 146
- Buchan, John 64, 79  
  Propagandachef 371  
  Tod 462  
  zu Wehrdienstverweigerern 446
- Buller, Sir Redvers 47
- Bündnissystem, europäisches 70 f.
- Burenkrieg  
  Ausbruch 41, 46  
  britische Konzentrationslager 58  
  burische Freischärler 58  
  und Irland 56
- Caillaux, Henriette 120
- Cecil, Edward 80
- Cecil, George 81, 154, 160, 168, 177  
  im Expeditionskorps 150
- Cecil, Lady Violet (später Violet Milner) 51,  
  80 f., 140, 150, 160, 168 ff., 248, 450, 457,  
  460
- Cecil, Lord Edward 51 f., 140, 177
- Chamberlain, Joseph 63
- Churchill, Winston 39, 43, 123 f., 130, 165,  
  176, 278, 306, 321, 340, 343, 347, 395,  
  402, 422, 439, 457 und die Schlacht von  
  Omdurman 37
- Clarke, John S. 324, 326 f.  
  über die junge Sowjetunion 454

- Clemenceau, Georges 53, 79, 169, 406, 416, 426 f., 450, 452 über Milner 79
- Connolly, James 245 f.
- Debs, Eugene V. 13, 96
- démineurs 9
- Derby, Lord 167
- Despard, Charlotte 30 f., 33 f., 108, 143, 154, 156, 190, 464
- Armenhilfe in Battersea 190
- Despard Arms (Abstinenz-Pub für Soldaten) 191
- Frauen-Friedenskreuzzug 360
- im Gefängnis 73, 109
- über die Anfänge der stalinistischen Diktatur 454
- und das Frauenwahlrecht 72
- und der Widerstand gegen den Burenkrieg 55
- und Despard Clubs 32
- und Emmeline Pankhurst 82
- und ihr Bruder Sir John French 35 f., 110, 366, 449
- Despard, Maximilian 31f.
- Deutschland / Deutsches Reich
- Angriffsplan
- Vormarsch durch Belgien 132
- Deserteure in Berlin 430
- Fehler beim Grabenkrieg 173
- Kriegserklärung an Frankreich 132
- Kriegserklärung an Russland 129
- meuternde Matrosen 431
- Mobilmachung 129
- Nachschubprobleme 171 rassistische Vorbehalte gegen Russland 119
- Terror in Belgien 146
- Ultimatum an Russland 129
- und Belgien 131
- und Frauenfriedenskonferenz 191
- und Transvaal 44
- Unruhen nach dem Krieg 447
- Waffenverkäufe an irische Untergrundkämpfer 111
- Zweifrontenkrieg 161
- Die neununddreissig Stufen (John Buchan) 229 f.
- Dolchstosslegende 433
- Doyle, Arthur Conan 200
- Duval, Cécil 43, 62, 80
- Eduard, Prince of Wales (später Eduard VIII.) 176
- Elbregatta 111
- Erster Weltkrieg
- Bewertung 472 f.
- Faszination des 13
- Verluste IOf.
- Europa
- Neuordnung nach dem Krieg 449
- Expeditionskorps, britisches 149
- Faktoren, kriegsbegünstigende 121
- Federn, weisse, als Symbol der Feigheit 203
- Fisher, Victor 239
- Flammenwerfer 198
- Flottenwettrüsten, deutsch-britisches 67
- Frankreich
- erste Reaktionen auf Sarajewo 120
- Flucht aus Paris 416
- und Paris 168f.
- Uniformierung der Soldaten 147
- Vorkriegsplanung 146
- Franz Ferdinand, Erzherzog von Österreich-Este 113, 117, 119, 121
- Franz Joseph, Kaiser von Österreich 121
- Frauenfriedenskongress in Den Haag (1915) 191
- French, Eleanora (Ehefrau von Sir John) 29
- French, Gerald (Sohn von Sir John) 35
- French, Sir John 25f., 58, 65, 71, 110, 140, 148f, 212, 405, 463
- als Oberbefehlshaber in Frankreich 176
- Befehl zum Rückzug der britischen Truppen 154



- Entzweiung mit der Schwester über Iri-  
andfrage 449  
im Burenkrieg 47  
in Kimberley 48  
Kommandeur in Alderhot 66  
Kritik der Unterebenen 155  
Kritik von Regierungsseite 156  
Massnahmen gegen irische Nationalisten  
419  
Reaktion auf den Osteraufstand 245 über  
den Weihnachtsfrieden 1914 182 über die  
Aktivitäten von Charlotte Despard 73  
über die französische Militärführung 148  
über seine Karriere 367  
und der Grabenkrieg 173  
und die Kavallerie 26  
und die Schlacht von Neuve Chapelle  
188, 190  
und die Verteidigung der Kavallerie 68  
und Haig 47  
und Metapher vom Krieg als Sport 185  
Vizekönig von Irland 415, 448  
zur Munitionsknappheit 196  
Friedensformeln, unbefriedigende 356  
Frühjahrsoffensive, deutsche (1918) 403,  
405
- Gaekwar von Baroda 101  
Gallipoli, Feldzug von 195,199  
Galsworthy, John 200  
Gandhi, Mohandas 80  
ziviler Ungehorsam 458  
Gaskrieg  
Beginn 192  
Gegenmassnahmen 194  
Gründe für seine vehemente Ablehnung  
193  
mangelnde Vorbereitung auf alliierter  
Seite 193  
strategische Nutzlosigkeit 194  
Georg V, König von England  
Krönung zum Kaiser von Indien IOOF.
- Gewerkschaften  
britische, polizeiliche Überwachung der  
105  
britische, wachsende Militanz der 105  
Goggins, Peter, King-Crater-Vorfall 304  
Gordon, Alex  
Geheimdienstagent 328  
Rolle im Prozess gegen die Wheeldons  
336  
Gosse, Sir Edmund 200  
Grabenfuss (Immersionfuss) 185  
Grabenkrieg 172  
Feuchtigkeit und Nässe 231  
Grabensystem 175  
im amerikanischen Bürgerkrieg 172  
im Burenkrieg 172  
Legenden über das Niemandsland 232  
Realität des G. 186f.  
Stacheldraht, Bedeutung des 174  
stillschweigendes Einverständnis zwischen  
den Fronten 231  
und Kavallerie 188  
und Nachrichtenübermittlung 189  
Grenfell, Julian 175  
Grippe, spanische 444  
Groote Schuur (Landsitz von Cecil Rhodes)  
53  
Grossbritannien  
Auflösungserscheinungen des Empire 457,  
459 f.  
Ausgangssperre für Frauen 190  
Autoren im Dienst der Propaganda 200  
Einführung der Wehrpflicht 239  
erste Reaktionen auf Sarajewo 120  
erste realistische Kriegsnachrichten  
154  
Expeditionskorps, Empfang in Frankreich  
147  
Flottenmanöver im Juli 1914 124  
Freiwilligenschwemme 144  
Gewerkschaften für den Krieg 145  
Hunger der Zivilbevölkerung 385  
Kolonie Südafrika 64

- Konzentrationslager im Burenkrieg 58, 60  
f.
- Krieg als komplexer industrieller Prozess 423
- Kriegsbegeisterung 144
- Kriegserklärung an Deutschland 137
- Kriegspropaganda 200 f.
- Krönung Georgs V. zum Kaiser von Indien 100
- Literatur und Furcht vor deutscher Invasion 95
- Massnahmen gegen die burische Zivilbevölkerung 58
- militärische Macht des Kolonialreichs 102
- Mobilmachung 131
- Musterung in Fussballstadien 166
- Propagandamassnahmen Frühjahr 1918 410
- Rückzug der britischen Truppen in Nordfrankreich 154
- Spionagehysterie 229, 322
- Stimmung im Land, Frühjahr 1918 410
- Streiks 1918 424
- Südafrika nach den Burenkriegen 64
- Ultimatum an Deutschland 134  
und der Burenkrieg 57  
und europäisches Bündnissystem 71  
und Frauenfriedenskonferenz 191  
und Transvaal 42, 44
- Wehrpflicht 79
- Widerstand gegen den Burenkrieg 55 f.
- Widerstand gegen Ersten Weltkrieg 13
- Zahl der vollstreckten Todesurteile im britischen Heer 314
- Haggard, Rider 296
- Haig, Sir Douglas 39, 58, 64 f., 82, 101, 140, 180, 190 als Oberkommandierender 240  
Bestätigung der Bantam-Todesurteile 314  
Frenchs Nachfolger als Oberkommandierender 230
- Heirat mit Dorothy Maud Vivian 69
- Intrige gegen French 195
- politisch unangreifbar 384
- Schweigsamkeit 243
- Selbstinszenierung nach dem Krieg 466
- Senioritätsprinzip 243
- Tagesablauf 242  
über French 149, 197
- Unangreifbarkeit 319  
und die Kavallerie 1916 241  
und die Schlacht von Neuve Chapelle 188  
und die Schlacht von Omdurman 38  
und die Verteidigung der Kavallerie 68, 70  
und French 47  
während der Frühjahrsoffensive 1918 408
- Warnung vor zu harten Friedensbedingungen 434
- Hardie, James Keir 85, 107, 143, 178, 204, 227  
Anfeindungen wegen Kriegsgegnerschaft 138  
Antikriegskundgebung in London 131  
Ehe mit Lillie 92  
Gewerkschaftsarbeit 87  
in der Kohlengrube 87  
internationale Probleme 88  
Jugend 86  
letzte Begegnung mit Sylvia Pankhurst 205  
Protest gegen die Zwangsernährung 93  
Schlaganfall 179  
und der Weihnachtsfriede 1914 182  
und Friedensbemühungen der Sozialisten 126  
und Sylvia Pankhurst 91, 93, 95, 139  
zur Kaiserkrönung Georgs V 101
- Hardie, Lillie 90
- Hardy, Thomas 200  
Friedensgedicht 436
- Hasspredigten von den Kanzeln 203

- Heer, französisches  
  Meutereien im 356 f.
- Heer, russisches  
  Auflösungserscheinungen 364
- Hindenburg, Paul von  
  Hindenburgstern 405
- Hinrichtung der Bantams 315
- Hitler, Adolf 12, 137, 433  
  zum Versailler Vertrag 453
- Hobhouse, Emily 60, 138  
  gegen Grossbritanniens Kriegseintritt 131  
  und Sir Alfred Milner 59, 62  
  und Südafrika 63  
  und Widerstand gegen den Burenkrieg  
    59, 62  
  Wiederaufbau nach dem Burenkrieg 80
- Hobhouse, Paul 409
- Hobhouse, Stephen 464
- Holliday, William 249
- Holocaust 12
- Hunter-Weston, Sir Aylmer 479
- Hussars, 19th Regiment of 25, 29
- I Appeal unto Caesar (M. Hobhouse/Russell)  
  350
- IG-Farben 192
- Irland  
  bewaffnete Konflikte 448  
  Homerule 111  
  und der Burenkrieg 56
- Jaurès, Jean 88, 97  
  als Redner 103, 127  
  Ermordung des 128  
  internationales Sozialistentreffen 127
- Julikrise 122
- Kavallerie 24  
  Aufgaben im Ersten Weltkrieg 171  
  und moderne Schnellfeuerwaffen 146
- Kennan, George E 452
- Kimberley, Schlacht bei 48
- King-Crater-Vorfall 304
- Kipling, John 105, 226, 296  
  in Frankreich 203  
  Oflizierspatent 167
- Kipling, Rudyard 45, 105, 461  
  als Vater 78  
  bei Kriegsausbruch 140  
  Reaktionen auf die Vermisstmeldung sei-  
    nes Sohns 233  
  über seinen Sohn John 167  
  über Violet Cecils Kummer 170  
  und das Empire 45  
  und Irlands Selbstständigkeitsbestrebungen  
    112  
  und Kriegspropaganda 201  
  und Suffragetten 77
- Kitchener, Sir Horatio Herbert 38, 40f.,  
  148 f., 193, 195  
  als Kriegsminister 156  
  als Verteidigungsminister 147  
  Kritik an French 156,158  
  Puritanismus 147  
  und die Schlacht von Omdurman 37  
  zum Gaskrieg 158, 166, 169,172,194, 484  
  f.
- Kolonien, deutsche 450
- Kompromissfrieden  
  Widerstände gegen 388
- Kriegsbegeisterung 137
- Kriegsdienstverweigerer  
  Reaktion auf russische Revolution 377
- Kriegshysterie in der Heimat 208
- Kriegsneurose 314
- Kriegsnotstandsgesetz (Defence of the Realm  
  Act) 208
- Kruger, Paul 42
- Lansbury, George 178
- Lansdowne, Lord 386 f.
- Lenin, d. i. Wladimir Iljitsch Uljanow 346  
  versiegelter Zug 346
- Letyford, Alex 187
- Liebknecht, Karl 151  
  Ausrufung der Räterepublik 432

- Lloyd George, David 56, 226  
 als Finanzminister 126  
 Anschlag auf Landhaus 141
- Loos, Schlacht bei 296
- Ludendorff, Erich 404, 424, 429
- Luftschiffe, deutsche  
 Bomben auf London 207
- Lüttich 146
- Luxemburg, Rosa 13, 97, 447  
 über die russische Revolution 342
- MacDonald, Ramsay 447
- Machtergreifung, bolschewistische 375
- Mafikeng, Belagerung von 52, 57
- Mann, Thomas 130, 145
- Marokkokrise  
 Erste 71  
 Zweite 102
- Martin, Duncan 7
- Marx, Eleanor (Tochter von Karl) 34
- Maschinengewehr 174  
 Bedeutung des, für den Stellungskrieg 174
- Maxim, Hiram 39
- Maxim-Gewehre 40, 49
- McDonald, John, King-Crater-Vorfall 304
- Merthyr Tydfil, Wales 138
- Millicent, Dowager Duchess of Sutherland, 175
- Milner, Sir Alfred 42 f., 53, 168, 170, 302, 406, 408, 460  
 als Gründer der British Workers' League 238  
 bei Kriegsausbruch 140  
 Berufung ins Kriegskabinett 309  
 Beziehung zum Premierminister 247  
 nach dem Burenkrieg 64, 78  
 Reise mit Delegation nach Russland 329  
 und der Burenkrieg 44, 56, 65  
 und die Unruhen in Russland 331  
 und Emily Hobhouse 62  
 und Haig 300  
 und Irlands Selbstständigkeitsbestrebungen 112  
 und Kipling 46  
 und Lady Violet Cecil 54 f., 457  
 und Lloyd George 318  
 und Pariser Friedenskonferenz 452
- Mobilmachung in Serbien, Russland, Frankreich 124 Logistik der 121
- Modern Warfare (Guggisberg) 27
- Moltke, Helmuth von (deutscher Generalstabschef) 102f., 119, 125
- Moore, George G. 110, 177
- Morel, Edmund Dene 249 angeblich von Deutschland bezahlt 249, 379  
 Haftbedingungen 380  
 Verurteilung 379
- Mr. Standfast (John Buchan) 373
- Nachkriegszeit, Arbeiterunruhen 446
- Neuve Chapelle, Schlacht von 188,195 Nikolaus II. (russischer Zar) 70, 89, 110, 122,128 und Julikrise 125
- No-Conscription Fellowship 327
- Not this tide (Gedicht von Kipling) 234
- Omdurman, Schlacht von 37f., 40
- Oranje-Freistaat 41
- Orwell, George  
 über Kipling 45
- Osmanisches Reich  
 Kriegseintritt 164
- Osteraufstand 245 f.
- Oster-Proklamation 245
- Österreich-Ungarn  
 Kriegserklärung an Serbien 124  
 Ultimatum an Serbien 123  
 Zerfall des Reichs 430
- Österreich-Ungarn russische Front 165
- Owen, Wilfred 430, 436

- Pankhurst, Adela 107 weltanschauliche Wandlungen 468
- Pankhurst, Christabel 75, 142  
Beiträge in der Britannia 416  
Flucht nach Frankreich 106  
religiöse Schwärmerei 468  
über das Verhalten ihrer Schwester 249  
Wandel zur Kriegsbefürworterin 150, 152, 205  
zum Pazifismus 360
- Pankhurst, Emmeline 74, 141, 467  
Auftritt im Whelldon-Prozess 337  
auf Vortragsreise in den USA 416  
Flucht nach Frankreich 142  
Gewaltbereitschaft 107  
Gründe für Kriegsbefürwortung 153, 205  
Haltung zum Krieg 126  
in Petrograd 362  
und Charlotte Despard 82  
und Frauenfriedenskonferenz 191  
und Frauenwahlrecht 74  
und Pazifismus 76  
Wandel zur Kriegsbefürworterin 150, 152
- Pankhurst, Sylvia 75, 82, 88, 142, 178, 190  
Antikriegskundgebung 248  
Einrichtungen für Frauen 1914/18 180  
Entzweiung mit der Familie 153  
Gründe für Pazifismus 152  
Hungerstreik 94  
Konflikt mit Emmeline und Christabel 150 f.  
Nachruf auf Hardie 227  
Sozialarbeit im Londoner East End 107 f.  
über freie Liebe 92  
über Mutter und ältere Schwester 416  
uneheliches Kind 467  
Verhältnis zur Mutter 107  
Zwangsernährung 94
- Panzer 248
- Paris 407
- Pariser Friedenskonferenz 449
- Paris-Geschütze 407
- Passchendaele, Schlacht von  
Beginn 367  
Schlamm und Wasser 368  
Senfgas 370  
Tod durch Ertrinken 369  
Verlustzahlen 374
- Pétain, Philippe 357
- Poincaré, Raymond (französischer Präsident) 120
- Princip, Gavrilo, Attentäter von Sarajewo 118f.
- Prisoners Act (Prisoners Temporary Discharge for Ill Health Act) 141
- Prison, Holloway 108
- Propagandafilme 297, 372
- Rechtfertigungen, idealisierte, des Kriegs 133
- Rees, Hubert C. 479
- Repington, Charles À Court 177, 196
- Rhodes, Cecil 47
- Roberts of Kandahar, Lord 21, 177
- Rochester, Albert  
Bericht über Hinrichtung der Bantams 316  
Brief gegen Offiziersprivilegien 305 f. und die verurteilten Bantams 308 vor dem Kriegsgericht 306 f.
- Rosebery, Lord 24
- Rowbotham, Sheila 323
- Russell, Bertrand 249  
als Literat 159  
Gedanken zu den Waffenstillstandsfeiern 435  
in Haft 413  
Nobelpreis für Literatur 447  
Patriot und Kriegsgegner 159f.  
über die junge Sowjetunion 453  
über Morel nach der Haft 380  
vor Gericht 412
- Russische Revolution  
Provisorische Regierung 341

- Russland  
 Ausbildungsstand seiner Soldaten 162  
 im Krieg 210ff.  
 Korruption in der Armee 162  
 Kriegsentschlossenheit des Volks und  
 Militärs 125  
 österreichisch-ungarische Front 165  
 revolutionäre Umtriebe 164  
 und die serbische Frage 118  
 Versorgungsengpässe trotz Hilfslieferungen 330  
 Zustand der Armee 161
- Rutland, Herzog von 24
- Samsonow, Alexander 163 f.
- Sarajewo, Attentat von 113, 117
- Sassoon, Siegfried  
 Protestbrief 365  
 Rückkehr an die Front 378
- Selby-Lowndes, Eleanora 27
- Serbien 118  
 österreichisches Ultimatum 123
- Shackleton, Sir Ernest 139, 165
- Shaw, George Bernard 228
- Shot at Dawn (Bürgerinitiative) 470
- Smillie, Bob 203
- Smith, Frederick Edwin  
 Chefankläger im Prozess gegen die  
 Wheeldons 334
- Socialist Labour Party 327
- Somme, Schlacht an der 7f., 10, 15, 244,  
 260ff., 260-297
- Sophie, Erzherzogin von Österreich 117
- Sowjetunion  
 Emigration westlicher Idealisten in die  
 454
- Sozialdemokratische Partei Deutschlands  
 (SPD) 96  
 Haltung zu den Kriegsanleihen 132  
 Reichstagswahlen 1912 103
- Sozialismus, europäischer, vor 1914 96
- Stellungskrieg, Übergang zum 172
- Stevenson, David 320
- St. John, Christopher 109
- Stones, Joseph 303
- Stosstrupptaktik, deutsche 404
- Südafrika 41
- Südafrikanische Republik 41
- Suffragetten  
 Hungerstreik 141  
 Militanz der 106  
 Organisationen 76  
 und die Linke 82  
 unter Polizeibeobachtung 106  
 Zwangsernährung 93
- Tannenberg, Schlacht bei 163 deutsche und  
 russische Verluste 164
- The Battle of the Somme (Propagandafilm)  
 298 f.
- The Man Who Stayed at Home (Theaterstück) 203
- The Tribunal (Zeitung) 414
- Thomson, Basil 105, 142, 322, 424, 464  
 um Wheeldon-Affäre 338
- Transvaal  
 Goldfund 41
- Tsingtau 138
- Tuchman, Barbara 134
- U-Boot-Krieg, uneingeschränkter 320  
 Erfolgedes 321  
 Konvois als Gegenmittel 344  
 Risiko des 321
- Ultimatum, österreichisches, an Serbien  
 123
- Verdun, Schlacht von 244
- Verlustzahlen 440
- Viktoria, Königin von England Thronjubiläum, diamantenes 21ff.  
 und Sir Alfred Milner 43
- Vitai Lampada (Die Fackel des Lebens)  
 (Newbolt) 27
- Vivian, Dorothy Maud 69
- Völkerbund 449

- Waffenstillstandsabkommen 434  
War Propaganda Bureau 200  
Waugh, Alec 137  
Weihnachtsfrieden 1914 180  
Wells, H.G. 200  
Wettrüsten, europäisches, vor 1914 95  
Wheeldon, Alice 326, 445  
    Anklage wegen Mordkomplott gegen Premierminister 328  
    Hungerstreik in der Haft 382  
    Prozess gegen sie und ihre Kinder 328, 335 f.  
    während der Haft 381  
Wheeldon, Hettie 326  
Wheeldon, Willie 326  
    Auswanderung in die Sowjetunion 448  
    nach der Haft 445  
    Tod während der Grossen Säuberung 455  
    Verhaftung 334  
Wheeldon, Winnie 326  
Wilhelm II., deutscher Kaiser 137, 145, 153  
    erste Balkonrede 128  
    Flottenwettrüsten 67  
    Freude über die deutsche Frühjahrsoffensive 405  
    Haltung vor dem Krieg 120  
    in Spa 431  
    Nachkriegspläne 146  
    Reaktion auf Mobilmachung anderer Mächte 124  
    Reaktion auf Sarajewo 121  
    Rede in den Krupp-Werken 429  
    über Deutschland und Grossbritannien 416  
    und die Buren 44  
    und die serbische Frage 118  
Winnington-Ingram, Arthur 203  
Wolseley, Lord 40  
Womans Dreadnought  
    Osteraufstand 247  
Womens Freedom League 83  
Womens National Anti-Suffrage League 77  
Womens Peace Expeditionary Force 151  
Womens Social and Political Union (WSPU) 73, 142  
    Gewalt gegen Sachen 106  
Woolf, Leonard u. Virginia 402  
Ypern 173,358  
Zwangsernährung 93  
Zweig, Stefan 129  
Zweite Internationale 88  
Zweiter Weltkrieg 12,452

**Adam Hochschild**  
**Schatten über dem Kongo**  
Die Geschichte eines der  
großen, fast vergessenen  
Menschheitsverbrechen

Aus dem Amerikanischen von Ulrich  
Enderwitz, Monika Noll, Rolf Schubert  
508 Seiten, gebunden, Tafelteil  
ISBN 978-3-608-94769-4



**Eines der großen, fast vergessenen Verbrechen  
unseres Zeitalters**

Die Geschichte des Kongo um die Jahrhundertwende ist eine Geschichte von Blut und Gewalt. Getrieben von der Gier nach Geld, Macht und Ruhm, brachte König Leopold II. von Belgien den Kongo 1885 in seinen Privatbesitz. In der Folgezeit ließ er das Land mit auch für damalige Verhältnisse beispielloser Grausamkeit ausbeuten und plündern.

Adam Hochschild geht den Spuren dieser Schreckensherrschaft nach. Er erzählt von Abenteurern, von politischen Ränkespielen und von der Entschlossenheit, mit der Männer wie Edmund Dene Morel ohne Rücksicht auf ihre berufliche Karriere und allen Repressalien zum Trotz den Kampf gegen Leopolds Terror-system aufnahmen.





**Adam Hochschild**  
**Sprengt die Ketten**  
Der entscheidende Kampf um  
die Abschaffung der Sklaverei

Aus dem Amerikanischen von Ute Spengler  
504 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag,  
Tafelteil

ISBN 978-3-608-94123-4



»Hochschild ist der erste, der dieses Kapitel britischer Sozialgeschichte so spannend schildert und zudem überraschende Bezüge schafft.« *Ina Beosch, NZZ am Sonntag*

Am 22. Mai 1787 trafen sich zwölf Männer im Londoner Osten, um eine Kampagne für die Abschaffung der Sklaverei zu beschließen. Eine kleine Gruppe persönlich zutiefst überzeugter Aktivisten vollbrachte eine historische Leistung, die kein Zeitgenosse für möglich gehalten hätte. Wenige Jahrzehnte später war die Sklaverei weltweit geächtet. Hochschild errichtet den »zwölf Aufrichtigen« ein literarisches Denkmal.

»Adam Hochschild beschreibt kenntnisreich, wie das Zeitalter der Sklaverei zu Ende ging.« *Andreas Echer, Die Zeit*



**Klett-Cotta**

**Peter Englund**  
**Menschheit am Nullpunkt**  
Aus dem Abgrund des  
20. Jahrhunderts

Aus dem Schwedischen von Paul Berf  
299 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag,  
ISBN 978-3-608-94123-4



**»Gerade unser hartnäckiger Glaube an die  
Vernunft macht den Wahnsinn erst möglich.«**

Peter Englunds »Menschheit am Nullpunkt« ist eine Sammlung historischer Essays, die auf unterschiedlichste Art das dunkle 20. Jahrhundert behandeln. Die Themen reichen vom Ersten Weltkrieg, Ausgangspunkt und Urkatastrophe des Jahrhunderts, über den ebenso zerstörerischen Zweiten Weltkrieg bis hin zur totalitären Erfahrung in stalinistischer wie nationalsozialistischer Gestalt.

Der Autor ist an die alten Schauplätze zurückgekehrt; packend und detailliert schildert er Personen und Ereignisse, Phänomene und Orte des historischen Geschehens. Eine Begegnung mit Helden und Feiglingen, Handlangern und Zuschauern, Opfern und Henkern in diesem gewaltsamsten und tragischsten Jahrhundert in der Geschichte der Menschheit.

